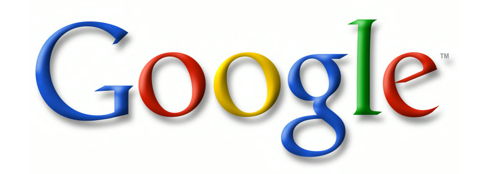
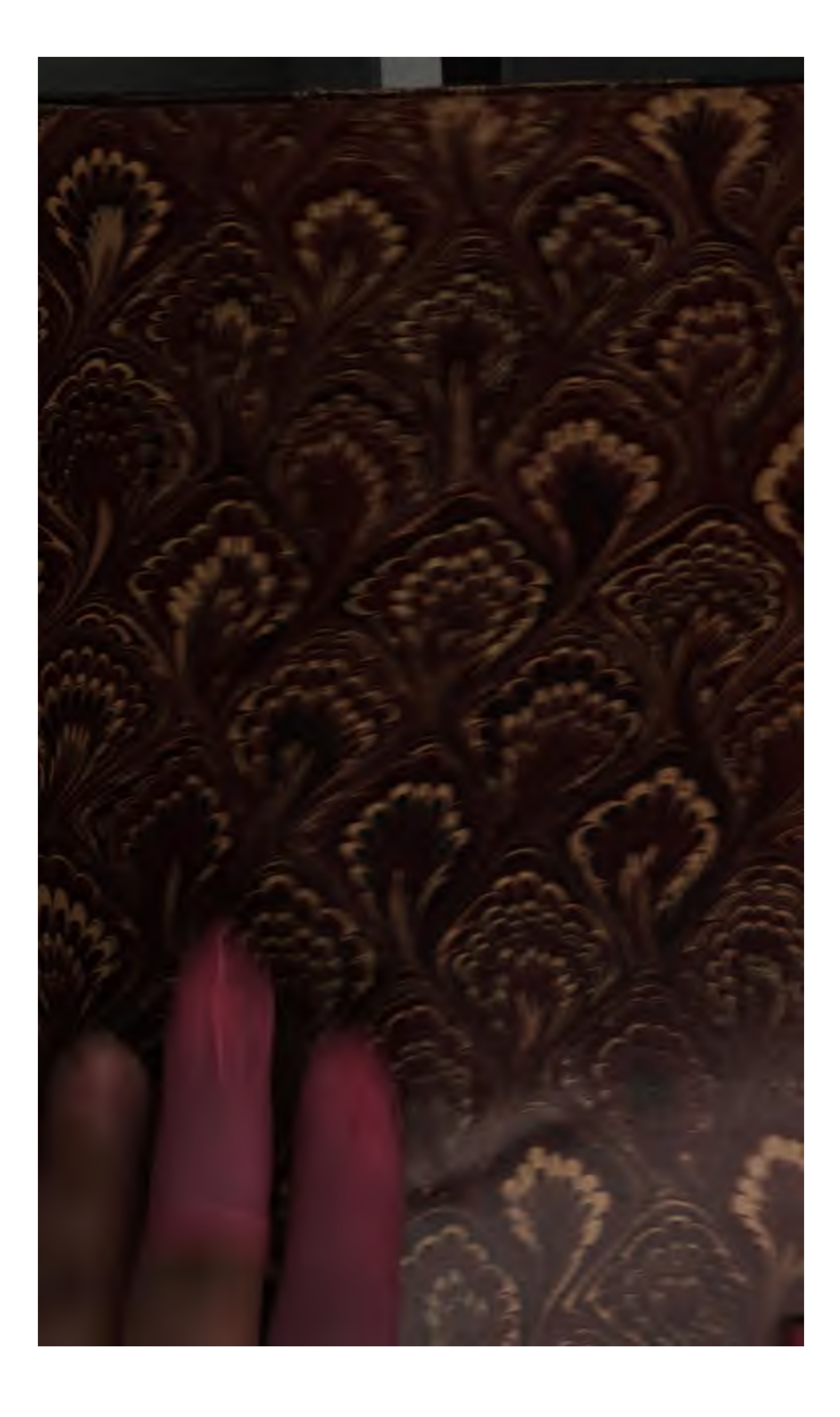


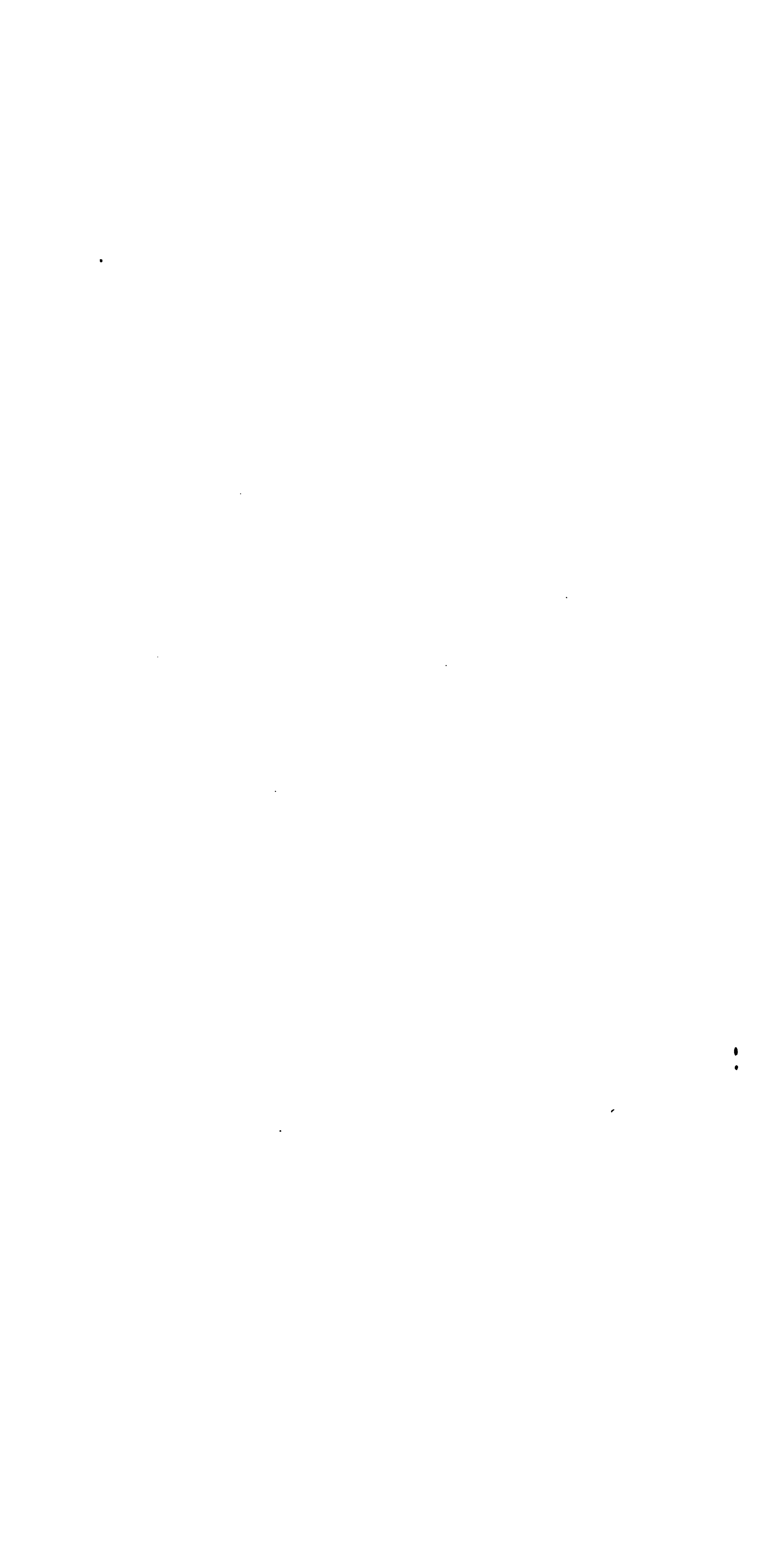








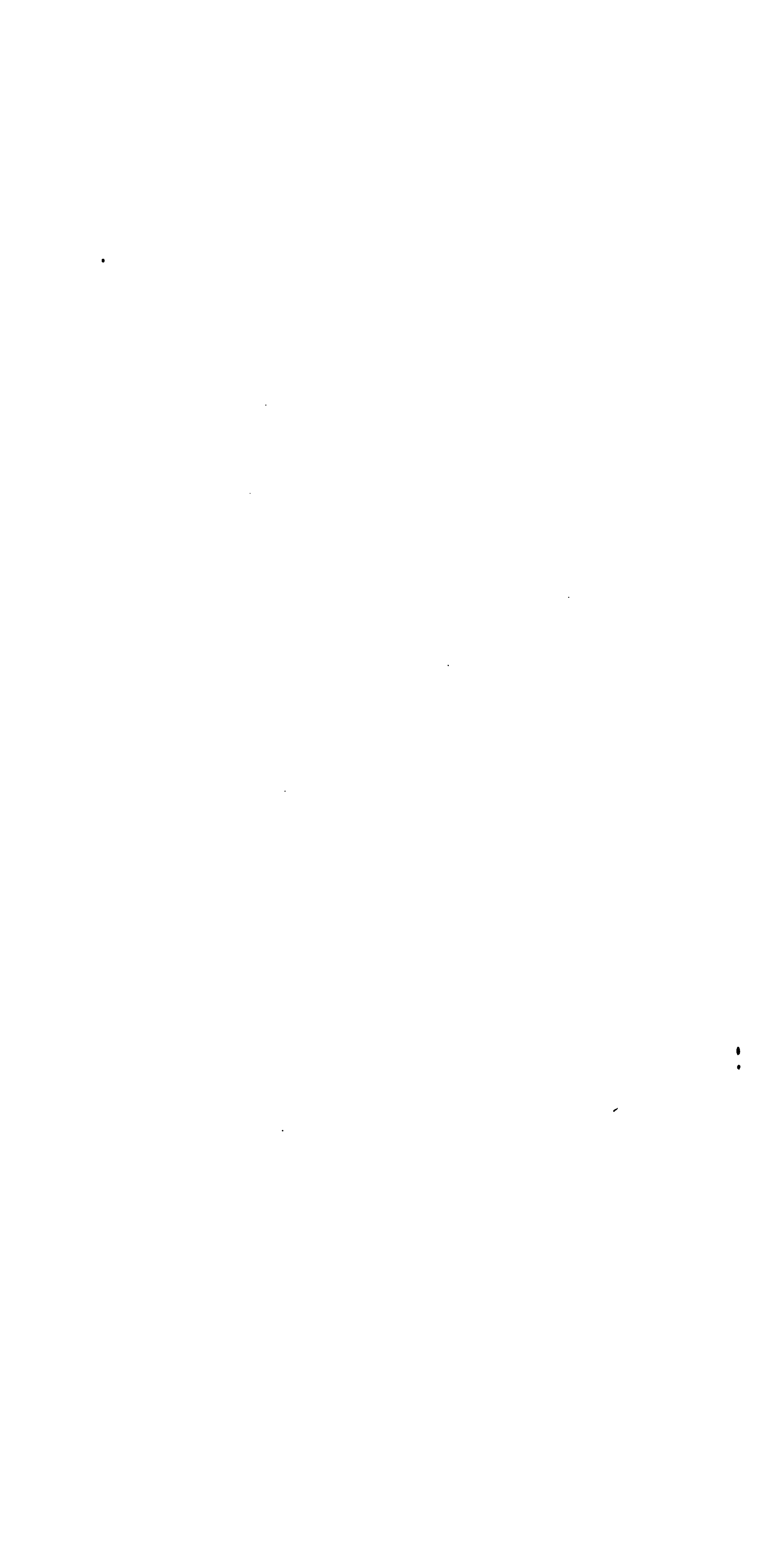












# Staatengeschichte

# der neuesten Zeit.

---

Fünfundzwanzigster Band.

H. v. Treitschke

Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1882.

# Deutsche Geschichte

im

# Neunzehnten Jahrhundert

von

Heinrich von Treitschke.

Zweiter Theil.
Bis zu den Karlsbader Beschlüssen.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1882.

# Vorwort.

Den Fachgenossen bietet dieser Band mehr Ergebnisse neuer Forschung als der erste. Ungelehrte Leser werden leider einiger Selbstüberwindung bedürfen um sich in den spröden Stoff zu finden.

In einer Epoche weltbewegender Ereignisse, wie sie der erste Band zu schildern hatte, läßt sich die bunte Mannichfaltigkeit der deutschen Geschichte noch einigermaßen übersichtlich zusammenfassen. Sobald es aber gilt, in einer stillen Friedenszeit die unscheinbaren Keime neuer Entwicklungen aufzuweisen, dann empfindet der Historiker am eigenen Leibe den Fluch eines zersplitterten nationalen Lebens. Streng nach der Zeitfolge zu berichten, was sich auf zwanzig und mehr kleinen Bühnen zugleich ereignete, ist schlechthin unmöglich. Ich habe also die gesammtdeutschen und die preußischen Zustände wieder in den Mittelpunkt der Erzählung gestellt und die Geschichte der kleinen Bundesstaaten überall da angereiht, wo sie für die Schicksale des gesammten Vaterlandes bedeutsam wird. Daher sind in diesem Bande die süddeutschen Verfassungskämpfe und die literarisch-politische Bewegung in Thüringen ausführlich behandelt. Für die Betrachtung der kleinen norddeutschen Staaten wird sich im dritten Buche die rechte Stelle finden, wenn die Frage zu beantworten ist: warum der Süden früher als der Norden in die preußische Zollgemeinschaft eintrat? Daß ich die ersten Verhandlungen des Bundestags, trotz ihrer Nichtigkeit, gründlich besprochen habe, bedarf kaum der Rechtfertigung. Ohne ein lebendiges Bild von dem Charakter der neuen Bundesgewalt bliebe der weitere Verlauf der Ereignisse unverständlich.

In den Anmerkungen sind zumeist nur ungedruckte Aktenstücke angegeben, da literarische Nachweisungen den Umfang des Buches allzu sehr angeschwellt hätten. Er ist ohnehin stärker geworden als ich wünschte. Eine so verworrene, durch Parteimärchen entstellte Geschichte kann nur

in einer eingehenden Darstellung bewältigt werden, und ich habe mich entschließen müssen, die Ereignisse bis zum Jahre 1830 auf zwei Bände zu vertheilen.

Diese Blätter enthalten der schmerzlichen Erinnerungen viel. Wollte ich den Stimmungen des Augenblicks nachgeben und als ein Parteimann Geschichte schreiben, so würde ich über manche alte Sünden Oesterreichs und der deutschen Kronen gern einen Schleier werfen; denn in der heutigen Ordnung der deutschen Dinge zeigt sich unser hoher Adel einsichtiger, opferwilliger als ein großer Theil des Bürgerthums, und an der Freundschaft, welche unseren Staat mit Oesterreich verbindet, wird nur ein Thor rütteln wollen. Meine Aufgabe war das Geschehene getreu zu erzählen. Es kann dem Bestande der Monarchie in unserem Vaterlande nur förderlich sein, wenn Deutschlands Fürsten der trüben Tage nicht vergessen, da ihre Ahnen nahe daran waren sich dem Leben der Nation ganz zu entfremden; unser freier Bund mit Oesterreich aber wird um so fester stehen, je unbefangener man hüben und drüben anerkennt, daß Deutschland berechtigt war die Herrschaft des Wiener Hofes nicht länger mehr zu ertragen.

Mit allen ihren Irrthümern und Enttäuschungen war die verrufene Zeit, welche dieser Band schildert, nicht blos reich an wissenschaftlichem Ruhm, sondern auch fruchtbar für unser politisches Leben. Habe ich den Ton nicht ganz verfehlt, so wird den Lesern der Eindruck bleiben, daß sie die Geschichte eines aufsteigenden Volkes vor sich sehen.

Rom, 20. Oktober 1882.

Heinrich von Treitschke.

# Inhalt.

## Zweites Buch.

### Die Anfänge des Deutschen Bundes. 1814—1819.

(Schluß.)

## Beilagen zu den ersten zwei Bänden.



---

## Berichtigungen.

Seite 10, Zeile 15 v. o. lies: längere oder kürzere.
„ 31, „ 3 v. u. lies: Oesterberge.
„ 40, „ 6 v. o. statt Großinquisitor lies: Ketzerrichter.
„ 43, „ 8 v. u. lies: Niemand wirken kann.
„ 127, „ 19 v. u. lies: unbequeme.
„ 208, „ 17 v. u. lies: befürwortete.
„ 338, „ 6 v. o. lies: aller.
„ 390, „ 19 v. u. lies: Karl Theodor.
„ 407, „ 13 v. u. lies: verbreiteten.
„ 456, „ 8 v. u. lies: zurechtgewiesen.

# Zweites Buch.

---

## Die Anfänge des Deutschen Bundes.

1814—1819.

(Schluß.)

---



## Dritter Abschnitt.

### Geistige Strömungen der ersten Friedensjahre.

Nicht jede Zeit erkennt ihr eigenes Wesen. Namentlich in jenen müden Epochen, welche den Entscheidungsstunden des Völkerlebens zu folgen pflegen, täuschen sich die Muthigen und Hochherzigen oft vollständig über die treibenden Kräfte des Zeitalters. Vor dem Kriege hatte Niemand geahnt, wie viel Tapferkeit und Bürgersinn, wie viel Opfermuth und edle Leidenschaft in dem Volke des deutschen Nordens schlummerte; jetzt, da alle diese verborgenen Tugenden sich so herrlich bewährt hatten, wollten die erregten Wortführer der Patrioten schlechterdings nicht glauben, daß die hohe Begeisterung der Befreiungskriege, nachdem ihr Ziel erreicht war, wieder verrauchen könnte. Die Bundesakte und der Friedensschluß — wer hätte das bestritten? — waren ja doch nur darum mißrathen, weil das Volk an den Verhandlungen der Diplomaten nicht theilnehmen durfte; um so gewisser mußte die Nation, sobald sie nur die verheißenen landständischen Verfassungen erhalten hatte, sich mit Eifer und Verständniß ihrer Angelegenheiten selbst bemächtigen und die irrenden Cabinette in die Bahnen nationaler Staatskunst zurückführen. In solchem Sinne schrieb Arndt beim Anbruch des ersten Friedensjahres: „noch in diesem Jahre 1816 soll zwischen den Herrschern und den Völkern das Band der Liebe und des Gehorsams unauflöslich gebunden werden." Er sah die Thore eines neuen Zeitalters weit geöffnet: wenn erst die schöne Neugeborene dieses Jahres, die verfassungsmäßige Freiheit, in alle deutschen Staaten einzieht, „dann jauchzen die Gefallenen, dann weinen die einsamen Bräute und Wittwen süßere Thränen!"

Der Hoffnungsvolle sollte nur zu bald erfahren, wie gründlich er Charakter und Gesinnung seines Volkes verkannt hatte. Die Nation stand erst auf der Schwelle einer langen, an Irrthum und Enttäuschung reichen politischen Lehrzeit; die öffentliche Meinung, welche Arndt als „die gewaltigste Königin des Lebens" pries, zeigte für die Fragen des Verfassungswesens nur geringes Verständniß, kaum noch ernstliche Theilnahme. Den einsamen Wittwen und Bräuten, den heimgekehrten Kriegern, die jetzt

das Schwert mit dem Pfluge und dem Hobel vertauschten, brannte die Noth auf den Nägeln; sie sorgten, wie sie sich nur das arme Leben fristen, wie sie nur wieder Hütten bauen sollten auf dem ausgeplünderten Schlachtfelde des Völkerkrieges. Deutschland war wieder das ärmste von allen Ländern Westeuropas; in manchen Strichen der Mark Brandenburg begann zum fünften male das schwere Ringen um die ersten Anfänge bürgerlichen Wohlstandes. Mit ruhigem Gottvertrauen gingen die kleinen Leute wieder an ihr schweres Tagewerk und trugen geduldig das Loos der Entbehrung, das ihnen als Lohn so vieler Siege zufiel. Jener Geist der Unruhe und Verwilderung, der gemeinhin nach großen Kämpfen noch eine Zeit lang im Gemüthe der Massen nachzuzittern pflegt, zeigte sich nirgends unter den frommen und genügsamen Menschen, die diesen heiligen Krieg geschlagen hatten. Aber in dem Gedränge der wirthschaftlichen Sorgen blieb auch kein Raum für die politische Leidenschaft. Sogar die Erinnerung an alle die Wunder der jüngsten drei Jahre fand selten lauten Ausdruck, obwohl sie in den treuen Herzen still fortlebte. Zwei, dreimal noch flammten am Abend des achtzehnten Oktobers die Freudenfeuer auf den Bergen; dann verstummte die Feier, hier vor den Verboten der Polizei, dort vor der Gleichgiltigkeit der Menge. Auffällig gering blieb in diesem schreiblustigen Geschlechte die Zahl der Volksbücher und Holzschnitte, welche der Nation von der schönsten Zeit ihrer neuen Geschichte erzählten. Ein gespreiztes Bild, „die Rückkehr des jungen Helden", sah man zuweilen an den Wänden guter Bürgerhäuser, die ihre Söhne unter die freiwilligen Jäger geschickt hatten; auf den Jahrmärkten und in den Dorfschenken war selbst das Bildniß Blüchers, des volksthümlichen Helden, fast nirgends zu finden.

Auch unter den Gebildeten waren es im Grunde nur drei scharf getrennte Kreise, welche sich die gehobene Stimmung, die stolzen vaterländischen Hoffnungen der Kriegsjahre noch im Frieden lange bewahrten: das preußische Offiziercorps, die akademische Jugend, endlich eine mäßige Anzahl von patriotischen Schriftstellern und Gelehrten, die man jetzt mit dem neuen spanischen Parteinamen der Liberalen zu bezeichnen anfing. Die preußischen Offiziere lebten und webten in den Erinnerungen der Feldzüge; sie blickten mit starkem Selbstgefühl auf den wiederhergestellten Glanz ihrer Fahnen, mit Unmuth auf den gebrechlichen Bau des deutschen Bundes und das traurige Ergebniß der Friedensverhandlungen. Während des Kampfes hatten sie die kriegerische Kraft des Bürgerthums achten gelernt, manchen tapferen Kameraden aus den Reihen der Freiwilligen in ihren Kreis aufgenommen. Nun wurde ihnen durch das neue Wehrgesetz die Erziehung der gesammten wehrhaften Jugend anvertraut, sie traten mit allen Klassen des Volkes in Verkehr und bewahrten sich auch den freien, einst durch Scharnhorst geweckten wissenschaftlichen Sinn; der Kastenhochmuth der alten Zeit kehrte nur in vereinzelten Rückfällen

wieder. Aber obschon die fremden Mächte und die kleinen deutschen Höfe allesammt den nationalen Stolz und das frische geistige Leben dieses Volksheeres voll Argwohns beobachteten, so blieb die streng monarchische Gesinnung der Offiziere doch allen Parteibestrebungen völlig unzugänglich. Ihre Kameraden von der russischen Garde hatten in Frankreich zum ersten male die Ideen der Revolution kennen gelernt und von dort radikale Anschauungen mit heim genommen, welche nachher in thörichten Verschwörungen ihre Früchte trugen. Auf die preußischen Offiziere dagegen wirkte der Anblick des allgemeinen Eidbruchs und der wilden Parteikämpfe der Franzosen nur abschreckend; sie fühlten sich wieder, wie in den neunziger Jahren, stolz als Gegner der Revolution, sie rühmten sich der alten preußischen Königstreue und schätzten die neue constitutionelle Doktrin schon darum gering, weil sie aus Frankreich stammte. Selbst Gneisenau, der noch vor'm Jahre die schleunige Vollendung der preußischen Verfassung gefordert hatte, kehrte mit veränderter Gesinnung heim und rieth dringend, die Ausführung solcher Entwürfe nur langsam reifen zu lassen.*) Der einzige politische Gedanke, der in den Briefen und Gesprächen dieses Heeres mit Leidenschaft erörtert wurde, war die Hoffnung auf einen dritten punischen Krieg, der den Deutschen endlich ihre alte Westgrenze und eine angesehene Stellung unter den Völkern zurückbringen sollte.

Ungleich erregter zeigte sich die Stimmung der jungen Freiwilligen, die jetzt von den Regimentern zu den Hörsälen der Hochschulen zurückkehrten. Vaterländische Begeisterung und religiöse Schwärmerei, Groll über den faulen Frieden und unklare Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit, die man unbewußt zumeist von den verachteten Franzosen entlehnt hatte, das Alles brodelte in den Köpfen dieser teutonischen Jugend wirr durch einander und erzeugte eine edle Barbarei, die nur noch die Tugenden des Bürgers gelten ließ und sich zu dem Ausspruch Fichtes bekannte: besser ein Leben ohne Wissenschaft, als eine Wissenschaft ohne Leben. Indeß der überspannte Nationalstolz des Teutonenthums widersprach allzusehr der freien Weitherzigkeit unseres weltbürgerlichen Volkes, das gar nicht vermag, auf die Dauer gegen fremdes Wesen ungerecht zu sein; die zur Schau getragene Verachtung aller Anmuth und feinen Bildung war allzu undeutsch, das ganze halb kindlich rührende, halb lächerliche Gebahren dieses anmaßlichen Studentenstaates trug allzu sehr den Charakter des Sektenwesens, als daß sein politischer Fanatismus hätte auf weite Kreise wirken können. Es blieb bei der alten Regel, daß die Fünfzig- und Sechzigjährigen die Welt regieren. Unter den älteren Männern aber fanden die politischen Wächterrufe der patriotischen Schriftsteller zwar vereinzelte Zustimmung; die starke Leidenschaft, welche die That gebiert, erweckten sie nicht.

*) Gneisenau an Müffling, 25. März 1816.

Sicherer als Arndt durchschaute Hegel den Geist der Zeit, da er sagte: die Nation hat sich aus dem Gröbsten herausgehauen, sie kann sich nun wieder nach Innen, zum Reiche Gottes wenden. Die mächtigen Akkorde, welche das Zeitalter unserer classischen Dichtung angeschlagen, hallten noch fort; noch waren die reichen Schachte, die sich seit zwei Menschenaltern der geistigen Arbeit der Nation erschlossen hatten, keineswegs erschöpft. Der Ehrgeiz dieses durchaus unpolitischen Geschlechts trachtete noch immer, unbekümmert um alle Prosa des äußeren Lebens, fast allein nach den Kränzen des Reiches der Geister. Seinen besten Männern erschien die Zeit der napoleonischen Kriege bald nur wie eine Episode, wie ein Hagelschauer, der über den blühenden Garten deutscher Kunst und Wissenschaft dahingebraust war. Wie die kleinen Leute wieder zur Pflugschaar griffen, so nahmen die Gebildeten die Feder wieder auf, doch nicht wie Jene mit stiller Entsagung, sondern mit dem frohen Bewußtsein, sich selber und ihrem eigensten Leben wieder anzugehören. Wunderbar grell trat jener innere Widerspruch hervor, der sich seit dem Aufblühen der neuen Literatur in dem Charakter unseres Volkes herausgebildet hatte: diese tapferen Germanen, die schon in den Sagen ihrer heidnischen Urzeit beständig von Krieg und Sieg geträumt und seitdem in jedem Jahrhundert die Welt mit dem Schalle ihrer Schwerter erfüllt hatten, schätzten den kriegerischen Ruhm niedriger als irgend ein anderes Volk; sie lebten des Glaubens, Deutschlands schärfste Waffen seien seine Gedanken.

Das Jahrzehnt nach Napoleons Sturz wurde für den ganzen Welttheil eine Blüthezeit der Wissenschaften und Künste. Die Völker, die soeben noch mit den Waffen aufeinander geschlagen, tauschten in schönem Wetteifer die Früchte ihres geistigen Schaffens aus; nie zuvor war Europa dem Ideale einer freien Weltliteratur, wovon Goethe träumte, so nahe gekommen. Und in diesem friedlichen Wettkampfe stand Deutschland allen voran. Welch eine Wandlung der Zeiten seit jenen Tagen Ludwigs XIV., da die Cultur unseres Volkes bei allen anderen Nationen des Abendlandes demüthig in die Schule gehen mußte! Jetzt huldigte die weite Welt dem Namen Goethes. Die winkligen Gastzimmer im Erbprinzen und im Adler zu Weimar wurden nicht leer von vornehmen Engländern, die den Fürsten der neuen Dichtung besuchen wollten. In Paris genoß Alexander Humboldt eines Ansehens, wie kaum ein einheimischer Gelehrter; wenn ein Fremder in den Miethwagen stieg und die Hausnummer des großen Reisenden nannte, dann griff der Kutscher achtungsvoll an den Hut und sagte: ah chez Mr. de Humboldt! Und da Niebuhr als preußischer Gesandter nach Rom kam, wagte ihm Niemand in der Weltstadt den Ruhm des ersten Gelehrten zu bestreiten.

Von unserem Staate, von seinen Waffenthaten sprach das Ausland wenig. Allen fremden Mächten kam das plötzliche Wiedererstarken der Mitte des Welttheils ungelegen, sie alle bemühten sich wetteifernd den

Antheil Preußens an der Befreiung Europas der Vergessenheit zu übergeben. Keiner der ausländischen Kriegsschriftsteller, welche in diesen Jahren die Geschichte der jüngsten Feldzüge darstellten, ward den Verdiensten des Blücherschen Hauptquartiers irgend gerecht. Das alte Ansehen der preußischen Armee, die in Friedrichs Tagen Jedermann als die erste der Welt gefürchtet hatte, war durch die Siege von Dennewitz und Belle Alliance keineswegs wiederhergestellt. Da der wirkliche Verlauf eines Coalitionskrieges sich nur schwer übersehen läßt, so beruhigte sich die öffentliche Meinung Europas gern bei dem einfachen Schlusse: als die Preußen bei Jena allein fochten, wurden sie geschlagen, nur fremde Hilfe hat sie gerettet. Daher kümmerte sich auch Niemand im Auslande um die politischen Institutionen, denen Preußen seine Freiheit verdankte. Preußen blieb nach wie vor der am Wenigsten bekannte und am Gründlichsten verkannte Staat Europas. Vollends der neue Regensburger Reichstag, der jetzt in Frankfurt zusammentrat, erregte durch sein unfruchtbares Gezänk den Spott des Auslandes; und bald nach der wunderbaren Erhebung unseres Volkes stand bei allen Nachbarn wieder die alte bequeme Meinung fest: die deutsche Nation sei durch den weisen Rathschluß der Natur zu ewiger Ohnmacht und Zwietracht bestimmt. Um so bereitwilliger erkannte man nunmehr die geistige Größe dieses machtlosen Volkes an; allein ihren Künstlern und Gelehrten verdankten die Deutschen, daß sie von den alten Culturvölkern des Westens wieder zu den großen Nationen gerechnet wurden. Sie hießen jetzt im Auslande das Volk der Dichter und der Denker; nur sollten sie auch bei der Theilung der Erde zufrieden sein mit dem Poetenloose, das ihnen Schiller geschildert, und sich begnügen, berauscht vom göttlichen Lichte das Irdische zu verlieren.

Zum ersten male seit den Zeiten Martin Luthers machten Deutschlands Gedanken wieder die Runde durch die Welt, und sie fanden willigere Aufnahme als vormals die Ideen der Reformation. Deutschland allein hatte die Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts schon gänzlich überwunden. Der Sensualismus der Aufklärung war längst verdrängt durch eine idealistische Philosophie, die Herrschaft der Verstandes durch ein tiefes religiöses Gefühl, das Weltbürgerthum durch die Freude an nationaler Eigenart, das Naturrecht durch die Erkenntniß des lebendigen Werdens der Völker, die Regeln der korrekten Kunst durch eine freie, naturwüchsige, aus den Tiefen des Herzens aufschäumende Poesie, das Uebergewicht der exakten Wissenschaften durch die neue historisch-ästhetische Bildung. Diese Welt von neuen Gedanken war in Deutschland durch die Arbeit dreier Generationen, der classischen und der romantischen Dichter, langsam herangereift, sie hatte unter den Nachbarvölkern bisher nur vereinzelte Jünger gefunden und drang jetzt endlich siegreich über alle Lande.

Mit wunderbarer Spannkraft nahm Frankreich nach dem langen

dumpfen Schlummer der Kaiserzeit seine geistige Arbeit wieder auf. Das Buch der Frau von Staël über Deutschland, das die napoleonischen Censoren als eine Beleidigung des nationalen Stolzes zurückgewiesen hatten, kam jetzt in Jedermanns Hände, warb überall Anhänger für die deutschen Ideen, die man hier in Bausch und Bogen als Romantik bezeichnete. Die Herrschaft der sensualistischen Philosophie brach zusammen vor der Kritik der Doktrinäre; ein dichter Kreis bedeutender Talente, Mignet, Guizot, die Thierrys eröffneten den Franzosen das Verständniß der historischen Welt. Das Zeitalter Ludwigs XIV., das selbst den radikalen Denkern des achtzehnten Jahrhunderts noch als die Epoche classischer Formenschönheit gegolten hatte, begann sein Ansehen zu verlieren, und bald erhob sich eine neue Dichterschule, welche Frankreich von dem Banne der akademischen Regeln befreite, also daß Victor Hugo von seinem Volke mit einiger Wahrheit sagen konnte: die Romantik ist in der Literatur, was der Liberalismus in der Politik. Noch stärker und unmittelbarer war der Gedankenaustausch zwischen Deutschland und England; die Deutschen zahlten jetzt den Briten heim, was sie einst von Shakespeare und Sterne empfangen. Walter Scott, der fruchtbarste und beliebteste Dichter des Zeitalters, ging bei Bürger und Goethe in die Schule und schöpfte aus dem tiefen Borne der Sagen und Volkslieder, welchen die Deutschen der Welt erschlossen hatten; durch seine historischen Romane wurden die breiten Massen der europäischen Lesewelt erst für die romantischen Ideale gewonnen. Auch einige Italiener, Manzoni vor Allen, lenkten in die Bahn der neuen Dichtung ein; zur unbestrittenen Herrschaft freilich konnte die romantische Poesie in diesem halb-antiken Volke ebenso wenig gelangen, wie einst die nordische Kunstform der Gothik.

Ueberall erwachten die Geister. In Deutschland selbst erschien der Reichthum dieser fruchtbaren Epoche minder auffällig, als in den Nachbarlanden; denn die classische Zeit unserer Dichtung war kaum erst vorüber, die große Mehrzahl der jungen Poeten nahm sich neben den Heroen jener großen Tage wie ein Geschlecht von Epigonen aus. Um so mächtiger und fruchtbarer entfaltete sich die schöpferische Kraft des deutschen Genius auf dem Gebiete der Wissenschaft. Fast gleichzeitig ließen Savigny, die Grimms, Boeckh, Lachmann, Bopp, Diez, Ritter ihre grundlegenden Schriften erscheinen, während Niebuhr, die Humboldts, Eichhorn, Creuzer, Gottfried Hermann auf ihren eingeschlagenen Wegen rüstig weiterschritten. Unaufhaltsam fluthete der Strom neuer Gedanken dahin. Es war ein Gedränge von reichen Talenten wie einst, da Klopstock den jungen Tag der deutschen Dichtung heraufführte. Und wie vormals die Bahnbrecher unserer Poesie, so erschien auch dies neue Gelehrtengeschlecht ganz durchglüht von unschuldiger jugendlicher Begeisterung, von einem lauteren Ehrgeiz, der auf der Welt nichts suchte als die Seligkeit der Erkenntniß und die Mehrung deutschen Ruhmes durch die Thaten der freien Forschung.

Der trockene Staub, der so lange auf den Werken der deutschen Gelehrsamkeit gelegen, war wie weggeweht; die neue Wissenschaft fühlte sich als die Schwester der Kunst. Ihre Jünger hatten allesammt aus dem Becher der Schönheit getrunken, manche sogar in den Kreisen der Poeten die bestimmenden Eindrücke ihres Lebens empfangen. Diez bewahrte noch nach vielen Jahren das Blatt, worauf ihm einst Goethe den Titel von Reynouards provenzalischen Forschungen aufgeschrieben und also dem jungen Manne den Weg gewiesen hatte für die Arbeit seines Lebens. Boeckh und Creuzer hatten so manche Nacht auf dem Faulen Pelz mit den Schwarmgeistern der Heidelberger Romantik durchzecht und durchjubelt, I. Bekker mit Uhland gemeinsam in den Schätzen der Pariser Bibliothek geforscht; in den Studirstuben Savignys und der Brüder Grimm trieb der Kobold Bettina Arnim zu Zeiten sein neckisches Wesen. Sie schauten alle voll Ehrfurcht zu dem alten Goethe empor und schaarten sich wie eine unsichtbare Kirche um diesen centralen Geist, der aus der Hand der Wahrheit den Schleier der Dichtung empfangen hatte und das Ideal der Zeit, die lebendige Einheit von Kunst und Wissenschaft, in seinem Leben wie in seinen Werken verkörperte. Sie alle bemühten sich die Ergebnisse ihrer Forschung in edler würdiger Form auszusprechen; die keusche Einfachheit der Schriften Savignys, die mächtige Empfindung und die Fülle ungesuchter, lebendig angeschauter Bilder in Jakob Grimms markigem Stile beschämten die süßliche Künstelei mancher der neueren Poeten. An allen Werken dieser Forscher hatten das warme Herz und die schöpferische, das historische Leben nachdichtende Phantasie ebenso großen Antheil, wie der Sammlerfleiß und der kritische Scharfsinn.

Und wie die Dichtung, so war auch die speculative Arbeit des vorangegangenen Geschlechts der neuen Wissenschaft in Fleisch und Blut gedrungen. Nur weil der deutsche Geist sich so lange vertieft hatte in das Problem der Einheit von Sein und Denken, konnte er jetzt sich ausbreiten über die historische Welt ohne zu verflachen oder in der Masse der Einzelheiten unterzugehen. Nicht umsonst hatten alle diese jungen Juristen, Philologen und Historiker zu den Füßen der Philosophen gesessen. Sie wollten durch die Geschichte in das Geheimniß des menschlichen Geistes selber eindringen; sie strebten, wie W. Humboldt von sich gestand, eine Anschauung von dem Werden der Menschheit und dadurch eine Ahnung dessen, was sie sein kann und soll, zu gewinnen, den letzten Fragen alles Seins näher zu treten. Daher der weite Gesichtskreis, die großartige Vielseitigkeit dieses Gelehrtengeschlechts. Noch hatte man die weite Feldflur der historischen Welt kaum erst in Besitz genommen; wer durch diesen jungfräulichen Boden seine Pflugschaar trieb, streute mit freigebigem Wurfe seine Samenkörner auch über den Acker des Nachbars aus. Fast alle bedeutenden Gelehrten gehörten mehreren Fächern zugleich an, und Jeder hielt, indem er sich in das Einzelne versenkte, den Blick immer fest

auf den großen Zusammenhang der Wissenschaften gerichtet. Es war der Stolz dieses fruchtbaren Geschlechts, durch die Aufstellung genialer Hypothesen und großer Gesichtspunkte die Wege zu weisen, welche nachher die gewissenhafte Einzelforschung zweier Generationen für alle Welt gangbar gemacht hat.

Durch das Aufblühen der Wissenschaft traten die Universitäten in den Vordergrund des geistigen Lebens der Nation. Zu allen Zeiten hatten sie an den Kämpfen und Wandlungen der deutschen Gedankenarbeit ihren reichen Antheil genommen; jetzt aber übernahmen sie wieder die führende Stellung im Reiche des Geistes, wie einst zur Zeit des Humanismus und der Anfänge der Reformation. Das Professorenthum erlangte nach und nach einen bestimmenden Einfluß auf die Sitten und Anschauungen unseres Volkes, wie in keinem anderen Lande; unter den hervorragenden Schriftstellern der folgenden Jahrzehnte fanden sich nur wenige, die nicht auf längere und kürzere Zeit ein akademisches Lehramt bekleideten. Die Berliner Universität überflügelte bald alle anderen; von ihr gingen in diesen Jahren die meisten der schöpferischen Thaten der deutschen Wissenschaft aus; doch war sie nie mehr als die erste unter Gleichen, für eine Centralisation der Bildung bot dies Land keinen Boden. Niemals sind unsere Hochschulen so wahrhaft frei, so tief innerlich glücklich gewesen wie in jenen stillen Friedensjahren. Die streitbare Jugend brachte neben ihren teutonischen Unarten, ihren anmaßlichen politischen Träumen doch auch einen schönen Enthusiasmus, eine warme Empfänglichkeit für die Ideale mit von den Schlachtfeldern heim; die wüste Roheit und Völlerei der alten Zeiten kehrte so nicht wieder. Der Unterricht blieb von zünftigem Zwange und zünftiger Abrichtung frei; denn Jeder fühlte, daß in der Wissenschaft selber Alles noch in jugendlichem Werden war. Niemand verwunderte sich, wenn ein Gelehrter noch in reifen Jahren von einem Fache zum andern übersprang oder wenn ein Philolog, wie Dahlmann, der nie eine historische Vorlesung gehört, auf den Lehrstuhl der Geschichte berufen wurde. Wer das Zeug hatte, selber ein Meister zu werden, den fragte Niemand: wessen Schüler er sei? Die meisten Docenten betrieben ihr Lehramt mit liebevollem Eifer; aber wenn ein heller Frühlingstag in's nahe Gebirge hinauslockte, dann schrieb auch der Fleißige ohne Umstände sein hodie non legitur an die Thüre des Hörsaals.

Um bedeutende Lehrer der Philosophie, der Geschichte, der Philologie drängten sich die Studenten aus allen Facultäten, und mancher lebte Jahre lang in solchen Studien bevor er an sein Berufsfach dachte. Denn noch verstanden die Gymnasien, weil sie die geisttödende Vielwisserei vermieden, die dauernde Freude am classischen Alterthume und den Drang nach freier menschlicher Bildung in ihren Schülern zu erwecken. Und noch war die Krankheit der heutigen Universitäten, die Examen-Angst fast gänzlich unbekannt. Die altberühmten Heimstätten der classischen Ge-

lehrsamkeit, die sächsischen Fürstenschulen und die württembergischen Klosterschulen, entließen ihre Primaner zur Universität sobald die Lehrer die Zeit gekommen glaubten, und der Staat meisterte sie nicht. Auch zum Eintritt in den Staats- und Kirchendienst der Kleinstaaten wurden die jungen Männer, wenn sie von der Hochschule heimkehrten, meist noch nach der alten patriarchalischen Weise, durch Gunst und Empfehlung zugelassen. Nur in Preußen hatte sich schon seit der Verwaltungsorganisation Friedrich Wilhelms I. ein System geregelter Staatsprüfungen ausgebildet, und von hier drang diese mechanische Ordnung, die allerdings gerechter und durch die mannichfaltigen Verhältnisse eines Großstaates geboten war, allmählich in die kleineren Staaten hinüber. Doch wurden auch hier noch mäßige Anforderungen gestellt, da der Staat für seine neuen Provinzen viele junge Beamte brauchte. Der idealistische Zug der Zeit ließ das ängstliche Brotstudium nicht aufkommen. Die Jugend genoß noch der ungetrübten akademischen Freiheit; Jeder hörte und lernte wozu der Geist ihn trieb, wenn er nicht vorzog die goldenen Burschentage ganz und gar in unbändigem Genusse zu durchschwelgen.

So lebten die kleinen gelehrten Republiken dahin, glückliche Freistätten der vollkommenen geselligen Gleichheit und Ungebundenheit, wie emporgehoben über die gemeine Bedürftigkeit des Lebens. Große Talente, die in jedem anderen Lande eine weite Bühne für ihr Wirken verlangt hätten, fühlten sich glücklich in der Armuth und Enge dieser kleinen Universitätsstädte mit ihren alten Schlössern und winkligen Gassen, wo jedes Haus an einen lustigen Burschenwitz oder an einen berühmten Gelehrten erinnerte. Hier war die Wissenschaft Alles; umgeben von der Verehrung dankbarer Zuhörer blickte der Gelehrte mit naivem Selbstgefühl um sich. Oft platzten die Geister rechthaberisch, nach deutscher Weise, aufeinander; der wissenschaftliche Gegner ward leicht wie ein Tempelschänder angesehen, da Jeder mit ganzem Herzen an seiner Forschung hing. Jedoch der gemeine Ehrgeiz ergriff diese schlichten, genügsamen Menschen wenig. Sie rechneten sich's zur Ehre den Glanz und das Behagen des äußeren Daseins zu verachten; sie glaubten noch alle an den stolzen Ausspruch Schillers: „und am Ende sind wir ja Idealisten und würden uns schämen uns nachsagen zu lassen, daß uns die Dinge formten und nicht wir die Dinge."

Noch nach Jahrzehnten erzählte man in Tübingen von dem reichen Buchhändler Cotta, der zuerst den unerhörten Luxus eines Sophas in die anspruchslose Musenstadt eingeführt hatte. Die jugendliche Unfertigkeit unserer Cultur, die von vielseitiger großstädtischer Geselligkeit noch nichts wußte, kam der Andacht, der friedlichen Sammlung des wissenschaftlichen Arbeitens zu gute. Wie einst die classische Dichtung so blieb auch die neue Forschung in stolzer Freiheit, fast unberührt von Hofgunst und amtlichem Einfluß; selbst die hereinbrechende Demagogenverfolgung

vermochte das innere Leben der Wissenschaft nicht zu stören. Obgleich jetzt fast alle deutschen Staaten in rühmlichem Wetteifer tüchtige Lehrkräfte an ihre Landesuniversitäten zu berufen suchten, so war doch in den Augen der Höfe und der Bureaukratie selbst ein Gelehrter von europäischem Rufe nichts weiter als ein Professor ohne Hofrang. Die Männer der Wissenschaft dagegen sahen mit dem ganzen Stolze des Idealismus auf die endlichen Zwecke des handelnden Lebens hernieder. Jeder Lehrer rieth den guten Köpfen unter seinen Schülern, sich ganz der Wissenschaft zu widmen; für die Handwerksarbeit des Soldaten und des Beamten, nun gar für die gründlich verachtete bürgerliche Geschäftswelt schien der Mittelschlag gut genug. Ein unverhältnißmäßig großer Theil der geistigen Kräfte der Nation wendete sich der gelehrten Thätigkeit zu, und es bleibt ein schönes Zeugniß für die Fruchtbarkeit dieses Geschlechts, daß gleichwohl das Beamtenthum eben jetzt eine überraschende Fülle von Talenten in seinen Reihen zählte.

Es stand noch immer wie vor siebzig Jahren: das politische Leben der Nation floß in unzähligen Strömen und Bächen zertheilt dahin; allein die Schriftsteller und Gelehrten redeten unmittelbar zu der gesammten Nation. Darum fühlten sie sich auch als die berufenen Vertreter des Volkes und seiner höchsten Güter; nur sehr langsam gelangten neben ihnen einzelne politische Männer zu allgemeinem Ansehen. Das ganze Zeitalter trug noch in Art und Unart den Charakter einer literarischen Epoche. Auch jetzt noch erregte ein Gedicht von Goethe, eine scharfe Recension oder eine gelehrte Fehde, wie sie zwischen den Symbolikern und den kritischen Philologen ausbrach, weit tiefere Theilnahme bei den führenden Geistern der Nation als irgend ein politisches Ereigniß. Recht aus dem Herzen der romantischen Zeit heraus gestand Karl Immermann: er vermöge nicht einer parlamentarischen Debatte aufmerksam zu folgen, weil er sich von solchen Abstraktionen kein Bild machen könne. Die völlige Hingebung der freien Persönlichkeit in den Dienst des Staates blieb diesem Geschlechte ebenso widerwärtig wie das politische Parteileben mit seiner freiwilligen Beschränktheit, seinem grundsätzlich ungerechten Hasse. Als höchster Lebenszweck galt dem Deutschen noch immer: sich selber auszuleben, sein Ich nach allen Seiten hin in freier Eigenart zu entfalten und, wie W. Humboldt sagte, mehr auf das Thun als auf die That zu sehen.

Obschon die herrschende Strömung der Zeit dem aufgeklärten Weltbürgerthume der Jahre vor der Revolution geradeswegs zuwiderlief, so hatte sich doch dies romantische Geschlecht viele der menschlich liebenswürdigen Tugenden des philosophischen Jahrhunderts noch bewahrt. Mochten die jungen Teutonen prahlerisch wider den wälschen Tand eifern: die Häupter der Wissenschaft und Kunst begrüßten noch, nach der echten alten deutschen Art, dankbar und empfänglich jedes schöne Werk der Dichtung

und der Forschung, und wenn es auch aus dem gescholtenen Frankreich kam. Trotz der mystischen Schwärmerei der Zeit bewahrte man sich die alte weitherzige Duldsamkeit. Die Gegensätze des religiösen Lebens hatten sich noch nicht verhärtet; sie griffen noch nicht, wie heutzutage, verfälschend und verbitternd in die politische Parteiung ein. Niemand verwunderte sich, wenn ein Liberaler zugleich ein streng kirchlicher Christ war. Jedermann fand es in der Ordnung, daß die katholische Geistlichkeit der Einweihung einer evangelischen Kirche mit beiwohnte; selbst eifrige Convertiten wie F. Schlegel, Stolberg, Klinckowström blieben mit einem Theile ihrer alten protestantischen Freunde in herzlichem Verkehr. Der Kampf der literarischen Parteien schloß die Anerkennung des menschlichen Werthes der Gegner, die herzliche Freude über jeden glücklichen Fund nicht aus. Die lärmende Jugend brüstete sich mit ihrer germanischen Sittenstrenge; die reifen Männer zeigten in ihrem sittlichen Urtheile eine vornehme, freisinnige Milde, die in Wahrheit weit deutscher war. Nachsichtig gegen die menschliche Schwäche, legten sie geringen Werth auf den korrekten Lebenswandel, der dem prüden Sinne der Gegenwart als das einzige Kennzeichen der Sittlichkeit gilt, und ließen einen heißblutigen Freund gern gewähren, wenn er nur mithalf bei der Arbeit freier Menschenbildung und den Glauben an die göttliche Bestimmung unseres Geschlechts nicht verlor.

Nicht ohne Grund sahen die Poeten und Gelehrten mit Ironie auf die Prosa des Philisterthums hernieder; sie lebten in der That inmitten einer freien geistvollen Geselligkeit, welche das Leben durch das heitere Spiel der Kunst zu adeln wußte und das Schillersche Ideal der ästhetischen Menschen-Erziehung annähernd verwirklichte. Briefwechsel und Gespräch, die natürlichen Vermittler der Tageseindrücke, waren noch nicht durch die Zeitungen verdrängt. Noch bestand die Grundlage aller geselligen Anmuth, der zwanglose und häufige Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern, da die Frau den Gedanken des Mannes noch ganz zu folgen vermochte. Keine Stadt im Reiche, die nicht ihre Kunstkenner, Sammler und Kritiker, ihre Liebhabertheater und ästhetischen Kränzchen besaß. Wenn das muntere kleinstädtische Völkchen sich beim trüben Schimmer der Talglichter zum einfachen Mahle versammelte, dann steuerten Alle bei was sie vermochten an Räthseln und guten Einfällen, an Liedern und gereimten Trinksprüchen — denn für den poetischen Hausbedarf wußte jeder gebildete Deutsche längst selber zu sorgen. Eine heitere Sinnlichkeit erwärmte das gesellige Leben; beim Pfänderspiele war noch ein Kuß in Ehren erlaubt; die frei und doch gut häuslich erzogenen jungen Mädchen gestanden noch arglos ein, daß ihnen das Käthchen von Heilbronn so recht im Herzen wohlgefiel. Und wie viel Geist und Witz, wie viel übermüthige Laune und schwärmerische Begeisterung regte sich in den engeren Kreisen der Eingeweihten: wenn Ludwig Devrient und Callot-Hoffmann in der

Weinstube von Lutter und Wegner die ganze Nacht hindurch ihre tollen Bacchanale feierten, oder wenn Lobeck und die Königsberger Philologen mit Rosenkränzen im Haar beim Griechenweine zusammenlagen und in hellenischer Sprache von den Helden Homers, von dem glücklichen Eiland der Phäaken redeten. Der gesellige Verkehr bot, bei aller Ziererei und Ueberschwänglichkeit, die mit unterlief, doch eine Fülle edler geistiger Genüsse, von denen in der Langeweile und dem öden Prunk der heutigen Gesellschaft fast allein die Musik übrig geblieben ist. Die Frauen, die in jenen Jahren jung gewesen, erschienen noch im hohen Alter dem nachwachsenden nüchterneren Geschlechte wie verklärt durch einen poetischen Zauber, sie gewannen alle Herzen mit ihrer unverwüstlichen Liebenswürdigkeit, ihrem feinsinnigen Verständniß für alles Menschliche.

Freilich verriethen sich auch schon die Spuren des beginnenden Verfalls. Die Literatur war längst ins Kraut geschossen; sie bot sich den Lesern an, während einst die classischen Dichter immer nur herausgesagt hatten, was der Nation schon halb bewußt in der Seele lag. Eine Masse trivialer Unterhaltungsschriften suchte die Neugier und die Sinnlichkeit der Lesewelt auszubeuten; tiefere Naturen verfielen, da sich in keinem Zweige der Dichtung ein nationaler Stil ausgebildet hatte, leicht auf willkürliche, gewaltsame Experimente, so daß Goethe diese Jahre als die Epoche der forcirten Talente bezeichnete. Die modische Vermischung von Poesie und Kritik erleichterte dem unfruchtbaren Dilettantismus sich anmaßlich vorzudrängen. Wer in den Kreisen der Romantik verkehrte, die Schlagwörter der Schule nachsprach und zuweilen an dem Plane eines Dramas oder eines Epos grübelte, der hielt sich für einen Dichter und vergaß das Bewußtsein seines Unvermögens über dem beliebten Troste: „das Dichten und Trachten" mache den Künstler, und Rafael wäre, auch ohne Hände geboren, der größte aller Maler gewesen. Das frevelhaft mißbrauchte Wort Genie ward ein Freibrief für jede Narrheit, jeden Uebermuth. Bei dem geistreichen Spielen mit neuen Ideen und überraschenden Gesichtspunkten ging der schlichte Menschenverstand leicht zu Grunde. Der Glaube an das schrankenlose Recht der souveränen Persönlichkeit, der allgemeine Drang, nur ja den anderen Menschen nicht zu gleichen, verführte die Einen zu sittlicher Willkür, Andere zur eitlen Selbstbespiegelung. Man belauschte mit nervöser Empfindsamkeit jeden Athemzug der eigenen schönen Seele. In den Briefen von Gentz und den Aufzeichnungen der Rahel Varnhagen spielt das Barometer die Rolle des geheimnißvollen Dämons, der dem Genie die finstern und die lichten Stunden schenkt.

Die Literatur beherrschte die Gedanken der Nation noch so vollständig, daß sogar die großen Gegensätze des politischen und des kirchlichen Lebens oft in gelehrten Streitigkeiten ihren Ausdruck fanden. So in den Kämpfen von Savigny und Thibaut, Voß und Stolberg. Wenn Gottfried Hermann gegen Creuzer und die Symboliker zu Felde zog, so fühlte er sich

als einen Vorkämpfer der Freiheit gegen die tenebriones, die Dunkelmänner in Staat und Kirche. Auch die rein politischen Parteien, deren schwache Anfänge sich endlich bildeten, gingen gradeswegs aus dem literarischen Leben hervor. Das unmittelbare Eingreifen der politischen Theorie in die Geschicke der Staaten, das die moderne Geschichte so auffällig von den naiveren Zeiten des Alterthums und des Mittelalters unterscheidet, zeigte sich nirgends stärker als hier in dem Lande der Gelehrsamkeit. Nicht aus den Klassen-Interessen eines reichen und selbstbewußten Bürgerthums entsprang der deutsche Liberalismus, sondern aus den Schulbegriffen der Gelehrten. Mit jener unbestimmten historischen Sehnsucht nach den großen Tagen des alten Kaiserthums, die zur Zeit der Fremdherrschaft zuerst in den literarischen Kreisen entstanden war, vermischten sich allmählich die Lehren der neuen Philosophie über das natürliche Recht der freien Persönlichkeit, sodann einige Sätze aus Montesquieu und Rousseau, endlich auch ein gutes Theil unbewußter gelehrter Standesvorurtheile. So entstand ein System von vernunftrechtlichen Begriffen, welche unser Volk durch die Freiheit zu seiner alten Macht emporführen sollten. Die Doktrin trat sogleich, in Rottecks Schriften, fertig ausgearbeitet hervor wie das Lehrgebäude eines Philosophen und erhob auch wie ein philosophisches System den Anspruch, sich in der Welt durchzusetzen durch die Macht der Gründe, der theoretischen Unwiderleglichkeit. Der Sturz des napoleonischen Weltreichs — daran bestand unter den literarischen Politikern kein Zweifel — war allein gelungen durch die Macht der Ideen, die, in den Kreisen der Wissenden geboren, dann das Volk ergriffen und endlich selbst die widerstrebenden Kronen mit fortgerissen hatten zum heiligen Kampfe. So schien auch Deutschlands innere Befreiung wohlgesichert, wenn sich nur alle Patrioten die Heilswahrheiten der neuen constitutionellen Doktrin ganz zu eigen machten und an diesem Bekenntniß mit der Ueberzeugungstreue des Gelehrten oder des kirchlichen Märtyrers unerschütterlich festhielten. Daß der Staat Macht ist und der Welt des Willens angehört, blieb diesem Geschlechte wohlmeinender Gelehrter noch ganz verborgen. Erst nach Jahrzehnten voll schwerer Verirrungen und Enttäuschungen sollte das deutsche Parteileben der Wiege der Doktrin entwachsen und von der Politik des Bekenntnisses sich erheben zu der Politik der That.

In den romanischen Ländern hatte die Poesie überall, wenn sie sich einmal zu classischer Vollendung erhob, dem Geiste der Nation auf lange hinaus Form und Richtung gegeben. Der unbändige Trotz der Deutschen wollte sich selbst während der goldenen Tage von Weimar niemals der Herrschaft einer Regel beugen; noch als Schiller und Goethe auf der Höhe ihres Schaffens standen, begann die Romantik bereits den Sturmlauf gegen das classische Ideal. Während der Befreiungskriege verstummte der literarische Kampf; die Sorge um das Vaterland drängte alle anderen Gedanken zurück; die wenigen Schriften, die sich in der wilden Zeit heraus-

wagten, schienen alle einig in christlich-vaterländischer Begeisterung. Doch kaum war der Friede geschlossen, so brachen alle die schroffen Gegensätze, welche das vielgestaltige deutsche Leben umschloß, mit einem male wieder hervor. Selbst halbverschollene Gedanken aus den ersten Jahren der Revolution, Ideen die man längst überwunden glaubte, traten wieder an das Tageslicht; denn es ist das Loos jeder Literatur, die nicht mehr in der ersten Jugend steht, daß die Vergangenheit zuweilen wieder lebendig wird und die Schatten der Todten sich in den Kampf der Lebendigen mischen. Rationalismus und religiöses Gefühl, Kritik und Mystik, Naturrecht und historische Staatslehre, nazarenische und hellenische Ideale, Volksthum und Weltbürgerthum, liberale und feudale Bestrebungen bekämpften und durchkreuzten sich in ewigem Wechsel.

Nicht blos der ängstliche Gentz klagte erschrocken, die ersehnte Friedenszeit habe den Deutschen den Krieg Aller gegen Alle gebracht. Auch Arndt, der allezeit hoffnungsvolle, konnte sein Entsetzen nicht verbergen, wenn er etwa an dem Hofe des jungen preußischen Kronprinzen Alexander Humboldt, den Vertreter der rein wissenschaftlichen Weltanschauung, und daneben die Gebrüder Gerlach, die Heißsporne der christlich-germanischen Glaubensinbrunst verkehren sah; er fragte besorgt, wie dies Volk bei so unermeßlichem Abstande der Gesinnungen zum inneren Frieden, zur festen Entschließung gelangen solle. Auf die Dauer fand der gesunde Sinn der Nation freilich heraus was in diesem anarchischen Durcheinander echt und lebensfähig war. Doch manches empfängliche Talent ging in dem Gewirr der Meinungen rathlos unter, und wer den Muth fand an den Kämpfen des deutschen Geistes theilzunehmen, mußte auf ein entsagungsvolles Loos gefaßt sein. Denn jeder bedeutende Kopf ward, auch wenn er hoch über dem Sektengeiste stand, willig oder nicht, in den Streit der literarischen Parteien hineingerissen, von den Einen auf den Schild gehoben, von den Anderen mit der ganzen Zügellosigkeit deutscher Tadelsucht mißhandelt; und nur wenn ihm ein hohes Alter beschieden war, konnte er hoffen, wie Savigny und Uhland, auch bei den Gegnern verspätete Anerkennung zu finden.

---

Schon in den heiteren Jugendtagen der classischen Literatur hatte die Uebermacht der Kritik den freien Naturwuchs der Dichtung oft gehemmt. Vollends jetzt, nachdem Deutschland siebzig Jahre lang fast alle erdenklichen Kunststile und noch mannichfachere ästhetische Theorien versucht hatte, zeigte sich das künstlerische Schaffen von gelehrter Ueberbildung angekränkelt. Kein Zweig der Dichtung litt darunter schwerer als das Drama, das der Volksgunst bedarf wie die Blume der Sonne. Goethe wußte wohl, warum er die anmaßenden Wortführer der Romantik

„sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen“ nannte; ihnen fehlte, trotz ihrer geistreichen Einfälle und großen Absichten, gänzlich die Gabe der Architektonik, die aufbauende und überzeugende Kraft des schöpferischen Genius. Obgleich sie sich vermaßen das classische Ideal durch eine volksthümliche Dichtung zu verdrängen, so blieben ihre Werke doch dem Volke fremd, das Eigenthum eines kleinen Kreises bewundernder Kenner. Die Kunst galt ihnen als ein Zaubertrank, der, dem Philister ungenießbar, allein den Gottbegnadeten berauschte, so daß der Trunkene der Wirklichkeit vergaß und das Leben wie ein tolles Maskenspiel belächelte. Diese souveräne Ironie, die sich rühmte „den Scherz als Ernst zu treiben, Ernst als Spaß nur zu behandeln,“ widerte den gesunden Sinn der Menge an; denn das Volk will im Gewissen gepackt sein und läßt mit seinen Gefühlen nicht spielen.

Unter den älteren deutschen Dramatikern ließen die romantischen Kunstrichter eigentlich nur Goethe gelten, und er hatte bei seinen reifsten Werken an die Bühne kaum gedacht; die stille, sinnige Schönheit der Iphigenie und des Tasso war nur der Andacht des Lesers völlig faßbar, sie konnte durch die Aufführung wenig gewinnen. Lessing wurde gar nicht mehr zu den Dichtern gerechnet, Schillers tragische Leidenschaft als hohle Rhetorik verspottet; auch der einzige geniale Dramatiker, der den romantischen Anschauungen nahe stand, Heinrich von Kleist, blieb von der Kritik der Schule lange unbeachtet. Nun gar die beiden wirksamsten Bühnenschriftsteller der Zeit, die noch ein Jahrzehnt nach ihrem Tode das Theater beherrschten, Iffland und Kotzebue, überschüttete der romantische Hochmuth mit einer ungerechten Geringschätzung, welche die jungen Talente von der Bühne zurückschrecken mußte. Man wollte an Jenem nur die ehrbare spießbürgerliche Empfindsamkeit, an Diesem nur die Plattheit und die gemeine Gesinnung bemerken, doch weder ihr ungemeines technisches Talent, noch die glückliche Gabe der leichten Erfindung, wodurch sie Beide ihre dünkelhaften Tadler beschämten. Von den dramatischen Versuchen der eigentlichen Romantiker traten nur wenige vor die Lampen und sie bestanden allesammt die Probe auf den Brettern schlecht. Die Führer der Schule kehrten bald der Bühne den Rücken, sprachen mit Hohn von der gemeinen Prosa des theatralischen Erfolgs. Ganz unbekümmert um die Lebensbedingungen des modernen Theaters, das an fünf oder sieben Abenden der Woche eine von des Lebens Plagen ermüdete Hörerschaft befriedigen sollte, baute sich die dramaturgische Theorie ihre stolzen Wolkengebilde und stellte überspannte Anforderungen, denen sogar die festliche Bühne der Hellenen nicht hätte genügen können.

So vertraulich wie einst Shakespeare oder Moliere hatten selbst die Heroen unserer classischen Dichtung niemals zu der Bühne gestanden. Jetzt aber ward der persönliche Verkehr zwischen Dichtern und Schauspielern immer seltener. Die dramatische Kunst vergaß, daß sie vor allen

anderen den schönen Beruf hat ein Band der Einheit zu bilden zwischen den Höhen und den Niederungen der Gesellschaft. In unserem Volke entstand nach und nach eine verhängnißvolle Spaltung, die bis zum heutigen Tage ein arges Gebrechen der deutschen Gesittung geblieben ist: von dem schauenden und hörenden sonderte sich das lesende Publicum vornehm ab. Das Theater mußte sich einen guten Theil seines täglichen Bedarfs durch literarische Handwerker liefern lassen; Schauerdramen und schlechte Uebersetzungen aus dem Französischen lockten die Schaulust der Menge. Wer sich zu dem auserwählten Kreise der wahren Dichter zählte, trug meist allzu schwer an dem Gepäck der ästhetischen Doktrin, um noch so dreist zugreifen, so herzlich lachen zu können wie es die Bühne von ihren Beherrschern fordert, und legte seine dramatischen Gedanken in Bücherdramen nieder. Diese Zwittergattung der Poesie, deren die überreiche moderne Bildung allerdings nicht gänzlich entbehren kann, gedieh in Deutschland üppiger als in irgend einem anderen Volke. Hier, auf dem geduldigen Papiere fanden alle die verzwickten Theoreme und phantastischen Einfälle der eigensinnigen deutschen Köpfe freien Raum: Tragikomödien und Märchendramen, in denen alle erdenklichen Versmaße und Arienmelodien wirr durcheinander klangen; geheimnißvolle Anspielungen, die nur der Dichter selbst mit seinen Vertrauten verstand; literarische Satiren, die „statt des Weltenbildes nur ein Bild des Bilds der Welt“ gaben; endlich exotische Dichtungen aller Art, die sich wie Uebersetzungen lesen sollten.

Unter den ausländischen Vorbildern stand Calderon nach dem Urtheil der Eingeweihten obenan. Die deutschen Weltbürger wollten nicht sehen, daß dieser rein nationale Dichter eben darum zu den Classikern zählt, weil er die Ideale seiner Zeit und seines Volkes künstlerisch gestaltet hat; sie ahmten sklavisch seine südländischen Formen nach, die in unserer nordischen Sprache einen opernhaften, schlechthin undramatischen Klang annahmen, und trugen die conventionellen Ehrbegriffe des katholischen Ritterthums in die freie protestantische Welt hinüber. Viel Geist und Kraft ward an solche Künsteleien vergeudet; am letzten Ende bewirkte das anspruchsvolle Treiben nichts als die Zerstörung aller überlieferten dramatischen Kunstformen. Die Poeten aber gewöhnten sich mit stolzer Bitterkeit in die undankbare Welt zu blicken. Deutschland wurde das classische Land der verkannten Talente. Die Ueberzahl der unbefriedigten Schriftsteller bildete eine Macht des Unfriedens in der Gesellschaft, sie nährte den nationalen Fehler der tadelsüchtigen, hoffnungslosen Verdrossenheit und hat späterhin, als die politischen Leidenschaften erwachten, viel zur Verbitterung des Parteikampfes beigetragen.

Bis zum Fratzenhaften gesteigert erschienen die sittlichen und ästhetischen Schwächen der romantischen Epigonen in dem zerfahrenen Leben Zacharias Werners; sein dramatisches Talent ging ruhmlos unter, weil

die männliche Kunst der Dramatik einen ganzen Mann verlangt. Sein Leben lang schwankte er friedlos hin und her zwischen wüsten Begierden und überschwänglicher Verzückung, zwischen cynischer Gemeinheit und einer weinerlichen Gefühlsschwelgerei, die sich's nicht versagen konnte am Grabe eines Hundes für den Seelenfrieden des Entschlafenen zu beten. Da sein zerrissenes Gemüth bei „Gott und dem heiligen Rousseau" keinen Trost fand, so flüchtete er sich endlich zu Rom in den Schooß der alten Kirche und klammerte sich in krampfhafter Angst an den Felsen Petri an. Wenn der kritische Verstand des Ostpreußen zuweilen erwachte, wenn ihm das Blutfest des heiligen Januarius wie ein peruanischer Götzendienst vorkam, so betäubte er die Zweifel durch das Getöse ekstatischer Ausrufungen. Dann kam er nach Wien, in den Tagen da der rührige Pater Hoffbauer in der lebenslustigen Stadt zum ersten male wieder eine streng kirchliche Partei begründet und eine Schaar von Convertiten um sich gesammelt hatte; er ging auf alle Anschauungen dieser clericalen Kreise freudig ein und trat den Freiheitsgesängen der norddeutschen Jugend entgegen mit dem Liede: „das Feldgeschrei sei: alte Zeit wird neu!" Zur Zeit des Congresses ward er der Modeprediger der vornehmen Welt. Halb zerknirscht, halb ergötzt lauschte das elegante Wien, wenn der lange hagere Priester mit den unheimlichen dunklen Augen seine gewaltige Baßstimme erschallen ließ und bald in glühenden Farben den Schwefelpfuhl der ewigen Verdammniß, bald mit gründlicher Sachkenntniß und schlecht verhehltem Behagen die Verirrungen der Sinnlichkeit schilderte. Wie seinem Leben so fehlte auch seinem dichterischen Schaffen die Entwicklung und Läuterung. Seine Jugenddramen bekundeten ein starkes realistisches Talent und lebendigen Sinn für historische Größe; in einzelnen Scenen der „Weihe der Kraft" trat die mächtige Gestalt Martin Luthers, das hochgemuthe, farbenreiche Leben unseres sechzehnten Jahrhunderts markig und anschaulich heraus. Dicht daneben lag freilich eine krankhafte Lust am Spukhaften, Scheußlichen und Wilden; jene räthselhafte Verbindung von Glaubenswuth, Wollust und Blutdurst, die uns in den Naturreligionen unreifer Völker anwidert, schien in dem unseligen Menschen wieder lebendig zu werden. Nach seinem Uebertritte nahm er mit bußfertigem Eifer sein bestes Werk zurück und schrieb eine klägliche „Weihe der Unkraft". In seinem letzten Drama „die Mutter der Makkabäer" verrieth sich schon die Gewissenlosigkeit eines halb umnachteten Geistes, der hinter schwülstigen Hymnen und grell gemalten Märtyrerbildern die Armuth seines religiösen Gefühles zu verbergen suchte.

Wirksamer als Werners historische Trauerspiele wurde seine im Jahre 1815 veröffentlichte Schicksalstragödie „der vierundzwanzigste Februar", ein auf die Erregung körperlichen Schauders berechnetes Virtuosenstück. Das tragische Schicksal ergab sich hier nicht mit innerer Nothwendigkeit aus dem Charakter der Handelnden, sondern aus dem räthselhaften Zauber

eines verhängnißvollen Jahrestags, und der verwunderte Leser trug, statt der erhebenden Einsicht in die Vernunft der sittlichen Welt, nur ein Gefühl rathlosen Entsetzens davon. Da die Neuheit dieses tollen Einfalls Aufsehen erregte und die romantische Welt ohnehin geneigt war, im Aberwitze den tiefsten Sinn zu suchen, so fand sich bald ein geschickter Macher, der die Schrulle nach deutscher Unart in ein System brachte. Der Weißenfelser Advocat Adolf Müllner verfertigte ein Drama „die Schuld" und entwickelte dann in ungezählten Kritiken die Theorie der neuen Schicksalstragödie: eine höhere Weltordnung, räthselhafter noch als das blinde Schicksal der Alten, sollte in das irdische Leben hineinragen und durch den albernen Zufall, durch eine zerspringende Saite, einen unheilvollen Ort oder Tag, die nichts ahnenden Sterblichen in das Verderben stürzen. So ward denn Alles, was die protestantische Welt je über tragische Schuld und Zurechnung gedacht, durch die zügellose Neuerungslust der romantischen Doktrin wieder in Frage gestellt, und es schien, als sollte unsere tragische Kunst geradezu in Selbstvernichtung enden. Müllner richtete sich in drei literarischen Zeitschriften zugleich häuslich ein, pries mit lautem Marktgeschrei die lange Reihe seiner eigenen Werke und erschreckte die Gegner durch unfläthige Grobheit, so daß Goethe zürnte: „Der Edle mault nur um das Maul den Andern zu verbieten." Einige Jahre lang behauptete der grundprosaische Mensch den angemaßten Thron; und so fest stand noch das Ansehen der deutschen Dichtung in der Welt, daß selbst ausländische Blätter gläubig von der neuen dramatischen Offenbarung sprachen. Dann verfiel auch die Schicksalstragödie dem unabwendbaren Loose der gespreizten Nichtigkeit: das Publikum begann sich zu langweilen und wendete sich anderen Moden zu.

Unter dem Verfalle der dramatischen Dichtung litt auch die Schauspielkunst. Wie viele geistvolle Abhandlungen über das Theater als nationale Erziehungsanstalt waren nun schon erschienen, und doch hatte bisher unter allen deutschen Staatsmännern nur Stein sich diesen Gedanken angeeignet und daraus den Schluß gezogen, daß der Staat zur Pflege der Bühne verpflichtet sei. Er stellte, als er bei seinem Abgange die veränderte Organisation der preußischen Behörden vorzeichnete, die Theater gleich der Akademie der Künste unter das Departement des Cultus und des Unterrichts; doch kaum zwei Jahre später wurden sie durch Hardenberg wieder in die Reihe der öffentlichen Vergnügungsanstalten verwiesen und, mit Ausnahme der Hoftheater, der Aufsicht der Polizei unterworfen. Die Unterstützung der großen Bühnen in den Residenzstädten galt allgemein als persönliche Ehrenpflicht der Landesherren, und es zeigte sich bald, daß diese Theater von der Freigebigkeit kunstfreundlicher Fürsten immerhin noch mehr zu erwarten hatten, als von der sparsamen Kleinbürgergesinnung der neuen Landtage. Kaum war die Stuttgarter Bühne im Jahre 1816 zum Nationaltheater erhoben und dem Staatshaushalt überwiesen

worden, so begannen die Landstände bereits über Verschwendung zu klagen und willigten schon nach drei Jahren freudig ein, als der König sich bereit erklärte die Unterhaltung des Hoftheaters wieder aus der Civilliste zu bestreiten. Die Monarchen sorgten meist mit rühmlichem Eifer für die äußere Ausstattung ihrer Theater sowie für die Berufung einzelner bedeutender Kräfte; die alten socialen Vorurtheile gegen den Schauspielerstand begannen sich zu mildern seit man die Bühne in so nahem Verkehre mit den Höfen sah.

Gleichwohl hat die Schauspielkunst durch die Hoftheater wenig gewonnen. Nach Ifflands Tode betraute König Friedrich Wilhelm den Grafen Brühl mit der Leitung der Berliner Hofbühnen, einen liebenswürdigen, feingebildeten Mann, der aber weder dramatischer Dichter noch Schauspieler war und sich nur mit dem Eifer des geistreichen Kenners die strengen classischen Grundsätze der Weimarischen Theaterschule angeeignet hatte. Das gefährliche Beispiel fand rasche Nachfolge; bald wurde an allen Höfen das Amt des Theater-Intendanten zu den hohen Hofwürden gezählt, die Leitung der größten deutschen Theater ging den geschulten Fachmännern verloren und fiel in die Hände hochgeborener Dilettanten.

Wohl hielten die guten Ueberlieferungen aus der alten Zeit noch eine Weile vor. Der Mangel an schönen neuen Stücken ward noch nicht allzu fühlbar, da die Dramen der classischen Epoche noch auf allgemeine Theilnahme rechnen konnten und Shakespeares Werke jetzt erst auf der deutschen Bühne sich völlig einbürgerten. Die Hoftheater von Berlin, München, Karlsruhe, Braunschweig zeichneten sich durch manche tüchtige Leistungen aus, ebenso das altberühmte Hamburger und das neue Leipziger Stadttheater. In Berlin fand die realistische Richtung, die hier einst durch Fleck die Herrschaft erlangt hatte, an Ludwig Devrient einen genialen Vertreter. Welche grauenhafte, diabolische Kraft lag in seinem Richard III., welcher Uebermuth naturwüchsigen Humors in seinem Falstaff! Fast erstaunlicher noch, wie er selbst kleine Nebenrollen zu heben wußte; als Knecht Gottschalk im Käthchen von Heilbronn traf er den Ton der einfältigen Treue und Wahrhaftigkeit so wunderbar glücklich, daß den Hörern die ganze unverstümmelte Kraft und Größe des alten deutschen Lebens mit einem male vor die Seele trat. Jedoch die feste künstlerische Zucht der Bühne lockerte sich nach und nach. Die neue romantische Sittenlehre ermuthigte jedes Talent sich rücksichtslos vorzudrängen und seine Eigenart durchzusetzen; die vornehmen Intendanten aber besaßen weder die Sachkenntniß um durch das eigene Beispiel die Einheit des Stiles in der Truppe aufrechtzuhalten, noch das Ansehen um die Mitglieder in ihre Schranken zurückzuweisen. Ein so gleichmäßig durchgebildetes und abgerundetes Zusammenspiel, wie es einst die Hamburger zu Ekhofs, die Berliner zu Ifflands Zeiten entzückt hatte, brachten die glänzenden neuen

Hoftheater nicht mehr zu Stande. Zudem hatte sich die Theaterkritik schon längst wie ein schädlicher Schwamm an den gesunden Baum der dramatischen Kunst angesetzt. Schon ward es zur Regel, daß der strebsame Gymnasiast oder Student sich durch Theaterbesprechungen seine literarischen Sporen verdiente; fast jeder gebildete Mann übte sich gelegentlich in dem traurigen Handwerke des kritischen Spielverderbers. Weitaus die meisten dieser Recensenten verfolgten lediglich den Zweck, durch hochmüthigen Tadel sich selber ein Ansehen zu geben oder auch auf dem Theater Parteikämpfe anzuzetteln, an denen das kleinstädtische Publikum mit leidenschaftlichem Eifer theilnahm. Das Unwesen wuchs noch als die politischen Verfolgungen hereinbrächen. Seitdem blieb die Theaterkritik das einzige Gebiet, auf dem sich die Federn der Tagesschriftsteller frei ergehen durften; denn, so sagte der Minister Graf Bernstorff, einen Knochen muß man den bissigen Hunden doch lassen!

Nur zwei Dichtern dieses Zeitraums ist es gelungen, das Theater durch bühnengerechte Werke von bleibendem Kunstwerthe zu bereichern. Es waren die beiden ersten Oesterreicher seit dem dreißigjährigen Kriege, die sich in der Geschichte der deutschen Poesie einen ehrenvollen Platz erwarben. Wie einst im dreizehnten Jahrhundert diese entlegenen Donaulande zu unserem Heile das alte deutsche Volksepos bewahrten, während das übrige Deutschland sich längst schon der ritterlichen Dichtung zugewendet hatte, so waren sie jetzt wieder fast unberührt geblieben von dem Gedankenreichthum, aber auch von den Irrthümern und der doktrinären Ueberbildung unserer literarischen Revolution. Als nun endlich einzelne gute Köpfe in Oesterreich auf die Welt von neuen Ideen, welche den Deutschen aufgegangen war, aufmerksam wurden, da standen sie den Schlagworten unserer literarischen Parteien in glücklicher Freiheit gegenüber. Sie konnten in der Ferne, unbefangener als die Deutschen im Reiche, das Echte und Große aus der gewaltigen Bewegung herausfinden. Sie hatten vor sich ein schaulustiges, dankbar empfängliches Publikum, dessen naive, kräftige Sinnlichkeit noch nicht durch gelehrte Kritik verdorben war, und dazu das schöne Beispiel der großen Musiker Oesterreichs, die ja allesammt den goldenen Boden des Handwerks in Ehren hielten und sich nicht zu gut dünkten schlicht und recht für die Bühne zu arbeiten.

Eben jetzt begann das Burgtheater unter Schreyvogels kundiger Leitung alle deutschen Bühnen zu überflügeln. Hier lernten die Wiener, in künstlerisch durchgebildeter und doch einfacher Darstellung, die schönsten Dramen Deutschlands kennen; selbst ausländische Werke wußte der treffliche Dramaturg durch geschickte Bearbeitung dem deutschen Gefühle so nahe zu bringen, daß Moretos Donna Diana den Zuschauern beinah so vertraut erschien wie ein heimisches Lustspiel. Hier war kein Boden für grübelnde Künstelei. So ist denn auch Franz Grillparzer von

der theoretischen Ueberklugheit der deutschen Romantik nur einmal angesteckt worden. Sein Erstlingswerk, die Ahnfrau, war eine Schicksalstragödie; nicht die freie That des Helden sondern „tief verhüllte finstre Mächte" führten das tragische Verhängniß herauf. Jedoch die Pracht der Sprache und die Gluth der Leidenschaft, das stürmische Fortschreiten der Handlung und die merkwürdig frühreife Sicherheit der Technik ließen den verschrobenen Grundgedanken fast vergessen. Und alsbald riß sich der gesunde Sinn des Dichters aus den Fesseln der Müllnerschen Kunsttheorien völlig los. In seinen Trauerspielen „Sappho" und „das goldene Vließ" zeigten sich reine Form und scharfe Charakterzeichnung, deutscher Ernst und die schöne warme Sinnlichkeit des Altösterreichers, classische und romantische Ideale glücklich verschmolzen. Goethe blieb ihm fortan der mit kindlicher Andacht geliebte Meister, Weimar der geweihte Heerd des deutschen Lebens. Größeres als den dämonischen Charakter der Medea hat Grillparzer in den historischen Dramen seiner späteren Zeit nicht mehr geschaffen; eine stetige Entwicklung blieb ihm trotz des höchsten Künstlerfleißes versagt. Er war nicht einer jener mächtigen Geister, die in unaufhaltsamem Aufsteigen nach und nach immer weitere Kreise der Welt mit dem Lichte ihrer Ideen bestrahlen, aber eine gemüthvolle, schamhafte Künstlernatur, ein echter Dichter, der auch in den Zeiten des Verfalls die bewährten alten Grundsätze des dramatischen Idealismus mit unbeirrter Treue bewahrte, der würdige Herold der neuen deutschen Poesie in Oesterreich.

Bald nachher eroberte ein anderer Oesterreicher, Ferdinand Raimund der deutschen dramatischen Kunst ein neues Gebiet. Der hatte seit Jahren als Komiker auf dem Leopoldstädter Theater sein harmloses Publikum durch meisterhaftes Spiel entzückt, und als er nun in aller Bescheidenheit sich anschickte seine kleine Bühne selber mit neuen Stoffen zu versorgen, da schuf er nicht, wie die meisten dichtenden Schauspieler, klug berechnete Zugstücke mit dankbaren Rollen, sondern volksthümliche Kunstwerke. Er wurde der Schöpfer der neuen Zauberposse, seit Hans Sachsens Zeiten der erste deutsche Poet, der in Wahrheit das ganze Volk an die Bühne zu fesseln verstand und die Massen ergötzte durch Dichtungen, an denen auch der gebildete Sinn sich eine Weile erfreuen und erwärmen konnte. Die Lust am Fabuliren war diesem Wiener Kinde angeboren; gradeswegs aus dem Getümmel des Volkslebens griff er sich seine lustigen Gestalten heraus, unerschöpflich in jenen gutmüthigen Schwänken und dämischen Späßen, die der Oesterreicher und der Obersachse mit dem glückseligen Ausrufe: nein, das ist zu dumm! zu begrüßen pflegt. Aber hinter dem ausgelassenen, neckischen Treiben verrieth sich der unter Thränen lächelnde Humor eines tiefen Gemüthes. Und wie fest stand noch der alte deutsche sittliche Idealismus in jenen unschuldigen Tagen des socialen Friedens! Immer wieder kam Raimund auf die Frage nach dem

wahren Glücke des Lebens zurück, die dem beladenen kleinen Manne die höchste aller sittlichen Fragen bleibt; und immer wieder, mochte er nun den Verschwender, den Menschenfeind oder den Bauer als Millionär vorführen, ließ er seine Hörer empfinden, daß alles Glück in dem Frieden der Seele liegt. Und die Masse glaubte ihm; die alten deutschen Volkslieder zum Preise der fröhlichen Armuth waren noch nicht vergessen. Unter den zahlreichen Nachahmern des anspruchslosen Volksdichters kam keiner dem Meister gleich. Das Volkslustspiel verwilderte schnell; die saftige Derbheit sank zur Liederlichkeit, der gemüthliche Scherz zum öden Wortwitze, die kindliche Einfalt zur Plattheit herab. Weit später erst, in einer Zeit erbitterter politischer und socialer Kämpfe, ist in Norddeutschland eine neue Form der Posse entstanden, die an Witz und Schärfe jene unschuldigen Zaubermärchen ebenso weit übertraf, wie sie an Humor und poetischem Gehalt hinter ihnen zurückblieb. —

Für die erzählende Dichtung wurde die unersättliche Schreib- und Lesesucht des Zeitalters zu einer Quelle schwerer Versuchungen. Niemals früher hatte sich eine solche Unzahl betriebsamer Federn auf allen Gebieten der Literatur zugleich getummelt. Der Meßkatalog der Leipziger Buchhändler schwoll zu einem unförmlichen Bande an. In jedem Städtchen sorgte eine Leihbibliothek für die Unterhaltung der Lesewelt. Die Anstandsgewohnheiten des altbegründeten Wohlstandes konnten sich in dem verarmten Lande noch nicht ausbilden; die Deutschen fanden kein Arg daran, daß sie mehr lasen und weniger Bücher kauften als irgend ein anderes Volk. Indeß erzielten einzelne Werke bereits einen starken, nach den Begriffen der alten Zeit unerhörten Absatz: so Rottecks Weltgeschichte, Zschokkes Stunden der Andacht und die Uebersetzung von Walter Scotts Romanen. Im Jahre 1817 kehrte Friedrich König, der Erfinder der Schnellpresse, in die Heimath zurück und begründete dann in Oberzell bei Würzburg seine große Fabrik, welche dem Buchhandel ermöglichte für das Massenbedürfniß zu arbeiten. Und da man sich allgemach gewöhnte alles Neue aus dem ganzen Bereiche der Wissenschaft und Kunst gierig herunterzuschlingen, so ward man bald unzufrieden mit dem einfachen classischen Unterrichte, auf dessen fruchtbarem Boden die neue deutsche Cultur emporgeblüht war. Es genügte nicht mehr, dem Geiste eine strenge formale Bildung zu geben, so daß er fähig ward aus einem engen Kreise wohlgesicherter Kenntnisse nach und nach frei und stetig hinauszuwachsen, neues Wissen sich durch selbständige Arbeit anzueignen. Man forderte unter dem wohllautenden Namen der realistischen Bildung das Ansammeln einer bunten Fülle unzusammenhängender Notizen, so daß Jeder über Jedes mitreden konnte. Das einfache Bekenntniß der Unwissenheit galt für beschämend; Niemand wollte zurückstehen, wenn das Gespräch in raschem Wechsel von der Schicksalstragödie auf die spanische Verfassung, von der Phrenologie auf die neuen englischen Dampfmaschinen hinübersprang.

Mit dem sicheren Blicke des erfahrenen Buchhändlers erspähte der rührige F. A. Brockhaus diesen mächtigen Zug der Zeit und ließ seit dem Jahre 1818 ein älteres, bisher wenig beachtetes Sammelwerk zu einem großen Conversationslexikon umarbeiten, das in angenehmer alphabetischer Reihenfolge dem gebildeten Deutschen „alles Wissenswerthe" handlich vorlegte. Es war der Anfang jener massenhaften Eselsbrücken-Literatur, welche das neunzehnte Jahrhundert nicht zu seinem Vortheil auszeichnet. Das Unternehmen, so undeutsch wie sein Name, fand doch Anklang in weiten Kreisen und bald zahlreiche Nachahmer; ganz ohne solche Krücken konnte sich dies mit der Erbschaft so vieler Jahrhunderte belastete Geschlecht nicht mehr behelfen. Niebuhr aber beobachtete mit unverhohlenem Entsetzen die Wandlung, die sich in der Gesittung der Nation allmählich vorbereitete; er sah voraus, wie friedlos, leer und zerfahren, wie unselbständig in ihrem Denken die moderne Welt werden mußte, wenn der hohle Dünkel des Halb- und Vielwissens, das Verlangen nach immer wechselnden Eindrücken überhandnahm. Auch Goethe wußte, daß hier die schlimmste Gefahr für die Cultur des neuen Jahrhunderts lag, und schrieb die ernste Warnung:

> Daß nur immer in Erneuung
> Jeder täglich Neues höre,
> Und zugleich auch die Zerstreuung
> Jeden in sich selbst zerstöre!

In einer so leselustigen Welt stumpfte sich der feine Formensinn schnell ab. Man trachtete vor Allem nach stofflichem Reiz, und da jede Zeit die Schriftsteller hat, welche sie verlangt und verdient, so fand sich auch ein Heer von rührigen Romanschreibern, die sich begnügten für den Zeitvertreib zu sorgen und einige Jahre lang in den kritischen Blättern genannt zu werden. Es blieb fortan ein unterscheidender Charakterzug des neuen Jahrhunderts, daß die Werke der Poesie wie vereinzelte Goldkörner in einem ungeheueren Schutthaufen werthloser Unterhaltungsschriften versteckt lagen und immer erst nach längerer Zeit aus der Masse des tauben Gesteins herausgefunden wurden. Nur war es in jenen anspruchslosen Tagen nicht wie heute die industrielle Betriebsamkeit, was so viele Unberufene auf den deutschen Parnaß führte, sondern in der Regel die Eitelkeit und die literarische Mode. Wie in der dramatischen so zeigten auch in der Roman- und Novellendichtung die poetischen Naturen selten das Talent der Composition, während die Virtuosen der spannenden und fesselnden Erzählung ebenso selten die gestaltende Kraft des Dichters bewährten.

Durch die strenge Wahrhaftigkeit des Krieges war jene weinerliche Gefühlsseligkeit, die sich einst vornehmlich an Jean Pauls Schriften genährt hatte, auf kurze Zeit zurückgedrängt worden. Jetzt gewann sie wieder Raum; in vielen Häusern Norddeutschlands herrschte ein abge-

schmackt süßlicher Ton. Manche kräftige Männer des heutigen Geschlechts, welche einst in dieser sentimentalen Luft aufwuchsen, wurden dadurch mit einem solchen Ekel erfüllt, daß sie ihr Leben lang jeden Ausdruck erregter Empfindung vermieden. Der weichliche Vielschreiber H. Clauren sagte dem Geschmacke der großen Lesewelt am Besten zu. Die eleganten Damen erfreuten sich an den verhimmelten Stahlstichen und den rührenden Novellen der modischen Taschenbücher; Urania, Aurora, Alpenrosen, Vergißmeinnicht oder Immergrün stand auf den Titelblättern der zierlichen goldgeränderten Bändchen zu lesen. Obersachsen, das vormals so oft durch starke reformatorische Geister entscheidend in den Gedankengang der Nation eingegriffen hatte, wurde für einige Jahrzehnte der Hauptsitz dieser Unterhaltungsliteratur; es war, als ob die einst von dem jungen Goethe verspottete „Gottsched-Weiße-Gellertsche Wasserfluth" wieder über das schöne Land hereinbräche. In Dresden kamen Friedrich Kind und Theodor Hell mit einigen anderen ebenso sanftmüthigen Poeten allwöchentlich zum „Dichterthee" zusammen und bewunderten mit unwandelbarer Höflichkeit wechselseitig ihre faden, des chinesischen Getränkes würdigen Novellen, die sodann in der vielgelesenen „Abendzeitung" veröffentlicht wurden. Friedrich Böttiger aber, der unaufhaltsamste der Recensenten, beeilte sich, wie Goethe sagte, den Lumpenbrei der Pfuscher und der Schmierer zum Meisterwerk zu stempeln.

Ludwig Tieck, der ebenfalls in die liebliche Elbestadt übergesiedelt war, zog sich von diesem leeren Treiben vornehm zurück. An ihm ward offenbar, daß die geheimnißvolle „Poesie der Poesie", deren die Romantiker sich rühmten, im Grunde nur geistreiche Kennerschaft war. Er zählte, obwohl ihn seine Bewunderer dicht hinter Goethe stellten, doch zu den Naturen, die mehr sind als sie leisten. Da er von dem übermächtigen schöpferischen Drange des Dichters jetzt nur noch selten ergriffen ward, so warf er sich mit schönem Eifer, mit seiner gepriesenen „schnellen Fühlbarkeit" auf die Erforschung der Shakespearischen Dramatik. Was er in Wort und Schrift für die Erklärung und Nachbildung des großen Briten that ward in Wahrheit fruchtbarer für das deutsche Leben als die formlosen Romane und die literarisch-satirischen Märchendramen seiner Jugend, die eben darum nicht als naive Kinder der Phantasie erschienen, weil sie mit bewußter Absichtlichkeit selber sagten, daß ihnen „der Verstand so gänzlich fehle". Wie vielen jungen Poeten und Schauspielern ist in dem alten Hause am Altmarkte die erste Ahnung von dem eigentlichen Wesen der Kunst aufgegangen, wenn der Dichter an seinen vielgerühmten Leseabenden mit wahrhaft congenialer Kraft die ganze Welt der Shakespearischen Gestalten in der Fülle ihres Lebens den Hörern vor die Seele führte. Der junge Graf Wolf Baudissin fand es bald unbegreiflich, wie er nur hätte leben können bevor er diesen Mann gekannt. Tieck war früh berühmt geworden und erschien schon im Mannesalter wie ein

Patriarch der deutschen Poesie. Gütig, mit theilnehmendem Verständniß nahm der gichtbrüchige Mann mit den hellen Dichteraugen die Jungen auf, die zu ihm wallfahrteten, und wenngleich in seinen geistvollen Worten mancher seltsame Einfall mit unterlief, so blieb sein Blick doch auf die Höhen der Menschheit gerichtet; immer wieder verwies er die Jugend an „die heil'gen Vier, die Meister der neuen Kunst," Dante, Cervantes, Shakespeare und Goethe. Erst nach Jahren kehrte er wieder selbst zur Dichtung zurück. Noch mehr als Tieck hatten sich die Brüder Schlegel dem poetischen Schaffen entfremdet. Friedrich versank ganz in dem Getriebe der ultramontanen Politik. August Wilhelm lebte in Bonn seinen literarhistorischen und philologischen Studien, eine Zierde der neuen rheinischen Hochschule; den Studenten blieb der kleine stutzerhafte alte Herr doch immer ehrwürdig als der Vertreter einer reichen Epoche, auf deren Schultern die neue Wissenschaft stand.

Nur jenen jüngeren Poeten, die sich einst in Heidelberg zusammengefunden hatten, versiegte die dichterische Ader nicht. Tiefer als Clemens Brentano war Niemand in die Irrgärten des romantischen Spiel- und Traumlebens hineingerathen. Halb Schalk halb Schwärmer, heute übermüthig bis zur Tollheit, morgen zerknirscht und bußfertig, sich selber und der Welt ein Räthsel, trieb sich der Ruhelose bald in den katholischen Städten des Südens umher, bald tauchte er in Berlin auf um den Gebrüdern Gerlach und den anderen christlich-germanischen Genossen der Maikäfer-Gesellschaft seine Abhandlung über die Philister, die kecke Kriegserklärung der Romantik wider die Welt der Wirklichkeit, vorzulesen. Den Befreiungskrieg begrüßte er mit lautem Jubel, doch konnte er so wenig wie Z. Werner sich in den norddeutsch-protestantischen Ton der Bewegung recht finden; wie seltsam gezwungen und gemacht erschienen seine zumeist zur Verherrlichung Oesterreichs gedichteten Kriegslieder: „durch Gott und Dich ward wahr, o Franz: was Oestreich will das kann's!" Nachher führte ihn sein mystischer Hang bis zum gemeinen Aberglauben herab; er verbrachte mehrere Jahre am Krankenlager der stigmatisirten Nonne von Dülmen und legte seine Betrachtungen über das Wunderweib in verzückten Schriften nieder. Und doch drang das lautere Himmelslicht der Poesie immer wieder durch die Nebel, welche diesen kranken Geist umnachteten. Kaum hatte er in dem tollen Hexenspuk der „Gründung Prags", einer verunglückten Nachahmung von Kleists Penthesilea, allen seinen verschrobenen Launen die Zügel schießen lassen, so sammelte er sich wieder, und ihm gelang wirklich was die Gelehrten der Romantik immer nur gefordert hatten: einen volksthümlichen Stoff in volksthümliche Form zu gießen. Er schuf sein Meisterstück, die Erzählung vom braven Kasperl und vom schönen Annerl, das Vorbild der deutschen Dorfgeschichten. Mit vollem Rechte rühmte späterhin Freiligrath ihm nach: der wußt' es wohl wie nied're Herzen schlagen; denn so naiv und treu

hat Keiner wieder geschildert was dem Seelenleben der kleinen Leute seine einfältige Größe giebt: die verhaltene Kraft der naturwüchsigen Leidenschaft, die vergeblich nach einem Ausdruck ringt und dann plötzlich in verzehrenden Flammen durchbricht. Ebenso ungleich blieb sein Schaffen noch in späteren Jahren. Die romantischen Feinschmecker bewunderten seine Hühnergeschichte Hinkel und Gockeleia; sie konnten nicht genug preisen, wie hier ein gesuchter Einfall zu Tode gehetzt, Hühnerleben und Menschenleben in kindischem Spiele durcheinander geworfen wurde. Unterdessen schrieb er in allen guten Stunden seine „Märchen“ still für sich hin, köstliche Erzählungen vom Vater Rhein, von den Nixen und dem kristallenen Schlosse drunten in den grünen Wellen, Bilder voll schalkhafter Anmuth, traumhaft lieblich wie die rheinischen Sommernächte.

Der ungleich stärkere und klarere Geist seines Freundes Achim v. Arnim fand in der Märchenwelt kein Genügen. Der hatte schon früher in der „Gräfin Dolores“ ein großes realistisches Talent bekundet; nun wagte er sich mit dem Romane „die Kronenwächter“ auf die hohe See des historischen Lebens hinaus und rückte mit seiner kräftigen, unumwundenen Wahrhaftigkeit den Gestalten unserer Vorzeit herzhaft auf den Leib, bis sie ihm Rede standen und der markige Freimuth, die derbe Sinnlichkeit des alten Deutschlands, die wüste Roheit seiner Lagersitten, der rechthaberische Trotz seines reichsstädtischen Bürgerthums den Lesern hart und grell, wie die Gestalten Dürerscher Holzschnitte, vor die Augen traten. Der ordnende, die Fülle des Stoffes beherrschende Künstlersinn bleibt freilich selbst diesem liebenswürdigsten Jünger der romantischen Schule versagt. Unvermittelt wie im Leben liegt das Einfache und das Seltsame in dem Romane neben einander; ein dichtes Gestrüpp von krausen Episoden umwuchert die Erzählung; zuweilen verliert der Dichter die Lust und läßt sich wie ein unmuthiger Schachspieler die Figuren vom Brette herunterschlagen. Der großgedachten, tiefsinnigen Dichtung fehlt der Abschluß, die Einheit des Kunstwerks.

Weit größeren Anklang fand Amadeus Hoffmann bei der Masse der Lesewelt, der einzige Novellendichter, der es durch Fruchtbarkeit und Geschick mit dem betriebsamen Völkchen der Taschenbuchsschriftsteller aufnehmen konnte. In seinem wunderlichen Doppelleben verkörperte sich die widerspruchsvolle romantische Moral, die muthwillig jede Brücke zwischen dem Ideale und der Wirklichkeit abbrach und grundsätzlich verschmähte das Leben durch die Kunst zu verklären. Wenn er den Tag über die gefangenen Demagogen verhört und in den Criminalakten des Kammergerichts gewissenhaft und gründlich gearbeitet hatte, dann ging ihm erst die Sonne seiner Traumwelt auf. Dann durfte ihn kein Wort mehr an das Schattenspiel des Lebens erinnern, dann zechte er mit ausgelassenen Freunden oder phantasirte in Liebhaberconcerten; und also begeistert schrieb er die Phantasiestücke in Callots Manier, die Elixire des Teufels, die Nacht-

stücke: phantastische Geschichten von Dämonen und Gespenstern, von Träumen und Wundern, von Wahnsinn und Verbrechen, das Ungeheuerlichste was je ein überreiztes Hirn ersann. Es war als ob die Teufelsfratzen von den Dachtraufen unserer alten Dome herunterstiegen. Der wüste Spuk drängte sich so nahe, so sinnlich greifbar auf, daß der Leser, wie vom Alpdruck gelähmt, still halten mußte und dem kecken Humor, der diabolischen Grazie des meisterhaften Erzählers Alles glaubte. Zuletzt blieb von dem tollen Spiele freilich nichts zurück als die dumpfe Betäubung des physischen Schreckens. —

Derweil in Drama und Roman so viele Irrwische ihr unstetes Wesen trieben, erreichte die lyrische Dichtung der Romantik durch Ludwig Uhland ihre Vollendung. Die Kritiker der Schule sahen den prosaischen Menschen über die Achseln an, als seine Gedichte im Jahre 1814 zuerst herauskamen. Recht als das Gegenbild romantischer Geniesucht erschien dieser ehrenfeste Kleinbürger: wie er in Paris den Tag hindurch treufleißig in den Manuscripten der altfranzösischen Dichtung forschte und Abends schweigsam in Gesellschaft des ebenso schweigsamen Immanuel Bekker die Boulevards entlang ging, mit offenem Munde und geschlossenen Augen, ganz unberührt von dem lockenden Glanz und den Versuchungen ringsum; wie er dann in dem heimathlichen Neckarstädtchen seinen behäbigen wohlgeordneten Haushalt führte und sich nicht zu gut dünkte an den prosaischen Verfassungskämpfen Württembergs mit Wort und That theilzunehmen. Und doch war es gerade diese gesunde Natürlichkeit und bürgerliche Tüchtigkeit, was den schwäbischen Dichter befähigte die Schranken der Kunstformen weise einzuhalten und den romantischen Idealen eine lebendige, dem Bewußtsein der Zeit entsprechende Gestaltung zu geben. Ein denkender Künstler, blieb er doch völlig gleichgiltig gegen das literarische Gezänk und die ästhetischen Doktrinen der Schule und harrte geduldig bis die Zeit der Dichterwonne kam, die ihm des Liedes Segen brachte. Dann wendete er die kritische Schärfe, welche andere Poeten in den Literaturzeitungen vergeudeten, unerbittlich gegen seine eigenen Werke; kein anderer deutscher Dichter hat mit so sprödem Künstlerstolze alles Halbfertige und Halbgelungene im Pulte zurückbehalten. Die Heldengestalten unserer alten Dichtung, des Waltherliedes und der Nibelungen, erweckten zuerst seine poetische Kraft; an den Gedichten des Alterthums vermißte er den tiefen, die Phantasie in die Weite lockenden Hintergrund; doch ein angeborener, streng geschulter Formensinn bewahrte ihn vor der unklaren Ueberschwänglichkeit der mittelalterlichen Poesie. In festen, sicheren Umrissen traten diesem Classiker der Romantik seine Gestalten vor die Seele.

Während die älteren Romantiker meist durch den phantastischen Reiz des Fremdartigen und Alterthümlichen in die deutsche Vorzeit hinübergezogen wurden, suchte Uhland in der Vergangenheit das rein Mensch-

liche, das zu jeder Zeit Lebendige und vor Allem das Heimathliche, die einfältige Kraft und Herzenswärme des unverbildeten germanischen Wesens; das Forschen in den Sagen und Liedern unseres Alterthums galt ihm als „ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens“. Er fühlte, daß der Dichter, auch wenn er entlegene Stoffe behandelt, nur solche Empfindungen aussprechen darf, die in der Seele der Lebenden widerklingen, und blieb sich des weiten Abstandes der Zeiten klar bewußt. Niemals hat ihn die Freude an der Farbenpracht des Mittelalters den protestantischen und demokratischen Gedanken des neuen Jahrhunderts entfremdet. Derselbe Dichter, der so rührend von den Gottesstreitern der Kreuzzüge sang, pries auch den Baum von Wittenberg, der mit Riesenästen, dem Strahle des Lichtes entgegen, zum Klausendach hinauswuchs, und gesellte sich freudig zu den streitbaren Sängern des Befreiungskrieges und beugte sich demüthig vor der Heldengröße des neuerstandenen Vaterlandes:

> Nach solchen Opfern heilig großen
> Was gälten diese Lieder Dir?

Mit kräftigem Spotte kehrte er der Aftermuse der romantisch süßen Herren, der Assonanzen- und Sonettenschmiede den Rücken zu und hielt sich an den Wahlspruch der Altvorderen: „schlicht Wort und gut Gemüth sind das echte deutsche Lied.“ Die anschaulichen, volksthümlichen Ausdrücke strömten dem Sprachgewaltigen von selber zu. So leicht erklangen seine ungekünstelten Verse, so frisch und heiter schwebten seine Gestalten dahin, daß die Leser gar nicht bemerkten, wie viel Künstlerfleiß sich hinter der tadellosen Reinheit dieser einfachen Formen verbarg, wie tief der Dichter in die Schachte der Wissenschaft hatte hinabsteigen müssen bis ihm Klein Roland und Taillefer, Eberhard der Rauschebart und der Schenk von Limburg so vertraut und lebendig wurden. Für seine Erzählungen wählte er mit Vorliebe die dem leidenschaftlichen germanischen Wesen zusagende Form der dramatisch bewegten Ballade, nur selten, wo es die Natur des Stoffes gebot, die ruhig berichtende, ausführlich schildernde südländische Romanze. Nicht die Begebenheit war ihm das Wesentliche, sondern ihr Widerschein in dem erregten Menschenherzen. Jede Falte des deutschen Gemüthes lag ihm offen, und wunderbar glücklich wußte er zuweilen mit wenigen anspruchslosen Worten ein Herzensgeheimniß unseres Volkes zu offenbaren. Einfacher als in dem Gedichte von dem treuen Kameraden ist nie gesagt worden, wie den streitbaren Germanen seit der Cimbernschlacht bis zu den Franzosenkriegen im Schlachtgetümmel immer zu Muthe war: so kampflustig und fromm ergeben, so liebevoll und so treu.

Die Kraft der Empfindung drängte sich auch in seinen erzählenden Dichtungen so stark hervor, daß manche Gedichte, die er selber Balladen nannte, bald als Lieder in den Volksmund übergingen. Denn seinen

Liedern vornehmlich verdankte er die Liebe des Volkes, die ihm zuerst in der schwäbischen Heimath, dann auch im übrigen Deutschland frohlockend entgegenkam bis er endlich der volksthümlichste aller unserer großen Dichter wurde. In den schlichten, tief empfundenen Worten von Liebes Leid und Freude, von Wanderglück und Abschiedsschmerz, von der Lust des Weines und der Waffen fanden Alle, Vornehm und Gering, die Erinnerungen ihres eigenen Lebens wieder. Zumal die Oberdeutschen fühlten sich angeheimelt, wenn ihnen zwischen den Zeilen des Dichters stets die schwäbische Landschaft mit ihren Rebenhügeln und sonnigen Flüssen, mit ihrem heiteren sangeslustigen Völkchen entgegenwinkte. Die einfachen, dem Volksliede nachgebildeten Weisen forderten unwillkürlich zum Singen auf; bald wetteiferten die Tonsetzer sich ihrer zu bemächtigen. Die ganze Jugend stimmte mit ein. Uhlands Lieder erklangen wo immer deutsche Soldaten über Land marschirten, wo Studenten, Sänger und Turner sich zum fröhlichen Feste zusammenfanden; sie wurden eine Macht des Segens für das frisch aufblühende kräftige Volksleben des neuen Jahrhunderts. Das junge im Kriege gestählte Geschlecht drängte überall aus der Stubenluft der guten alten Zeit hinaus ins Freie, die deutsche Wanderlust forderte ihr Recht, alte halbvergessene Volksfeste gelangten wieder zu Ehren. Der neue Volksgesang schlug eine Brücke über die tiefe Kluft, welche die Gebildeten von den Ungebildeten trennte, führte die Massen, die nichts lasen, zuerst in die Kunstdichtung der Gegenwart ein; und wenngleich jene köstliche ungebrochene Einheit der nationalen Gesittung, wie sie einst in den Tagen der Staufer bestanden, für die gelehrte Bildung der modernen Welt immer unerreichbar blieb, so war es doch eine heilsame Rückkehr zur Natur, daß allmählich mindestens ein Theil der schönsten deutschen Gedichte der ganzen Nation lieb und verständlich wurde. Wie schlug dem schwäbischen Dichter das Herz, als er die neu erwachende Liederfreude seines Volkes sah; voll Zuversicht rief er den Genossen die nur allzu treulich beherzigte Mahnung zu:

> Singe wem Gesang gegeben
> In dem deutschen Dichterwald!
> Das ist Freude, das ist Leben,
> Wenn's von allen Zweigen schallt!

Der schlichte Mann konnte sich nicht satt sehen an dem lärmenden Gewimmel der Volksfeste, und das waren ihm die Augenblicke des höchsten Dichterlohnes, wenn er einmal auf einer Rheinreise irgendwo im Walde junges Volk mit frischen Stimmen seine eigenen Lieder singen hörte, oder wenn ein Tübinger bemoostes Haupt in festlichem Comitat über die Neckarbrücke hinauszog und das Abschiedslied „es ziehet der Bursch in die Weite" bis in den Rebgarten des Dichterhauses am Osterberge hinüberklang.

Wohl umspannten seine Gedichte nur einen ziemlich engen Kreis von

Gedanken; er sang, wie einst die ritterlichen Dichter mit den Goldharfen, fast allein „von Gottesminne, von kühner Helden Muth, von lindem Liebessinne, von süßer Maienbluth". Auch in seinen Tragödien verherrlichte er mit Vorliebe die zähe Treue altdeutscher Freundschaft; ihnen fehlte die fortreißende Macht der dramatischen Leidenschaft. An das mächtige politische Pathos seines Lieblings Walther von der Vogelweide reichten seine vaterländischen Gedichte nicht heran; der prometheische Drang, die höchsten Räthsel des Daseins, das Woher und Wohin der Menschheit zu ergründen, berührte sein ruhiges Gemüth selten. Darum wollte Goethe von den Rosen und Gelbveigelein, den blonden Mädchen und trauernden Rittern des schwäbischen Sängers nichts hören; er verkannte, daß ihm selber in der Lieder- und Balladendichtung Niemand sonst so nahe gekommen war wie Uhland, und meinte herbe, in Alledem liege nichts das Menschengeschick Bezwingendes. Die Deutschen aber hatten sich längst im Stillen verschworen, den Altmeister zu behandeln nach seinem eigenen Worte: wenn ich Dich liebe, was gehts Dich an? Der treue Schwabe wußte, wie unmöglich es ist einen Meister seines Irrthums zu überführen. Er ließ sich durch die Ungerechtigkeit des Alten in seiner Liebe nicht beirren; er ward nicht müde dem Greise seine Sängergrüße zu senden und der Nation zu erzählen, wie dieser Königssohn einst in goldner Frühe das schlummernde Dornröschen, die deutsche Poesie erweckte, und wie das steinerne Laub am Straßburger Münster rauschte, als der Dichterjüngling die Thurmschnecken hinaufstieg, „dem nun ein halb Jahrhundert die Welt des Schönen tönt".

Obwohl der Schweigsame nach seinem dreißigsten Jahre nur noch einzelne Gedichte veröffentlichte und sich begnügte als geistvoller Forscher und Sammler an der großen Arbeit der Wiederentdeckung unserer Vorzeit theilzunehmen, so wuchs sein Dichterruhm doch von Jahr zu Jahr. Die Lieder seiner Jugend konnten nicht veralten. Hochgebildet und doch bürgerlich unscheinbar; begeistert für die alte Herrlichkeit des Reichs und das österreichische Kaisergeschlecht, und doch ein Demokrat, dem die „Fürstenräth' und Hofmarschälle mit trübem Stern auf kalter Brust" immer verdächtig blieben; im politischen Kampfe furchtlos und treu, wie es der Wappenspruch des Landes fordert, bis zum trotzigen Eigensinne — so erschien er den Schwaben als der rechte Vertreter der Landesart, als der beste der Stammgenossen. Sie hoben ihn auf den Schild und rühmten: „jedes Wort, das der Uhland gesprochen, ist uns gerecht gewesen."

Eine Schaar von jungen Poeten folgte dem Meister nach und nannte sich bald selbst die schwäbische Dichterschule. Hier zuerst in der Geschichte der neuen deutschen Dichtung ward der Versuch einer landschaftlichen Sonderbildung gewagt, doch es war ein durchaus harmloser Partikularismus. Nichts lag diesen Dichtern ferner als die Absicht sich loszureißen von der gemeinsamen Arbeit der Nation; sie fühlten sich nur recht von

Herzen froh und stolz, diesem heiteren Lande des Weines und der Lieder anzugehören, diesem Stamme, der einst des heiligen Reiches Sturmfahne getragen hatte und fest wie kein anderer mit den großen Erinnerungen unseres Mittelalters verwachsen war. Liebenswürdige Heiterkeit und natürliche Frische war allen den ungezählten Balladen und Liedern dieser Poeten eigen; sie blieben deutsch und züchtig und bewahrten die reinen Formen der lyrischen Dichtung auch in späteren Tagen, als der neue weltbürgerliche Radikalismus, den Adel der Kunstform und die Unschuld des Herzens zerstörend, über die deutsche Poesie hereinbrach. Aber die wunderbare poetische Stimmung der Lieder Uhlands ließ sich ebenso wenig nachahmen wie seine schalkhafte Laune, die den reckenhaften Trotz der deutschen Heldenzeit so glücklich zu verklären wußte. Manche der schwäbischen Balladensänger verfielen allmählich in die gereimte Prosa des Meistersanges; ihre platte Gemüthlichkeit wußte dem neuen Jahrhundert keine Gedanken zu bieten.

Weitaus der eigenthümlichste Geist aus diesem Kreise war Justinus Kerner, eine durch und durch poetische Natur voll drolligen Humors und tiefen Gefühles. Sein gastfreies Haus in den Rebgärten dicht neben der alten sagenberühmten Burg Weibertreu bei Weinsberg blieb viele Jahre hindurch die Herberge für alle guten Köpfe aus dem Oberlande. Wer dort von dem Dichter und seinem Rickele herzlich aufgenommen ward und ihn dann beim Neckarwein tolle Schnurren erzählen oder seine geistvollen, warm empfundenen Lieder vortragen hörte, der fand es kaum anstößig, daß auch dieser im Grunde der Seele protestantische und moderne Mensch von dem mystischen Hange der Romantik nicht unberührt geblieben war. Wie Brentano die wunderthätige Katharina Emmerich, so feierte Kerner die Seherin von Prevorst, eine kranke Bäuerin aus der Nachbarschaft, und meinte durch sie den Einklang zweier Welten zu belauschen; was ihn in diese nächtigen Regionen trieb war nicht die Gewissensangst einer unfreien, haltlosen Seele, sondern die poetische Schwärmerei eines kindlichen Gemüthes, das in der Verstandesdürre der Aufklärung seinen Frieden nicht finden konnte. Dankbar rief ein Genosse der Tafelrunde dem glücklichen Dichterhause zu:

> Es weicht die Geisterschwüle
> Vor jener Abendkühle,
> Die von des Genius Schwingen thaut!

Unterdessen begann die Nation erst ganz zu verstehen was sie an ihrem größten Dichter besaß. Immer mächtiger und gebieterischer hob sich die Gestalt Goethes vor ihren Augen, als die Aufregung der Kriegszeit sich legte und die während der Jahre 1811—14 erschienenen drei ersten Theile von Dichtung und Wahrheit allmählich in größere Kreise drangen. Das Buch stand in der langen Reihe der Bekenntnisse bedeutender Männer ebenso einzig da wie der Faust in der Dichtung. Seit

den Confessionen des Augustinus hatte Niemand mehr das allerschönste Geheimniß des Menschenlebens, das Werden des Genius, so tief, wahr und mächtig geschildert. Jenem strengen Heiligen verschwanden die Gestalten des Diesseits gänzlich neben dem zermalmenden Gedanken der Sündhaftigkeit aller Creatur und der Sehnsucht nach dem lebendigen Gotte; hier aber redete ein weltfreudiger Dichtergeist, der in der Lebensfülle der Schöpfung die ewige Liebe anzuschauen suchte und von den höchsten Flügen des Gedankens immer wieder zurückkehrte zu dem einfältigen Künstlerglauben: „wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?" Ebenso ehrlich wie einst Rousseau bekannte Goethe die Fehler und Irrgänge seiner Jugend; doch bewahrte ihn sein sicheres Stilgefühl vor jener gewaltsamen, gesuchten Offenheit, die zur Schamlosigkeit führt. Er legte nicht wie der Genfer auch jene halb unbewußten widerspruchsvollen Aufwallungen des Gefühles blos, welche allein durch ihre Flüchtigkeit erträglich werden und in der ausführlichen Darstellung fratzenhaft erscheinen, sondern gab nur das Wesentliche seines Lebens: er erzählte wie er zum Dichter geworden war.

Wenn aus Rousseaus Geständnissen zuletzt doch nichts übrig blieb als die wehmüthige Erkenntniß der Gebrechlichkeit des Menschen, der zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild, zwischen dem Gott und dem Thiere haltlos dahinschwankt, so überkam die Leser von Dichtung und Wahrheit das frohe Gefühl, daß dem deutschen Dichter in zweifachem Sinne gelungen war was Milton einst von dem Poeten verlangte: sein Leben selbst zu einem wahren Kunstwerke zu gestalten. Wie er das Talent von der Mutter, den Charakter von dem Vater ererbt hatte und nun nach und nach mit ungeheuerer Beharrlichkeit sich ausbreitete über den ganzen Bereich menschlichen Schauens, Dichtens und Erkennens — auf jeder Stufe seiner Entwicklung erschien dieser Geist gesund, vorbildlich, der Natur gemäß und darum so einfach in allen seinen wunderbaren Wandlungen. Die geistreiche Fanny Mendelssohn sprach nur die Empfindungen aller Leser aus, als sie weissagte: diesen Mann werde Gott nicht vor der Zeit heimrufen; der müsse auf Erden bleiben bis zum höchsten Alter und seinem Volke zeigen was es heiße zu leben. Die Verehrung für Goethe ward ein Band der Einheit zwischen den besten Männern dieses zerrissenen Volkes; je höher ein Deutscher in seiner Bildung stand, um so tiefer beugte er sich vor dem Dichter. Wohl hörte man aus dem Tone des Buches heraus, daß Goethe einst selber von seinen Jugendtagen gesagt hatte: man hätte mir eine Krone auf das Haupt setzen können, und ich würde mich nicht gewundert haben. Und doch stand er viel zu hoch um auch nur berührt zu werden von jenen unwillkürlichen Regungen der Selbstgefälligkeit, die sich fast in allen Confessionen zeigen.

Das mächtige Selbstbewußtsein, das sich in diesen Blättern aussprach, war die heitere Ruhe eines ganz mit sich einigen Geistes, die glückliche Unbefangenheit eines Dichters, der sein Leben lang nur Bekenntnisse geschrieben hatte und längst gewohnt war den Tadlern und den Neidern gelassen zu antworten: ich habe mich nicht selbst gemacht.

Immer wenn er in das deutsche Leben hineingriff hatte er sein Höchstes geleistet; so waren denn auch die Gestalten, die er jetzt aus der Erinnerung heraufbeschwor, von einer Seelenwärme durchleuchtet wie nur die schönsten seiner freien Dichtergebilde. Aus dem Pfarrhause von Sesenheim drang ein Strahl der Liebe in die Jugendträume jedes deutschen Herzens, und wenn ein Deutscher an die seligen Tage seiner eigenen Kindheit zurückdachte, so stand mit einem male das winklige alte Haus am Hirschgraben und der fließende Brunnen im Hofe vor ihm und er schaute der glücklichen Frau Rath in die tiefen lachenden Augen. Der Dichter sagte mit seinen Alten: in der Gestalt wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten. Ihm selber fiel ein anderes Loos; denn so mächtig war der Zauber dieses Buches, daß noch heute, wenn Goethes Name genannt wird, fast Jedermann zuerst an den königlichen Jüngling denkt; seine Mannesjahre, die er selbst nicht mehr geschildert hat, scheinen neben dem sonnigen Glanze dieser Jugendgeschichte wie im Schatten zu liegen.

Wie Rousseau die Zeitgeschichte mit der Erzählung seines Lebens verwoben hatte, so gab auch Goethe, nur ungleich tiefsinniger und gründlicher, ein umfassendes Geschichtsbild von dem geistigen Leben der fridericianischen Zeit. Noch einmal aufflammend in jugendlichem Feuer schilderte der Greis jene hoffnungsfrohen Frühlingstage der deutschen Kunst: wie Alles keimte und drängte, wie der frische Duft des Erdreichs aus den neu umgebrochenen Aeckern die Luft erfüllte, wie der eine Baum noch kahl stand und andere schon Blätter trugen. Wie oft hatten Niebuhr und andere Zeitgenossen dem Dichter den historischen Sinn abgesprochen, weil er sich so gern in die Natur versenkte. Er aber löste jetzt die beiden höchsten Aufgaben des Geschichtschreibers, die künstlerische und die wissenschaftliche, und zeigte durch die That, daß beide in Eines zusammenfallen: indem er die Vergangenheit den Lesern so lebendig vergegenwärtigte, daß sie Alles mitzuerleben glaubten, ließ er sie zugleich das Geschehene verstehen, die Nothwendigkeit der Thatsachen erkennen. Das Werk war entstanden in den Tagen der napoleonischen Weltherrschaft, da der Dichter selbst an der politischen Auferstehung seines Vaterlandes zu verzweifeln schien, und gleichwohl sprach aus jedem Satze die zuversichtliche, hoffnungsfrohe Stimmung des fridericianischen Zeitalters. Kein Wort ließ errathen, daß der Dichter nach den jüngsten Niederlagen den Glauben an Deutschlands große Zukunft aufgegeben hätte. Eben jetzt, da alle Welt den preußischen Staat verloren gab und selbst die

teutonischen Schwarmgeister sich gleichgiltig von dem Bilde Friedrichs abwendeten, zeigte Goethe zuerst in ergreifenden Worten, wie fest die neue Kunst mit dem preußischen Heldenruhme verwachsen war: an Talenten war in Deutschland niemals Mangel, doch der nationale Gehalt, der eigentliche Lebensinhalt kam unserer Dichtung erst durch Friedrichs Thaten. So wenig war der Dichter seinem Volke innerlich untreu geworden. Heute giebt es nur noch eine heilige Sache: — so äußerte er einst in jenen schweren Tagen — im Geiste zusammenzuhalten und in dem allgemeinen Ruin das Palladium unserer Literatur zu bewahren!

Ein qualvoller, ungesunder Zustand blieb es doch, daß er zu dem erwachenden politischen Leben seines Volkes so gar kein Vertrauen fassen konnte. Schmerzlich genug erprobte er die Wahrheit seines eigenen Ausspruchs: der Dichter sei seiner Natur nach unparteiisch und könne in Zeiten politischer Leidenschaft einem tragischen Schicksal kaum entgehen. Auf Augenblicke überkam ihn wohl die Ahnung einer glücklicheren Zukunft. Als die große Armee nach Rußland zog und die Verzagten meinten, nunmehr sei das Weltreich vollendet, da erwiderte er: wartet ab, wie Viele wiederkommen werden! Aber als nun wirklich nur armselige Trümmer jener endlosen Züge zurückkehrten und das preußische Volk sich wie ein Mann erhob, da graute dem Dichter doch vor dem aufgeregten Wesen der „unartigen Freiwilligen". Er vergaß es nie, wie wenig die Deutschen einst den hohen patriotischen Sinn von Hermann und Dorothea verstanden hatten, und traute seinem Volke die nachhaltige Kraft des politischen Willens nicht zu; er hatte von jeher mit der alten Cultur des Westens seine Gedanken ausgetauscht und sah jetzt mit unheimlichen Ahnungen, wie die Völker des Ostens „Kosaken, Kroaten, Kassuben und Samländer, braune und andere Husaren" über das friedliche Mitteldeutschland dahinfegten. Seinem Sohne verbot er streng, in das Heer der Verbündeten einzutreten und mußte dann noch erleben, wie der leidenschaftliche Jüngling, beschämt und verzweifelt, plötzlich umschlug und im Hause des Vaters eine abgöttische Verehrung für Napoleon zur Schau trug.

Erst die Friedensbotschaft erlöste den Dichter aus seiner dumpfen Verstimmung; er athmete erleichtert auf und schrieb zur Friedensfeier das Festspiel „des Epimenides Erwachen" um nach seiner Weise durch ein poetisches Bekenntniß seine Brust vollends zu befreien. Die Masse, die mit Recht bei solchem Anlaß ein volksthümliches, gemeinverständliches Werk erwartete, wußte mit den symbolischen Gestalten nichts anzufangen; wer aber den Sinn der Fabel zu enträthseln vermochte, hörte tief erschüttert mit an, wie der träumerische Weise, „der diese Nacht des Jammers überschlief", den siegreichen Kämpfern bekannte: er schäme sich seiner Ruhestunden, „denn für den Schmerz, den ihr empfunden, seid ihr auch größer als ich bin!" Es war ein Geständniß, das jeden Tadel beschämte; doch keineswegs eine Demüthigung, denn zugleich dankte Epimenides den Göttern,

die ihm in diesen stürmischen Jahren die Reinheit der Empfindung bewahrt hatten. Freier, heiterer blickte Goethe fortan auf den Befreiungskrieg zurück, und für das Standbild, das die Stände Mecklenburgs in Rostock ihrem Blücher errichteten, schrieb er die Zeilen:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns
Vom Feinde los!

Sobald die Waffen schwiegen machte er sich auf „zu des Rheins gestreckten Hügeln, hochgesegneten Gebreiten". Zwei glückliche Sommer, 1814 und 1815 verbrachte er in den befreiten rheinischen Landen, die ihn mit ihrem sonnenhellen Leben immer vor allen anderen deutschen Gauen anheimelten. Das Herz ging ihm auf, da er überall den alten rheinländischen Frohsinn, den freundnachbarlichen Verkehr zwischen den beiden Ufern wiedererwachen sah, und droben auf dem Rochusberge bei Bingen, wo die französischen Vorposten so lange ihren Lugaus gehalten, das Volk wieder zum heiteren Kirchenfeste zusammenströmte. In den Blättern, die er zum Gedächtniß dieser frohen Tage schrieb, erschien der Greis wieder ganz so lebensfroh und weinselig wie einst der Straßburger Student. Auch die Forschungen jener Straßburger Zeit nahm er jetzt im freundlichen Verkehre mit Bertram und den Gebrüdern Boisseree wieder auf. Er freute sich an dem Kölner Dome, besuchte alle die alten Bauwerke am Main und Rhein und verweilte lange in Heidelberg: dort stand jetzt die altdeutsche Gemäldesammlung der Gebrüder Boisseree mit den Dürerschen Aposteln und dem gewaltigen Bilde des heiligen Christophorus, ein Wanderziel für alle jungen Teutonen, die Wiege unserer neuen Kunstforschung. Die Gestalten Dürers, „ihr festes Leben und Männlichkeit, ihre innere Kraft und Ständigkeit" hatten den Dichter schon in seiner Jugend mächtig angezogen; wie that es ihm wohl, jetzt auch an den Werken der altniederländischen und der kölnischen Malerschule den Fleiß, die Bedeutsamkeit, die Einfalt der deutschen Altvordern zu bewundern. Ach Kinder, rief er aus, was sind wir dumm: wir bilden uns ein, unsere Großmütter seien nicht auch schön gewesen! Auch der Nibelungen nahm er sich nachdrücklich an, gegen Kotzebue und die anderen platten Gesellen, die über die reckenhafte Großheit des germanischen Alterthums ihre Witze rissen. Den Drillingsfreunden in Köln, den Boisserees und ihrem Genossen Bertram, „die zum Vergangenen muthig sich kehren", sendete er zum Andenken sein Bild mit freundlichen Versen. Die christlich-germanischen Schwarmgeister frohlockten, nun sei dieser Berg zu Thal gekommen, nun habe der alte Heidenkönig dem deutschen Festkinde, dem Kölner Dome huldigen müssen; sie rechneten den Dichter bereits zu den Ihren und hofften demnächst eine christliche Iphigenie erscheinen zu sehen.

Wie wenig kannten sie diesen allseitigen Geist, der eben damals mit ruhigem Selbstgefühle sagte: Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, bleib' im Dunkeln unerfahren, mag von Tag zu Tage leben! Wenn Goethe den berechtigten Kern der deutschen Romantik unbefangen anerkannte, so war er doch mit nichten gemeint im hohen Alter zu dem Gedankenkreise seines Götz von Berlichingen zurückzukehren. Er blieb der Classiker, der den Benvenuto Cellini übersetzt und in seiner Schrift über Winckelmann das Evangelium der deutschen Renaissance verkündet hatte; war ihm doch Dürer nur darum so lieb, weil dieser heitere Genius gleich ihm selber germanischen Gedankenreichthum mit südländischer Formenschönheit verband. Der Welterfahrene, der sich selbst oftmals demüthig „ein bornirtes Individuum" nannte, wußte nur zu wohl, wie leicht die Anforderungen des Lebens den Handelnden zur unwillkürlichen Einseitigkeit verführen, und sah daher mit Entrüstung, wie die bewußte und gewollte Einseitigkeit des Teutonenthums den Deutschen ihr bestes Gut, die freie Weltansicht, die unbefangene Empfänglichkeit zu verkümmern drohte. Wenn das junge Volk sich gar unterstand, ihm seine geliebte Sprache durch anmaßliche Reinigung zu verderben, sie des befruchtenden Verkehres mit fremder Cultur zu berauben, dann brauste er auf in hellem Titanenzorne. Die „malcontente, determinirte, zuschreitende" Art des neuen Geschlechts widerte ihn an, dies plumpe, ungekämmte Wesen, diese aus natürlicher Germanenderbheit und gemachtem Jacobinertrotz so seltsam gemischte Formlosigkeit. Namentlich an den jungen Malern, die in dem Kloster auf dem Quirinal ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten, bemerkte Goethe bald jene Dürftigkeit, die allem Fanatismus eigen ist. Die fruchtbaren ersten Jahre der mittelalterlichen Schwärmerei waren vorüber. Jetzt hieß die Losung „Frömmigkeit und Genie!"; der Fleiß ward mißachtet, und manche Werke der Nazarener erschienen so leer und kahl wie die Klosterzellen von S. Isidoro selber. Scharf abwehrend trat der Dichter dieser Richtung entgegen; sogar die Widmung der Corneliusschen Zeichnungen zum Faust würdigte er keiner Antwort; denn er fühlte, daß der große Maler nur die eine Seite des Gedichtes verstanden, die classischen Ideen aber, die nachher im zweiten Theile ihre Entfaltung finden sollten, noch kaum bemerkt hatte.

Vor Allem entsetzte den freien Geist des alten Classikers „die Kinderpäpstelei", das erkünstelte neukatholische Wesen der verfallenden Romantik. Es wurde verhängnißvoll für den ganzen Verlauf der deutschen Gesittung bis zum heutigen Tage, daß Goethe eine freie, geistvolle Form des positiven christlichen Glaubens eigentlich niemals kennen lernte. In seiner Jugend verkehrte er eine Zeit lang mit den schönen Seelen des Pietismus, jedoch der enge Gesichtskreis dieser Stillen im Lande vermochte den Genius nicht zu fesseln. Im Alter trat er mit den Bekennern jenes tiefsinnigen, weitherzigen und hochgebildeten Christenthums,

das während der schweren Jahre des Leidens und des Kampfes allmählich herangereift war, niemals in nahe Berührung; sonst wäre seinem scharfen Blicke schwerlich entgangen, daß Männer wie Stein und Arndt ihre unerschütterliche Hoffnungsfreudigkeit, ihre sittliche Ueberlegenheit, einem Hardenberg oder Gentz gegenüber, zu allermeist der Kraft des lebendigen Glaubens verdankten. So geschah es, daß auch der letzte und größte Vertreter unserer classischen Epoche von dem wieder erwachenden religiösen Leben der Nation wenig bemerkte, und noch auf Jahrzehnte hinaus die Geringschätzung kirchlicher Dinge in den Kreisen der reichsten Bildung fast als ein nothwendiges Zeichen freier Gesinnung erschien. Die spindeldürren Gestalten der Nazarener mit ihrer gesuchten Einfalt, die bald süßlichen bald überschwänglichen Reden der romantischen Apostaten mußten Goethes großen Sinn empören; und als er gar die Frau von Krüdener auf ihre alten Tage die Erweckte, die gottbegeisterte Seherin spielen sah, da wallte sein protestantisches Blut hoch auf und er schrieb kurzab: „Hurenpack, zuletzt Propheten!" Auch die Verfälschung der Wissenschaft durch religiöse Gefühle und mystische Ahnungen blieb ihm immerdar ein Gräuel, und mit hellem Jubel begrüßte er Gottfried Hermanns „kritisch-hellenisch-patriotische" Feldzüge wider Creuzers Symbolik. Er fühlte lebhaft, daß alles deutsche Wesen zu Grunde gehen müßte, wenn wir jemals unseren Weltbürgersinn völlig aufgäben; er ward nicht müde von der Nothwendigkeit einer Weltliteratur zu sprechen, das Echte und Gute aus den Werken der Nachbarvölker zu empfehlen, und fand sogar Worte des Beifalls als der geistreiche Russe Uwarow vorschlug, jede Wissenschaft nur in einer congenialen Sprache darzustellen, also die Alterthumskunde nur in der deutschen.

Ebenso wenig wie das überspannte Teutonenthum konnten dem Dichter die neuen constitutionellen Doktrinen zusagen. In den einfachen gemüthlichen Verhältnissen des Lebens bewährte er stets eine rührende Güte und Nachsicht gegen den geringen Mann, tiefe Ehrfurcht vor den starken und sicheren Instinkten des Volksgefühls. Oft wiederholte er: die wir die niederste Klasse nennen sind vor Gott gewiß die höchste Menschenklasse. Selbst während er an der Iphigenie schrieb, vermochte sein menschenfreundliches Herz den Gedanken an die hungernden Apoldaer Strumpfwirker nicht los zu werden. Doch im Staate, in Kunst und Wissenschaft zeigte er die aristokratische Gesinnung, die jedem bedeutenden Kopfe natürlich ist, und wahrte streng abweisend das natürliche Vorrecht der Bildung. Schon in den Volksscenen seines Egmont hatte er sein Urtheil über die politische Befähigung der Masse unverblümt ausgesprochen. „Verwirrend ists wenn man die Menge höret" — so lautete seine Antwort, wenn die Wortführer des Liberalismus zuversichtlich betheuerten, die untrügliche Weisheit des Volks werde alle Schäden des deutschen Staatslebens zu heilen wissen. Das undeutsche Wesen der liberalen Tagesschriftsteller, ihre Abhängigkeit von den Doktrinen der Franzosen war seiner deutschen

Gesinnung verächtlich; ihre verständige Wasserklarheit erinnerte ihn an den alten Nicolai und erfüllte ihn zugleich mit Besorgniß, denn er lebte des Glaubens, die reine Verstandesbildung führe zur Anarchie, da dem Verstande keine Autorität innewohne. Bald bemerkte er auch mit Ekel, wie der junge Liberalismus in denselben unduldsam gehässigen Ton verfiel wie einst der Großinquisitor der Berliner Aufklärung und alle Andersdenkende als Fürsten- oder Pfaffenknechte verfolgte. Diesen Sklaven der Parteimeinung hielt er entgegen: es gebe nur einen wahren Liberalismus, die Liberalität der Gesinnungen, des lebendigen Gemüths.

Mit unüberwindlichem Abscheu erfüllte ihn das aufblühende Zeitungswesen; ihm entging nicht, wie verflachend und versandend dies Haschen nach den Tagesneuigkeiten, diese ungesunde Vermischung von ödem Klatsch und politischer Belehrung auf die allgemeine Bildung wirken, welche Frechheit und Nichtigkeit unter allen diesen unverantwortlichen Namenlosen, die hier über Menschen und Dinge zu Gericht saßen, aufwuchern mußte. „Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung" schien ihm der einzige Gewinn aus der belobten Preßfreiheit. Achselzuckend wendete er sich ab von den Götzen des Tages: „wer in der Weltgeschichte lebt, dem Augenblick sollt' er sich richten?" — Wie war es doch so still geworden um den Alten! Auch Herder und Wieland waren dahingegangen, und das schöne Verhältniß zu seinem fürstlichen Freunde wurde durch eine unwürdige Kränkung getrübt. Der Dichter wollte nicht dulden, daß ein abgerichteter Hund dort seine Künste zeigte „wo der bekränzte Liebling der Kamönen der inn'ren Welt geweihte Gluth ergoß". Der Großherzog aber bestand auf seiner Laune; Goethe mußte vor dem Hunde des Aubry weichen und zog sich von der Leitung der Weimarischen Bühne zurück.

Die freie Heiterkeit seines Wesens blieb von Alledem unberührt. Mit jugendlichem Eifer vertheidigte er in seiner neuen Zeitschrift „Kunst und Alterthum", wie vormals in den Propyläen, die classischen Ideale. Der Kunst-Meyer und die anderen unter dem gefürchteten Zeichen W. K. F. versteckten Weimarischen Kunstfreunde unterstützten ihn im Kampfe wider „die neue frömmelnde Unkunst". Freilich stand der Dichter an der Schwelle zweier Zeitalter, und hinter dem stolzen, zuversichtlichen Tone seiner Polemik verbarg sich zuweilen ein Gefühl der Unsicherheit. Wie vormals Winckelmann zugleich für die antiken Bildwerke der Villa Albani und für die frostige Eleganz eines Raphael Mengs sich begeisterte, so kam auch Goethe von seinem alten Genossen Tischbein nicht ganz los und schmückte ein steifes Bild des Freundes, das von natürlicher Wahrheit wenig oder nichts enthielt, mit den Versen: „heute noch im Paradiese wandern Lämmer auf der Wiese, und Natur ist's nach wie vor!" Dabei behielt er doch Fühlung mit allen frei aufstrebenden Talenten der deutschen Kunst und begrüßte mit warmem Lobe die ersten kühnen Schritte Christian Rauchs.

Wirksamer als diese kritische Thätigkeit ward das Erscheinen der Italienischen Reise im Jahre 1817. Seit Langem waren diese Erinnerungsblätter in den Kreisen der Freunde verbreitet; nun gab sie der Dichter gesammelt heraus in einer neuen Bearbeitung, welche absichtlich alles Licht auf Rom, auf die Werke des Alterthums und der Renaissance fallen ließ. Die Deutschen sollten ihm nachfühlen, wie ihn einst die übermächtige Sehnsucht unaufhaltsam nach der ewigen Stadt drängte, wie selbst in Florenz seines Bleibens nicht war, wie er in Assisi nur Augen hatte für die schlanken Säulen des Minerventempels und „den tristen Dom" des heiligen Franciscus, die geweihte Stätte, wo einst Giottos Kunst erwachte, keines Blickes würdigen wollte, bis er schließlich unter der Porta del Popolo sich gewiß war Rom zu haben. Und nun mußten die Leser ihm folgen durch alle jene reichen Tage, die schönsten und fruchtbarsten seines Lebens hindurch: wenn Morgens die Sonne über den zackigen Gipfeln des Sabinergebirges emporstieg und der Dichter den einsamen Weg am Tiber entlang hinauszog zu dem Brunnen in der Campagna; wenn er unter den Trümmern des Forums als ein Mitgenosse der Rathschläge des Schicksals die Geschichte von innen heraus lesen lernte, wenn ihn im einsamen kühlen Saale die ganze Seligkeit des Schaffens überkam, die Gestalten der Iphigenie, des Egmont, des Tasso, des Meister mächtig auf ihn eindrängten; wenn er endlich unter den Orangenbäumen am sonnigen Strande von Taormina die Nausikaa und den Dulder Odysseus leibhaftig vor sich wandeln sah. Und dann immer wieder das demüthige Geständniß des Mannes, der längst schon den Götz und den Werther gedichtet hatte: hier sei er wiedergeboren worden, hier sei ihm erst die Klarheit und die Ruhe des Künstlers aufgegangen, hier habe er erst gelernt aus ganzem Holze zu schneiden. Die alte Germanensehnsucht nach dem Süden, die Dankbarkeit der Nordländer gegen die schönen Heimathlande aller Gesittung hatte niemals wärmere Worte gefunden. Der Eindruck war tief und nachhaltig. Dem Dichter wurde die Freude, daß mehrere der begabtesten jungen Künstler sich bald nachher wieder dem Alterthum zuwendeten. Aber nicht blos die Nazarener grollten dem heidnischen Buche, auch Niebuhr und manche andere weltlich freie Köpfe fühlten sich befremdet. Diese rein ästhetische, dem politischen Leben grundsätzlich abgewendete Weltanschauung entsprach den Gesinnungen der achtziger Jahre; dem Geschlechte, das bei Leipzig und Belle-Alliance geschlagen hatte, konnte sie nicht mehr ganz genügen, wie mächtig auch die literarischen Neigungen wieder überhandnahmen.

Vor wenigen Jahren erst hatte Goethe einige seiner jugendlichsten geselligen Lieder geschrieben, so das ausgelassene Burschenlied Ergo bibamus. Nach und nach, da er hoch in die Sechzig hinaufkam, regten sich ihm doch die Gefühle des Alters, die milde Beschaulichkeit, die gefaßte Ergebung, die Neigung zum Lehrhaften, Symbolischen und Geheimniß-

vollen; und nach seiner Gewohnheit ließ er die Natur frei gewähren. In solcher Stimmung las er die Uebersetzung des Hafis von Hammer. Jener Drang in die Ferne, den die Weltfahrten der Romantik unter den Deutschen erweckt hatten, ergriff auch ihn; er fühlte, wie die ruhige, heitere Lebensweisheit des Orients seinen Jahren, die persische Naturreligion seiner eigenen Erdfreundschaft zusagte. Doch „etwas Unmittelbares in seine Arbeiten aufzunehmen" war ihm unmöglich; er wollte und konnte nicht, wie Schiller, sich eines fremden Stoffs gewaltsam bemächtigen um ihn zu gestalten. Gemächlich lebte er sich nach und nach ein in die Formen und Bilder der persischen Poesie, bis seine eigenen Gedanken unwillkürlich etwas von dem Dufte des Morgenlandes annahmen.

Da führte ihn ein freundliches Geschick, auf jener Reise in die rheinische Heimath, mit Marianne von Willemer zusammen; es war, als sollte ihm allein das ernste Wort nicht gelten, das er zwei Jahre zuvor geschrieben: der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag. Wie ward ihm wieder so jugendlich zu Muthe in jenen sonnigen Herbsttagen, da er mit der schönen jungen Frau in den Baumgängen der Heidelberger Schloßterrasse lustwandelte und den arabischen Namenszug seiner Suleika in den Rand der Brunnenschale einritzte: „und noch einmal fühlet Goethe Frühlingshauch und Sonnenbrand." Was ihn dort beglückte war nicht eine übermächtige Leidenschaft, wie er sie einst für Frau von Stein empfunden, sondern eine warme und tiefe Herzensneigung für ein holdes Weib, das durch die Liebe des Dichters selber zur Künstlerin wurde. Gelehrig ging sie auf das orientalische Formenspiel des Freundes ein; im Wechselgesange mit Hatem dichtete Suleika jene melodischen Lieder voll süßer Sehnsucht und hingebender Demuth, die während eines halben Jahrhunderts zu Goethes schönsten Gedichten gerechnet worden sind. Er aber erwiderte bald geistreich spielend, bald leidenschaftlich erregt; in gluthvollen, mystischen Versen besang er den liebsten von allen Gottesgedanken, die Macht der zwischen zweien Welten schwebenden Liebe, die zusammenführt was sich angehört: „Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt!"

Dergestalt entstand nach und nach das letzte große lyrische Werk des Dichters, der Westöstliche Divan, ein bunter, nur durch das Band der morgenländischen Form zusammengehaltener Strauß von Liebes- und Schenkenliedern, von Sprüchen und Betrachtungen, von alten und neuen Bekenntnissen. Es fehlte nicht an streitbaren Worten; nicht umsonst gestand der alte Meister: denn ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Mit schonungslosen Worten schilderte er die Macht des Niederträchtigen unter den Menschen, und im scharfen Gegensatze zu der Liederseligkeit der schwäbischen Dichter sah er schon voraus, wie das Uebermaß der Sangeslust das deutsche Leben zuletzt ernüchtern werde: „wer treibt die Dichtkunst aus der Welt? die Poeten!" Den Grundton der

Sammlung bildete doch eine stille, das irdische Treiben frei überschauende Heiterkeit: „mir bleibt genug, es bleibt Idee und Liebe.“ Die kunstvolle, in bisher unerhörten Freiheiten sich ergehende Prosodie des Divans diente den gedankenreicheren Lyrikern des folgenden Geschlechts zum Vorbilde. Wohl fehlte dann und wann jener Zauber der unmittelbaren Eingebung, der allen Jugendwerken Goethes ihre hinreißende Macht gab; einzelne steife und gesuchte Wendungen erschienen mehr gedichtet und gedacht als empfunden, manche künstliche Arabesken nur eingefügt um den fremdartigen Reiz des Gesammtbildes zu erhöhen. Dafür erschloß der Greis im Divan, in den Orphischen Urworten, in den unzähligen Sprüchen seiner letzten Jahre einen Schatz der Weisheit, der fast für jede Lebensfrage des Gemüths und der Bildung das rechte Wort bot und erst von dem heutigen Geschlechte allmählich verstanden wird. Viele Dichtungen seines Alters gemahnten an jene räthselhaften Runen unseres Alterthums, vor denen der germanische Held sinnen und träumen konnte bis an seinen Tod. Zuweilen wagte er sich bis in die letzten geheimnißvollen Tiefen des Daseins, bis dicht an die Grenzen des Sagbaren, wo das Wort verstummt und die Musik einsetzt: so in jenem wunderbaren Liede, das immer leise in der Seele widerklingt so oft ein Strahl himmlischer Glückseligkeit in unser armes Leben fällt:

Und so lang Du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

So lebte er dahin in seiner einsamen Größe, unablässig schauend, sammelnd, forschend, dichtend, in's Endliche nach allen Seiten schreitend um das Unendliche ahnungsvoll zu ermessen, beglückt durch jeden Sonnentag des Frühlings und jede Gabe des reichlichen Herbstes, wie durch jedes gelungene Werk der Kunst und jeden neuen Fund im weiten Bereiche menschlichen Wissens. Schillers zarter Körper hatte sich vor der Zeit aufgerieben im harten Dienste der Kantischen Pflichtenlehre; bei diesem Glücklichen und Kerngesunden erschien die ungeheure, allseitige Thätigkeit nur wie die natürliche, mühelose Entfaltung angeborener Kräfte. Die ihm ferne standen ahnten kaum, wie ernst er es selber nahm mit seinem strengen Worte: nur wer immer wirkt vermag zu wirken; bald kommt die Nacht wo Niemand kann! Sie ahnten noch weniger, welch ein festes Gottvertrauen den verrufenen Heiden durch sein reiches Alter geleitete: wie er sich in frommer Scheu hütete der Vorsehung vorzugreifen und in jeder zufälligen Fügung des Tages das unmittelbare Eingreifen Gottes erkannte — denn nur so erschien dem Künstler die göttliche Weltregierung denkbar. Und da er selber noch mit jedem Tage wuchs als ob dies Leben nie ein Ende finden könnte, so blieb auch die Jugend immer sein Liebling. Mochte ihn die anmaßende Derbheit des jungen Geschlechts zuweilen

belästigen: zuletzt konnte er den strahlenden Augen der begeisterten Brauseköpfe doch nicht zürnen und meinte gütig: es wäre thöricht zu verlangen: komm, ältle Du mit mir! Jungen Dichtern aber wußte er nur zu rathen was ihn selber die Natur gelehrt hatte: sie sollten sich vorerst bemühen Männer zu werden, reich im Herzen wie im Kopfe, und ihre Seele offen halten jedem Hauche der Zeit: „poetischer Gehalt ist Gehalt des eignen Lebens; man halte sich an's fortschreitende Leben und prüfe sich von Zeit zu Zeit, ob man lebendig ist!"

Einzelne eifrige Renegaten, wie Friedrich Schlegel, unterstanden sich wohl, von dem abgetakelten alten Herrgott zu reden; die Edleren wußten, daß man diesen Mann nicht antasten konnte ohne die Nation selber zu beschimpfen. Wenn der Freiherr vom Stein die Zurückhaltung Goethes in den napoleonischen Tagen beklagte, so fügte er bescheiden hinzu: Aber er ist doch zu groß! Nirgends fand der Dichter wärmere Bewunderer als in den Kennerkreisen Berlins. Hier wurde die Goethe-Verehrung wie ein Geheimdienst getrieben; die ewig schwärmende Hohepriesterin Rahel Varnhagen verkündete von ihrem Dreifuß herunter unermüdlich in orakelhaften Reden den Ruhm des Vergötterten. Der alte Herr sah sich die Weihrauchswolken, die vor seinem Altar an der Spree emporstiegen, aus der Ferne gelassen an und gab gelegentlich in seinem umständlichen Geheimraths-Stile eine höfliche Antwort. Doch näher auf den Leib durften ihm diese Huldigenden nicht heranrücken; er fühlte, daß bei ihnen zur anspruchsvollen Doktrin wurde was ihm selber die Natur in die Wiege gelegt hatte. Der nixenhaften kleinen Rahel schlug ein dankbares, frommes, menschenfreundliches Herz im Busen; mitten in der gemachten Ekstase dieser tief eingeweihten Dilettanten und Halbkünstler bewahrte sie sich das sichere Gefühl des Weibes für das Große und Starke: war doch Fichte einst viele Jahre lang neben Goethe ihr Abgott gewesen. Aber dicht neben solchen liebenswürdigen Zügen lag eine halb unbewußte und eben darum unermeßliche Eitelkeit, die in der Bewunderung des ersten deutschen Dichters die Größe des eigenen Ichs genoß und sich über das stille Gefühl der Unfruchtbarkeit tröstete mit dem erhabenen Gedanken: der im Unendlichen schwebende Geist verschmähe sich einzubannen in die Kreise der Sprachkunst! „Warum sollte ich nicht natürlich sein? — sagte sie arglos — ich wüßte doch nichts Besseres und Mannichfaltigeres zu affektiren!" Und wie wenig Inhalt lag doch in allen den gebildeten Redensarten dieser ästhetischen Theecirkel. Vieles was man dort Geist nannte lief im Grunde hinaus auf die Mißhandlung der deutschen Sprache, auf das verblüffende Zusammenstellen ungehöriger Wörter. Wenn Rahel ein edel und feurig vorgetragenes Musikstück „einen gebildeten Sturmwind" nannte, dann jauchzte die Priesterschaar der höheren Bildung, und der eunuchenhafte Gatte trug die Albernheit mit seinen zierlichsten Schriftzügen in seine Tagebücher ein. Der alte Heros in Weimar aber kannte

den weiten Abstand zwischen dem Kennen und dem Können. Wo ihm unter seinen Verehrern schöpferische Begabung begegnete, da thaute er auf; wie väterlich kam er dem Wunderkinde Felix Mendelssohn-Bartholdy entgegen und freute sich mit den glücklichen Eltern des schönen Vereines von feiner Bildung und echtem Talent. —

Als die Dichtung schon in den Herbst eintrat, begann für die bildenden Künste erst die Zeit der Blüthe. So lange die Begeisterung der Kriegsjahre anhielt wurde die gothische Kunst allgemein als die wahrhaft deutsche gepriesen. Die Jugend schien sich für immer von den antiken Idealen abzuwenden, und Schenkendorf rief gebieterisch: „man soll an keiner deutschen Wand mehr Heidenbilder sehn!" Viele der Freiwilligen aus dem Osten lernten auf den Märschen am Rhein zuerst den Formenreichthum unserer Vorzeit kennen; sie meinten in diesen alten Domen die allein giltigen Musterbilder für die vaterländische Kunst zu finden und bemerkten kaum, daß ihnen in den Kirchen des verhaßten Frankreichs überall der nämliche „altdeutsche" Stil begegnete. Wenn sie zu dem alten Krahn droben auf dem unvollendeten Thurme des Kölner Domes emporschauten, dann dachten sie mit ihrem ritterlichen Sänger: „daß das Werk verschoben bis die rechten Meister nah'n!" Der Kronprinz fühlte sich ganz überwältigt von dem Anblick der majestätischen Ruine; auf seinen Betrieb wurde Schinkel nach Köln gesendet und erklärte in seinem Gutachten: einen solchen Bau erhalten, das heiße ihn vollenden.

Von dieser Stimmung der Zeit ward auch König Friedrich Wilhelm berührt, als er nach dem ersten Pariser Frieden beschloß, das Gedächtniß der deutschen Siege durch die Erbauung eines prächtigen altdeutschen Domes in Berlin zu verherrlichen. In Altpreußen erklang bald nachher von allen Seiten der Ruf: das herrliche Hochmeisterschloß, die von der Roheit der Polen und dem prosaischen Kaltsinn des fridericianischen Beamtenthums so schändlich verstümmelte Marienburg müsse in ihrer alten Pracht wieder aufgerichtet werden, ein Siegesdenkmal für das alte Ordensland, das sich so gern rühmte die anderen Deutschen zum heiligen Kampfe erweckt zu haben. Schön, der eifrige Wortführer des altpreußischen Provinzialstolzes, trat an die Spitze des Unternehmens; er dachte dies schönste weltliche Bauwerk unseres Mittelalters zu einem preußischen Westminster zu erheben, woran Jeder aus dem Volke seinen Antheil nähme. Der König übernahm den Wiederaufbau; die dünnen Zwischenwände, die ein philisterhaftes Geschlecht mitten durch die ungeheuren Säle gezogen hatte, fielen zusammen; über den schlanken Pfeilern der Remter erhoben sich wieder leicht und frei gleich den Fächern der Palmen die alten gothischen Gewölbe. Die Ausschmückung des Ordensschlosses überließ man der Nation. Geld wurde nicht angenommen: wer mithelfen wollte mußte selber einen Theil des Bauwerks künstlerisch ausstatten. Der Adel, die Städte, die Corporationen der verarmten Provinz wetteiferten in Geschenken, Patrioten

aus allen Landestheilen des Staates schlossen sich an; York stiftete die schweren Zinnen über Meisters Morgenhellem Gemach, Stein hing sein Wappenschild an einem Pfeiler des oberen Burggangs auf. Bald prangten an den bunten Fenstern die Bilder aus Preußens alter und neuer Geschichte; denn grade in diesen Jahren erwachte die alte Kunst der Glasmalerei, die mit so vielen anderen Segnungen der Cultur in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges untergegangen war, wieder zu frischem Leben. Da standen unter dem schwarzundweißen Banner der Ritter vom deutschen Hause und der Landwehrmann des Befreiungskrieges; die Gymnasien des tapferen Grenzlandes schenkten ein Fenster mit Davids Schwert und Harfe und der Inschrift: wer kein Krieger ist soll auch kein Hirte sein! Alle Herzensgeheimnisse des romantischen Geschlechts traten bei diesen Spenden an den Tag; wie fühlten die Deutschen sich glücklich, daß sie wieder ein Recht hatten den Helden ihrer großen Vorzeit frei ins Gesicht zu sehen. Alles jubelte, als der junge Kronprinz in den mächtigen Hallen der alten Burg ein Festmahl hielt und nach seiner enthusiastischen Weise den Trinkspruch ausbrachte: „Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau!"

Gleichwohl vermochte die gothische Richtung in der Kunst ebenso wenig die Oberhand zu erlangen wie die schwäbischen Dichter in der Poesie. Die Ideen Winckelmanns und Goethes behaupteten noch ihre Macht, nirgends kräftiger als in Berlin. Hier standen noch die besten Werke der deutschen Spätrenaissance, das Schloß, das Zeughaus und Schlüters Kurfürstenstandbild, die Denkmäler einer classisch gebildeten und doch nationalen Kunstweise, verständlicher für das moderne Gefühl als die Bauten des Mittelalters. Hier in dem Mittelpunkte einer großen, aber jungen Geschichte mußte die Rückkehr zu den Bauformen des vierzehnten Jahrhunderts als willkürliche Künstelei erscheinen. Und jetzt erst begann man mit den echten Werken der Hellenen vertraut zu werden. Winckelmann hatte einst fast nur die römischen Nachbildungen der griechischen Kunst kennen gelernt und noch gar nicht bemerkt, welchen weiten Weg das Alterthum von den dorischen Zeiten und den goldenen Tagen des Perikles bis herab zu der Epoche der hadrianischen Nachblüthe durchlaufen hatte. Seit dem Anfang des neuen Jahrhunderts wurde der Boden Griechenlands selbst durchforscht; die Elginschen Marmorwerke wanderten nach London, die Aegineten im Jahre 1816 nach München. Mit der Erkenntniß wuchs die Bewunderung für die Antike. Zugleich trat in Rom jener nachgeborene Hellene auf, der wie kein anderer moderner Mensch in der classischen Formenwelt lebte und nur durch ein räthselhaftes Spiel des Schicksals in diese neuen Jahrhunderte verschlagen schien. Eine starke germanische Ader lag doch in Thorwaldsens mächtiger Natur. Den Deutschen sprach seine Kunst unmittelbar zum Herzen, sie zählten den Isländer halb zu den Ihren; hatte er doch an dem Nachlaß des Deutschen

Asmus Carstens, des kühnen Rebellen gegen die akademische Kunst, sich zuerst gebildet und von ihm gelernt, was in den Werken des Alterthums wahrhaft lebendig und für alle Zeiten giltig sei.

Derweil also die altdeutsche und die classische Richtung noch in unentschiedenem Kampfe lagen, geschah in Berlin eine folgenreiche Wendung. Während der harten Jahre, da der preußische Staat am Rande des Bankerotts stand, verbot sich die Errichtung monumentaler Kunstwerke von selbst. Nur einen künstlerischen Plan mochte der unglückliche König nicht aufgeben: er wollte seiner Gemahlin ein würdiges Grabmal errichten, und sein gesundes natürliches Gefühl führte ihn auch hier auf den rechten Weg, obwohl er sich selber bescheiden nur einen Laien in Kunstsachen nannte. Sein Herz sehnte sich nach einem verklärten Bilde der Geliebten; und da er dunkel empfand, daß die Gothik, die seinem nüchternen Wesen ohnehin zu phantastisch vorkam, den Adel der menschlichen Gestalt nicht zur vollen Geltung gelangen läßt, so wollte er von einer altdeutschen Grabkapelle nichts hören. Umsonst betheuerte ihm Schinkel, der während jener Kriegsjahre noch ganz in teutonischen Anschauungen befangen war: die Architektur des Heidenthums sei für uns kalt, die harte Schicksalsreligion der Alten könne den Gedanken des Todes nicht mit der liebevollen, tröstenden Heiterkeit des Christenthums darstellen. Friedrich Wilhelm ließ inmitten der düsteren Fichten des Charlottenburger Parkes einen kleinen dorischen Tempel erbauen, der nur die einfach ernste Hülle für das Grab der Königin bilden sollte; mit der Ausführung des Denkmals selbst wurde Christian Rauch beauftragt, der einst im Dienste der Verstorbenen aufgewachsen, durch sie in die Kunst eingeführt, jetzt mit der ganzen Wärme künstlerischer Begeisterung und persönlicher Verehrung sein Werk begann. Tausende strömten herbei, als dies Mausoleum im Frühjahr 1815 eröffnet wurde, die Meisten zuerst nur um das Angesicht der geliebten Fürstin noch einmal zu sehen. Aber wie sie so dalag, die liebliche Gestalt in ihrer stillen Hoheit, lebensvoll als ob sie athme, schön wie ein hellenisches Weib, fromm und friedlich wie eine Christin, jede Ader der Hände und jede Falte des weißen Marmorgewandes mit der höchsten technischen Sicherheit und Sorgfalt behandelt, da verspürten selbst diese nordischen Massen, denen die Sculptur unter allen Künsten am fernsten liegt, einen Hauch vom Geiste der Antike. Der Zug der Wallfahrer währte fort, jahraus, jahrein; Jedermann fühlte, die deutsche Kunst hatte einen ihrer großen Schritte gethan. Rauchs classisch geschulter, formenstrenger Realismus errang einen durchschlagenden Erfolg. Die gothische Kunstschwärmerei verschwand bald aus der Berliner Gesellschaft, selbst der romantische Kronprinz wendete sich allmählich den classischen Idealen zu.

Mittlerweile waren die Staatsmänner aus Paris heimgekehrt, Hardenberg noch ganz erfüllt von den mächtigen Eindrücken der Louvre-Gallerie; Altenstein und Eichhorn hatten unterwegs auch die Sammlung

der Boisserees in Heidelberg besucht. Sie Alle verhehlten nicht, wie dürftig ihnen das Berliner Kunstleben neben dem Reichthum des Westens erschien, und waren mit dem König einig in dem Entschlusse, daß der Staat nimmermehr in das banausische Wesen des alten Jahrhunderts zurücksinken dürfe. Als Altenstein bald darauf an die Spitze des Unterrichtswesens trat, nahm er sich vor, das mit der Berliner Universität begonnene Werk Wilhelm Humboldts fortzuführen und die preußische Hauptstadt auch zu einer Heimstätte deutscher Kunst zu erheben. Das Mäcenatenthum König Friedrichs I. hatte immer zunächst an den Glanz des Hofes gedacht; jetzt da die preußische Krone sich zum zweiten male der bildenden Künste mit Eifer annahm war sie sich der großen Culturaufgaben des Staates endlich bewußt geworden. Die Pflege der Kunst erschien ihr nunmehr als eine Pflicht der sittlichen Volkserziehung, damit „aus dem Publikum etwas werde“, wie Schinkel zu sagen pflegte; sie dachte groß von der Freiheit des Künstlers und begnügte sich, den schöpferischen Köpfen würdige Aufgaben zu stellen ohne sie in ihrer Eigenart zu meistern. Aber dieser vornehmen Gesinnung des Königs entsprachen die Kräfte des erschöpften Staatshaushalts keineswegs. Preußen mußte wieder einmal, wie schon so oft, versuchen mit armseligen Mitteln Großes zu schaffen, und zur rechten Zeit erschien der rechte Mann.

Ein universaler Geist, wie die deutsche Kunst seit Dürers Tagen keinen mehr gesehen, zugleich Baumeister, Bildhauer, Maler, Musiker und, wenn er schrieb, immer des edelsten, wirksamsten Wortes sicher, hielt Karl Friedrich Schinkel seine Augen unverwandt auf die höchsten Ziele der Kunst gerichtet: das Kunstwerk war ihm „ein Bild der sittlichen Ideale der Zeit“. Thätig, schöpferisch in jedem Augenblicke, ein Verächter der Trägheit, nannte er das Phlegma einen sündhaften Zustand in Zeiten der Bildung, einen thierischen in den Zeiten der Barbarei. Mit ganzem Herzen hing er an seiner märkischen Heimath. Nun er diesen Staat im Glanze siegreicher Waffen strahlen und den Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß, der ihn selbst so oft in seinen Künstlerträumen beschäftigte, glorreich beendigt sah, schien ihm die Zeit gekommen auch die Anmuth und die Fülle einer gereiften Cultur in das preußische Leben einzuführen und Berlin in einen heiteren Sitz der Musen zu verwandeln. Wie einst Palladio seinem Vicenza so dachte er der preußischen Hauptstadt den Stempel seines Geistes aufzuprägen: in der Mitte das Schloß, die Universität, die Theater und Museen, ringsumher statt der eintönigen Zeilen niederer Häuser stattliche Palazzi und freundliche Villen mit fließenden Brunnen, Alles im frischen Grün der Gebüsche versteckt, an der Stadtmauer prächtige Thore und draußen vor dem Leipziger Platze ein hoher gothischer Dom, das Siegesdenkmal des Befreiungskrieges. Aber während jenem glücklichen Vicentiner ein Geschlecht reicher Signoren unerschöpfliche Mittel darbot und ihm die Vaterstadt wie einen Haufen weichen

Thones zu beliebiger Formung in die Hand gab, hatte der preußische Künstler sein Leben lang mit der nothgedrungenen Sparsamkeit des Monarchen und seiner Beamten zu kämpfen. Dem muß man einen Zaum anlegen! — sagte der König lächelnd, so oft der Unerschöpfliche wieder mit einem neuen Vorschlage herantrat. Kaum der zwanzigste Theil seiner kühnen Pläne gelangte zur Ausführung. Wie viel Mühe hat es ihn gekostet, auch nur die baufälligen Statuen auf dem Dache des Schlosses, die das Beamtenthum abbrechen wollte, vor der Vernichtung zu retten. Statt des edlen Hausteins, der ihn in Italien entzückt hatte, mußte er sich zumeist mit verputztem Backstein, statt des Erzes mit Zinkguß behelfen. Gleichwohl genügte dieser armselige Bruchtheil seiner Entwürfe, neben den Werken der Schlüterschen Epoche, um der Baukunst Berlins für immer ihren Charakter aufzuprägen.

Schinkel befreite sich bald von dem teutonischen Rausche der Kriegsjahre. Er erkannte, daß die vielgestaltige moderne Bildung sich nicht auf Einen Baustil beschränken darf, und ließ die Kunstformen des Mittelalters gelten, wo sie durch Lage und Bedeutung des Bauwerks bedingt schienen. Für seine eigensten Ideale aber fand er jetzt den rechten Ausdruck in einer neuen Form der Renaissance, die sich enger als die Kunst des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts an die Werke der Alten, vornehmlich der Hellenen, anschloß und doch immer verstand dem Sinn und Zweck moderner Bauten gerecht zu werden. Gleich an seinem ersten größeren Werke, der neuen Hauptwache, sprach die kriegerische Bestimmung des Gebäudes so mächtig und trutzig aus den strengen, gedrungenen dorischen Formen, daß der Beschauer den überaus bescheidenen Umfang fast vergaß und sich an Sanmichelis majestätische Festungswerke gemahnt fühlte. Als bald darauf, im Jahre 1817, das Schauspielhaus abbrannte und das kargende Beamtenthum die Benutzung der alten Brandmauern für den Neubau forderte, da wußte er wieder aus der Noth eine Tugend zu machen; und bald erhob sich zwischen den beiden prächtigen Kuppeln der Gensdarmenkirchen über einer hohen Freitreppe ein festlich heiterer ionischer Tempel, die Giebel und Treppenwangen mit reichem Bildnerwerk geschmückt — denn auf das Zusammenwirken aller Künste ging jeder seiner Pläne aus — der ganze Bau ein getreues Bild dieser geistig so reichen, wirthschaftlich so armen Epoche, genial im Entwurfe, aber in der Ausführung vielfach eng und dürftig.

Seitdem stand Schinkel fest in der Gunst des Königs und übernahm die Leitung alles künstlerischen Schaffens in Preußen, nur daß ihm die leidige Geldnoth immer wieder die Fittiche seines Genius beschnitt. In ganz Norddeutschland und bis nach Skandinavien hinüber gelangte seine classische Richtung zur Herrschaft. Die Pläne für den Berliner Dom wurden aufgegeben, weil die Mittel fehlten. Statt dessen entstand das schöne Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge. Das Denkmal selbst hatte

Schinkel in den gothischen Formen, die noch immer als die nationalen galten, entworfen; nur in den Sculpturwerken, womit Rauch und Tieck die Säule schmückten, entfaltete sich die Freiheit des neuen classischen Stiles. Auf allen den Schlachtfeldern aber, wo Preußens Heere geschlagen hatten, auf dem Windmühlenberge von Großbeeren wie auf dem hohen Todtenhügel bei Plancenoit in der brabantischen Ebene errichtete der verarmte Staat überall die nämliche kümmerliche gothische Spitzsäule mit der Inschrift: „Die gefallenen Helden ehrt dankbar König und Vaterland. Sie ruhen in Frieden.“ Schinkel wußte, daß die monumentale Kunst ein Treibhausleben führt so lange das Alltagstreiben des Volkes schmucklos und häßlich bleibt. Er sah mit Schmerz den nüchternen Kasernenstil der Bürgerhäuser, den armseligen Hausrath der engen Zimmer. Wie kläglich lag das deutsche Kunstgewerbe darnieder, das einst so rühmlich mit den Italienern gewetteifert hatte; zu jeder größeren künstlerischen Unternehmung mußte man Arbeiter aus der Fremde herbeirufen, Steinmetzen aus Carrara, Kupferstecher aus Mailand, Erzgießer aus Frankreich. Er aber fühlte sich stolz als der Apostel der Schönheit unter den nordischen Völkern und gab daher, nachdem im Jahre 1821 das Berliner Gewerbe-Institut gegründet war, im Verein mit dem genialen Techniker Beuth die Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker heraus, eine Sammlung von Musterblättern für häusliches Geräth, die in unzähligen Nachbildungen allmählich bis in jede Werkstatt drangen und zuerst den Formensinn im deutschen Handwerk wieder erweckten, mochten immerhin einzelne Muster dem malerisch gestimmten modernen Auge allzu kahl und einfach erscheinen.

Unterdessen hatte Rauch in dem alten Markgrafenschlosse, dem Lagerhause, seine Werkstatt aufgeschlagen und erzog dort, ein gestrenger Lehrer, einen Stamm von treuen Schülern und geübten Kunsthandwerkern, also daß die deutsche Kunst allmählich der fremden Hilfe entrathen lernte. Wie er selber ohne wissenschaftliche Vorbildung erst durch das künstlerische Schaffen selbst in die Welt der Ideen hineingewachsen war, so sah er auch bei seinen Schülern allein auf das Können; tüchtige Klempner, Steinmetzen, Holzschneider von sicherem Blick und geschickter Hand waren ihm willkommener als junge Gelehrte. Vor jener Ueberbildung, die unsere Dichter nicht selten auf Abwege führte, blieb die Bildnerkunst bewahrt.

Fest und sicher schritt Rauch in dem angehobenen Gange fort; die teutonischen Träume beirrten ihn nie. Er fühlte sich eins mit dem preußischen Staate und seinem Herrscherhause, und ihm wurde das seltene Glück, in seinen Kunstwerken zugleich seine politischen Ideale, Alles was seinem Herzen theuer war zu verkörpern. Welch ein Segen doch, daß die ganze Nation sich endlich wieder gemeinsam eines großen Erfolges freuen durfte. Während früherhin nur die Landesherren zuweilen ein Denkmal errichtet hatten, erwachte jetzt im Volke selber der Wunsch seine Helden zu ehren. Zuerst

traten die Mecklenburger zusammen und ließen durch Gottfried Schadow ihrem Landsmanne Blücher ein Standbild errichten, das erste größere Werk der neu erstandenen deutschen Erzgießerei. Nachher wurde in Schlesien gesammelt und Rauch aufgefordert, dem Feldherrn des schlesischen Heeres dort neben dem Breslauer Ringe, wo sich einst die Freiwilligen zusammengeschaart hatten, ein Denkmal zu setzen. Dann verlangte auch der König Monumente für seine Generale, zunächst für die früh Verstorbenen, Scharnhorst und Bülow. Ein weites Gebiet großer, lohnender Aufgaben erschloß sich dem Künstler, der zugleich für den bildnerischen Schmuck der Schinkelschen Bauten mit zu sorgen hatte und das Erz wie den Marmor gleich glücklich zu bewältigen verstand. Ernst, mannhaft und edel, naturgetreu und doch in hohem Stile gehalten, so erschienen die Bilder seiner Helden; und selbst jenen leisen Zug der Steifheit, der ihnen anhaftete, durfte man nicht schelten, weil er dem Charakter des preußischen Heeres entsprach. In seinen mächtigsten Werken, den Reliefs für die Denkmäler Scharnhorsts und Bülows erhob sich Rauch zu einem heroischen Schwunge, den unsere Bildnerkunst nicht wieder überboten hat, und schilderte mit den einfachsten Mitteln, in wenigen majestätischen Gestalten den ganzen Verlauf des Kampfes von den Tagen an, da Preußens Jünglinge sich aus Fichtenstämmen ihre Lanzen schnitzten bis zu dem stolzen Siegesfluge ihres Adlers hoch über die Festungen Niederlands und Frankreichs dahin. Rauch wurde der Historiker des deutschen Befreiungskrieges gleichwie einst Rembrandt und Bol, van der Helst und Flinck den Geist und Sinn des achtzigjährigen Krieges der Niederländer der Nachwelt überliefert hatten.

Zugleich geschahen die ersten Schritte um den Plan eines großen Museums in der Hauptstadt zu verwirklichen. Der Gedanke war schon in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms aufgetaucht und nachher, als W. Humboldt das Unterrichtswesen leitete, ernstlicher erwogen worden. Nunmehr erwarb der König, um die Staatskassen zu schonen, die beiden großen Gemäldesammlungen von Giustiniani und Solly aus den Mitteln seiner Schatulle und überließ sie dem Staate. Er befahl den Beamten über die Verhandlungen mit Solly streng zu schweigen; denn die kunstfreundlichen Absichten seiner Regierung fanden vorerst nur in einem kleinen Kennerkreise verständige Würdigung; man fürchtete, daß die verstimmte öffentliche Meinung, die mit pessimistischem Behagen den Zustand des Staates in den finstersten Farben darzustellen liebte, den Monarchen der Verschwendung anklagen würde statt ihm für seine Hochherzigkeit zu danken. Der ebenfalls beabsichtigte Ankauf der Boisseréeschen Gallerie mußte freilich unterbleiben, da der Brand des Schauspielhauses alle noch verfügbaren Mittel verschlang. Doch wurden die besten Stücke der Sammlung durch die neue, kürzlich von Sennefelder erfundene Kunst des Steindrucks nachgebildet und weithin verbreitet, sie

bildeten den ersten künstlerischen Zimmerschmuck des verarmten deutschen Hauses.

Die deutschen Maler in Rom hatten indessen an Bartholdy, einem Verwandten des kunstsinnigen Mendelssohnschen Hauses, einen unternehmenden Gönner gefunden. Der stellte ihnen die breiten Wände seines Palastes in der Via Sistina zur Verfügung, damit sie sich in der Kunst des Fresco, die seit Raphael Mengs völlig eingeschlafen war, wieder versuchen könnten. In fröhlichem Wetteifer malten nun Cornelius, Overbeck, Veit und Wilhelm Schadow, durch Niebuhrs Beifall ermuthigt, die großgedachten Bilder aus der Geschichte Josephs. Cornelius begrüßte jubelnd die Fresco-Malerei als ein „Flammenzeichen auf den Bergen zu einem neuen edlen Aufruhr in der Kunst", weil sie den Malern endlich wieder ein Feld für monumentale Werke eröffne und in ihrer herben Strenge die Gedankenarmuth wie die Pfuscherei unnachsichtlich ausschließe. Die Kunst — so rief er in dem eigenthümlichen terroristischen Tone der jungen Teutonen — die Kunst soll endlich aufhören eine feile Dienerin üppiger Großen, eine Krämerin und niedere Modezofe zu sein. Gleich Schinkel sah er die Zeit kommen, da die Kunst an den Mauern unserer Städte von innen und außen wiederglänzend das ganze Dasein des Volks umgestalten und heiligen werde. Mit dem sicheren Stolze eines Reformators der nationalen Gesittung kehrte er über die Alpen zurück, als ihn nunmehr der junge Kronprinz Ludwig von Baiern nach München berief.

Der Erbe der reichen und allezeit baulustigen Wittelsbacher meinte sich berufen, in dem bairischen Lande, das soeben erst in das geistige Leben der Nation wieder eingetreten war, einen glänzenden Musenhof zu gründen. Eine lautere Begeisterung für die Kunst wie für den Ruhm seines vergötterten deutschen Vaterlandes beseelte den geistreichen, phantastischen Fürsten. Die diplomatische Welt erzählte sich kopfschüttelnd, wie er zu Rom in altdeutschem Rocke, Arm in Arm mit dem verdächtigen demagogischen Dichter Friedrich Rückert, die Museen und Kirchen durchwandert, wie er die deutschen Maler zutraulich mit seinen holprigen Versen begrüßt, bei ihren Künstlerfesten auf die Vernichtung der Philisterei und die Einheit Teutschlands lärmend mit angestoßen hatte. Bei allen seinen künstlerischen Plänen wirkte zugleich ein unsteter dynastischer Ehrgeiz mit: er hoffte die gründlich verachteten preußischen Hungerleider und Emporkömmlinge zu überbieten, dem bairischen Hause durch ein großartiges Mäcenatenthum die führende Stellung in Deutschland zu verschaffen. Welch ein Gegensatz zu der Kunstthätigkeit in Berlin! Dort geschah nur was sich aus der Geschichte und den Lebensbedürfnissen eines mächtigen, an geistigen Kräften reichen Staates unabweisbar ergab, die von großen Künstlern in ungestörter Freiheit geschaffenen Werke trugen das Gepräge des Nothwendigen. In München baute man um zu bauen, auf einem Boden, der von großen Erinnerungen wenig darbot; die von auswärts berufenen

Künstler genossen einer königlichen Freigebigkeit, welche von der preußischen Sparsamkeit glänzend abstach, doch sie fühlten sich in der Fremde und hatten noch lange unter dem Mißtrauen der einheimischen Bevölkerung zu leiden; über Allem schaltete der launische, unberechenbare Wille Eines Mannes, der in ungeduldiger Hast von Entwurf zu Entwurf hinübersprang und was er bezahlte ganz unbefangen als sein eignes Werk betrachtete. Der friedliche Wettkampf der beiden Städte beförderte die vielseitige Entwicklung unserer Kunst. Er führte zuletzt zu dem natürlichen Ergebniß, daß die wesentlich monumentalen Künste der Architektur und Bildhauerei auf dem historischen Boden Berlins ihre größten Erfolge errangen, während die freiere, von der Gunst der Umgebung minder abhängige Malerei in München ihre Heimath fand.

Kronprinz Ludwig hatte schon seit Jahren Ausgrabungen in Griechenland veranstaltet, dann in Italien zusammengebracht was von den besten Werken der antiken Bildhauerkunst nur irgend aufzukaufen war, und ließ nun für diese Sculpturensammlung, die schönste diesseits der Alpen, draußen vor den Thoren des alten Münchens durch Klenze einen würdigen Tempel errichten, die Glyptothek, ganz aus edlem Marmor, mit der gediegenen Pracht südländischer Bauten. Das Gebäude selbst reichte an die geniale Eigenthümlichkeit der Werke Schinkels nicht heran, jedoch an den Wänden und Decken der prächtigen Säle offenbarte Cornelius zum ersten male den ganzen Umfang seiner Begabung. Hier schuf er, als ein Epiker in Farben, den ersten jener großen Gemälde-Cyklen, in denen der Ideenreichthum seines rastlos erfindenden Geistes allein den angemessenen Raum fand: die grandiosen Bilder aus der hellenischen Sagenwelt. Die Masse der Münchener spottete über das verrückte Kronprinzenhaus, sie wußte nichts anzufangen mit der tiefsinnigen Symbolik dieser Gedankenmalerei, die ihre Werke meist schon im Carton vollendete und auf den Reiz der Farbe fast gänzlich verzichtete. Ernstere Naturen bewunderten, wie der verwegene Idealist die keusche Hoheit der Antike so getreu wiedergab und doch zugleich eine den Alten unfaßbare Macht der Leidenschaft aus seinen Gemälden sprach; denn niemals hatte ein Künstler des Alterthums eine so ganz von Seelenschmerz zerwühlte Gestalt geschaffen wie diese trauernde Hecuba. Die christlich-germanischen Heißsporne des römischen Künstlerkreises bemerkten mit Entsetzen, daß ihr erster Mann sich den gehaßten Heiden Winckelmann und Goethe wieder näherte und die von Berlin ausgehende neuclassische Richtung überall den Sieg davon trug. Die einst so fruchtbare Schule von S. Isidoro ging allmählich auseinander; ihre Genossen kehrten heim, die Meisten widmeten sich einer streng kirchlichen Kunst, die nur in Anachronismen lebte. Von den Namhaften hielt nur Overbeck am Tiber aus, ein treuer Bekenner der alten nazarenischen Grundsätze. Er aber wußte die enge Welt von christlichen Gestalten, die ihm die einzige war, durch den Tiefsinn und die Wärme seines gläubigen

Gemüths also zu verklären, daß selbst die Italiener ihn endlich wie einen neuen Fra Angelico ehrten und dem frommen Convertiten noch die Freude ward das Bethaus des heiligen Franciscus in der Portiuncula-Kirche zu Assisi mit seinen ernsten Bildern zu schmücken. — Wie Berlin so sollte auch München seine große Gemäldegalerie erhalten. Die Boissereesche Sammlung, die den Preußen zu theuer gewesen, wurde nach Jahren endlich für Baiern erworben. Ihre Hauptwerke bildeten mit denen der Düsseldorfer Galerie, die man während der Revolutionskriege widerrechtlich dem bergischen Lande entfremdet hatte, den Stamm für die Münchener Pinakothek.

Dergestalt war binnen weniger Jahre ein vielgestaltiges neues Leben in der bildenden Kunst erwacht, und nach und nach begannen fast alle deutschen Höfe diese jungen Kräfte sorgsam zu pflegen; man fühlte sich verpflichtet die Nation für ihre so bitterlich getäuschten politischen Hoffnungen irgendwie zu entschädigen. Auch die ehrwürdigen Ueberreste altheimischer Kunst, die unter dem Aufklärungswahne des vergangenen Jahrhunderts so schwer hatten leiden müssen, fanden jetzt allenthalben treue Beschützer, und es galt schon als ein unerhörtes Zeichen vandalischer Roheit, daß die Stadt Goslar ihren Dom, den erinnerungsreichsten der Sachsenlande, noch im Jahre 1820 abtragen ließ. —

Keine andere Kunst aber hat in der Epoche der deutschen Romantik so reife und durchweg gesunde Früchte gezeitigt wie die Musik. Sie stand dem deutschen Genius von jeher am nächsten; in ihr bethätigte sich der Formensinn der Germanen immer mit naiver Ursprünglichkeit, ganz ungetrübt durch jene leidige Kritik, die ihn sonst so oft im freien Schaffen störte. Sie blieb den Deutschen treu auch als unser geistiges Leben fast erstorben schien; selbst das öde Jahrhundert, das dem Westphälischen Frieden voranging, erhob sich das Herz an den seelenvollen Klängen des lutherischen Kirchenlieds. Nachher, in einer Zeit da die neue Bildung der Nation kaum im Entstehen war, schufen Händel und Bach ihre classischen Werke, bis endlich während der Blüthezeit unserer Dichtung die deutsche Musik durch Gluck, Haydn, Mozart zu einer Höhe emporgehoben wurde, die kein anderes Volk je erreicht hat. Dem vielseitigsten der Dichter trat der vielseitigste aller Tonsetzer an die Seite. Beide dankten der geheimnißvollen Kraft der unmittelbaren Eingebung eine wunderbare Leichtigkeit des Schaffens; aber wie viel einfacher und natürlicher war Mozarts Loos! Er schuf für eine Hörerschaft, die ihm mit dankbarer Empfänglichkeit folgte, und lebte in traulichem Verkehre mit den Sängern und Musikern, denen er seine Rollen auf den Leib schrieb. So ward jedes seiner Werke ein abgerundetes Ganzes; alle die fragmentarischen Versuche und halben Anläufe, welche Goethe in seiner Einsamkeit nicht vermeiden konnte, blieben ihm erspart. Die Musik vereinigte, mehr noch als die Literatur, Alles was deutschen Blutes war zu gemeinsamer Freude;

die Mehrzahl der großen Tonsetzer gehörte durch die Geburt oder durch langen Aufenthalt den österreichischen Landen an, die an der Arbeit unserer Dichtung so wenig Antheil nahmen, und fand grade dort das freudigste Verständniß.

Noch bei Mozarts Lebzeiten trat jener Gegensatz des Naiven und des Sentimentalen hervor, der, im Wesen aller Künste begründet, in den Zeiten ihrer reichsten Entfaltung sich unfehlbar offenbaren muß. Wie einst Michel Angelo neben Raphael, Schiller neben Goethe, so erschien Beethoven neben Mozart, ein pathetischer Genius, der mit dämonischer Kraft fast über die Schranken seiner Kunst hinaus in's Unendliche strebte, ein Sänger der Freiheit, des männlichen Stolzes, ganz erfüllt von den Ideen der Menschenrechte. Die Widmung seiner Eroica, die er dem Erben der Revolution, Bonaparte zugedacht hatte, zerriß er und trat sie mit Füßen als er von den Gewaltthaten des Despoten erfuhr. Nie schuf er Größeres als wenn er den uralten Lieblingsgedanken der freien Germanen, den Sieg des hellen Geistes über das dumpfe Verhängniß schilderte, wie in der C moll Symphonie. War er doch selber, der taube Beherrscher der Töne, ein lebendiger Zeuge für die Wunderkraft des gottbegeisterten Willens. Selbst die blasirte Gesellschaft des Wiener Congresses riß er hin durch das hohe Lied der Treue, den Fidelio; dem verwegenen Fluge seiner symphonischen Tondichtungen aber vermochte erst ein späteres Geschlecht ganz zu folgen.

Die Entwicklung unserer Musik trug von Haus aus einen rein nationalen Charakter, sie konnte daher auch von den romantischen Stimmungen und den großen Ereignissen der Zeit nicht unberührt bleiben. Gleich nach dem Kriege gab Karl Maria v. Weber dem Schwertliede, dem Liede von Lützows wilder Jagd und anderen Gesängen Körners die musikalische Gestaltung, die ihnen erst die Unvergänglichkeit sicherte und in tausenden junger Herzen die Begeisterung des Befreiungskrieges wach hielt. Ein bewußter Vorkämpfer vaterländischer Gesinnung und Bildung, übernahm er sodann die Leitung der neugegründeten deutschen Operngesellschaft in Dresden, und ihm gelang, die italienische Opernbühne, die der Hof nach der Gewohnheit des alten Jahrhunderts noch als die vornehmere begünstigte, gänzlich in den Schatten zu stellen; selbst die Presse rief er zu Hilfe um seine Landsleute in das Verständniß der heimischen Kunst einzuweihen. Der gemüthvolle Holste war auf weiten Wanderfahrten fast in jedem Winkel deutscher Erde mit Land ;und Leuten wohl vertraut geworden; und recht aus dem Herzen seines Volkes heraus schuf er die erste deutsche romantische Oper, den Freischütz, ein Werk voll jugendlicher Frische, das alle Lust und allen Spuk des deutschen Waldes so naiv und treu schilderte, daß die Nachwelt sich heute kaum vorstellen kann, es hätte jemals eine Zeit gegeben, da der deutsche Waidmann noch nicht zu den Klängen des Waldhorns sang: was gleicht wohl auf Erden

dem Jägervergnügen? Zur selben Zeit erhielt das deutsche Lied durch einen fromm bescheidenen Wiener Künstler, Franz Schubert, seine höchste Ausbildung; die ganze Tonleiter der geheimsten Seelenstimmungen stand ihm zu Gebote, namentlich die milde Schönheit der Goethischen Dichtung zog ihn an. Bald nachher fanden Uhlands Lieder an dem Schwaben Konradin Kreutzer einen congenialen Componisten.

Von jenem katholisirenden Wesen, das so viele Poeten der Romantik ankränkelte, hielt sich die romantische Musik völlig frei, obgleich die meisten unserer namhaften Tonsetzer der katholischen Kirche angehörten. Sie sprach schlicht und recht das Allen Gemeinsame aus, sie verwirklichte durch die That das von den romantischen Dichtern so oft gepriesene, aber nur von Uhland wirklich erreichte Ideal der volksthümlichen Kunst; und da der Dilettantismus in keiner Kunst ein so gutes Recht hat wie in der Musik, so zog sie auch bald das Volk selber zu freier Mitwirkung heran. Schon in den neunziger Jahren waren Berliner Musikfreunde zu der Singakademie zusammengetreten um bei der Aufführung Händelscher Oratorien und ähnlicher Werke den Chorgesang zu übernehmen. Zelter, der derbe, warmherzige Freund Goethes stiftete dann im Jahre 1808 zu Berlin die erste deutsche Liedertafel, einen kleinen Kreis von Dichtern, Sängern und Componisten zur Pflege des Gesanges. Mehrere andere norddeutsche Städte folgten nach. In dem preußischen Volksheere nahm während der Kriege das fröhliche Singen kein Ende; die Lützowsche Freischaar besaß bereits einen geschulten Sängerchor, und ihr Beispiel fand nach dem Frieden in vielen preußischen Regimentern Nachahmung.

Da gab zur rechten Stunde (1817) der Schweizer Nägeli die Gesangbildungslehre für Männerchor heraus; er nannte den Chorgesang „das eine, allgemein mögliche Volksleben im Reiche der höheren Kunst“ und forderte die ganze Nation zur Theilnahme auf. Sieben Jahre später entstand dann der Stuttgarter Liederkranz, das Vorbild für die zahlreichen Liederkränze Süd- und Mitteldeutschlands, die nach der zwanglosen, demokratischen Weise des Oberlandes von vornherein auf eine größere Mitgliederzahl berechnet waren, als die mehr häuslich eingerichteten Liedertafeln des Nordens, und sich nicht scheuten mit öffentlichen Aufführungen und Sängerfesten vor das Volk hinauszutreten. Die Musik wurde die gesellige Kunst des neuen Jahrhunderts, wie die Beredsamkeit im Zeitalter des Cinquecento, ein unentbehrlicher Schmuck für jedes deutsche Fest, recht eigentlich ein Stolz der Nation. In allen Gauen erwachte die Sangeslust, wie nie mehr seit den Tagen der Meistersinger. Man empfand lebhaft, wie mit dieser neuen edleren Geselligkeit ein freierer Luftzug in das Volksleben kam, und rühmte gern, daß „vor des Gesanges Macht der Stände lächerliche Schranken fielen“. Unzählige kleine Leute empfingen allein durch den Gesang die Ahnung einer reinen, über dem Staub und Schweiß des Alltagslebens erhabenen Welt; und neben diesem reichen

Segen kam kaum in Betracht, daß der unbestimmte Enthusiasmus, welchen die gestaltlose Musik erweckt, manchen deutschen Träumer in der verschwommenen Schwärmerei seiner Gemüthspolitik bestärkte.

Das neue Geschlecht hatte doch nicht umsonst seine Kraft in einem Volkskriege gestählt, und nicht umsonst war während zweier Menschenalter, auf jeder Entwicklungsstufe der neuen Dichtung die Rückkehr zur Natur, zum einfach Menschlichen gepredigt worden. Allenthalben begannen die Sitten der Nation wieder mannhafter, kräftiger, natürlicher und, ohne daß sie es selber noch recht bemerkte, demokratischer zu werden; die Zeit des Stubenhockens, der ängstlich abgeschlossenen Casinos und Kränzchens neigte sich zum Ende. Seit dem Frieden ward auch das lang entbehrte Reisen wieder möglich. Während die reichen Ausländer die große Tour durch Europa einschlugen, deren romantische Hauptstationen Lord Byron im Childe Harold vorgezeichnet hatte, suchten die genügsamen Deutschen mit Vorliebe die bescheidene Anmuth ihrer heimischen Mittelgebirge auf. Die Felsen des Meißner Hochlands, die der Pfarrer Götzinger vor Kurzem zugänglich gemacht, wurden unter dem Namen der Sächsischen Schweiz gepriesen; Gottschalcks Führer durch den Harz gab zuerst Rathschläge für Gebirgswanderungen, und seit Reichard seinen „Passagier" veröffentlichte nahm die Zahl der Reisehandbücher allmählich zu. Die Reisenden der beiden letzten Jahrhunderte hatten das Menschenwerk aufgesucht, all das Seltsame und Absonderliche, was im Curieusen Antiquarius verzeichnet stand; die neue Zeit bevorzugte die romantischen Reize der malerischen Landschaften und die sagenreichen Erinnerungsstätten der vaterländischen Geschichte. Das früherhin so beliebte Reisen zu Pferde kam allmählich ab, in Folge der allgemeinen Verarmung. Als Arndt in seinen jungen Jahren die deutschen Lande zu Fuß durchstreifte, fand er fast überall nur Handwerksburschen als Reisegefährten; jetzt kam die Poesie des Fußwanderns auch bei der gebildeten Jugend zu Ehren, und wer ein rechter Turner war mußte sich auf den Dauerlauf verstehen. Eine neue Welt unschuldiger Freuden ging der deutschen Jugend auf, seit überall in Thüringen, Franken und am Rhein zur Sommerzeit fröhliche Schaaren von Studenten oder Künstlern singend ihres Weges zogen. Jede verfallene Burg und jeder aussichtsreiche Berggipfel ward erklettert; Nachts nahmen die munteren Gesellen gern mit der Streu im Bauernwirthshause vorlieb oder sie onkelten bei einem gastfreien Pfarrherrn. Mit der Guitarre über der Schulter wanderte August v. Binzer, der Stolz der Jenenser Burschenschaft, glückselig durch ganz Deutschland, und in allen Dörfern strömte das junge Volk zusammen um dem Spiel und Sang des neuen Troubadours zu lauschen.

Auch die politische Gesinnung des heranwachsenden Geschlechts ward durch dies frohe Wanderleben nach und nach umgebildet. Die Jugend erlebte sich den Gedanken der nationalen Einheit, sie fühlte sich überall

auf deutschem Boden heimisch; sie lernte, daß der Kern unseres Volksthums trotz der Mannichfaltigkeit der Lebensformen in allen deutschen Gauen derselbe ist, und sah mit wachsendem Unwillen auf die künstlichen trennenden Schranken, welche die Politik mitten durch dies einige Volk gezogen hatte. Leider wurden fast nur die Norddeutschen dieser Erkenntniß theilhaftig. Da Niederdeutschland von den romantischen Herrlichkeiten, welche diesem Geschlechte allein als sehenswerth galten, nur wenig bot, so kamen die Süddeutschen selten aus ihren schönen heimischen Bergen heraus. Während im Norden bald kaum ein gebildeter Mann mehr lebte, der nicht etwas von Land und Leuten des Südens gesehen, blühte im Oberlande die particularistische Selbstgefälligkeit, das Kind der Unkenntniß. Süddeutschland blieb noch auf lange hinaus die Hochburg der gehässigen Stammesvorurtheile. Im Norden fanden sich, außerhalb Berlins, immer nur einzelne Thoren, die den Süddeutschen Verstand und Bildung absprachen. Weit häufiger hörte man im Süden die Lästerrede, den Norddeutschen fehle das Gemüth; mancher wackere Oberländer stellte sich die Landschaften nördlich des Mains wie eine endlose traurige Ebene vor und meinte, unter diesem winterlichen Himmel gedeihe nur noch Sand und ästhetischer Thee, Kritik und Junkerthum.

---

Der mächtige Umschwung der gesammten Weltanschauung, der sich innerhalb der deutschen Wissenschaft, seit ihrer Einkehr in das historische Leben, zu vollziehen begann, der ganze Gegensatz des alten und neuen Jahrhunderts fand schon zur Zeit des Wiener Congresses einen denkwürdigen Ausdruck in einem gelehrten Streite, dessen tiefer Sinn im Ausland noch gar nicht, in Deutschland selbst nur von Wenigen ganz begriffen wurde. Die ersehnte Wiederaufrichtung des deutschen Reichs war durch den raschen Verlauf des Krieges vereitelt worden. Um so leidenschaftlicher hielten die enttäuschten Patrioten an den Hoffnungen fest, deren Erfüllung man auch unter dem Deutschen Bunde noch als möglich ansah; und von diesen erschien keine so billig, so bescheiden wie das Verlangen nach Einheit des nationalen Rechts. Ueber die nothwendige Beseitigung des aufgedrungenen Code Napoleon waren Regierungen und Regierte in jenem Augenblicke einig. Sollte man nun statt der französischen Gesetzbücher das alte gemeine Recht wieder einführen, jenes Recht der römischen Juristen, das die teutonischen Eiferer als den Todfeind germanischer Gemeinfreiheit betrachteten? und dazu jenen Wust von Lokal-Rechten, dessen buntscheckige Mannichfaltigkeit den Patrioten wie den Philosophen gleich anstößig war? Die Stunde schien gekommen, durch ein nationales Gesetzbuch das fremdländische Wesen und den Particularismus zugleich zu überwinden. Waren doch die großen Grundgedanken des

Naturrechts durch die Rechtsphilosophen des alten Jahrhunderts längst festgestellt; wenn sich nur ein weiser, thatkräftiger Gesetzgeber fand, so konnte es nicht schwer halten diese Ideen auf Deutschland anzuwenden. Von solchen Anschauungen war die öffentliche Meinung beherrscht, als Thibaut, der berühmte Lehrer der Pandekten zu Heidelberg, in einer kleinen Schrift voll patriotischer Wärme die heillosen Folgen der bestehenden Zersplitterung und „die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland" darlegte; das Gesetzbuch des künftigen deutschen Rechts dachte der geistreiche Mann wie einen Staatsvertrag unter die Gesammtbürgschaft der verbündeten Mächte zu stellen. Fast die gesammte patriotische Presse erklärte sich einverstanden.

Da erschien im Herbst 1814 die Gegenschrift Karl Friedrich von Savignys „über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung", das wissenschaftliche Programm der historischen Rechtsschule. Sie wirkte um so mächtiger, da auch die Gegner insgeheim fühlten, daß hier nicht blos die Meinung eines Mannes zu Tage kam, sondern das wohlgesicherte Ergebniß jener tieferen und freieren Auffassung des Staatslebens, welche einst in Herders und Mösers genialen Ahnungen, in Gentzs und Wilhelm Humboldts antirevolutionären Jugendschriften sich zuerst angekündigt, nachher durch Niebuhr und Eichhorn ihre wissenschaftliche Durchbildung, in den Gesetzen Steins und Scharnhorsts ihre praktische Bewährung gefunden hatte. Unter den Lehrern des Civilrechts war zuerst der Göttinger Gustav Hugo den Doktrinen des alten Jahrhunderts entschlossen entgegengetreten. Sein scharfer Verstand konnte sich bei dem unlösbaren Dualismus der Naturrechtslehre nicht beruhigen; er erkannte als undenkbar, daß ein unwandelbares natürliches Recht dem beweglichen positiven Rechte gegenüberstehen sollte. Daher wies er Recht und Staat als Erscheinungen der historischen Welt kurzerhand aus dem Gebiete der Speculation hinaus und stellte der Rechtslehre die Aufgabe, das positive Recht in seinem Werdegange bis zu seinen letzten Wurzeln hinauf zu verfolgen und also historisch zu verstehen. Gestützt auf eine gründliche Quellenforschung, welche der erstarrten deutschen Rechtswissenschaft längst abhanden gekommen war, begann er zunächst die Entwicklung der römischen Rechtsgeschichte darzulegen und gelangte bereits zu der Einsicht, daß die vielbeklagte Aufnahme des römischen Rechts in Deutschland nicht als Zufall oder Verirrung, sondern als eine nationale That des deutschen Geistes, als ein natürliches Ergebniß der Cultur der deutschen Renaissance betrachtet werden müsse. Die tiefere Frage: warum die Gestaltung des positiven Rechts so mannichfaltig und so beweglich sei? wurde von dem Kantianer Hugo noch nicht aufgeworfen.

Hier setzte Savigny ein, der den weiteren Gesichtskreis der romantischen Geschichtsphilosophie beherrschte, und bewies mit seiner überlegenen Ruhe, die das Dunkelste durchsichtig erscheinen ließ: die Entwicklung des

Rechts werde nicht durch subjective Ideen bestimmt, sondern durch den Geist der Völker, der in der Weltgeschichte sich offenbare; das Recht führe kein Dasein für sich, sondern es werde und wachse, gleich der Sprache, mit den Völkern, mit ihrem Glauben, ihren Sitten, ihrem ganzen geistigen Vermögen. Darum erfolge auch die Rechtsbildung nicht, wie die beiden letzten Jahrhunderte glaubten, allein oder überwiegend durch die Gesetzgebung, sondern unter beständiger Mitwirkung des Volkes selber, die sich in dem Gewohnheitsrechte und, bei reiferer Bildung, in der bewußten Arbeit der Rechtswissenschaft bethätige; grade in jugendlichen Völkern erscheine die rechtsbildende Kraft am stärksten, die beschränkte aber lebensvolle Individualität des Rechts noch nicht verkümmert durch jene unbestimmte Allgemeinheit, die dem Rechte alternder Nationen eigenthümlich scheine. Dann ward an dem Beispiele der Kunstgeschichte erwiesen, daß nicht jede Zeit zu jedem Werke berufen sei, und darauf der völlig unreife Zustand der deutschen Rechtswissenschaft dargethan; wie weit war sie doch, in ihrem Ideengehalte wie in der Ausbildung ihrer Sprache, zurückgeblieben hinter dem Aufschwung der allgemeinen Literatur, und wie stümperhaft mußte ein mit so mangelhaften Kräften unternommenes Gesetzbuch ausfallen! Was wir brauchen — so lautete der Schluß — ist eine der ganzen Nation gemeinsame, organisch fortschreitende Rechtswissenschaft, die das vorhandene Recht bis in seine ersten Quellen ergründet um dergestalt zu zeigen, was in ihm noch heute lebendig ist und was einer überwundenen Vergangenheit angehört; in ihr ist die vorläufig erreichbare Einheit des deutschen Rechts gegeben; hat sie sich erst so selbständig entwickelt, daß sie das gegebene Recht geistig beherrscht, dann wird das Verlangen nach einer Codification, das bei den Römern erst in den Tagen des Verfalles sich äußerte, von selber verschwinden.

Dieser Schrift verdankte die Wissenschaft des positiven Rechts, daß sie sich den anderen Geisteswissenschaften wieder ebenbürtig an die Seite stellen durfte. Das alte Jahrhundert hatte nur die Gedanken der Philosophen über das Recht geachtet, die Erforschung des wirklichen Rechts geringschätzig dem formalen Scharfsinn juristischer Handwerker überlassen. Jetzt erkannte die positive Rechtswissenschaft, daß ihr selber eine philosophische Aufgabe obliege, daß sie berufen sei zu lehren wie sich die Vernunft der Geschichte in dem Entwicklungsgange der Rechtsbildung offenbart und entfaltet, und also theilzunehmen an der besten Gedankenarbeit des Zeitalters, das seinen Ruhm darin suchte der Menschheit das Bewußtsein ihres Werdens und also ihres Wesens zu erwecken. In weiter Ferne zeigte sich endlich eine noch höhere Aufgabe, welche Savigny nur andeutete und kommenden Geschlechtern zur Lösung überließ: wenn es gelang, die innere Nothwendigkeit der Gestaltung des Rechts, seine Verkettung mit der Volkswirthschaft und der gesammten Cultur der Völker in jedem einzelnen Falle nachzuweisen, dann mußten zuletzt auch die Ge-

setze der Rechtsbildung selber aufgefunden werden. Auf viele der schwierigsten Probleme der historischen Wissenschaft, die dem philosophischen Jahrhundert noch ganz unfaßbar gewesen, warf die kleine Schrift ein überraschendes Licht. Noch Niemand hatte so anschaulich gezeigt, wie die Vergangenheit fortwirkt in der Gegenwart selbst wider Wissen und Willen der Lebenden, wie Kraft und Wille des Einzelnen gebunden sind an das Maß der Begabung seines Zeitalters, wie jedes Anwachsen der Cultur nothwendig einen Verlust in sich schließt, und darum die stolze, dem Zeitalter der Revolution so geläufige Lehre von dem ewigen Fortschritt der Menschheit nur den Werth einer unerwiesenen Behauptung besitzt. Noch Niemand hatte den Lieblingswahn der Zeit, der die Freiheit in der Staatsform suchte, so siegreich widerlegt: Freiheit und Despotismus, so führte Savigny aus, sind in jeder Staatsverfassung möglich; jene besteht überall wo die Staatsgewalt die Natur und Geschichte in den lebendigen Kräften des Volkes achtet, dieser überall wo die Regierung nach subjectiver Willkür verfährt.

Schon elf Jahre früher hatte Savigny in seiner Erstlingsschrift über das Recht des Besitzes ein Werk geschaffen, das den besten Leistungen der großen französischen Civilisten des sechzehnten Jahrhunderts gleichkam. Nunmehr betrat er mit seiner „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" ein noch völlig unbebautes Gebiet und deckte den inneren Zusammenhang des antiken und des modernen Rechts zum ersten male auf. Eine räthselhafte Gunst des Schicksals, die sich nicht mehr Zufall nennen läßt, pflegt immer, sobald die sichere Ahnung einer großen neuen Erkenntniß in der Wissenschaft erwacht ist, den Suchenden zu Hilfe zu kommen. So fand jetzt Niebuhr im Jahre 1816 zu Verona die Handschrift des Gaius; das classische Zeitalter der römischen Rechtswissenschaft, das man bisher fast allein aus den dürftigen Fragmenten der Pandekten kannte, trat mit einem male den Ueberraschten leibhaftig vor die Augen. Die römische Rechtsgeschichte ward durch eine lange Reihe gründlicher Einzelforschungen völlig neu gestaltet, während gleichzeitig Eichhorn seine deutsche Rechtsgeschichte weiter führte, Jakob Grimm und viele andere jüngere Talente sich in die Quellen des germanischen Rechts vertieften. Die von Savigny und Eichhorn herausgegebene Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft bildete den Sprechsaal für die stetig wachsende historische Rechtsschule; Savigny aber blieb ihr anerkanntes Haupt und ihr wirksamster Lehrer. Die eindringliche Kraft der akademischen Beredsamkeit und das schöpferische Genie, die so selten zusammen gehen, fanden sich in ihm glücklich vereinigt. Mochte seine vornehme Haltung zuerst Manche zurückschrecken, wer ihm näher trat fühlte sich bald ermuthigt durch die liebevolle Milde seines Urtheils und lernte, daß in der Wissenschaft auch die bescheidene Begabung ihr gutes Recht hat wenn sie gewissenhaft in ihren Schranken bleibt. Auf Savignys Wegen weiter schreitend ward die

deutsche Rechtswissenschaft allmählich wieder heimisch in dem wirklichen Rechte, und nach zwei Menschenaltern fühlte sie sich stark genug den Meister selbst zu widerlegen, den Beruf der Zeit zur Gesetzgebung durch die That zu erweisen.

Den vorherrschenden Meinungen des Tages lief die historische Rechtslehre schnurstracks zuwider. Die Patrioten grollten weil ihnen ein Lieblingstraum zerstört war; auch das Selbstgefühl der Philosophen fühlte sich tief beleidigt. Hegel nannte Savignys Schrift eine dem Zeitalter angethane Schmach, und Schön, der liberale Kantianer wollte in der mächtigen Gedankenarbeit der geschichtlichen Rechtswissenschaft sein Lebelang nichts weiter sehen als „Notizen aus Chroniken". Aber auch die Bureaukratie des Rheinbundes hörte mit Abscheu von der rechtsbildenden Kraft des Volksgeistes, die der Weisheit des grünen Tisches so wenig Raum ließ; der bairische Staatsrath Gönner beschuldigte in einer gehässigen Schmähschrift die Anhänger der historischen Schule gradezu der demagogischen Gesinnung. In Wahrheit standen die Grundgedanken der neuen Lehre hoch über dem Streite der Parteien. Blieb sie sich selber treu, so mußte sie das starre Festhalten an der bestehenden Ordnung ebenso entschieden verurtheilen wie den Leichtsinn revolutionärer Gesetzgebungskunst; vollends mit den mystischen Träumen der neukatholischen Romantiker hatte ihre kritische Strenge und Nüchternheit nichts gemein. Trotzdem konnte Savigny den Gesinnungsgenossen der Romantik nicht verleugnen. Wie die gesammte Wissenschaft jener Tage die Epochen der hellen, bewußten Bildung geringschätzte neben dem dunkelklaren Jugendleben der Völker, wie die Brüder Grimm das Volkslied vor der Kunstdichtung bevorzugten und Arnim ihnen preisend zurief: „ihr achtet was Keinem eigen, was sich selbst erfunden," so verweilte auch der Meister der historischen Rechtslehre mit Vorliebe bei den Zeiten der halb bewußtlosen Rechtsbildung, da Gesetz und Sitte noch ungeschieden beisammen liegen und das Recht gleich der Sprache sich selber zu erfinden scheint. Wie die ganze Zeit noch von der ästhetischen Weltanschauung beherrscht ward, so legte auch Savigny unwillkürlich den Maßstab der Kunst an das Recht und verlangte von dem Gesetzgeber, was die Dichter der Xenien einst mit Recht von dem Künstler gefordert hatten: daß er schweige wenn er nicht vermöge das Ideal zu verwirklichen. Er übersah, daß im politischen Leben das harte Gebot der Noth entscheidet, daß der Staatsmann nicht das Vollkommene zu schaffen hat, sondern das Unentbehrliche; mit gutem Grunde hielt ihm Dahlmann entgegen: „bricht das Dach über meinem Haupte zusammen, so ist mein Beruf zum Neubau dargethan."

Wie alle Romantiker hatte sich auch Savigny im Kampfe mit den Ideen der Revolution seine Bildung erworben; und obschon er als Staatsmann niemals einer extremen Richtung angehörte, so vermochte er gleichwohl nicht dieser neuesten Zeit, die doch auch Geschichte war, ihr histo-

risches Recht zu geben und urtheilte offenbar ungerecht über den Code Napoleon. Voll Abscheus gegen die seichte Neuerungslust der modernen Welt, verkannte er, daß das Recht am letzten Ende nicht durch den Volksgeist, sondern durch den Volkswillen bestimmt wird, der in Zeiten höherer Gesittung nur durch den Mund des Staates sich aussprechen kann. Er bemerkte nicht immer, daß die großen Wandlungen des Völkerlebens, die dem rückschauenden Geschichtsforscher als unabwendbare Nothwendigkeiten erscheinen, doch nur durch das Wollen der Handelnden, durch die Wahl und Qual des freien Entschlusses möglich werden. Wer ihm blindlings folgte konnte leicht einem dumpfen Fatalismus verfallen und sich versucht fühlen, die köstlichste Kraft der historischen Welt, die Macht des Willens ganz aus der Geschichte zu streichen. Der Ausspruch „eine Verfassung kann nicht gemacht werden, sie muß werden," das vieldeutige Lob der „organischen Entwicklung" und ähnliche Lieblingssätze der historischen Schule dienten der gedankenlosen Ruheseligkeit zum willkommenen Lotterbette. So geschah es, daß eine That der deutschen Wissenschaft, welche die gesammte Nation mit Stolz hätte erfüllen sollen, alsbald in den kleinen Zank des Tages herabgerissen wurde. Die Masse der Liberalen hielt noch lange an den überwundenen Lehren des Naturrechts fest und zeigte trotzdem in einzelnen Fällen mehr historischen Sinn, mehr Verständniß für die Zeichen der Zeit als die Gegner. Die conservativen Parteien eigneten sich mehr oder minder ehrlich die Ideen der historischen Schule an und schauten mit dem Bewußtsein wissenschaftlicher Ueberlegenheit auf die Flachheit der liberalen Doktrinen hernieder. Vernunftrecht und historisches Recht! — so lauteten die Losungsworte eines im Grunde sinnlosen Streites, der durch Jahrzehnte hinausgezogen die Verbitterung unseres öffentlichen Lebens steigerte und zuweilen zu völliger Sprachverwirrung führte. Es bedurfte erst der bitteren Erfahrungen des Jahres 1848, bis die Einen die Geschichte als ein ewiges Werden begreifen lernten und die Anderen erkannten, daß im Staatsleben nur das historisch Begründete vernünftig ist. Seitdem erst verlor der Name der historischen Schule den gehässigen Sinn einer Parteibezeichnung, und der unzerstörbare Kern ihrer Lehren ward allmählich ein Gemeingut aller gemäßigten Politiker.

Unter den Bahnbrechern der neuen historischen Bildung beherrschte doch Keiner einen so weiten Gesichtskreis wie Barthold Niebuhr. Niemand trat dem literarischen Dünkel der alten, dem Leben entfremdeten Buchgelehrsamkeit so scharf, so verächtlich entgegen, wie dieser Mann des universalen Wissens, der jeder Bewegung der Politik, der Wissenschaft und der Kunst im Welttheil mit hellem Verständniß folgte. Das unpolitische Geschlecht der letzten Jahrzehnte hatte Schillers ästhetische Geschichtserzählungen und die geschichtsphilosophischen Versuche Herders und Schlegels höher geschätzt als Spittlers sachlich politische Darstellung; Niebuhr

wurde nicht nur der Begründer der neuen kritischen Geschichtschreibung durch die geniale Selbständigkeit seiner Forschung, die überall bis zu den letzten Quellen der Ueberlieferung vordrang, er stellte auch den Staat wieder, wie ihm gebührt, breit in die Mitte der historischen Bühne und bewährte durch die That die Ansicht der Griechen, daß der Historiker vor Allem ein politischer Kopf sein soll. Er wußte, wie rasch die Cultur und die sittliche Kraft der Völker dahinwelkt, wenn ihnen die Macht fehlt sich die Achtung der Welt zu erzwingen, und schilderte mit schonungsloser Härte die Verkümmerung des deutschen Charakters durch das leere Scheinleben der Kleinstaaterei: wie kleinlich, afterrednerisch, verunglimpfend sei dies Geschlecht geworden, „Ehren ist ihm ein entsetzlich drückendes Gefühl.“ In der engen Welt des Alterthums und des Mittelalters konnten kleine Staaten sich als Träger der Gesittung behaupten; heutzutage „ist nur noch in großen Staaten, die das Gleichartige zusammenfassen, volles Leben möglich“. Seine Ansicht vom Staate hatte er sich durch das Leben gebildet, durch das Anschauen der uralten Bauernfreiheit seiner Heimath Ditmarschen, durch Reisen in England und Holland, durch lange Thätigkeit als Bankdirektor und Verwaltungsbeamter. So ward er wie Stein ein abgesagter Feind aller politischen Systemsucht und fand wie Jener den Eckstein der Freiheit in der Selbstverwaltung, die den Bürger gewöhne mannhaft auf eigenen Füßen zu stehen und das Regieren, nach der Weise der Alten, handanlegend zu lernen. Es kommt, so schloß er, mehr darauf an, ob die Unterthanen in den einzelnen Gemeinden sich unmündig befinden, als darauf, ob die Grenzen zwischen der Gewalt der Regierung und der Repräsentation etwas weiter vorwärts oder zurück gezogen sind. Daher erkannte er sogleich, daß Frankreich trotz der Charte der Bourbonen noch immer ein Land des Despotismus war, da die napoleonische Verwaltungsordnung unverändert fortbestand. Um seine Landsleute vor der einseitigen Ueberschätzung der constitutionellen Staatsformen zu warnen und sie wieder an die gesunden Grundgedanken des Steinschen Reformwerks zu erinnern, gab er gleich nach dem Frieden jene Abhandlung Vinckes über die englische Verwaltung, die einst unter Steins Augen entstanden war*), heraus und sagte in seinem Vorwort, zum Entsetzen der liberalen Welt, rundweg: „die Freiheit beruht ungleich mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung.“

Auch seine Römische Geschichte war ebenso sehr ein erlebtes Werk als ein Erzeugniß der gelehrten Forschung; darum zählten sie schon die Zeitgenossen zu jenen classischen Büchern, welche niemals überwunden werden auch wenn sie in jedem einzelnen Satze widerlegt sind. Indem er das Verschwundene ins Dasein zurückrief genoß er die Seligkeit des Schaffens; und wie er niemals nur mit einer Kraft seiner Seele thätig sein konnte, so legte er auch die ganze Innigkeit seiner leidenschaftlichen

*) I. 274.

Empfindung, den ganzen Ernst seines sittlichen Urtheils in die Darstellung jener Römerkämpfe, die den meisten seiner Vorgänger nur trockener Wissensstoff gewesen waren; jede Wendung des oftmals harten, immer edlen und ursprünglichen Stiles spiegelte die tiefe Bewegung einer großen Seele wieder. Den ersten Band, so gestand er selbst, hätte er niemals schreiben können ohne eine lebendige Anschauung vom englischen Staate; seitdem hatte er, im Innersten erschüttert, die Stürme einer ungeheueren Zeit über den Staat seiner Wahl dahinbrausen sehen; er fühlte, wie ihm durch solche Erlebnisse das Verständniß wuchs für die Geschichte Roms, welche einst, wie die See die Ströme, die Geschichte aller Völker in sich aufgenommen. Dann führte ihn sein diplomatischer Beruf nach Rom selbst. Jahrelang wohnte er dort in dem Palaste, der auf hohem Schuttberge mitten aus den grandiosen Trümmern des Marcellustheaters emporsteigt, und obwohl er die Sehnsucht nach der Heimath niemals überwand, so fand sich doch seine historische Phantasie, die das Ferne und Fremde aus dem Nahen und Vertrauten zu erklären liebte, auf Schritt und Tritt mächtig angeregt. Die alte Welt trat ihm sinnlich nahe; in der Gestalt der Aecker auf der Feldflur erkannte er noch die Kunstfertigkeit der alten Agrimensoren, in dem Elend der modernen Halbpächter sah er den Fluch des römischen Latifundienwesens fortwirken; und wenn er im Vatikan den alten Sarkophag mit dem rührenden Bilde des treuen Ehepaars beschaute, dann war ihm zu Muthe, als sähe er sich selber und seine verklärte erste Frau.

So erhielt die langsam gereifte Umarbeitung und Fortsetzung des Werkes jenen eigenthümlich warmen Ton, der selbst trockenen Zahlenreihen und umständlichen kritischen Excursen den Reiz des Lebens gab. Das Alterthum hatte bisher als eine von der unseren völlig abgetrennte Welt gegolten; hier aber erschien Alles vertraut und verständlich, der Historiker schilderte das Schicksal des C. Pontius und des Pyrrhus ebenso einfach menschlich wie er vor Kurzem, in einer meisterhaften Skizze, das Leben seines Vaters, des großen Reisenden Carsten Niebuhr erzählt hatte. Den rechtgläubigen Philologen der alten Schule war der kühne Kritiker, der die Ueberlieferungen der römischen Königsgeschichte zerstört hatte, längst ein Dorn im Auge. Welches Entsetzen vollends, da er nunmehr mit staatsmännischer Einsicht die Nothwendigkeit jener langsamen Revolution, welche die Plebes zur Herrschaft führte, und sogar die Berechtigung der verrufenen Ackergesetze darlegte; ja er scheute sich nicht, die neue Lehre der Romantiker, daß nur die nationale Dichtung wahrhaft lebe, selbst auf die Classiker Roms anzuwenden und sagte rundheraus: „wenn Form überhaupt tödet, so noch mehr die fremde; daher war die römische Literatur in einem gewissen Sinne todtgeboren!“

Und doch lag selbst in diesem freien Geiste ein Zug krankhafter, schwarzsichtiger Aengstlichkeit, der ihn zuweilen die lebendigen Kräfte der Zeit völlig verkennen ließ. In finsteren Augenblicken beklagte der Leiden-

schaftliche sogar, daß der epikuräische Zeitgeist dieser genügsamen Tage jede wissenschaftliche Arbeit untergrabe! Sein zartbesaitetes Gemüth empfand ein Grauen vor den bildungsfeindlichen Mächten der Revolution; schon als Student hatte er beim Durchlesen von Fichtes Vertheidigung der Revolution ausgerufen: was bleibe noch übrig als der Tod wenn solche Grundsätze zur Herrschaft gelangten! Der Sohn eines berühmten Vaters, und zudem eines jener seltenen Wunderkinder, die als Männer halten was ihre Frühreife zu verheißen schien, ward er von Kindesbeinen an verwöhnt durch die Bewunderung seiner Umgebungen und selber schon berühmt bevor er noch etwas geschrieben hatte; dann stand der Liebevolle sein Lebelang in vertrauter, zärtlicher Freundschaft mit geistvollen Männern wie Graf Moltke, Dahlmann, Graf Deserre; das Platte und Niedrige ließ er nicht an sich heran. Was Wunder, daß diesem Aristokraten des Geistes nichts entsetzlicher vorkam als jene Macht der breiten Mittelmäßigkeit, die in demokratischen Epochen immer das große Wort führt.

Wenn er die politische Unreife seines Volks und die Trivialität der landläufigen constitutionellen Doktrinen betrachtete, dann schien ihm mit Steins Verwaltungsreformen vorläufig genug geschehen, und er mußte von dem beherzteren Dahlmann den Einwurf hören: „Verfassung und Verwaltung bilden keine Parallelen, es kommt der Punkt, auf welchem sie unfehlbar zusammenlaufen um nicht wieder aus einander zu weichen.“ Obgleich er die Nichtswürdigkeit der italienischen Regierungen durchschaute und offen aussprach, Rom sei unter Napoleon weit glücklicher gewesen als unter dem wiederhergestellten Papstthum, so übermannte ihn doch der Todhaß wider die Revolution sobald der erste Aufstand von dem mißhandelten Volke gewagt ward, und zornig rief er, nur ein Narr oder ein Bösewicht könne in diesem Lande von Freiheit reden! Der weitblickende Denker, der schon damals mit wunderbarer Sicherheit den Krieg zwischen dem Süden und dem Norden der amerikanischen Union voraussah, bewies doch durch seinen niederländischen Verfassungsplan, daß die gründlichste Kenntniß der Vergangenheit das gänzliche Mißverstehen der Gegenwart keineswegs ausschließt. Er kannte das wunderliche Staatsgebäude der Republik der sieben Provinzen bis in seine letzten Ecken und Winkel und wußte, warum es morsch zusammengebrochen war. Als ihn aber im November 1813 der Prinz von Oranien aufforderte seine Vorschläge für den Neubau niederzuschreiben, da konnte sich der Feind der Revolution doch nicht entschließen, den gewaltigen Umsturz, der seit dem Jahre 1794 über das Land gekommen war, mindestens als eine Thatsache anzuerkennen. Der durch Frankreichs Waffen geschaffene, aber durch die Geschichte des Landes längst vorbereitete Einheitsstaat galt ihm als revolutionäre Einerleiheit; alles Ernstes dachte er den gänzlich vernichteten Foederalismus wieder zu beleben und forderte die Wiederherstellung des alten Staatenbundes. Die historische Pietät verführte ihn also zu einem Entwurfe,

der trotz seiner staunenswerthen Gelehrsamkeit ebenso unmöglich und im Grunde ebenso unhistorisch war wie die leichtfertigsten Verfassungsgebilde jakobinischer Volksbeglücker.

Durch Niebuhrs Forschungen verlor die urtheilslose, unbedingte Verehrung des Alterthums den Boden unter den Füßen; die antike Welt ward wieder in den Fluß der Zeit gestellt. Gleichzeitig begann auch eine neue Auffassung der mittelalterlichen Geschichte durchzudringen. Die Cultur des Mittelalters war von dem philosophischen Jahrhundert leidenschaftlich bekämpft, von der jugendlichen Romantik blindlings bewundert worden; jetzt versuchte man sie zu verstehen. Der öffentlichen Meinung freilich lag der alte Rationalismus noch tief im Blute; sie bedurfte noch einer guten Weile bis sie ein wissenschaftliches Urtheil über das verhaßte finstere Mittelalter ertragen lernte. Als der junge Johannes Voigt seine Geschichte Gregors VII. herausgab, ward er von der Presse hart angelassen; der treue Protestant mußte den Vorwurf katholischer Gesinnung hören, weil er die persönliche Größe Hildebrands ehrlich anerkannt hatte. Indessen betrieb Friedrich v. Raumer die Vorarbeiten für seine Geschichte der Hohenstaufen; und wie Schön für den Wiederaufbau der Marienburg sorgte, so setzte Stein die beste Kraft seiner alten Tage an die Sammlung der Geschichtsquellen unserer Vorzeit. Zu Neujahr 1819 stiftete er die Gesellschaft zur Herausgabe der Monumenta Germaniae. Sanctus amor patriae dat animum — so lautete der bezeichnende Wahlspruch des großen Unternehmens, das nach und nach einen Stamm historischer Forscher heranbilden und für die Kenntniß des deutschen Mittelalters erst den sicheren Grund legen sollte. Das Alles war noch im Werden; die politische Geschichtschreibung fand während der ersten Friedensjahre allein in Niebuhr einen classischen Vertreter.

Um so reichere Erfolge errangen die Philologen, die sich jetzt erst ihrer historischen Aufgabe klar bewußt wurden. Der Ausspruch Boeckhs „es giebt keine Philologie, die nicht Geschichte ist" war in Aller Munde. Die Sprachforscher erfüllten was die Poeten der Romantik versprochen hatten. Nun kam sie wirklich, die Zeit, die einst Novalis geweissagt,

> wo man in Märchen und Gedichten
> erkennt die ew'gen Weltgeschichten.

Und auch jenes stolze Wort Friedrich Schlegels, das den Historiker einen rückwärts gewandten Propheten nannte, fand jetzt seine Bewährung, da plötzlich die ferne, bisher aller Untersuchung unzugängliche Jugendzeit der indogermanischen Völker durch die Strahlen der Forschung erhellt ward und von ihr wieder ein erklärendes Licht auf die Grundlagen der heutigen europäischen Cultur zurückfiel. Derselbe Zug der Zeit, der die Ideen der historischen Staats- und Rechtslehre beherrschte, trieb auch die Philologen die Sprache als ein ewig Werdendes zu begreifen. Auch sie führten, wie Niebuhr und Savigny, den Kampf gegen die Abstraktionen

des alten Jahrhunderts; auch sie ebneten die Bahn für eine bescheidenere und eben darum freiere Weltanschauung. Jener hochmüthige Wahn, der die großen objektiven Ordnungen des historischen Lebens aus dem freien Belieben der einzelnen Menschen herleitete, der Glaube an das Naturrecht und die allgemein giltige Vernunftreligion brach unrettbar zusammen, sobald die Philologie darlegte, was an der Geschichte der Sprache am Handgreiflichsten erwiesen werden kann: daß der Mensch nur in und mit seinem Volke lebt. Schon Wilhelm Humboldt hatte in einer seiner geistvollen kleinen Abhandlungen den fruchtbaren Gedanken ausgesprochen: die Sprachbildung wie die Volksdichtung vollziehe sich durch die Einzelnen und gehe gleichwohl stets vom Ganzen aus. Auf diese Wahrheit, die in ihren letzten Tiefen allerdings ein ewig unlösbares Räthsel einschloß, kam Jakob Grimm immer von Neuem zurück. Er zeigte, wie die Kunstdichtung hervorgeht aus dem Volksliede, „das sich selber dichtet", und fand in dem alten Volksepos weder rein mythischen noch rein historischen Gehalt, sondern göttliche und menschliche Geschichte in eines verwachsen.

Da trat ihm, seltsam genug, A. W. Schlegel entgegen. Der alte Romantiker konnte sich doch nicht ganz losreißen von dem Rationalismus des vergangenen Jahrhunderts, das überall in der Geschichte Berechnung und Absicht suchte. Wie er Niebuhrs kritische Kühnheit bekämpfte, so behauptete er wider Grimm: das Volksepos sei das bewußte Werk von Dichtern, die im künstlerischen Wettkampfe einander durch wunderbare Erfindungen zu überbieten suchten. In der That lief die junge germanistische Wissenschaft Gefahr, jenem mystischen Hange, der die jüngere Romantik beherrschte, zu verfallen. Beglückt durch die große Entdeckung der schöpferischen Kraft des Volksgeistes, verfolgte Grimm mit solcher Freude das Walten des Unbewußten, des Naturwüchsigen in der Dichtung, daß er die freie That des künstlerischen Genius fast aus den Augen verlor. Schwächere Köpfe versanken bereits tief in phantastische Thorheit; v. d. Hagen meinte in den Nibelungen die Mythen von der Schöpfung und dem Sündenfalle wiederzufinden.

Jedoch der klare, im innersten Kerne protestantische Geist Jakob Grimms verweilte nicht lange in den traumhaften Grenzgebieten der Wissenschaft, sondern wendete sich bald einem Bereiche der Forschung zu, das ungleich festere Ergebnisse verhieß. Im Jahre 1819 begründete er durch seine Deutsche Grammatik die Wissenschaft der historischen Grammatik. Andere hatten über die Sprache philosophirt oder ihr Gesetze aufzuerlegen versucht; er beschied sich ihrem Werden und Wachsen schrittweis nachzugehen, und da er die ursprüngliche Einheit der germanischen Sprachen schon erkannt hatte, so zog er alle Zweige dieses Sprachstammes zur Vergleichung heran. Auch diesmal angeregt durch eine geniale Ahnung Wilhelm Humboldts, erwies er sodann den wichtigen Unterschied zwischen den betonten Wurzelsilben, die den Sinn der Wörter enthalten, und den blos formalen Be-

standtheilen des Wortschatzes. So kam alsbald Gesetz und Leben in den Werdegang unserer Sprache, der bisher so räthselhaft und zufällig schien. In dem unschuldigen, poetischen, leiblich frischen Jugendleben der Völker — so führte Grimm mit künstlerischer Lebendigkeit aus — zeigt auch die Sprache sinnliche Kraft und Anschaulichkeit, sie liebt die Form um der Form willen, schwelgt in dem Wohlklang volltönender Flexionen; bei reifender Cultur wird auch sie geistiger, abstrakter, auf Klarheit und Kürze bedacht, das stumpfere Ohr verliert die Freude an der Form, der nüchterne Verstand kümmert sich nicht mehr um die sinnlichen Bilder, welche den Wörtern zu Grunde liegen, und nach und nach wird Alles ausgestoßen oder abgeschliffen was nicht unmittelbar zur Verdeutlichung des Sinnes dient. Begreiflich genug, daß Grimms poetisches Gemüth der formenreichen alten Sprache durchaus den Vorzug gab, wie auch seine eigene Redeweise mit den Jahren immer sinnlicher und bilderreicher wurde. Doch er verkannte nicht, daß die vollzogene Entwicklung nicht wieder rückgängig werden durfte, und verwarf darum strenge jene vorwitzigen Sprachreinigungsversuche, die bei den teutonischen Eiferern für patriotisch galten: das heiße unsere alte Sprache wie ein zufälliges Gebilde von heute behandeln.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner Grammatik entdeckte Grimm das Gesetz der Lautverschiebung und gab damit der Etymologie, die sich bisher unsicher tastend an die Aehnlichkeit des Klanges der Wörter gehalten hatte, endlich einen festen wissenschaftlichen Boden. Unterdessen hatte sein rastlos combinirender Kopf auch schon die uranfängliche Verwandtschaft aller indogermanischen Sprachen erkannt; entzückt verweilte er vor der unendlichen Fernsicht, die sich auf dieser Höhe aufthat. Ließ sich das nämliche Wort im Sanskrit und in allen den jüngeren Sprachen der verwandten Völker auffinden, dann war bereits bewiesen, daß auch die Sache, die durch jenes Wort bezeichnet ward, dem räthselhaften Urvolke der Indogermanen schon bekannt gewesen sein mußte. Und so konnte nach und nach die geheimnißvolle Völkerwiege Indiens aus ihrem Dunkel heraustreten; es konnte erforscht werden, welche Stufe der Gesittung die Völker Europas schon erreicht hatten bevor sie sich trennten und die Wanderung gen Westen antraten, was ihnen gemein war von Anbeginn und was sie sich erst erwarben ein jedes auf seinem eigenen Wege. Die historischen Wissenschaften standen mit einem male vor einer unübersehbaren Reihe neuer Aufgaben, die das innerste Seelenleben aller Völker und Zeiten berührten und in den zwei Menschenaltern seitdem erst zum kleinsten Theile ihre Lösung gefunden haben.

Während Jakob Grimm also, ein glücklicher Finder, von Entdeckung zu Entdeckung fortschritt, gefiel sich sein Bruder Wilhelm im ruhigen Gestalten. Seine Freude war, die Werke unserer alten Dichtung in sauberen Ausgaben, mit sinniger Erklärung dem neuen Geschlechte darzubieten; er

liebte nach Dichterart sich zuweilen sehnsuchtsvoll in selige Träume zu verlieren; durch seine weichere Feder erhielten auch die Hausmärchen ihre liebliche Form. Zwei gleichberechtigte Richtungen der Wissenschaft verkörperten sich in den beiden Brüdern. Des Aelteren Spruch hieß: „besser gelernt als gelehrt," er achtete nur das Lernen und Forschen als schöpferische Thätigkeit; der Jüngere verschmähte nicht, als Lehrer für das nähere Bedürfniß der Wissensdurstigen zu sorgen. Die Beiden verdankten ihrer Märchensammlung die Liebe des Volks, die dem strengen Forscher fast niemals zu theil wird. Ueberall im Lande wußte man gemüthliche kleine Geschichten von dem Brüderpaare, das nur mit der Wünschelruthe in den Boden zu schlagen brauchte um den reichen Hort der alten Sagen an den Tag zu bringen. Man erzählte von der tiefen stillen Herzenstreue ihrer Lebensgemeinschaft: wie sie selbander so fromm und heiter durchs Leben schritten und trotz der glühenden Liebe zum großen Vaterlande doch von der traulichen hessischen Heimath, von den rothen Bergen des Fuldathales sich nimmermehr trennen wollten; Beide so kindlich anspruchslos und doch so streng gegen die Modegötzen des Tages, so sicher im Urtheil über alles Hohle, Gemachte, Unwahre; wie ihre Arbeitstische im nämlichen Zimmer standen, und wie sie jeden neuen Fund mit harmloser Freude einander mittheilten. Kein Kinderräthsel, kein Basengeschwätz und kein Ammenlied war ihnen zu gering, Alles gewann Leben vor ihren Augen was aus dem Heiligthum der deutschen Sprache stammte, beim Anblick eines alten Bruchstücks konnte Jakob das Mitleid nicht verwinden. Und neben der schweren Arbeit brach auch der herzliche Verkehr mit guten Menschen niemals ab; nie beirrte ein Gegensatz der Meinungen die Beiden in der Treue ihrer Freundschaft; wie anmuthig wußte Wilhelm in seinen Briefen an die strengkatholischen Haxthausens zu plaudern, und zuweilen fiel auch Jakob mit seinen tieferen Tönen ein. Es war ein rührendes Bild einfältiger Größe, das auch den Rohen etwas ahnen ließ von der sittlichen Macht der lebendigen Wissenschaft.

Jakob Grimm schätzte die Worte nur um der Sachen willen; sein Wirken fand eine glückliche Ergänzung in den Arbeiten des Braunschweigers Karl Lachmann, des classisch geschulten, gestrengen Vertreters der formalen Philologie, der die Sachen um der Worte willen trieb und die noch unstet schweifende junge Wissenschaft in die harte Zucht der Methode nahm. Gleich heimisch in den alten wie in den germanischen Sprachen wurde er der Begründer der altdeutschen Textkritik und Metrik, ein Herausgeber von unübertroffener Schärfe und Sicherheit. Was einst F. A. Wolf über die Entstehung der homerischen Gedichte gelehrt, wendete Lachmann auf das deutsche Epos an und versuchte, nicht ohne Gewaltsamkeit, das Nibelungenlied in eine Reihenfolge selbständiger Lieder aufzulösen. Seit August Zeune den Freiwilligen von 1815 seine „Zelt- und Feldausgabe der Nibelungen" mitgegeben hatte, begann die spielende Beschäftigung mit

der altdeutschen Dichtung zu einer Liebhaberei der teutonischen Jugend zu werden. Ein Glück für die Wissenschaft, daß Lachmann durch den Ernst seines unnachsichtlichen Tadels die Unreifen zurückschreckte und den Dilettantismus bald gänzlich aus dem Bereiche der deutschen Sprachkunde hinausfegte. Währenddem unternahm Benecke seine lexikographischen Arbeiten, und der anspruchslose Friedrich Diez trug in aller Stille die ersten Werkstücke zusammen für das mächtige Gebäude seiner romanischen Grammatik. Auch er war wie Lachmann als Freiwilliger mit dem deutschen Heere in Frankreich eingezogen, er hatte in Gießen mit Follen und den wildesten Hitzköpfen des Teutonenthums an lauter Tafelrunde gesessen und blieb doch im Geiste so frei, daß er wie ein geborener Provenzale der schönen Sprache der Troubadours bis in die Tiefen des Herzens blicken konnte.

Die ungleiche Begabung der Generationen wird durch die ungleiche Gunst der äußeren Umstände allein nicht erklärt; die Zeit erzieht nur den Genius, sie schafft ihn nicht. Immer sobald eine große Wandlung des geistigen Lebens sich in der Stille vorbereitet hat, läßt eine geheimnißvolle Waltung, deren Rathschluß kein menschlicher Blick durchdringt, ein reichbegabtes Geschlecht entstehen. Zur rechten Zeit erscheinen die rechten Männer, Fund folgt auf Fund, ein heller Kopf arbeitet dem andern in die Hände ohne von ihm zu wissen. So jetzt, da eine große Stunde für die philologisch-historischen Wissenschaften geschlagen hatte.

Derweil die Brüder Grimm noch in unbestimmten Vermuthungen über die gemeinsame Abstammung der Sprachen Europas sich ergingen, hatte der Mainzer Franz Bopp, ganz unabhängig von ihnen, bereits den Grundstein gelegt für die neue Wissenschaft der Sprachvergleichung. Seit vielen Jahren schon lebte Wilhelm Humboldt des Glaubens, daß Sprachphilosophie und Geschichtsphilosophie in den letzten Tiefen der Menschheit sich begegnen müßten. Wie oft hatte er in seinen Briefen an Schiller ausgeführt, die Sprache sei ein lebendiger Organismus, mit der Persönlichkeit des Sprechenden eng verwachsen. Er wußte längst, daß der eigenthümliche Charakter der einzelnen Sprachen sich vornehmlich an ihrem grammatischen Bau erkennen lasse; nur die Geschäftslast seines diplomatischen Berufs verhinderte ihn noch diese Ideen weiter auszuspinnen. Von ähnlichen Ahnungen erfüllt hatte der junge Bopp sich schon früh die Kenntniß der classischen und der meisten neu-europäischen Sprachen angeeignet; er hoffte die in dem Sprachenreichthum unseres Geschlechts verborgene Harmonie zu entdecken. Es galt zunächst den genealogischen Zusammenhang mehrerer Sprachen unzweifelhaft sicherzustellen, und dies ließ sich nur nachweisen durch genaue Prüfung einer sehr alten Sprache, welche den Charakter der verlorenen Ursprache ziemlich rein bewahrt hatte, also zur Noth statt der Ursprache selbst gelten konnte.

Bopp beschloß daher von dem Sanskrit auszugehen; denn das hohe Alter der indischen Literatur stand außer Zweifel, und seit Friedrich

Schlegels geistreicher Dilettantenarbeit über „die Weisheit der Inder“ wurde auch die Verwandtschaft des Sanskrit mit dem Persischen, den classischen und den germanischen Sprachen fast allgemein als sicher angenommen, wenngleich der Beweis noch fehlte. Schon im Jahre 1816 erschien Bopps kleine Schrift über das Conjugationssystem des Sanskrit; sie betrachtete den grammatischen Bau dieser ältesten Sprache im Einzelnen, sie zeigte, wie das Futurum durch die Zusammensetzung eines Hilfszeitworts mit einer Wurzelsilbe gebildet werde u. s. f., und erwies sodann unanfechtbar die wesentliche Gleichheit der Formen und Wurzeln des Zeitworts Sein im Sanskrit und in den alten germanischen Sprachen. Der glückliche Entdecker erkannte die gothische Sprache als das Mittelglied zwischen dem Altindischen und dem Deutschen: „wenn ich den ehrwürdigen Ulfilas las, so glaubte ich Sanskrit vor mir zu haben.“ Damit kam die Kugel in's Rollen, denn bei Fragen solcher Art entscheidet der erste Schlag. Nunmehr war ein fester Anhalt gewonnen um die Grenzen der indogermanischen Sprachengruppe abzustecken, jeder einzelnen dieser Sprachen ihren Platz näher oder ferner neben der ältesten Schwester anzuweisen und dergestalt den historischen Stammbaum der Völker selbst festzustellen. So durfte sich die vergleichende Sprachforschung in dem Kreise der historischen Wissenschaften allmählich eine ähnliche Stellung erobern wie die vergleichende Anatomie unter den Naturwissenschaften; fuhr sie dann fort noch andere Sprachenfamilien zur Vergleichung herbeizuziehen und die Wörter überall in ihre einfachsten Elemente zu zerlegen, so mochte sie dereinst auf einem unabsehbaren Wege, mit Hilfe der Naturforschung, noch höher aufsteigen bis zu dem großen Probleme der Entstehung der menschlichen Sprache überhaupt, bis dicht an jene Schranken, welche die Weisheit der Natur allem menschlichen Forschen gesetzt hat.

In der classischen Philologie war schon seit dem Jahre 1795 ein freieres Leben erwacht. Damals erwies Friedrich August Wolf durch die Prolegomena zum Homer, daß die homerischen Gedichte aus Rhapsodien entstanden seien, aus Werken der Volksdichtung, die der Volksmund durch die Jahrhunderte fortgetragen und fortgebildet habe; und Goethe jubelte: das homerische Licht geht uns neu wieder auf. Wolfs bleibende Bedeutung lag aber nicht sowohl in dieser Hypothese selbst — denn sie ließ noch Vieles im Dunkeln und veranlaßte späterhin manche geschmacklose Verirrungen des überfeinen gelehrten Scharfsinns — sondern in seinen völlig neuen Ansichten über Wesen und Ziele der Philologie. Er entriß die classische Literatur den Händen der Aesthetiker und überwies sie der historischen Kritik; er forderte von der Philologie, daß sie sich zur Alterthumswissenschaft erweitere, daß sie das gesammte antike Leben nach allen Seiten hin zu vergegenwärtigen suche, Sprache und Literatur nur als einzelne Erscheinungen dieses Gesammtlebens auffasse, und zeigte durch seine meisterhaften Vorträge in Halle, wie die Aufgabe zu lösen sei.

Unter den Jüngeren, welche sich diese historische Auffassung aneigneten, stand der Karlsruher August Boeckh obenan, der allbeliebte freimüthige Lehrer der Berliner Studenten; der hatte in den Bacchanalien der Heidelberger Romantiker seinen gründlichen Fleiß nicht eingebüßt, nur seinen Gesichtskreis erweitert, sein Verständniß für alles Menschliche freier ausgebildet. Viele Jahre hindurch trug er sich mit dem Plane, in einem umfassenden Werke „Hellen" die Einheit des griechischen Lebens in allen seinen Erscheinungen darzustellen. Der großgedachte Bau kam leider niemals unter Dach. Nur ein Bruchstück erschien im Jahre 1817: „die Staatshaushaltung der Athener" — ein erster gelungener Versuch, auch die griechische Geschichte, nach Niebuhrs Vorbild, als ein wirklich Geschehenes und Erlebtes zu verstehen. Die Historiker frohlockten, da ihnen hier aus vergessenen und übersehenen Quellen das verschlungene Getriebe der attischen Volks- und Staatswirthschaft in seinem inneren Zusammenhange gezeigt wurde; die Nationalökonomen dagegen verstanden noch nicht, von der induktiven Methode des geistvollen Philologen Vortheil zu ziehen. Denn unter allen historischen Wissenschaften war die Volkswirthschaftslehre am Weitesten zurückgeblieben; sie ruhte noch aus auf der mißverstandenen Doktrin Adam Smiths und wähnte noch nach der Weise des Naturrechts das historische Leben der Völker in das Joch ewig gültiger abstrakter Regeln spannen zu können.

Wie Lachmann neben Jakob Grimm so stand neben Boeckhs sachlich historischer Richtung die Schule der formalen classischen Philologie, die in Gottfried Hermanns Griechischer Gesellschaft zu Leipzig fast ein halbes Jahrhundert hindurch ihre fruchtbare Pflanzstätte behielt. Hier blühten Grammatik, Metrik, streng methodische Textkritik. In ihrem gefeierten Lehrer vereinigte sich Alles, was die alte obersächsische Gelehrsamkeit auszeichnete: gründliches Wissen und tief eindringender Scharfsinn, eiserner Fleiß und urbane Duldsamkeit, aber auch ein nüchterner Rationalismus, der von der geheimnißvollen Nachtseite des historischen Lebens grundsätzlich nichts sehen wollte. Beide Schulen hatten von Wolf gelernt und Vieles blieb ihnen gemeinsam; war doch auch der Berliner Immanuel Bekker unter Wolfs Augen groß geworden, der wortkarge Meister der Kritik, der mit sicherer Hand so viele griechische Texte auf diplomatischer Grundlage herstellte ohne sich je zu einer Erläuterung herabzulassen.

Selbständig neben beiden ging die hochromantische Schule der Symboliker, von Friedrich Creuzer geführt, ihre wunderlichen Wege. Creuzers rege Phantasie fühlte sich von frühauf mächtig hingezogen zu der Welt des Uebersinnlichen und Geheimnißvollen. Schon zu Anfang der achtziger Jahre, lange bevor die Romantik erwachte, begeisterte sich dieser geborne Romantiker daheim in Marburg an dem Anblick der himmelanstrebenden gothischen Pfeiler der Elisabethkirche; dann schloß er Freundschaft mit Novalis, mit Görres, mit dem Heidelberger Dichterkreise, aber auch mit

Savigny und Boeckh, und drang in die Traumwelt der Naturphilosophie tiefer ein als irgend einer der Fachgelehrten. Wie Schelling trotzte er auf die angeborene Wundergabe der unmittelbaren Anschauung, die man weder lehren noch ersitzen könne; durch sie dachte er jene Natursprache zu enträthseln, welche sich bei allen Völkern in geheimnißvollen religiösen Symbolen äußere, und also ein Band der Einheit zwischen den Mythen aller Zeiten zu finden. Seine Symbolik bot eine Fülle geistreicher Winke für künftige Forschungen; selbst die Theologen mußten ihm danken, weil er sie auf die Bedeutung der vergessenen Neuplatoniker hinwies. Er errieth zuerst, welch eine Welt des Elends und des Grauens hinter den schönen Mythen des Alterthums verborgen liegt, und versenkte sich mit solchem Eifer in diese unheimlichen Mysterien, daß ihm von der hellen Weltfreudigkeit, dem vorherrschenden Charakterzuge des griechischen Volksglaubens, wenig mehr übrig blieb. Auch bemerkte er zuerst die Spuren altorientalischer Priesterweisheit in den Anfängen der hellenischen Cultur; doch die luftige Brücke zwischen dem Morgenlande und dem Abendlande ward aufgerichtet bevor noch der Boden auf beiden Ufern untersucht und befestigt war. Trotz seiner reichen Gelehrsamkeit gelangte der geistvolle Enthusiast nirgends zu gesicherten Ergebnissen, weil er mit vorgefaßter Meinung an die historischen Thatsachen herantrat; am Liebsten verweilte er bei den Pelasgern und anderen unbekannten Urvölkern, hier fand die genialische Willkür der unmittelbaren Anschauung offenes Feld.

Durch den Mysticismus seiner Lehre erregte er den Unwillen der aufgeklärten Welt. Zunächst bekämpfte Gottfried Hermann die Symbolik mit seiner gewohnten würdigen Ruhe; nachher erhob sich der greise Johann Heinrich Voß, und sein grimmiger Schlachtruf klang wie eine Stimme aus dem Grabe. Wie wunderbar schnell hatte dieses Geschlecht gelebt, wie fern lag schon die Zeit, da einst die Vossische Homer-Uebersetzung mit vollem Recht als eine bahnbrechende That gefeiert ward! Alle die neuen Ideen, welche seitdem dem deutschen Genius entstiegen, waren an dem eingefleischten alten Rationalisten spurlos vorübergerauscht. Seine Bildung wurzelte noch in der Wolffischen Philosophie, die mit dem Satze vom zureichenden Grunde das All zu begreifen dachte. Schon gegen Herder und Wolf hatte er sich ereifert; ja selbst bei Kant ward ihm nicht ganz geheuer, da der Königsberger Weise doch dem ahnenden Glauben sein gutes Recht ließ und gelassen zugab, daß die wissenschaftliche Welterklärung am letzten Ende nichts erklärt. Nun gar in Heidelberg, inmitten der romantischen Schwärmer fühlte sich dieser hausbackene Verstand wie verrathen und verkauft. All das Gerede von den unbewußt schaffenden Kräften des Volksgeistes war ihm eitel Phantasterei; und wer durfte ihm von Dogmen und Symbolen sprechen, da doch erwiesenermaßen die Moral allein den Kern aller Religion enthielt? Er ließ sich's nicht nehmen, daß Deutschland durch eine große Verschwörung von Pfaffen

und Junkern bedroht war, die beiden rothhaarigen Schurken Görres und Creuzer das Volk Luthers nach Rom zurückführen wollten. Alles, was sich aufgeklärt und liberal nannte, jubelte dem Zornmuthigen zu, als er seine groben Streitschriften wider die Symboliker hinaussandte; Voß gewöhnte die Liberalen zuerst an den gehässigen Ton eines Gesinnungsterrorismus, der hinter abweichenden Meinungen stets verworfene Absichten suchte. Recht und Unrecht erschienen in diesem Streite ebenso seltsam gemischt, wie in den gleichzeitigen Kämpfen der politischen Parteien. Wenn Voß und Hermann sich der Klarheit und Bestimmtheit rühmen durften, so zeigte Creuzer unzweifelhaft mehr Geist; wenn jene sich als die schärferen Kritiker erwiesen, so bewährte dieser ein ungleich tieferes Verständniß für die Religion, für das verborgene Gemüthsleben der Völker. Auf manchem der Wege, welche der Symboliker zuerst in phantastischen Sprüngen durcheilte, wandelt heute die besser ausgerüstete Wissenschaft mit sicherem Schritt.

So haderten die Philologen unter einander und bemerkten noch kaum, wie ihnen allen ein gemeinsamer Feind heranwuchs, die banausische Gesinnung der Geschäftswelt. Da der ausschließlich classische Unterricht der Gymnasien den wachsenden Ansprüchen des wirthschaftlichen Lebens allerdings nicht mehr genügen konnte, so erhob sich schon bald nach den Kriegen der Ruf nach Reformen. Den Fanatikern der Nützlichkeit erschien nur lernenswerth was sich in Geschäft und Unterhaltung unmittelbar gebrauchen ließ; die moderne Vorliebe für oberflächliche Vielwisserei und der Haß der Aufklärung gegen alles Altüberlieferte thaten das Ihre hinzu. In Baden wurde das Verlangen nach Beschränkung des classischen Unterrichts bald unter die Hauptsätze des liberalen Parteiprogramms aufgenommen; in Preußen war Schön der eifrige Gönner dieser Bestrebungen, welche den tiefsten Grund der deutschen Bildung bedrohten und erst nach langen Jahren sich etwas abklären sollten.

Die Fruchtbarkeit der neuen Gelehrtengeneration schien unerschöpflich; fast im nämlichen Augenblicke, da die historische Rechtslehre, die historische Grammatik und die vergleichende Sprachforschung entstanden, schuf Karl Ritter die neue Wissenschaft der vergleichenden Erdkunde. Trotz der großen Entdeckungen des sechzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts war die Geographie bisher doch nur eine reichhaltige Sammlung von statistischen, historischen, physikalischen Notizen ohne innere Einheit geblieben. Niemand fragte mehr, was wohl einst Strabo gemeint haben mochte als er für die Geographie eine philosophische Behandlung forderte und das „vielgestaltige“ Europa glücklich pries neben Asiens einförmiger Küstenbildung. Erst in diesen Tagen des erstarkenden historischen Sinnes erwachte auch die Einsicht, daß die Erde das Erziehungshaus der Menschheit und der Schauplatz ihrer Thaten ist, und die Erdkunde mithin zunächst zu erforschen hat, wie die Gestaltung der Erde bedingend und bestimmend auf die

Geschichte des Menschengeschlechts einwirkt. Als Ritter im Jahre 1817 diesen neuen Gedanken in dem ersten Bande seiner Vergleichenden Erdkunde zuerst aussprach, erhob er die Geographie zu einer selbständigen Wissenschaft. In ihm arbeitete der nämliche Drang nach Erkenntniß der gesetzmäßigen Nothwendigkeit des historischen Lebens, der aus Savignys und Bopps Werken sprach, und wie diese Beiden erinnerte er sich bei seinen Unternehmungen oft an das Vorbild der vergleichenden Anatomie. Die Formen der Erde beseelten sich vor seinen Augen wie die Wortformen vor Jakob Grimms Forscherblick. Er sah in den Welttheilen die großen Individuen der Erde und lehrte, jedes Land vertrete eine sittliche Kraft, übernehme die Erziehung seiner Bewohner, erlebe seine nothwendige Geschichte. Mit ungeheurem Fleiße trug er Alles zusammen was jemals Naturforscher, Reisende, Historiker über Land und Leute berichtet hatten, um zunächst an Asien die ewige Wechselwirkung von Natur und Geschichte zu erweisen. Kam sein Werk zum Ziele — und er selber nannte noch im hohen Alter die Geographie bescheiden eine erst werdende Wissenschaft — so war der ganze Entwicklungsgang der Menschheit als eine örtlich bedingte Naturerscheinung dargethan. Schwächere Köpfe konnten auf so schwierigem Wege leicht in eine materialistische Geschichtsanschauung hineingerathen; für Ritter war diese Versuchung nicht vorhanden. Denn er blieb noch als Mann in seinem Herzen ein einfältiges frommes Kind, wie vormals da er in Schnepfenthal zu den Füßen des guten Salzmann saß. Nicht blinde Naturgesetze, sondern den Willen des lebendigen Gottes hoffte er durch sein Forschen zu erkennen; heilige Andacht durchschauerte ihn so oft ihm eine Ahnung von dem tiefen Sinne der unbegreiflich hohen Werke aufging, und oft nannte er sein Buch „mein Lobgesang des Herrn".

Wenige Wissenschaften hängen mit der Macht und dem Reichthum der Völker so innig zusammen, wie die Erdkunde; sie folgt in den Anfängen der Geschichte immer den Spuren des Eroberers und des wagenden Kaufmanns, auch in gesitteten Zeiten bedarf sie königlicher Mittel um Neues zu finden. Nur den Deutschen ist es gelungen, sich zweimal allein durch die Kraft ihres Geistes eine führende Stellung in der geographischen Wissenschaft zu erzwingen. Als die Spanier und Portugiesen sich in die Herrschaft beider Indien theilten und Deutschlands alte Handelsgröße zusammenbrach, da trat Copernicus dem Columbus ebenbürtig an die Seite. Wie viele Weltumsegler und Entdecker hatten seitdem bei den Staatsgewalten Englands, Frankreichs, ja selbst Rußlands freigebige Unterstützung gefunden. In Deutschland, dem Lande ohne Colonien und fast ohne Welthandel, geschah nichts dergleichen; die Nation und ihre Regierungen blickten noch kaum hinaus über die armselige Beschränktheit ihres binnenländischen Stilllebens. Auf eigene Kosten mußten Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch ihre kühnen Reisen unternehmen.

Als Adalbert v. Chamisso in jenen Tagen von seiner Weltumseglung heimkehrte und beim Anblick des Swinemünder Leuchtthurms im tiefsten Herzen erschüttert fühlte, er sei ein Deutscher geworden und hier grüße ihn die liebe Heimath, da wehte die russische, nicht die preußische Flagge über seinem Haupte. Und doch war es ein Sohn dieses Binnenvolkes, der jetzt die Erdkunde in ihren Grundlagen neu gestaltete; einen erstaunlicheren Erfolg hat der deutsche Idealismus selten errungen. —

So weit Deutschlands historische Wissenschaften den Nachbarvölkern vorauseilten, ebenso tief blieb der allgemeine Stand unserer Naturforschung hinter den Leistungen der Franzosen und Engländer zurück. Paris galt noch lange mit Recht als die Heimath der exakten Wissenschaften. Einzelne große Köpfe wurden freilich durch die reiche poetisch-philosophische Bildung der letzten Generation in den Stand gesetzt, geradeswegs die höchsten Ziele der Naturforschung in's Auge zu fassen, die Natur als Einheit, als Kosmos zu begreifen; hatte doch Goethe in seiner Metamorphose der Pflanzen durch die That bewiesen, daß die Idee die Erscheinungen der Natur ganz und gar durchdringen und verklären kann ohne sie willkürlich zu entstellen. Alexander Humboldt gestand immer dankbar, durch Goethe sei er erst mit neuen Organen für das Verständniß der Natur ausgestattet worden; nur weil er einst aus dem Quell, der in Jena und Weimar floß, mit vollen Zügen getrunken hatte, konnte er sich die staunenswerthe Vielseitigkeit seiner Naturkenntniß erwerben. Auch Ritter wäre ohne die Naturphilosophie niemals auf den Gedanken gerathen, in seiner Erdkunde alle Zweige der historischen und der exakten Forschung zu gemeinsamem Schaffen zu vereinigen. Der Masse der Minderbegabten aber gereichte die Kühnheit der Philosophie zum Verderben.

Nicht umsonst hatte Schelling den übermüthigen Ausspruch gethan: seit man die Idee des Lichtes kenne, sei Newtons blos empirische Farbenlehre überwunden. Nicht umsonst hatte der fahrige Hendrik Steffens, noch dreister, gefordert, die Naturforschung müsse sich steigern zur Speculation und in allem Sinnlichen schlechterdings nur noch das Geistige erkennen. Jeder junge Fant, dem eine neue Idee im Kopfe gährte, meinte sich nun berechtigt, die Welt der Erscheinungen nach einem vorgefaßten Plane zurechtzurücken; Lorenz Oken stand im vierten Semester des medicinischen Studiums, als er schon den Grundriß seines Systems der Naturphilosophie veröffentlichte. Man verlor die Ehrfurcht vor dem Wirklichen, der Chemiker mochte sich die Hände nicht beschmutzen, der Physiker verschmähte die Ergebnisse seiner „Apperception" durch Experimente zu prüfen. Verworrene Bilder verdrängten die klaren Begriffe. Im Tone des Propheten sprach Schelling von den beiden Principien der Finsterniß und des Lichtes, deren Angel das Feuer sei. Der Diamant war der zum Bewußtsein gekommene Kiesel, die Wälder die Haare des Erdthiers, und am Aequator zeigte sich die angeschwollene Bauchseite der Natur.

Zwar der ehrliche Oken bewahrte sich inmitten dieser Saturnalien immer noch die Freude am Beobachten und Vergleichen und bereicherte die Wissenschaft durch gründliche Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der Säugethiere; doch manches schöne Talent ging in dem phantastischen Spiele völlig unter. Wie viele gute Kraft mußte der junge Justus Liebig verschwenden, bis er des romantischen Hochmuths endlich Herr ward und sich entschloß, schlichtweg als ein Unwissender an die wirkliche Welt heranzutreten.

Die Naturphilosophie sah in der Natur den unbewußten Geist, in den Naturkräften die Organe dunkler Willensmächte und suchte daher überall nachzuweisen, wie bewußtes und unbewußtes Leben in einander spielen. Hier, auf dem räthselreichen Grenzgebiete der Naturwissenschaft, berührte sie sich mit der religiösen Schwärmerei der Zeit und mit den Geheimlehren jener Zauberer und Schwindler, die seit Swedenborgs Tagen das ganze alte Jahrhundert hindurch an den Höfen ihr Wesen getrieben hatten. Bis zum Jahre 1815 lebte noch in der Schweiz der alte Mesmer, der Wundermann, dessen Lehren einst Lavater in den Kreisen der Erweckten verbreitet hatte; der kannte die geheime Naturkraft der magnetischen Allfluth, das eigentliche Lebensprincip, das alle Krankheiten heilen, ja selbst verhüten sollte. Dies halbverschollene „Evangelium der Natur" brachte der Berliner Wohlfart jetzt wieder in Umlauf. Ueberall tauchten schlafwandelnde Frauen und magnetische Heilkünstler auf; überall in den eleganten Salons bildeten verzückte Herren und Damen die magnetische Kette. Hufeland und mehrere andere bedeutende Aerzte befreundeten sich mit der neuen Offenbarung; jedoch die Mode des Tages stürmte blindlings über diese Gemäßigten hinweg.

Das Körnlein Wahrheit, das in den Doctrinen des Magnetismus lag, verschwand bald in dem trüben Schlamme des gemeinen Aberglaubens. Ein krankhafter Drang nach dem Unerforschlichen bethörte die Wissenschaft bevor sie noch in der erforschbaren Welt recht heimisch geworden; phantastische Bücher erzählten von dem Geheimniß der „Lebenskraft", die man sich als eine besondere Substanz vorstellte. Auch Galls Schädellehre gewann wieder zahlreiche Gläubige, zumal seit der höfische Naturphilosoph Carus sie der vornehmen Welt mundgerecht zu machen wußte. General Müffling ließ den jungen Offizieren, wenn sie in die Berliner Kriegsschule eintraten, regelmäßig durch einen Phrenologen die Köpfe betasten, um die Talente herauszufinden; und stand ein Porträtmaler auf der Höhe der Zeit, so schmückte er seine Gestalten mit unnatürlich hohen Stirnen, den Kennzeichen der Genialität. Dem alten Goethe sendete einst ein englischer Verehrer eine Büste, die einem Wasserkopfe sehr ähnlich sah; sie stellte den Dichter selber vor, der Bildhauer hatte nach den Grundsätzen der Schädellehre a priori erkannt, wie der Fürst der Dichtung unfehlbar aussehen mußte. Männer aller Parteien versanken in dies

Traumleben. Den alternden preußischen Staatskanzler lockte der gewandte jüdische Arzt Koreff in die Netze des Mesmerismus, aber auch Wangenheim, der Führer der Liberalen am Bundestage, stand unter den Hohenpriestern der Naturphilosophie. Doch überwog der Rationalismus in der liberalen Welt; die Mehrzahl seiner Jünger fand der Wunderglaube in den Reihen der conservativen Parteien. Auch in Frankreich zählten die beiden eifrigsten Apostel des Somnambulismus, Bergasse und Puysegur zu den Heißspornen der Legitimität. Die akademischen Lehrkörper konnten das Mißtrauen gegen die phantastische Willkür der Naturphilosophen niemals ganz überwinden; die Berliner Universität weigerte sich hartnäckig den geistreichen Schwärmer Steffens zu berufen, und zum ersten male entbrannte ein ernster Streit zwischen der Staatsgewalt und der jungen Hochschule, als Hardenberg durch ein Machtgebot seine Günstlinge Koreff und Wohlfart zu ordentlichen Professoren ernannte. Ganz unbekümmert um den Beifall der großen Welt ging indessen Heinrich Schubert seinen bescheidenen Gang, der liebenswürdigste und harmloseste der philosophischen Naturforscher, altväterisch fromm wie es daheim im Pfarrhause des Erzgebirges der Brauch war, ein ehrwürdiges Vorbild christlicher Liebe und Duldsamkeit; wenn er in seiner sinnigen gemüthvollen Weise von der Symbolik des Traumes und den Nachtseiten der Naturwissenschaft sprach, dann erbauten sich die Stillen im Lande.

Wie ein Berggipfel ragte aus dem Nebelmeere der romantischen Naturwissenschaft Alexander v. Humboldt empor; ihn bestrahlte schon die Sonne eines neuen Tages. Bereits in seinen Jugendjahren war er, der Zeit weit vorauseilend, ganz aus eigener Kraft von der ästhetischen zur wissenschaftlichen Weltanschauung vorgeschritten. Die treue Sorgfalt der induktiven Forschung, die der Naturwissenschaft ganz abhanden gekommen war und den Historikern erst durch Savigny und Niebuhr wieder gewonnen wurde, lag diesem Manne im Blute. Sein Drang nach objektiver Erkenntniß ließ von jeher schlechterdings nur die Thatsachen gelten, schied das Erwiesene streng von dem Vermutheten ab, und nichts verletzte ihn tiefer als jener Dünkel der Speculation, der niemals seine Unkenntniß eingestehen, niemals bescheiden eine Erscheinung unerklärt lassen wollte. Darum erschien er in den Kreisen der ästhetischen Idealisten, wo man die Wirklichkeit als eine lästige Schranke des freien Geistes verachtete, zuerst wie ein Fremdling aus einer anderen Welt. Schiller hielt den Bruder seines geliebten Wilhelm für einen ideenlosen Sammler und klagte: dieser nackte, schneidende, von der Einbildungskraft ganz verlassene Verstand wolle die Natur schamlos ausgemessen haben. Seitdem hatten die Deutschen längst erfahren, welche Macht der Phantasie in diesem Genius des empirischen Wissens lebte; sie vermaß sich freilich nicht, den Gang der Forschung meisternd vorherzubestimmen, aber sie verband die tausend und tausend sorgsam erforschten Einzelheiten zur lebendigen Einheit, und mit brüderlichem Stolze

rief Wilhelm dem Jüngeren zu: Du wobst aus dem was geistvoll Du erspähet ein reiches, Weltenall umschlingend Band! Auch dem Idealismus des Bruders stand Alexander weit näher als Schiller glaubte; denn wie Jener fand er den einzigen wirklichen Inhalt der Weltgeschichte in der Entwicklung des Menschengeistes, nur daß nach seiner Schätzung das Schauen, Bilden und Dichten hinter dem Forschen zurückstand. Und wie Jener durfte er sich des „freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinnes“ rühmen, der Alles groß behandelte und in der peinlichen Einzelforschung immer den Blick auf das All gerichtet hielt. „Er sucht — so sagte sein Bruder — wirklich nur Alles zu umfassen, um Eines zu erforschen, dem man nur von allen Seiten zugleich beikommen kann.“ Die Erkenntniß galt ihm als das höchste der Güter; alle Kräfte seiner Seele erschienen beherrscht, fast aufgesogen von dem einen allumfassenden Wissensdrange. Niemals störte ihm die Liebe oder irgend eine andere starke persönliche Leidenschaft die Bahnen seiner Forschung; Keinen wählte er zum Freunde, der nicht mitbauen half an dem großen Werke seines Lebens.

So blieb auch das schöne, innige Verhältniß zwischen den beiden Brüdern mehr eine Gemeinschaft der Geister als ein Herzensbündniß; ihre Vertraulichkeit wuchs mit den Jahren, je mehr Wilhelm von seinen ästhetischen Arbeiten zu der vergleichenden Sprachforschung hinüberging und also dem Gedankenkreise des Bruders sich näherte. In dem Freundesbunde dieses Bruderpaares gewann die Idee der universitas literarum Fleisch und Blut; er bewies der Welt die unzerstörbare Einheit der exacten und der historischen Wissenschaften, von deren Feindschaft kleine Geister fabeln. Alexander vermochte weder so tief wie Wilhelms schwerer und stärker angelegter Genius in die verborgenen Abgründe des Seelenlebens hinabzublicken, noch so kühn wie Jener zu den Höhen der Speculation emporzusteigen, auch die reine Mathematik lag der Richtung seines Denkens fern. Dafür überbot er den Bruder wie alle anderen Zeitgenossen durch die wunderbare Beweglichkeit und Empfänglichkeit eines rastlosen Kopfes, der Alles, was Menschen je geforscht und gedacht in sich aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen wußte.

In ihm fand der weltbürgerliche Zug des deutschen Geistes einen so vollkommenen Ausdruck wie vordem nur in Leibniz. Er hielt sich berufen, die ganze geistige Habe des Zeitalters aufzuspeichern und zu beherrschen, allen Völkern als ein Vermittler der modernen Bildung, als ein Lehrer der Humanität zu dienen. Niemand verstand wie er, Talente aufzufinden und zu ermuthigen; mit unermüdlich liebenswürdigem Eifer theilte er Allen mit aus der Fülle seines immer lebendigen und immer bereiten Wissens. Goethe verglich ihn einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Selbst die Schwächen des Charakters, die er mit Leibniz theilte, kamen seinem Vermittlerberufe zu

statten. Wenn er als ein schmiegsamer Hofmann Jedem nach dem Munde redete und Jeden ohne Unterschied mit einem Schwalle schmeichlerischen Lobes überschüttete, so warb er dadurch immer neue Gönner und Gehilfen für die Sache der universalen Bildung, welche doch nur durch die Arbeit Aller gedeihen konnte; wenn er seinen eigenen Weltruhm mit unverhohlener Eitelkeit genoß und förderte, so diente ihm sein glänzender Name zugleich als ein Mittel um die Großen der Erde auf den Werth der unzähligen wissenschaftlichen Unternehmungen, die er mit warmem Fürwort unterstützte, nachdrücklich hinzuweisen. Wo es noth that trat er für die bedrohte Freiheit der Forschung weit muthiger ein als vormals Leibniz, und während die weite Welt ihm ihre Huldigungen darbrachte, blieb er in seinem Herzen doch ein Deutscher: er kannte wie Niemand sonst die Gebrechen unserer jungen Gesittung, unserer Armuth und Kleinmeisterei, und beobachtete mit stiller Freude, wie die Deutschen Schritt für Schritt an die alte Cultur der Nachbarvölker näher heranrückten.

Gleich allen großen Reisenden hatte er schon im Kindesalter sich hinausgesehnt in die ungemessene Ferne; wenn er im Palmenhause der Potsdamer Pfaueninsel zu den zierlichen Blätterfächern emporschaute, dann stieg die Wunderwelt der Tropen lockend und glänzend vor seinem Geiste auf. Was der Knabe geträumt, ging dem Manne herrlich in Erfüllung. Während fünf reicher Jahre durchwanderte er mit seinem treuen Bonpland das Innere Süd- und Mittelamerikas; die Freunde bestiegen den Chimborazo, weilten viele Monate, von der Welt abgeschieden, in den nie betretenen Urwäldern am Orinoco. Als Humboldt zurückkehrte, war er der einzige deutsche Mann, der sich in jenen napoleonischen Tagen die ungetheilte Bewunderung des Auslandes errang. Sein Ruhm hielt die Ehre des deutschen Namens selbst unter den französischen Siegern aufrecht; für Bonpland wußten seine Landsleute kein höheres Lob, als daß er der Mitarbeiter des deutschen Forschers gewesen. Humboldt siedelte sich nun in Paris an; hier bot ihm der Umgang mit Laplace, Arago, Cuvier, Gay-Lussac einen fruchtbaren Gedankenaustausch, wie ihn ein Naturforscher in Deutschland noch nirgends finden konnte. Alles drängte sich um den bezaubernden Causeur, sobald er nach arbeitsreichem Tage Abends in den Salons erschien und durch geistvolle Bemerkungen, Reiseerinnerungen, Tagesneuigkeiten und boshafte Scherze bis in die tiefe Nacht hinein die Gesellschaft in Athem hielt.

Sein Ansehen stieg noch, als der Verkehr zwischen den beiden Nachbarvölkern nach dem Kriege wieder lebendiger wurde; seitdem galt er bei den Parisern als der natürliche Vertreter der deutschen Wissenschaft, alle Landsleute an der Seine suchten seinen Schutz, und sein Wort wog oft schwerer als die Fürsprache der Diplomaten. In neunundzwanzig großen Bänden theilte er der Welt nach und nach die Ergebnisse seiner amerikanischen Fahrten mit. Sein Reisebericht war das unübertroffene Muster streng wissen-

schaftlicher Länderbeschreibung. Hier zeigte er zuerst den geognostischen Unterschied der beiden Erdhälften, lehrte zuerst Länderprofile zu zeichnen und die mittlere Höhe der Continente zu bestimmen und bewies den überraschten Lesern, wie niedrig die Gebirge sind im Vergleich mit der Gesammterhebung des festen Landes. Er schuf die Lehre der Pflanzengeographie und öffnete durch die Auffindung der Isothermen (1817) den Weg für die neue Wissenschaft der Meteorologie. Im Entdecken und Erfinden kamen ihm einzelne seiner Pariser Freunde gleich; doch keiner beherrschte einen so weiten Gesichtskreis. Derselbe Mann, der die Fachgenossen durch die peinliche Genauigkeit seiner barometrischen Höhenmessungen in Erstaunen setzte, gab den Historikern zuerst eine Vorstellung von der Cultur der Urvölker Amerikas, ein klares Bild von der spanischen Colonialpolitik, und beschämte, gleichwie Boeckh, die Nationalökonomen durch ein Meisterstück der vergleichenden Statistik, die Untersuchungen über den vorhandenen Vorrath an edlen Metallen. Durch Humboldts Vorbild und persönliche Belehrung empfing auch Ritter die ersten Aufschlüsse über die eigentliche Aufgabe der Geographie.

Gleich Humboldt hatte sich sein Landsmann Leopold v. Buch in dem philosophischen Rausche der Zeit die Lust und Kraft zum Beobachten des Wirklichen gerettet: auch er ein Aristokrat, durch reichen Besitz vor der Kleinlichkeit des deutschen Gelehrtenlebens bewahrt, und doch so ganz anders geartet als jener glänzende Redekünstler der Pariser Salons: ein naturwüchsiges Genie, offenherzig, derb, geradezu, ein freimüthiger märkischer Landjunker. In allen Bergwinkeln Europas, von Lappland bis zu den Abruzzen war der rüstige Fußwanderer zu Hause; die feinen Verästelungen des Hochgebirges am buchtenreichen Fjord von Christiania standen so klar vor seinen Augen, wie die bescheidenen Sandhügel seines heimischen Flämings. Durch ihn und Humboldt wurde die Geologie von Grund aus umgestaltet: sie widerlegten die neptunistische Doktrin ihres gemeinsamen Lehrers Werner und erwiesen die vulkanische Entstehung der höchsten Gebirge. Mit Kummer sah Goethe, wie sein geliebtes „poseidaonisches Reich“ also durch die „tollen Strudeleien“ des Plutonismus zerstört wurde. Die Erdfreundschaft des Dichters wurzelte im Gemüthe. So hoch er auch über der Phantasterei des großen Haufens der Naturphilosophen stand: es war doch seine poetische Weltanschauung, die ihn zur Erforschung der Natur trieb. Ganz voraussetzungslos ging er weder an die Farbenlehre noch an die Geologie heran; und wie treu er auch jede Erscheinung der Natur beobachtete, schließlich nahm er doch nichts als erwiesen an, was den Grundanschauungen seiner gelassenen Lebensweisheit widersprach. Die Lehre des Plutonismus blieb ihm unheimlich; denn sein Gefühl verlangte, daß die Veste der Erde sich langsam, ohne plötzliche Erschütterungen, aus der Lebensfeuchte herausgebildet haben mußte.

Wenn der deutschen Naturforschung gelang, die Philosophie in ihre Schranken zurückzuweisen, dann durfte sie wohl hoffen die Nachbarvölker dereinst noch einzuholen. An Talenten gebrach es ihr schon jetzt nicht. Der Hallenser Meckel war in der vergleichenden Anatomie schon weit über Cuvier hinausgegangen; Soemmering in München hatte bereits im Jahre 1810 die Möglichkeit des elektrischen Telegraphen behauptet; und in Göttingen lebte schon, das Lehren verachtend, ganz in die letzten Probleme der reinen Theorie versunken, der Mathematiker Gauß, zu dessen Größe selbst Humboldt mit scheuer Ehrfurcht aufblickte — einer jener zeitlosen Denker, deren Wirksamkeit erst in dem Leben der kommenden Geschlechter ganz empfunden wird. Er wußte, die Mathematik sei die Königin der Wissenschaften, und seine Zahlentheorie die Königin der Mathematik.

Wenn Hegel in jenen Tagen den Ausspruch that: die Philosophie ist ihre Zeit in Gedanken gefaßt, so hatte er mindestens den Charakter seines Zeitalters recht verstanden. Fast in der gesammten geistigen Arbeit der Epoche, in den phantastischen Verirrungen der Naturwissenschaft wie in den fruchtbaren Entdeckungen der Historiker verrieth sich der mächtige Einfluß der Ideen Schellings. Seine philosophische Lehre beherrschte noch die deutschen Gedanken, bis sie erst in den zwanziger Jahren durch Hegels System vom Throne gestoßen wurde; selbst die eigenthümlich vornehme Haltung dieser Gelehrtengeneration erinnert überall an das Vorbild des stolzen Philosophen, der alle unheiligen Sohlen so herrisch von der Schwelle seines Tempels abwies. In der That konnte dem Denkerstolze der Deutschen kaum eine größere Genugthuung bereitet werden als durch die Lehre dieses unendlich empfänglichen Geistes, der die Einheit des Realen und Idealen behauptete, die Natur als den sichtbaren Geist, den Geist als die unsichtbare Natur erklärte. Das große Problem der deutschen Philosophie schien gelöst, die Identität von Sein und Denken endlich erwiesen. Fichte hatte in der Natur nur die Bühne für das Ich gesehen, ohne ihr selbständiges Leben zu erklären; Schelling unternahm zu zeigen, wie sich Gott zweifach offenbare in den gleichlaufenden Sphären der Natur und der Geschichte. So ward ihm Alles was da war und ist und sein wird zu einer lebendigen Einheit; in der unendlichen Stufenfolge der Erscheinungen entfaltete sich das eine göttliche Selbstbewußtsein: „vom ersten Ringen dunkler Kräfte bis zum Erguß der höchsten Lebenssäfte ist eine Kraft, ein Wechselspiel und Weben, ein Trieb und Drang nach immer höh'rem Leben." Neben Fichtes einseitigem Idealismus erschien dies allumfassende System ebenso großartig und überlegen, wie Goethe neben Schiller — so lange man noch nicht bemerkte, daß der mächtige Gedankenbau nicht auf sicheren Beweisen, sondern nur auf den kühnen Behauptungen eines genialen Kopfes ruhte.

Mit Schelling begann jene krankhafte Ueberhebung der Speculation, die nachher durch Hegel auf die Spitze getrieben und der Strenge unserer

Wissenschaft, ja selbst der Redlichkeit unseres Volkes noch hochgefährlich werden sollte. Froh ihrer blendenden Erfolge überschritt die Philosophie bald die festen Grenzen, welche ihr Kants Kritik gezogen hatte; sie verschmähte sich suchend und prüfend als Liebe zur Weisheit zu bethätigen, wie die Alten von ihr verlangten, sondern behauptete schlechthin eines zu sein mit ihrem Gegenstande, dem Urwissen selbst, eines auch mit der Sittlichkeit, eines sogar mit der Poesie, von der sie einst ausgegangen und zu der sie einst wieder zurückkehren werde. Wer sich zu der Idee des Universums erhoben hatte, bedurfte nicht mehr jener Beweise, welche der atomistische Gelehrte mühsam aus den Schachten der empirischen Welt emporgrub; er gewann aus der Anschauung jener Idee selbst unmittelbar die Kraft, die Natur zu schaffen, ihren Mechanismus mit Freiheit zu beleben.

Während seines Aufenthalts in Jena hatte sich Schelling lange allein dem Ausbau seines naturphilosophischen Systems gewidmet. Erst in den geistvollen Vorlesungen über das akademische Studium (1803) wandte er sich jener zweiten Offenbarung Gottes, der Welt der Geschichte zu. Ein glücklicher Instinkt hielt ihn im Einklang mit der allgemeinen Bewegung der Zeit. Er erkannte jetzt, „daß die Religion, der öffentliche Glaube, das Leben im Staate der Punkt sei, um welchen sich Alles bewegt", und arbeitete dann in Würzburg, Erlangen, München an der Begründung seiner „geschichtlichen Philosophie". Die Naturphilosophie blieb fortan seinen Schülern überlassen und verfiel bald gänzlich in mystische und magische Spielerei; der Wundermann Ennemoser sah schon die Zeit kommen, da die Priester, im glücklichen Alleinbesitze der magnetischen Heilkunde, wieder Leib und Seele der Völker beherrschen würden. Der Meister selbst aber gelangte, da er in die historische Welt einkehrte, zu den fruchtbarsten und gesundesten Gedanken seines Lebens; seinem Künstlergeiste kamen wirklich Augenblicke der Erleuchtung, die ihm das Wesen der Dinge unmittelbar vor die Augen führten.

Aus der Anschauung der ewigen Entwicklung des historischen Lebens ergab sich ihm mit Bestimmtheit was Herder doch nur geahnt hatte: die Erkenntniß, daß Recht und Religion als Offenbarungen der weltbauenden Vernunft und darum als nothwendig werdend zu verstehen seien. Die vollendete Welt der Geschichte fand er in dem Staate, dem großen Kunstwerk, das, hoch erhaben über dem Willen der einzelnen Menschen, sich selbst Zweck sei und die Harmonie von Nothwendigkeit und Freiheit in dem äußeren Leben der Menschheit verwirkliche. Manche köstliche Aussprüche ließen erkennen, wie tief er in das innerste Leben der Geschichte eingedrungen war; seinem bildungsstolzen Jahrhundert rief er die Warnung zu: „ein aufgeklärtes Volk, das Alles in Gedanken auflöst, verliert mit dem Dunkel auch die Stärke und jenes barbarische Princip, das die Grundlage aller Größe und Schönheit ist." Jedoch zum Abschluß gelangte seine Geschichtsphilosophie niemals. Der früh erworbene Ruhm hatte den Jüng-

ling einstmals oft zu übereiltem Schaffen verführt und stimmte jetzt den Mann schweigsam. Nur durch ein vollkommenes Werk meinte der Hochmüthige noch sich selber und der staunenden Welt genügen zu können. Immer wieder verhieß er unter dem Hohngeschrei seiner liberalen Gegner: „wie ich jetzt reden werde, wird man sehen;“ immer wieder ward sein großes Werk über die Weltalter angekündigt, nie vollendet. Denn seiner unruhigen Phantasie wurden die harten Thatsachen der Geschichte auf die Dauer doch unbequem. Von seinen Weltaltern zog ihn die „künftige Welt“, die so viel zu ahnen und zu weissagen gab, ungleich stärker an als die Welt der wirklichen Geschichte. Am Liebsten aber verweilte er bei der Betrachtung der „Urzeit“ und schilderte, im scharfen Gegensatze zu dem unbedingten Fortschrittsglauben der Aufklärung, wie die glückliche Menschheit in jenem Zeitalter ursprünglicher Unschuld durch den Unterricht höherer Geister die Geheimnisse der Religion empfangen habe. Bald kehrte der Vielbewegliche auch der Historie wieder den Rücken und verlor sich in die theosophischen Probleme der Offenbarungsphilosophie; seine geschichtsphilosophischen Ideen aber lebten fort in den Werken von Savigny, Ritter und Creuzer.

Schelling konnte, selbst wenn seine Phantasie in's Ungemessene schweifte, den protestantischen Schwaben niemals ganz verleugnen. In der „christlichen Philosophie“ des Baiern Franz Baader hingegen lebte die ganze Unfreiheit der mittelalterlichen Scholastik wieder auf. Der geistreiche Sonderling nahm die katholische Dogmatik zur Voraussetzung wie zum Ziele seines Denkens, und bekämpfte gleichwohl das Papstthum und die Jesuiten ebenso leidenschaftlich wie den Liberalismus, die Aufklärung und die Staatsallmacht; in der Vereinigung der römischen, der griechischen und der evangelischen Kirche meinte er das mystische Dreieck, den wahren Katholicismus gefunden zu haben. Statt der angeblich mechanischen Systeme seiner Vorgänger dachte er eine dynamische Philosophie, statt der heilandlosen und darum heillosen Moral Kants eine neue, auf Physik und Religion begründete Ethik zu schaffen und gerieth dabei, obwohl er manche Verirrungen liberaler Verstandesflachheit mit treffenden Worten widerlegte, selber in ein so krauses Gewirr magischer Vorstellungen, daß sogar der ewig aufgeregte romantische Enthusiast Steffens das fratzenhafte Treiben des Münchener Mystagogen nicht mehr mit ansehen mochte. Wie er einst den Czaren Alexander zur Stiftung der heiligen Allianz angeregt hatte, so suchte er sein Leben lang das Heil der Völker in einer unklaren Vermischung religiöser und politischer Ideen; sein Staatsideal blieb die „wahre Theokratie“. — Von Kant, dem deutschesten der Philosophen, wendete sich die romantische Ueberschwänglichkeit erschreckt ab. Statt seiner ward jetzt Jakob Böhme wieder als der philosophus teutonicus gefeiert, der tiefsinnige schwärmerische Theosoph, der einst dem wüsten Geschlechte des dreißigjährigen Krieges sein geheimnißvolles „Ueberall siehest Du Gott!“

gepredigt hatte. Als Fouqués Regiment im Frühjahrsfeldzuge 1813 nahe der Landskrone ein Gefecht bestand, da rief der romantische Poet in seliger Verzückung: hier sei es schön zu sterben, im Angesichte des heiligen Berges, auf dessen Gipfel der Herrgott zuerst dem Schuster von Görlitz erschienen! —

Wo waren sie hin, jene Tage der allmächtigen Aufklärung, da der Gegensatz der Glaubensbekenntnisse ganz verbleicht, alles kirchliche Leben durch die weltliche Bildung überwuchert schien und der mögliche Untergang des Christenthums von Freund und Feind schon mit philosophischer Gelassenheit besprochen wurde! Die erschütternden Erfahrungen des Zeitalters der Revolution hatten in allen Völkern das schlummernde religiöse Gefühl mächtig aufgeregt; aber mit dem lebendigen Glauben erwachten auch hierarchische Bestrebungen, die man längst erstorben wähnte, und die finsteren Leidenschaften des Glaubenshasses, des Fanatismus, des Aberglaubens. Das neue Jahrhundert erwies sich mit jedem Jahre mehr, im scharfen Gegensatze zu seinem Vorgänger, als ein Zeitalter endlosen kirchlichen Unfriedens, so zerklüftet und verworren wie kaum ein zweites Jahrhundert der Kirchengeschichte: reich an gesundem religiösen Leben, doch ebenso reich an Unglauben, Weltsinn, Gleichgiltigkeit, Verzweiflung; voll stiller Sehnsucht nach einer reineren Form des Christenthums und doch unfähig zur Versöhnung der erbitterten kirchlichen und kirchenfeindlichen Parteien, die immer nur durch das Gefühl der eigenen Schwäche und durch das gebieterische Ruhebedürfniß des bürgerlichen Lebens in Schranken gehalten wurden. Nirgends erschien das Gewirr dieser kirchlichen Gegensätze so bunt und vielgestaltig wie in dem Heimathlande der Reformation, das von jeher gewohnt war, die Fragen des Glaubens mit schwerem Ernst zu behandeln, die Ueberzeugung des Gewissens freimüthig auszusprechen. Die deutsche Nation zerfiel in ehrliche Gläubige und ehrliche Freidenker; die Zahl der Heuchler blieb hier immer gering.

Da die Durchschnittsbildung stets um einige Schritte hinter dem Stande der Wissenschaft zurückbleibt, so herrschte in der Masse der evangelischen Geistlichkeit und in der gebildeten Laienwelt noch immer jener bequeme, menschenfreundliche Rationalismus, der mit seinem harten Verstande kurzerhand alles „Unvernünftige" von den Dogmen losschälte und in seiner Selbstzufriedenheit gar nicht bemerkte, daß er mit der Schale auch den Kern des christlichen Glaubens verloren hatte: auch die tiefsinnigen Lehren von der Sünde und der Erlösung, welche dem germanischen Gemüthe allezeit die theuersten waren. Durch diese Heilslehre hatte einst das Christenthum zuerst den Weg gefunden zu den Herzen der Germanen, die allein unter allen Heidenvölkern schon an die dereinstige Wiedergeburt der sündigen Welt glaubten; von dem zerknirschenden Bewußtsein der eigenen Sünde war Luther ausgegangen, als er die Reinigung der verweltlichten Kirche unternahm; und wie nachdrücklich hatte noch

Kant von der radikalen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts gesprochen. Der gemeine Rationalismus bewahrte kaum noch eine schwache Erinnerung an diese christlichen Grundgedanken, sondern glaubte harmlos an die Güte der menschlichen Natur und beruhigte sich bei einer weltlichen Werkheiligkeitslehre: die bürgerliche Rechtschaffenheit des Wandels genügte ihm zur Seligkeit. Gleichwohl besaß er weder den Muth noch die wissenschaftliche Kraft um den steilen Weg, welchen einst Lessing und der Wolfenbütteler Fragmentist gewiesen, weiter zu verfolgen und sich die kritische Methode der neuen philologischen Sagenforschung anzueignen; er wagte nicht den historischen Ursprung des Neuen Testaments ernsthaft zu untersuchen, sondern nahm die Bibel als ein Gegebenes hin und begnügte sich ihre Aussprüche so lange umzudeuteln, bis sie mit den Naturgesetzen im Einklang zu stehen schienen.

Der lauteste und unduldsamste Vorkämpfer dieser Richtung war Paulus in Heidelberg, einige Jahre vor Schelling in dem nämlichen Pfarrhause zu Leonberg in Schwaben geboren, der Todfeind dieses seines Landsmannes und aller Lehren, welche irgend über den platten Verstand hinausreichten. Wie fühlte er sich glücklich in seinem Freisinn, wenn er die Auferstehung für ein Erwachen vom Scheintode, das Wunder von Kana für den gelungenen Spaß eines vergnügten Hochzeitsgastes erklärte. Mancher rationalistische Lehrer rief sogar die Geheimlehren der Naturphilosophen zu Hilfe und schilderte den Heiland als einen magnetischen Arzt; das natürliche Wunder erschien diesen Köpfen immerhin noch erträglicher als das übernatürliche. Die glaubensfreudigen alten Kirchenlieder erschreckten die nüchterne Mattherzigkeit; sie wurden durch läppische Aenderungen verdünnt oder gänzlich aus den Gesangbüchern entfernt. Wie viel sittsamer als das gewaltige „O Ewigkeit, Du Donnerwort" klang doch das neue wohlerzogene Rationalistenlied: „ich sterb' im Tode nicht, mich überzeugen Gründe!" Von jeher hatte die evangelische Kirche den Cultus neben der Lehre vernachlässigt. Unter der Herrschaft des Rationalismus verschwand aus dem Gottesdienste vollends Alles was das Gemüth erquickte und die Phantasie erregte; die geistliche Lehre aber sank zur weltlichen Belehrung herab. Die Kanzelredner verstanden nicht mehr die beladenen Gewissen zu erbauen und zu erheben, ihnen Trost zu spenden aus der Fülle der Verheißung; sie ergingen sich in breiten moralischen Betrachtungen, sie erläuterten was sich der vernünftige Christ bei den einzelnen Dogmen zu denken habe, und verschmähten sogar nicht an geweihter Stätte wohlgemeinte Anweisungen für den Kartoffelbau und die Schafzucht zu geben. Ihre Gotteshäuser verödeten, die guten Köpfe vermochten in dieser dünnen Luft nicht mehr zu athmen. Die Pflichten der Seelsorge wurden vernachlässigt; jeder nichtige Vorwand reichte aus um die Erlaubniß zur Ehescheidung bei den aufgeklärten Pfarrern und Consistorien zu erlangen. Auch der alte offenbarungsgläubige Supranaturalismus, der namentlich in Württemberg unter

der Leitung des Prälaten Bengel blühte, war von der trockenen Verständigkeit der Rationalisten angekränkelt. Beide Schulen lebten in einem unwahren Scheinfrieden mit der Wissenschaft, sie setzten die nothwendige Uebereinstimmung von Glauben und Wissen stillschweigend voraus. Beide bewegten sich noch in einem Gedankenkreise, welchen die lebendigen Kräfte der Literatur längst verlassen hatten. Der unfruchtbare Streit über die Vernünftigkeit der einzelnen Dogmen berührte nur das Aeußere der Religion, nicht ihr Wesen.

Unterdessen erzog Schleiermacher eine neue Theologenschule, die von dem Meister lernte mit dem jungen wissenschaftlichen Leben der Nation wieder Schritt zu halten. Er hatte einst das weckende Wort gesprochen, das die gebildeten Verächter der Religion wieder zum Glauben zurückrief und das Gottesbewußtsein über das Gebiet des Wissens und des Handelns hinaus in die Welt des Gefühles emporhob. Indem er jetzt diesen fruchtbaren Grundgedanken in zahlreichen Schriften sowie in seinen meisterhaften Berliner Kathedervorträgen wissenschaftlich ausgestaltete, wurde er der Erneuerer unserer Theologie, der größte aller unserer Theologen seit dem Jahrhundert der Reformation; und noch heute gelangt kein deutscher Theolog zur inneren Freiheit, wenn er nicht zuvor mit Schleiermachers Ideen abgerechnet hat.

Das Geheimniß langanhaltender geistiger Wirksamkeit liegt zumeist in der harmonischen Verbindung scheinbar entgegengesetzter Gaben; und selten war ein schöpferischer Kopf zugleich so vielgestaltig und so harmonisch, wie dieser Proteus, der in drei grundverschiedenen Zeiten, in der ästhetischen, der patriotischen und der wissenschaftlichen Epoche alle Wandlungen des Berliner Lebens treu wie ein Spiegel wiedergab und doch nie sich selbst verlor. Unter den beschaulichen Schwärmern der herrnhuter Brüdergemeinde hatte er seine ersten bestimmenden Eindrücke empfangen, und bis zum Ende beseligte ihn das Bewußtsein persönlicher Gemeinschaft mit seinem Erlöser; aber die Innigkeit seines religiösen Gefühls ward in Schranken gehalten durch einen schneidigen Verstand, der aller dialektischen Künste Meister war und sich gern in beißendem Witze erging. Er hatte einst, als er die Briefe über Schlegels Lucinde schrieb, sich sehr weit in die unwahre Gefühlsschwelgerei der Romantik verirrt und trotzdem eine Reinheit des Herzens bewahrt, die mit den Jahren allmählich sein ganzes Wesen verklärte und den unscheinbaren kleinen Mann wie einen Patriarchen erscheinen ließ. Der Uebersetzer Platons war heimisch in allen Tiefen der Speculation und darum im Stande die Philosophie mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, sobald sie sich erdreistete, das Abgeleitete an die Stelle des Ursprünglichen zu setzen und die Welt der Empfindung aus dem Begriffe zu erklären. Er suchte alles Menschliche religiös zu behandeln und das ganze gelehrte Wissen der Zeit für die Theologie nutzbar zu machen; und doch konnte er nicht leben ohne die volksthümliche Thätigkeit des Predigers.

Um seine Kanzel versammelte sich noch immer die beste Gesellschaft Berlins, aber auch die Armen im Geist erbaute seine herzliche Rede; wie unvergeßlich ehrwürdig erschien er Allen, da er vor dem Sarge seines Söhnleins Nathanael selber die Leichenrede hielt, so ganz in Schmerz verloren um das Stück eigenen Lebens, das da vor ihm lag, und doch so stark in dem Troste, der allein tröstet. Wer seine tiefgemüthlichen Briefe an den wackeren Breslauer Theologen Gaß las oder ihn im persönlichen Verkehre mit den zahlreichen Freunden so liebevoll auf die Eigenart eines Jeden eingehen sah, der mochte leicht glauben, diese empfängliche Natur verlange nur sich hinzugeben in innigem Gedankenaustausch; und doch konnte Schleiermacher nur im öffentlichen Leben sich ganz genug thun, seine Staatsgesinnung blieb in den Tagen der politischen Ermattung ebenso lebendig wie einst in den Zeiten des patriotischen Zornes. Die Unkundigen und die Gegner schalten, er schillere in allen Farben, und doch stand er mit seinem besonnenen Freimuth immer muthig auf dem Plane, sobald er ein heiliges Gut seines Volkes bedroht sah, ein stahlharter, ganz mit sich einiger Charakter.

Jener Grundgedanke der Reden über die Religion berührte sich nahe mit den Ideen der neuen historischen Wissenschaft. War die Wurzel der Religion im Gemüthe zu suchen, so ergab sich von selbst der Schluß, daß die Aeußerungen des Gottesbewußtseins verschieden sein müssen. Die Dogmen erschienen demnach als subjective Gemüthswahrheiten, als Aussagen des frommen Gefühls über seine Vorstellungen von Gott. Der Theologie aber erwuchs die neue Aufgabe, diese Gestaltungen des christlichen Gefühls in ihrer geschichtlichen Nothwendigkeit zu begreifen. Sie sollte nicht mehr in gehässiger Polemik die einzelnen Bekenntnisse des Christenthums bekämpfen und verdammen, sondern sie alle als höhere oder niedere Formen des christlichen Selbstbewußtseins zu verstehen suchen; denn auch Schleiermacher hatte sich in seiner Weise, unabhängig von Schelling und Savigny, die Erkenntniß der historischen Entwicklung erworben und unterschied scharf zwischen dem was durch die menschliche Natur werde und dem was der Mensch mache.

Damit vollführte er auf dem theologischen Gebiete eine ähnliche Grenzberichtigung, wie einst Kant im Bereiche der Philosophie; er sicherte der Theologie einen Boden, auf dem sie ebenso unzweifelhafte wissenschaftliche Ergebnisse gewinnen konnte, wie alle anderen historischen Fächer. Die Freiheit des Christenmenschen faßte er ganz so weitherzig auf wie einst Luther in seinen ersten Schriften: das lebendige Gottesbewußtsein hatte von der freien historischen und philosophischen Forschung nichts zu fürchten. Die christliche Gesinnung war ihm nichts anderes als die Menschlichkeit in ihrer Vollendung und konnte daher mit keinem berechtigten Streben des Menschen in Streit gerathen. Doch ebenso nachdrücklich hob er die Wahrheit hervor, daß alle Religion positiv ist, und das fromme Abhängigkeits-

gefühl nur in der Gemeinschaft der Gläubigen wach erhalten werden kann. In der Moral ließ er, freier als Kant, die Persönlichkeit zu ihrem vollen Rechte gelangen: nicht die Unterdrückung der Natur, sondern ihre Verklärung durch den lebendigen Geist hieß ihm sittlich; auch verhehlte er nicht, daß die Tugenden der christlichen Selbstverneinung an den antiken Tugenden der Selbstbehauptung ihre Ergänzung finden müssen. Die Schwächen seiner Lehre verriethen sich freilich sobald er versuchte nachzuweisen, welche Thatsachen der heiligen Geschichte nothwendig im christlichen Bewußtsein enthalten seien; dann gerieth er in's Künsteln und mußte erfahren, wie unmöglich es ist, die positiven Dogmen unmittelbar aus der Idee abzuleiten. Aber wie wenig bedeuteten ihm die Dogmen und die Formen des Cultus neben dem Segen der religiösen Gemeinschaft! Als die Kämpfe um die evangelische Union entbrannten, ward er der tapferste Vertheidiger der freien Kirchenverfassung und der Vereinigung der protestantischen Bekenntnisse.

Auch unter den Laien bekundeten sich überall die Anzeichen eines regeren christlichen Lebens, das der Herrschaft des Rationalismus entwuchs. Es ließ sich doch nicht vergessen, wie andächtig einst in den Tagen der großen Siegesbotschaften das deutsche Heer den Worten des Dichters gelauscht hatte: „kannst Du fassen Du den reichen Segen von nah und fern? bist Du nicht fast davor erlegen, Du Volk des Herrn?“ Selbst die Weltkinder hatten damals die alte einfältige Wahrheit, daß nur fromme Völker frei und tapfer sind, in tiefster Seele empfunden. Aus den schwungvollen Liedern vom „alten deutschen Gott“ sprach zwar nirgends eine bestimmte confessionelle Parteigesinnung, aber eine innige Freudigkeit des Gottesbewußtseins, die mit der Gemüthsarmuth des Rationalismus nichts gemein hatte. Den meisten der Männer, welche jene Zeit des Gottesgerichts mit klarem Bewußtsein durchlebt, blieb allezeit eine gehobene religiöse Stimmung, mochten sie nun, wie Stein, Arndt, Savigny, Aster, in dem Glauben der Väter ihren Frieden finden oder, wie Niebuhr, sehnsüchtig nach dem Glauben suchen. Die streitbare Jugend vollends trug Silberkreuze auf den teutonischen Mützen und erging sich in christlicher Begeisterung; seit dem Zeitalter der Reformation hatten die deutschen Universitäten nicht mehr ein Studentengeschlecht gesehen, das die religiösen Fragen so ernst nahm. Wohl hielt sich die Christlichkeit der feurigen Teutonen nicht frei von widerwärtiger Prahlerei noch von puritanischer Geschmacklosigkeit: das Gebet bei der Eröffnung des Kneipabends hinderte nicht immer, daß die weihevoll begonnene Versammlung zuletzt in ein wildes Zechgelage ausartete; und mit vollem Rechte schritt das Berliner Publikum handgreiflich gegen die jungen Barbaren ein, als die Studenten, bei der Aufführung von Zacharias Werners Weihe der Kraft, den auftretenden Martin Luther mit dem Drohrufe „der Reformator von der Bühne!“ begrüßten. Manchem der lärmenden Christo-Germanen diente

die Religion nur als ein politisches Schlagwort, da nun einmal Deutschthum und Christenthum für gleichbedeutend galten, Einzelnen gar nur als ein Deckmantel für den Judenhaß, der zum guten Tone gehörte.

Gleichwohl lag ein gesunder Kern in der religiösen Schwärmerei des jungen Geschlechts. Die Deutschen erkannten endlich wieder, wie fest ihre ganze Gesittung mit dem Christenthum verwachsen war, und diese Erkenntniß griff so unaufhaltsam um sich, daß eine unbefangen heidnische Gesinnung, wie sie einst Winckelmann hegte, für die Söhne des neuen Zeitalters bald zur Unmöglichkeit wurde. Die Jugend drängte sich mit Vorliebe zu den Lehrern, welche für die Sehnsucht des gläubigen Gemüths ein Verständniß zeigten. In Heidelberg fand der mit Creuzer eng befreundete ehrwürdige Daub, ein frommer geistvoller Mystiker, der das Dogma durch die Speculation wiederherzustellen suchte, bei den Studenten ungleich mehr Anklang, als die Rationalisten. Seine Anhänger verglichen ihn mit Hamann, nannten ihn den Magus des Südens. In Jena gewann Fries, ein Philosoph ohne Schärfe und Tiefsinn, trotzdem die Herzen der Jugend, weil er mit ehrlichem Patriotismus und wissenschaftlichem Ernst eine ebenso aufrichtige Frömmigkeit verband. Seine Dialoge „Julius und Evagoras" blieben einige Jahre lang das beliebte Erbauungsbuch der teutonischen Studenten, denn hier lag die Kantische Philosophie ganz ebenso harmlos und unvermittelt neben der herrnhutischen Glaubensinbrunst wie in den Köpfen der jungen Leser selber.

Fast in jeder deutschen Landschaft bestanden noch einzelne streng altgläubige Gemeinden, die mit zäher Treue an ihrem bibelfesten Geistlichen hingen und der Mißgunst der rationalistischen Consistorien einen stillen, unüberwindlichen Widerstand entgegenstemmten. So namentlich im Wupperthale und unter den grüblerischen Schwaben, aber auch in Sachsen, in Pommern, in Altpreußen. In Breslau sammelten sich die Strenggläubigen um Hendrik Steffens, den ehrlichen unsteten Schwärmer, der das harte Lutherthum seiner norwegischen Heimath mit den Phantasiegebilden der deutschen romantischen Philosophie zu verschmelzen wußte. In der Berliner vornehmen Gesellschaft bildeten einige begabte junge Männer, die einst als Offiziere „im Kriege zum Herrn geführt wurden", einen gläubigen Freundeskreis: die Gebrüder Gerlach, Lancizolle, Le Coq, Thadden, Senfft-Pilsach, Goetze, Karl v. Röder u. A. Hier verlebte der Kronprinz erbauliche Stunden, die für seine kirchliche und politische Gesinnung verhängnißvoll werden sollten; hier empfing er Hilfe für seine unermüdliche Wohlthätigkeit, hier ward auch der Plan für die Begründung des Berliner Missionsvereins zuerst besprochen. In allen Werken christlicher Barmherzigkeit zeigte sich die streng kirchliche Richtung dem erschlafften Rationalismus weit überlegen; zu ihr gehörte der Elsasser Oberlin, der unvergeßliche Wohlthäter des Steinthals, zu ihr Falk in Weimar, der zuerst eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder eröffnete.

Auch an hochbegabten Kanzelrednern gebrach es ihr nicht; in Holstein blieb es noch nach Jahrzehnten unvergessen, mit welcher gewaltigen Beredsamkeit Claus Harms, der feurige lutherische Eiferer, im volksthümlichen Platt zu seinen Bauern sprach. Im Norden galt der Wandsbecker Bote, der gemüthvolle alte Claudius, am Oberrhein der fromme Jung Stilling als der Führer der Stillen im Lande. Beide starben schon zu Anfang der Friedensjahre, doch ihr Wort und Vorbild wirkte mächtig fort. Der Pietismus und die streng confessionellen Parteien gewannen mehr und mehr Boden, zumal auf dem flachen Lande, bis sich endlich das Kirchenregiment selber genöthigt sah mit diesen neuen Mächten zu rechnen.

Der natürliche Rückschlag gegen die rationalistische Flachheit war eingetreten; aber schon in diesen ersten Anfängen eines kräftigen kirchlichen Lebens verriethen sich krankhafte Bestrebungen, die dem confessionellen Frieden unseres paritätischen Volkes verderblich werden mußten. Während manche der Rechtgläubigen den freieren Richtungen des Protestantismus mit unchristlicher Härte begegneten und die evangelische Union leidenschaftlich bekämpften, fühlten sie sich, bewußt oder unbewußt, zur römischen Kirche hingezogen. Einer der namhaftesten lutherischen Pietisten, der bernburgische Prinzenerzieher Beckedorff veröffentlichte im Jahre 1818 Briefe über die Wiedervereinigung der christlichen Kirche und fand, obgleich die römische Gesinnung aus jeder Zeile sprach, den warmen Beifall seiner Glaubensgenossen — bis er einige Jahre später selber zur römischen Kirche übertrat. Die christliche Religionsgeschichte des Convertiten Friedrich Stolberg, ein durch und durch katholisches Buch, ward in den Conventikeln der evangelischen Pietisten laut gepriesen, und der Schwiegersohn des Wandsbecker Boten, der wackere Buchhändler Perthes, ein treuer Protestant, verbreitete die Schrift mit heiligem Eifer. Ein Herzensfreund Jung Stillings, Max v. Schenkendorf, der tapfere Dichter des Befreiungskrieges, sang sogar schwärmerische Lieder auf „Maria, süße Königin" und feierte den fanatischen Führer der katholischen Liga: „fester treuer Max von Baiern". Und dazu der Zauberspuk, die Geisterseherei, die weissagende Verzückung aller der Schwarmgeister, welche bald hier bald dort das Volk beunruhigten. Die meisten von ihnen standen mit den böhmischen Brüdern irgendwie in Verbindung; ihr Weizen blühte da am üppigsten, wo der Boden durch den Rationalismus am Tiefsten umgepflügt war. Jene unbestimmte Aufregung, die sich immer in Zeiten großen Schicksalswechsels der Volksmassen bemächtigt, wirkte zusammen mit den Thorheiten der Naturphilosophen. Wie einst nach Luthers Auftreten die Bauern von dem tausendjährigen Reiche träumten, so sprachen die Erweckten nach Napoleons Sturz von dem Falle des schwarzen Engels und des Thieres mit den sieben Hörnern. In allen Ländern deutscher Zunge, vom Oberrhein bis nach Livland, tauchten einzelne geheimnißvolle Teufelsbanner und fromme Schlafwandler auf; die Schwärmerei steigerte sich oft bis zum Wahnsinn.

die Religion nur als ein politisches Schlagwort, da nun einmal Deutschthum und Christenthum für gleichbedeutend galten, Einzelnen gar nur als ein Deckmantel für den Judenhaß, der zum guten Tone gehörte.

Gleichwohl lag ein gesunder Kern in der religiösen Schwärmerei des jungen Geschlechts. Die Deutschen erkannten endlich wieder, wie fest ihre ganze Gesittung mit dem Christenthum verwachsen war, und diese Erkenntniß griff so unaufhaltsam um sich, daß eine unbefangen heidnische Gesinnung, wie sie einst Winckelmann hegte, für die Söhne des neuen Zeitalters bald zur Unmöglichkeit wurde. Die Jugend drängte sich mit Vorliebe zu den Lehrern, welche für die Sehnsucht des gläubigen Gemüths ein Verständniß zeigten. In Heidelberg fand der mit Creuzer eng befreundete ehrwürdige Daub, ein frommer geistvoller Mystiker, der das Dogma durch die Speculation wiederherzustellen suchte, bei den Studenten ungleich mehr Anklang, als die Rationalisten. Seine Anhänger verglichen ihn mit Hamann, nannten ihn den Magus des Südens. In Jena gewann Fries, ein Philosoph ohne Schärfe und Tiefsinn, trotzdem die Herzen der Jugend, weil er mit ehrlichem Patriotismus und wissenschaftlichem Ernst eine ebenso aufrichtige Frömmigkeit verband. Seine Dialoge „Julius und Euagoras“ blieben einige Jahre lang das beliebte Erbauungsbuch der teutonischen Studenten, denn hier lag die Kantische Philosophie ganz ebenso harmlos und unvermittelt neben der herrnhutischen Glaubensinbrunst wie in den Köpfen der jungen Leser selber.

Fast in jeder deutschen Landschaft bestanden noch einzelne streng altgläubige Gemeinden, die mit zäher Treue an ihrem bibelfesten Geistlichen hingen und der Mißgunst der rationalistischen Consistorien einen stillen, unüberwindlichen Widerstand entgegenstemmten. So namentlich im Wupperthale und unter den grüblerischen Schwaben, aber auch in Sachsen, in Pommern, in Altpreußen. In Breslau sammelten sich die Strenggläubigen um Hendrik Steffens, den ehrlichen unsteten Schwärmer, der das harte Lutherthum seiner norwegischen Heimath mit den Phantasiegebilden der deutschen romantischen Philosophie zu verschmelzen wußte. In der Berliner vornehmen Gesellschaft bildeten einige begabte junge Männer, die einst als Offiziere „im Kriege zum Herrn geführt wurden“, einen gläubigen Freundeskreis: die Gebrüder Gerlach, Lancizolle, Le Coq, Thadden, Senfft-Pilsach, Goetze, Karl v. Röder u. A. Hier verlebte der Kronprinz erbauliche Stunden, die für seine kirchliche und politische Gesinnung verhängnißvoll werden sollten; hier empfing er Hilfe für seine unermüdliche Wohlthätigkeit, hier ward auch der Plan für die Begründung des Berliner Missionsvereins zuerst besprochen. In allen Werken christlicher Barmherzigkeit zeigte sich die streng kirchliche Richtung dem erschlafften Rationalismus weit überlegen; zu ihr gehörte der Elsasser Oberlin, der unvergeßliche Wohlthäter des Steinthals, zu ihr Falk in Weimar, der zuerst eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder eröffnete.

nationalkirchlichen Bestrebungen Heinrich Wessenberg hatte bereits deutschen Kirchengesang in seiner Constanzer Diöcese eingebürgert; die Protestanten betrachtete er duldsam als „die Kirche linker Seite“. Behutsamer trat Sailer dem römischen Stuhle gegenüber, der ehrwürdige Prälat, der durch Beispiel und Lehre die lebendige Frömmigkeit in der katholischen Kirche Baierns wieder wach rief. Aber auch er trug kein Bedenken, sich öffentlich auf die Schriften protestantischer Theologen zu berufen; er lebte in herzlicher Freundschaft mit vielen gläubigen Protestanten und theilte mit ihnen die Verehrung für Thomas a Kempis, der erst durch Sailers Uebersetzung den katholischen Gemeinden wieder bekannt wurde. Auch Overberg, der streng katholische Erzieher des Lehrerstandes im Münsterlande, gewann sich durch seine apostolische Milde die Verehrung Steins; und die nicht minder kirchlich gesinnten Boisserees, denen die Kunst nur als die Tochter der Religion erschien, behielten doch immer Fühlung mit den Arbeiten der protestantischen Wissenschaft. Wie diese Männer den Anschauungen der evangelischen Pietisten nahe standen, so hatte andererseits der Bonner Theolog Hermes sich die Methode des protestantischen Rationalismus angeeignet und unternahm den unmöglichen Versuch, das katholische Dogma auf die Vernunftbeweise der Kantischen Philosophie zu stützen. Seine Anhänger beherrschten die Unterrichtsanstalten am Rhein und bemühten sich redlich den confessionellen Frieden zu wahren.

Welch ein Abstand zwischen den Gedanken dieser Friedfertigen und den herrschsüchtigen Plänen des römischen Stuhls! Kaum war Pius VII. in die ewige Stadt zurückgekehrt, so stellte er am 7. August 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum den Jesuitenorden wieder her und las selber die Messe im Gesù, vor dem Altar des heiligen Ignatius, dort wo der Meißel Le Gros' den Triumph der Kirche über die Ketzerei in prahlerischen Bildwerken verherrlicht hat. Als ihn Czar Alexander nachträglich einlud der Heiligen Allianz beizutreten, wies der Papst die schwerlich ernsthaft gemeinte Zumuthung mit dem ganzen Stolze des rechtmäßigen Weltherrschers zurück. Bald nachher wurden auch die Inquisition und der Index der verbotenen Bücher wieder eingeführt, die Bibelgesellschaften für Teufelswerk erklärt. Die alte Kirche hatte in den Tagen der revolutionären Bedrängniß bewunderungswürdigen sittlichen Muth bewährt und abermals erfahren, daß ihr aus dem Leiden die größte Kraft erwuchs. Jetzt stand sie strahlend in der Glorie des Martyriums; die romantische Sehnsucht der öffentlichen Meinung und die Furcht der Höfe vor der Revolution kamen ihr zu statten. Selbst in dem antipapistischen England durfte, zum ersten male seit Jakob II., wieder ein Cardinal in seiner geistlichen Tracht erscheinen. Der selbstgefällige Wahn jener aufgeklärten Leute, welche das neue Jahrhundert den Leidenschaften der Religionskriege entwachsen glaubten, war soeben erst durch den Freiheitskampf der Spanier handgreiflich widerlegt worden; und nun brach, noch während die Monarchen

in Paris weilten, über Südfrankreich die Raserei des weißen Schreckens herein: der katholische Pöbel stürmte die Häuser der Protestanten und mordete die Ketzer unter dem Rufe: laßt uns Würste machen aus Calvins Blute!

Bei so günstigem Winde fuhr das Schifflein Petri wieder mit vollen Segeln daher. Die Natur der Dinge zwang den römischen Stuhl, trotz der Sanftmuth des Papstes und trotz der Klugheit seines Staatssekretärs Consalvi, Schritt für Schritt zu den Gedanken des Zeitalters der Gegenreformation zurückzukehren. In Deutschland nisteten sich in aller Stille die ersten Jesuiten wieder ein, und bald ward auch die zweischneidige Wirkung der Secularisationen fühlbar. Der heranwachsende plebejische Clerus war besitz- und heimathlos, nicht mehr, wie die reichen adlichen Domkapitel der alten Zeit, durch politische Interessen mit dem Vaterlande verbunden. Als Helfferich und die beiden anderen Oratoren der katholischen Kirche auf dem Wiener Congresse ihre ultramontanen Ansichten aussprachen, fanden sie noch wenig Anklang beim deutschen Clerus; doch seitdem wuchs die clericale Partei von Jahr zu Jahr unmerklich an. Sie trat noch sehr behutsam auf, da das Beamtenthum in allen deutschen Staaten sie mit Mißtrauen betrachtete; selbst Kaiser Franz und Metternich schätzten zwar den streitbaren Katholicismus als den natürlichen Bundesgenossen der österreichischen Partei draußen im Reiche, jedoch von der Selbständigkeit der Kirche wollten sie als strenge Absolutisten nichts wissen. Um sich bei den Höfen einzuschmeicheln, frischte der Jesuitismus zunächst jene jakobitischen Lehren wieder auf, welche einst das Haus Stuart in's Verderben gestürzt hatten: die Reformation sei der letzte Quell aller Revolutionen, die Kirche der Hort und Halt des Königthums, denn sie predige den leidenden Gehorsam, sie entbinde durch ihre mystische Weihe den König von Gottes Gnaden aller Pflichten gegen seine Unterthanen.

Die eifrigsten Anhänger der ultramontanen Partei waren die zahlreichen Proselyten, welche die Romantik in das römische Lager hinübergeführt hatte: so die geistreichen Gebrüder Schlosser in Frankfurt, so die Grafen Stolberg in Holstein, die mit den Clericalen des Münsterlandes in enger Verbindung standen, so vor Allen jene mächtige Convertitenschaar, die von Wien ihre rührigen Sendboten in's Reich ausschickte. Welch ein klägliches Bild geistigen Verfalles bot jetzt Friedrich Schlegel! In seinem ästhetischen Hochmuth hatte er sich einst vermessen: „ich denke eine neue Religion zu stiften, es ist an der Zeit!“ Derselbe ästhetische Rausch hatte ihn sodann, als die neue Religion sich nicht finden wollte, mitsammt seiner geistreichen Frau Dorothea Mendelssohn und ihrem Sohne dem nazarenischen Maler Veit, in die Arme der römischen Kirche getrieben; nun war er längst schon eingerostet in den Angeln eines fertigen Systems, das auf jede Frage eine Antwort bereit hielt. Wilhelm Humboldt sah mit Entsetzen, wie in diesem einst so beweglichen Geiste jetzt Alles abgeschlossen

war, wie er nur noch Ketzer oder Jünger kannte und nicht mehr vermochte, ein freies, bescheiden nach der Wahrheit suchendes Gespräch zu führen. Dank seiner zunehmenden Bequemlichkeit nützte Schlegel der ultramontanen Propaganda nur wenig. Weit fruchtbarer wirkte der Pommer Klinckowström, ein liebenswürdiger romantischer Schwärmer; seine Erziehungsanstalt in Wien wurde die Pflanzschule des clericalen österreichischen Adels. Sein Schwager, der Augsburger Pilat, geborner Katholik und Gatte einer Proselytin, leitete den Oesterreichischen Beobachter, das amtliche Blatt Metternichs. Alle Anderen aber übertraf Adam Müller an Talent, Rührigkeit, Fanatismus; es war, als wollte der geistreiche, von Grund aus verlogene Sophist durch wüthenden Ketzerhaß den Makel seiner Berliner Abstammung auslöschen; überall wo im deutschen Norden Umtriebe der Jesuiten sich zeigten, hatte er die Hände mit im Spiele. Die meisten der Federn, welche die deutsche Politik der Hofburg vertheidigten, gehörten diesem Convertitenkreise an. Nur Gentz selber konnte sich zum Uebertritte nicht entschließen, obgleich sein Abscheu gegen den Erzrevolutionär Luther immer heftiger wurde; der Kern seiner Bildung war doch zu fest mit der Kantischen Philosophie verwachsen.

Die aufgeklärten Protestanten hatten sich längst an die zahlreichen Conversionen gewöhnt; sie wurden erst aus ihrer gedankenlosen Gleichgiltigkeit aufgeschreckt, als man von der Bekehrung des Berners K. L. v. Haller vernahm. Wer durfte dem streitbaren Publicisten, dem leidenschaftlichen Feinde der Revolution verargen, daß er durch die Consequenz seiner politischen Gesinnung zum Glaubenswechsel gezwungen wurde? Aber Haller hielt seinen Uebertritt geheim, mit Genehmigung des Bischofs von Freiburg; nachher leistete er noch als Mitglied des Berner Rathes den Amtseid, der ihn zur Beschützung der reformirten Kirche verpflichtete, und da das unsaubere Geheimniß endlich durch Andere enthüllt wurde, gestand er in einem offenen „Briefe an seine Familie" (1821) ganz unbefangen: er habe aus guten Gründen geschwiegen, damit seine neue Schrift über die geistlichen Staaten, „weil sie scheinbar aus der Feder eines Protestanten hervorgegangen", um so stärker auf die Leser wirkte! Frecher waren die sittlichen Grundsätze des Jesuitismus selten verkündigt worden. Und welche Aussichten eröffneten sich dem Frieden der Confessionen, da der Apostat, unter dem lauten Beifall der legitimistischen Presse Frankreichs, triumphirend erkärte: die Welt sei heute nur noch zwischen Katholiken und Gottlosen getheilt, diesem einen Uebertritte würden tausende folgen, bis die Menschheit gänzlich den Mächten der kirchlichen und der politischen Revolution entrissen sei. Eine Fluth von Streitschriften erschien. Der milde Leipziger Kanzelredner Tzschirner, der rationalistische Philosoph Krug und andere Protestanten sprachen in treuherzigen Worten ihre naive Verwunderung aus. Man begann zu fühlen, auf wie schwachen Füßen doch die Herrschaft des belobten „vernünftigen Christenthums" stand.

Gleich der evangelischen ward auch die katholische Kirche durch die
usschweifungen rohen Aberglaubens heimgesucht. In München stand die
ochburg der katholischen Magier. Dort in Baiern waren die Teufel-
ustreibungen des verstorbenen Gaßner noch unvergessen; jetzt rühmte
ch Baader einer vom Teufel besessenen Tochter. In Franken zog ein
auerncardinal mit einer Dirne, die den Heiland unter dem Herzen trug,
urch die Dörfer; droben im Schwarzwälder Alpgau unter den groben
otzen wurde die Schwarmgeisterei der alten Salpeterer wieder rege; aus
esterreich kam die fanatische Sekte der Pöschelianer nach Baiern hinüber,
n wüstes Gesindel, das selbst vor dem religiösen Morde nicht zurückschrak
nd nur durch harte Strafen gebändigt werden konnte. Unter den zahl-
sen frommen Zauberern that sich ein vornehmer Priester, Fürst Ale-
ander Hohenlohe durch kecke Zuversicht hervor. Papst Pius, der seinen
Nann kannte, meinte achselzuckend: questo far' dei miracoli! — als er
ernahm, wie der Fürst durch die Kraft des Gebetes sogar aus der Ferne
odkranke heilte, und das fränkische Landvolk ihm in Schaaren zu-
römte. In einem stolzen Aufrufe redete der Wunderthäter die Fürsten
es heiligen Bundes an: nicht mehr durch Waffen würde die Revolution
esiegt, die Erziehung müsse verwandelt, die Jugend zurückgeführt werden
ı den Schooß der Kirche. Der fromme Wahn wirkte hier ebenso unwider-
ehlich ansteckend, wie unter den Protestanten: sogar Sailer betete einmal
läubig an dem Bette der Wunder-Nonne von Dülmen.

Die unversöhnliche Härte der kirchlichen Gegensätze, die ganze Fried-
sigkeit unseres religiösen Lebens trat mit erschreckender Klarheit zu Tage,
ls auf dem heißen Boden Heidelbergs wieder einmal ein literarischer Zank
usbrach. In der kleinen Stadt hausten so viele namhafte Vertreter grund-
erschiedener Richtungen eng bei einander; der Kampf der Meinungen
ard dort stets mit gehässiger Bitterkeit geführt. Um seinen Gegnern Daub
nd Creuzer die Stange zu halten, hatte Paulus die Zeitschrift Sophro-
izon gegründet; geschickt redigirt gewann sie bald Ansehen durch frei-
üthigen Tadel mancher Mißstände in Staat und Kirche. Der kleinstaatliche
iberalismus, der von den Bedingungen der Macht des Staates nichts ahnte,
nd der Rationalismus, der von dem religiösen Gefühle des gläubigen Ge-
müths nichts wissen wollte, fanden da selbander ihren Sprechsaal. Als
un Graf Friedrich Stolberg in Adam Müllers hochconservativem Staats-
nzeiger einen scharfen Aufsatz über die Verirrungen des Zeitgeistes ver-
ffentlicht hatte, brach Voß im Sophronizon (1819) gegen den Jugendgenossen
s. „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" fragte er grimmig. Ein
Greis gegen den Greis wollte er Zeugniß ablegen, weil er bald jenseits
wo kein Ritter noch Pfaff schaltet", sich verantworten müsse. Darum
einte er sich jeder Treue, jeder Anstandsrücksicht gegen den alten Freund
ntbunden, dem er vor vierzig Jahren seine Odyssee gewidmet hatte und
childerte mit herzloser Roheit, selbst das häusliche Leben schamlos auf-

deckend: wie der Graf schon als sie im Göttinger Hainbunde zusammen jugendlich schwärmten im Stillen sich der „hierarchischen und aristokratischen Zwangsherrschaft" zugeneigt habe, bis ihn dann Adelsstolz und Phantasterei in die Nacht hildebrandinischer Verunreinigung getrieben hätten; „denn wüthender als jemals der Türk droht jetzt der Junker den erleuchteten Völkern finstere Barbarei". Einige treffende Bemerkungen über die Hohlheit des Convertitenthums und die fromme Selbstbespiegelung des Stolbergischen Kreises verschwanden in einem Meere unwahrer Beschuldigungen. Denn unzweifelhaft war Stolberg nicht wie Haller durch seine politische Gesinnung zur römischen Kirche geführt worden, sondern durch den religiösen Drang eines schwachen Gemüths, das sich nie auf sich selber stützen konnte; Goethes scharfer Blick hatte den Weichmüthigen von jeher als einen unbewußten Katholiken betrachtet.

Gleich den meisten seiner Altersgenossen hatte Voß sich einst für die Menschenrechte der Revolution begeistert; jetzt nach dem Sturze der Fremdherrschaft flammte die radikale Gesinnung des alten Herrn, die sich während des Befreiungskrieges nicht recht herausgewagt, wieder in wilder Heftigkeit auf. Höhnend nannte er Napoleon den Würgengel der Hochgeborenen und rief dem alten Jugendfreunde zu:

> Edlere nennst Du die Söhne Gewappneter, die in der Vorzeit
> Tugend des Doggen vielleicht adelte oder des Wolfs?

Zu diesem fanatischen Adelshasse gesellten sich das Mißtrauen des Rationalisten gegen jede nicht ganz wasserklare Form des kirchlichen Lebens; der Großinquisitor des Rationalismus konnte sich das Wiedererwachen des religiösen Sinnes nur aus der ruchlosen Wühlerei eines pfäffisch-ritterlichen Geheimbundes erklären. Heftige Erwiderungen der Freunde des Angegriffenen und neue polternde Streitschriften von Voß, Paulus und Schott bewiesen nur, wie unmöglich jede Versöhnung in diesem wüsten Gezänke war. Goethe traf wieder das rechte Wort, da er sagte:

> Mir wird unfrei, mir wird unfroh,
> Wie zwischen Gluth und Welle,
> Als läs' ich ein Capitolo
> Aus Dantes grauser Hölle.

Die widerwärtige Fehde wirkte auf die Stimmung des deutschen Liberalismus tief und verderblich ein. Voß und die Gelehrten des Sophronizon stellten zuerst die Behauptung auf: der Glaube an eine religiöse Ueberlieferung hänge mit dem Glauben an das erbliche Verdienst des Adels im Innersten zusammen, der freie Mann achte nur „die selbstanerkannte Geisteswahrheit und die selbsterworbene Verdienstlichkeit". Obwohl die Thorheit dieser Sätze Jedem einleuchten mußte, der die confessionelle Hartgläubigkeit der nordamerikanischen Demokratie kannte, so fanden sie doch Anklang bei der Systemsucht der Deutschen, und allmählich entstand eine krankhafte Sprachverwirrung, die bis zum heutigen Tage das deutsche Par-

teileben verfälscht. Man begann zu glauben, was unmittelbar nach dem heiligen Kriege noch Niemand zu behaupten gewagt hatte: daß rationalistische oder gar kirchenfeindliche Gesinnung das untrügliche Kennzeichen des politischen Liberalismus sei; man bezeichnete Beides mit dem wohllautenden Namen der Freisinnigkeit und zwang also die conservativen Regierungen sich den streng kirchlichen Parteien zu nähern. Noch verderblicher wirkte das arge Beispiel eines aufgeklärten Gesinnungsterrorismus, der überall nur Pfaffenherrschsucht, Adelsstolz oder Liebedienerei suchte und nachher in der Gehässigkeit der Demagogenverfolgungen die natürliche Erwiderung fand. —

Dieselbe engherzige Unduldsamkeit beseelte auch den einflußreichsten Publicisten jener Tage. Karl v. Rotteck blieb zwei Jahrzehnte hindurch der hoch angesehene politische Lehrer des süddeutschen Bürgerthums, weil er weder die Kraft noch die Neigung besaß sich irgendwie über die Durchschnittsansicht der Mittelklassen zu erheben. Obgleich der Rechtschaffene niemals um Volksgunst buhlte, so standen seine Anschauungen doch immer von selbst im Einklang mit dem „gebietenden Zeitgeist“. Er nahm den wohlhabenden Kleinstädtern und Bauern des Südens das Wort von den Lippen und verkündete was Alle dunkel empfanden mit unerschütterlichem Muthe, mit der warmen Beredsamkeit eines ehrlichen Herzens. Dem französischen Blute seiner Mutter verdankte er eine unter den deutschen Gelehrten damals noch seltene Leichtigkeit des Ausdrucks; unermüdlich wendete er den überaus bescheidenen Vorrath seiner Gedanken hin und her, bis den Lesern Alles wasserklar und unanfechtbar erschien. Die demokratischen Ideen, welche einst zur Zeit des Bastillesturmes in Oberdeutschland eingedrungen, hatten sich unterdessen in der Stille verstärkt und weithin verbreitet; durch die Fürstenrevolutionen der napoleonischen Zeit war die gesammte altgeschichtliche Staatsordnung völlig zerstört, in den Mittelklassen aber wuchs von Jahr zu Jahr der Groll gegen die Willkür des rheinbündischen Beamtenthums. Aus solchen Gedanken und Wünschen formte Rotteck, merkwürdig früh, schon unmittelbar nach dem Friedensschlusse, das fertige Idealbild seines constitutionellen Musterstaates. Er rühmte sich ganz auf der Höhe der Zeit zu stehen und ahnte nicht, wie stark die altständischen Vorstellungen, die in der Nation mit wunderbarer Zähigkeit fortlebten, auch auf seine Doktrin einwirkten: ganz wie die Herren Stände der guten alten Zeit betrachtete er die Staatsgewalt als den natürlichen Feind der Freiheit. Wer ihm nicht glaubte, dem „war ein Lächeln vom Ministertische, ein Kreuz und ein Band oder eine Anstellung lieber als das Gemeinwohl“. Neben Savigny und Niebuhr erschien Rotteck als ein wissenschaftlicher Reaktionär, da die Grundgedanken seiner Theorie durchaus dem achtzehnten Jahrhundert angehörten; nur zog er mit großer Gewandtheit aus diesen veralteten Sätzen einige Folgerungen, welche dem praktischen Bedürfniß der Gegenwart in der That entsprachen. Ein Parteimann vom Wirbel bis zur Zehe, von jeher gewohnt, die Menschen und die Dinge lediglich mit dem Zollstock

der politischen Doktrin zu messen, hatte er die große Zeit unserer Literatur ohne jedes tiefere Verständniß durchlebt: die Freiheitsbegeisterung des Marquis Posa blieb ihm die Krone der deutschen Dichtung, was konnte der Fürstendiener Goethe daneben aufweisen?

Gleichwohl vermochte selbst dieser politische Eiferer den literarischen Ursprung des deutschen Liberalismus nicht zu verleugnen; denn auch er fühlte sich unwiderstehlich hingezogen zu jenem Franzosen, der unter den Vorläufern der Revolution der schwächste politische Kopf, aber auch der gemüthvollste Künstler und deshalb der deutschen Bildung am vertrautesten war. Bei Rousseau lernte er die Lehren der Volkssouveränität und der allgemeinen Gleichheit, sowie den kindlichen Glauben an die natürliche Unschuld des Menschen. Diese Ideen versuchte er dann mit Hilfe des Kantischen Naturrechts, das ja selbst den Anschauungen des Genfer Philosophen nahe stand, in ein System zu bringen, obgleich er die Philosophie nur als die Auslegerin des gesunden Menschenverstandes schätzte. Die dritte Quelle seiner Doktrin war das Buch des Hontheim-Febronius über die gesetzliche Gewalt des Papstes. Hier fand Rotteck ein eigenthümliches Gemisch von Aufklärungseifer und katholischer Glaubenstreue, das seiner eigenen Gesinnung entsprach; hier auch das Vorbild für die Methode seiner künstlichen politischen Beweisführung. Wie jener wohlmeinende Vorkämpfer des nationalkirchlichen Gedankens die letzten Jahrhunderte der Kirchengeschichte kurzerhand ausstrich, dem Papste nur einige bescheidene Ehrenrechte zuwies und [illegible] doch keineswegs gemeint war das Papstthum selber anzugreifen, so [illegible] kleidete Rotteck das Königthum aller seiner wesentlichen Befugnisse [illegible] glaubte doch nicht antimonarchisch gesinnt zu sein. In aller Unschuld, [illegible] jeden revolutionären Hintergedanken predigte er eine radikale Theorie, [illegible] mit dem Bestande des deutschen Staatswesens sich schlechterdings [illegible] vereinigen ließ.

Der Sohn eines ehrenfesten Altösterreichers war er im schönen Breisgau aufgewachsen, zu der Zeit, da die Reformen Josephs II. die Begeisterung der aufgeklärten Vorderösterreicher erweckten. Jenes System gewaltsamer Völkerbeglückung galt ihm immer als wahrhaft liberale Politik. Dann hatte er voll Schmerz mit angesehen, wie sein Heimathland [illegible] Baden vereinigt wurde, und lebte nun unter einer Regierung, die er [illegible] lange mißtrauisch als eine halbfremde betrachtete, in einem Staate [illegible] Geschichte, dessen Institutionen allerdings wie Werke des Zufalls oder [illegible] bewußten Willkür erschienen. Seine ehrliche Liebe zum deutschen [illegible] lande sprach er selbst unter dem Drucke der napoleonischen Censur [illegible] haft aus, und als die Befreier in Baden einzogen, übernahm er sofort [illegible] Leitung der Teutschen Blätter und stellte sie dem Hauptquartiere der [illegible] bündeten zur Verfügung. Ganz wohl ward ihm dennoch nur inmitten seiner alemannischen Landsleute; ihnen zuerst galt all sein Thun [illegible] Reden, mit rechter Herzensfreude schrieb er auf eines seiner Bücher [illegible]

Widmung: „allen edlen Bürgern Freiburgs anspruchslos und liebend der Verfasser." Wenn der kleine schlichte Mann des Nachmittags nach den Collegien rüstig auf die Vorhöhen des Schwarzwaldes zu seinem kleinen Rebgute, dem Schönehof hinaufstieg und von droben die liebliche Thalbucht mit dem stolzen Münsterthurme überblickte, dann meinte er die Perle Deutschlands zu schauen; und als dies herrliche Land nun gar noch mit der ersehnten vernunftgemäßen Verfassung gesegnet wurde, da konnte er nur noch mit Geringschätzung an den fernen Norden denken, den er nach Landesart natürlich nie betreten hatte, und fragte stolz: ob sich wohl das lichte Rheinland bei politischen Rechten beruhigen könne, die allenfalls für das finstere Pommern genügten? Wie die Schwaben in Uhland, so erkannten die badischen Alemannen in ihrem Rotteck alle Züge ihres eigenen Wesens wieder: ihren tapfern Freimuth, ihren demokratischen Trotz, ihre josephinische Aufklärung, aber auch ihre kleinstädtische Beschränktheit, ihre naive Unkenntniß aller politischen Machtverhältnisse und die Selbstgefälligkeit ihres harmlosen Particularismus. „Dann gehen wir eben zum Rotteck" — hieß es unter den Schwarzwälder Bauern, wenn die Beschwerden bei den Beamten nichts halfen.

Rottecks Ansehen bei den Mittelklassen ward zuerst durch seine Weltgeschichte begründet. Das Buch erschien seit dem Jahre 1812, und mit jedem neuen Bande stieg der Absatz; in manchem kleinstädtischen Bürgerhause des Südens bestand der ganze Bücherschatz aus der Bibel, dem Gebetbuch und dem Rotteck. Was konnte auch dem tief verstimmten und doch politisch völlig rathlosen Völkchen der Kleinstaaten willkommener klingen als die selbstgefällige Trivialität dieser Geschichtsweisheit, die von dem nothwendigen Werden des historischen Lebens gar nichts ahnte, sondern alles Mißgeschick der Völker einfach aus der Bosheit und der Verblendung der Regierenden ableitete und geradezu aussprach, ihr höchstes Ziel sei „der jetzt mit Macht sich erhebenden und durch solche Erhebung Heil verheißenden öffentlichen Meinung zu entsprechen". Der dürre Rationalismus der Geschichtschreibung des alten Jahrhunderts verschmolz sich mit den Parteileidenschaften des neuen Zeitalters. Rotteck betrachtete den Staat — er wußte es nicht anders — grundsätzlich nur von unten, mit den Augen der Regierten; niemals verfiel er auf die Frage, wie sich die menschlichen Dinge von oben her ausnehmen, welche Gedanken die Thätigkeit der Regierenden bestimmten und welche Hemmnisse sie zu überwinden hatte. Jeder Fürst, jeder Machthaber schien ihm verdächtig. Selbst im persönlichen Verkehr mochte der eingefleischte Bürgersmann die vornehmen Leute nicht leiden, der Anblick einer Uniform oder eines Ordenskreuzes war ihm unbehaglich; sogar Blücher gefiel ihm nicht mehr seit der alte Held den Fürstentitel führte.

Noch niemals hatte ein deutsches Buch die schlimmste Schwäche der modernen Demokratie, den neidischen Abscheu gegen Alles was über die ge-

meine Mittelmäßigkeit emporragt, so unverblümt ausgesprochen. Sehr nachdrücklich wies der volksthümliche Historiker Alexander den Großen zurecht, weil dieser „Mensch von Staub und Erde zerschmetterte Völker zum Fußgestell seines Ruhmes machte"; den Helden der Kreuzzüge hielt er die zornige Frage entgegen: „mit welchem Rechte wurde Palästina erobert?" Der ganze Verlauf der Weltgeschichte zeigte ihm in entsetzlicher Eintönigkeit stets das nämliche traurige Schauspiel: wie die allezeit unschuldigen Völker die Jahrtausende hindurch immer wieder durch blutige Tyrannen mißhandelt und zu gemeinschädlichen Kriegen verleitet wurden, wie dann gar mit dem Mittelalter „zehn Jahrhunderte der Barbarei, der Wildheit und der Finsterniß — ein weder erfreuliches noch sehr interessantes Zeitalter" — über die unglückliche Menschheit hereinbrachen, bis darauf endlich durch die Volksmänner der amerikanischen und der französischen Revolution das Dunkel gelichtet ward und der gebietende Zeitgeist zu seinem Rechte kam.

Die naive Selbstverliebtheit des philosophischen Jahrhunderts lebte hier wieder auf, nur daß sie jetzt ein politisches Gewand anlegte. Durch Rottecks Weltgeschichte wurde das republikanische Staatsideal zum ersten male den deutschen Mittelklassen gepredigt. Die Begeisterung für die junge Republik des Westens hatte sich zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges doch nur auf die engen Kreise der gebildeten Jugend beschränkt und war dann während der Stürme der napoleonischen Tage ganz in Vergessenheit gerathen. Jetzt lenkte Rotteck die Blicke der Verstimmten wieder abendwärts. „Im Westen, rief er aus, in der jugendlichen neuen Welt erbaut sich das natürliche, das vernünftige Recht sein erlesenes Reich." Zwar fügte er als ein gesetzliebender Staatsbürger beschwichtigend hinzu: „nicht eben die republikanische Form ist's, die wir die Sonne dieses Tages nennen, nein, nur der republikanische Geist." Indeß blieb den Lesern doch der Eindruck, daß die Republik der allein vernünftige Staat, „der Freistaat" schlechthin sei: beide Ausdrücke brauchte man bereits als gleichbedeutend. Diese Lehre fand um so leichter Anklang, da Jedermann schon auf der Schulbank die Philologenfabel von der wunderbaren Freiheit der Republiken des Alterthums gelernt hatte.

Ebenso verführerisch erschien den Lesern die parteiisch gefärbte Darstellung der jüngsten Vergangenheit. Wie wunderbar mächtig waltete doch die sagenbildende Kraft des Volksgeistes noch in diesem bildungsstolzen Jahrhundert! Das Bild der selbsterlebten allerneuesten Ereignisse verschob und verwirrte sich in dem Gedächtniß der Völker, sofort nach dem Friedensschlusse. Wie die Franzosen allesammt glaubten, sie seien nur der zehnfachen Uebermacht erlegen, so entstand auch unter den deutschen Unzufriedenen alsbald eine ganze Welt wunderlicher Parteimärchen. Rotteck sprach allen Liberalen des Südens aus der Seele, wenn er zuversichtlich behauptete, von sämmtlichen europäischen Mächten hätten allein die beiden

Verfassungsstaaten England und Spanien, wunderbar gestärkt durch die Kraft der constitutionellen Freiheit, dem napoleonischen Weltreiche widerstanden. Daß auch Rußland die nämliche Widerstandskraft gezeigt hatte, überging man mit Stillschweigen; denn dieser vor Kurzem noch so laut gefeierte Staat verfiel nach der Stiftung der heiligen Allianz dem leidenschaftlichen Hasse des Liberalismus, und mahnend wies Rotteck dem preußischen Staate die Aufgabe zu, der Freiheit Europas als eine Vormauer gegen die moskowitische Knechtschaft zu dienen. Um so überschwänglicher ward die Cortesverfassung von 1812 gepriesen, welche das spanische Volk zu seinem Heldenkampfe begeistert haben sollte; sie blieb während eines Jahrzehntes das Schooßkind der Liberalen, da sie, in Abwesenheit des Monarchen entstanden, die Macht der Krone auf's Aeußerste beschränkte und mithin dem höchsten Ideale, der Freiheit Amerikas nahe zu kommen schien.

Ueber den deutschen Befreiungskrieg kam bald eine noch wundersamere Erzählung in Umlauf: die verbündeten Fürsten hatten das deutsche Volk durch den Kalischer Aufruf und die Verheißung einer preußischen Verfassung mit trügerischen Hoffnungen erfüllt; „gelockt durch so schmeichelnde Töne" — so erzählte Rotteck — waren dann die Hunderttausende zu den Waffen geeilt! Die Unwahrheit dieser Behauptung ließ sich freilich schon aus dem Kalender nachweisen. Die Verordnung über die künftige Verfassung Preußens war am 22. Mai 1815 unterzeichnet und erst am 8. Juli veröffentlicht, als der letzte Krieg gegen Napoleon bereits zu Ende ging; von dem Kalischer Aufruf aber hatte die Masse der preußischen Landwehrmänner wenig oder nichts erfahren. Und doch fand das Parteimärchen Glauben, zuerst im Süden, nachher, als die Stimmung sich immer mehr verbitterte, auch in Preußen selbst. Man fühlte sich wie verrathen und verkauft, man konnte sich den kläglichen Zustand Deutschlands nach so ungeheuern Opfern nicht anders erklären, als aus einem großen Betruge; und bald ward Jeder als ein Reaktionär angesehen, der noch der Wahrheit gemäß bekannte, daß die Preußen sich schlicht und recht auf den Ruf ihres Königs erhoben hatten um den heimischen Boden vom Landesfeinde zu säubern und die Ehre ihrer alten königlichen Fahnen wiederherzustellen. Die Verblendeten bemerkten nicht mehr, welche Beleidigung sie dem preußischen Volke durch ihre Erfindungen zufügten.

Die Leistungen der Landwehr wurden selbst in Preußen überschätzt; die Liberalen des Oberlandes vollends erzählten sich bald Wunderdinge von den Lützowern und den anderen Freischaaren, die doch zu den Siegen der Verbündeten nur sehr wenig beigetragen hatten. Wer den schweren Ernst des Waffenhandwerks kannte, urtheilte freilich anders. Speckbacher, der tapfere Tyroler Bandenführer von 1809, gestand dem Adjutanten Yorks Karl v. Roeder: „Bei uns Bauern war frisches Herz, aber keine Ordnung, bei unseren kaiserlichen Soldaten stand es umgekehrt, bei dem Blücher und dem York aber war Beides, die Ordnung und das frische Herz; das hätt' ich wohl sehen

mögen! Für diese Sprache des geraden Menschenverstandes hatte die verbissene Parteigesinnung der Liberalen kein Ohr; der Name Freischaar klang ihnen so unwiderstehlich wie das Wort Freistaat. Man dachte sich jene unbedeutenden preußischen Freicorps den spanischen Guerillas ähnlich und betrachtete die „heiligen Schaaren" als die eigentlichen Besieger Napoleons. Die feurigen Verse von Lützows wilder Jagd, welche der junge Dichter einst arglos aus der Fülle seines begeisterten Herzens heraus geschaffen hatte, erhielten allmählich den Sinn eines Parteigesanges. Man wiederholte das Lied herausfordernd wie um die Linientruppen zu verhöhnen, und König Friedrich Wilhelm mochte bald die frischen Klänge gar nicht mehr hören weil sie ihm wie eine Kränkung seines tapferen Heeres erschienen. Dies verstimmte Geschlecht schien gar nicht mehr im Stande, sich der Großthaten der vaterländischen Geschichte unschuldig zu erfreuen.

Die ganze Verbitterung des Liberalismus entlud sich in Rottecks Schrift „über stehende Heere und Nationalmiliz" (1816). Welch ein Gegensatz zu jenem patriotischen Buche Rühle von Liliensterns „vom Kriege"! Der preußische Offizier dachte mit staatsmännischer Mäßigung die Heere zu nationalisiren und die Völker zu militarisiren; der Parteimann Rotteck stellte sogleich sein radikales Entweder — oder: „wollen wir die Nation selbst zum Heer oder die Soldaten zu Bürgern machen?" Das sei die große Frage dieses verhängnißschweren Augenblicks. Mit fanatischem Grimme wendete er sich gegen das preußische Wehrgesetz und erklärte, kaum ein Jahr nachdem Linie und Landwehr bei Belle Alliance so ruhmvoll zusammengewirkt, voll dreister Zuversicht: „welcher Staat durch ein stehendes Heer stark sein will, derselbe thut Verzicht auf eine kräftige Landwehr." Er schilderte das stehende Heer als die Stütze des Despotismus; er behauptete: „wenn alle Jünglinge zum Heere berufen werden, so wird die ganze Nation von den Gesinnungen des Miethlings durchdrungen sein;" er forderte endlich kurzweg Abschaffung der stehenden Heere, dergestalt daß im Frieden nur eine kleine geworbene Truppe unterhalten, die Landwehr aber einige Wochen lang nothdürftig ausgebildet würde. Während er also in radikalen Schlagworten schwelgte, verlangte er zugleich mit naiver Standesselbstsucht die Einführung der Stellvertretung bei seiner Landwehr; ganze Klassen, namentlich die Studenten sollten befreit sein. Den Schluß bildete die stolze Weissagung: welcher Fürst das vollbringt, der wird in ganz eigener Glorie glänzen und, wäre er ein Deutscher, der erste sein!

Mit solcher Verblendung äußerte sich die Selbstüberhebung des kleinstaatlichen Liberalismus schon in seinen ersten Anfängen: Deutschlands Fürsten sollten sich, wetteifernd in liberalen Thaten, bei den alleinigen Vertretern des gebietenden Zeitgeistes demüthig um die Krone des künftigen Reiches bewerben. Als fast zur selben Zeit Herzog Karl August das weimarische Kriegsheer auflöste und sich mit einigen Wachmannschaften begnügte, ward er mit Lobsprüchen überhäuft, und die Allgemeine Zeitung

schrieb entzückt: „auf die schönste Weise entstand hier die That, dort der Lobpreis derselben, eines unbewußt dem andern.“ Wohl trat ein anderer Führer des badischen Liberalismus, der Freiherr v. Liebenstein, in einer verständigen Schrift seinem Freiburger Genossen entgegen; jedoch der großen Mehrheit der Partei hatte Rotteck wie immer aus der Seele gesprochen. Das Friedensbedürfniß und die wirthschaftliche Noth, die kleinstädtische Unkenntniß der europäischen Machtverhältnisse, das Mißtrauen gegen die Höfe und nicht zuletzt der stille Zweifel an der Kriegstüchtigkeit der vereinzelten kleinen Contingente — das Alles vereinigte sich um den Liberalismus der kleinen Staaten tief und tiefer gegen die Armee zu verstimmen. Rottecks Zornreden wider den Miethlingsgeist der Soldaten weckten lauten Widerhall, obgleich Jedermann wissen wußte, daß der deutsche Soldat nur durch die gesetzliche Zwangsaushebung auf kurze Zeit dem bürgerlichen Leben entrissen wurde und sich ungern genug mit seinen armen zwei Groschen Sold begnügte. Das Eifern und Schelten wider die Söldlinge galt ein Menschenalter hindurch als ein sicheres Kennzeichen liberaler Gesinnungstüchtigkeit und bewirkte nur, daß die Offizierscorps sich mehr und mehr den streng conservativen Anschauungen zuwendeten.

Dies Mißtrauen des Liberalismus gegen das Heer hing eng zusammen mit dem ingrimmigen Adelshasse, der sich in allen Zeitungen und Flugschriften der Oppositionsparteien aussprach. Der Sondergeist der Landschaften und Stände war Deutschlands alter Fluch; alle Klassen, und keineswegs der Adel allein, hatten an diesen alten nationalen Sünden ihren reichen Antheil. Wie einst der Trotz der großen Communen am Ausgang des Mittelalters das Ansehen der Reichsgewalt mit zerstören, die Reichsreformversuche des sechzehnten Jahrhunderts mit vereiteln half, so trug auch jetzt das Bürgerthum an dem neu erwachenden widerwärtigen Klassengezänk mindestens eben so viel Schuld wie der Adel. Auch hier rächte sich der literarische Ursprung unseres Liberalismus. Da bei dem Aufschwunge der neuen Kunst und Wissenschaft nur wenige Edelleute mitgewirkt hatten, so entstand in den gebildeten Mittelklassen neben einem wohlberechtigten Selbstgefühle zugleich eine gehässige Verachtung gegen den Adel: man redete, als sei der Verstand dem Edelmanne von Natur versagt. Viele der literarischen Führer der Nation hatten in den demüthigenden Verhältnissen einer entbehrungsreichen Jugend, manche als Hofmeister adlicher Häuser, den Kastenhochmuth kennen und hassen gelernt. Vernehmlich sprach der Groll gegen die Hochgeborenen aus vielen Werken der neuen Dichtung, so aus Emilia Galotti, aus Kabale und Liebe. Namentlich unter den Genossen des Hainbundes war diese Gesinnung tief eingewurzelt. Wer des Pfarrers Tochter von Taubenheim und ähnliche Gedichte Bürgers las, der mochte glauben, daß die Verführung armer Mädchen die Hauptbeschäftigung des deutschen Edelmanns bilde; Voß aber, der Nachkomme mecklenburgischer Leibeigener, hegte von Kindesbeinen an

unauslöschlichen Haß gegen die Junker und ließ mit unverhohlenem Behagen seinen Bauer Michel über die Adlichen sagen: „Schelme sind sie und werth am höchsten Galgen zu bummeln!"

Mit Frohlocken wurde die Nacht des vierten August und alle die anderen Schläge, welche die Revolution gegen den Adel führte, in unseren literarischen Kreisen begrüßt. Seitdem war auch die Macht des deutschen Adels tief erschüttert worden; er hatte durch den Reichsdeputationshauptschluß seinen Antheil an der Reichsregierung vollständig, durch die Stein-Hardenbergischen Reformen und die Gesetze des Rheinbundes seine Herrenstellung auf dem flachen Lande größtentheils eingebüßt. Noch blieben ihm manche Vorrechte, welche das Selbstgefühl des Bürgerthums verletzten. In den altständischen Kleinstaaten des Nordens, Sachsen, Hannover, Mecklenburg beherrschte er noch Regierung und Landtag; hier bestanden zumeist noch die adlichen Bänke der obersten Gerichtshöfe; auch in den alten preußischen Provinzen kamen die Patrimonialgerichte und die gutsherrliche Polizei wesentlich der Macht des Adels zu gute, da die bürgerlichen Rittergutsbesitzer noch die Minderheit bildeten. Im Heere und im Civildienst wurde der Adel noch überall thatsächlich bevorzugt; die persönliche Umgebung der Fürsten bildete er allein, und höhnend rief Voß: „der Edelmann ist ja geborener Curator des Marstalls, der Jagd, des Schenktischs, der Vergnügungen." Nach dem Sturze des gekrönten Plebejers trat der Adelshochmuth oft sehr herausfordernd auf; sogar Niebuhr klagte, noch nie seit vierzig Jahren habe der Edelmann den Bürgerlichen so abgünstig behandelt. Hartnäckig hielt der amtliche Sprachgebrauch den abgeschmackten Titel Demoiselle für die bürgerlichen Mädchen fest. Auch aus den Hofrangordnungen der kleinen Höfe sprach ein lächerlicher Kastenhochmuth. Selbst der höchste Staatsbeamte durfte seine bürgerliche Frau nicht zu Hofe führen; in Hessen konnten die Minister nur durch die Verwendung des adlichen Flügeladjutanten Gehör beim Landesherrn erlangen. Das Theater in Weimar hatte seine adlichen Logen, und im Speisesaale des Pillnitzer Schlosses sahen die Adlichen und die Bürgerlichen von zwei gesonderten Tribünen den Gastmählern des Königs zu. In den Augen der Vollblut-Junker galten nur die Berufe des Offiziers, des Kammerherrn, des Stallmeisters, des Forstmanns und allenfalls noch der Verwaltungsdienst für standesgemäß. Die Wissenschaften und Künste durfte der Edelmann nur als Liebhaberei treiben; ganz Breslau gerieth in Aufregung, als ein „gnädiger Herr" unter die Komödianten ging und auf dem Stadttheater auftrat. Heirathen zwischen Edelleuten und wohlhabenden bürgerlichen Mädchen kamen häufig vor; doch nur selten, und niemals ohne lebhaften Widerspruch der Standesgenossen, entschloß sich ein adliches Mädchen sich an einen bürgerlichen Mann wegzuwerfen.

Diese Ueberreste einer überwundenen Gesellschaftsordnung mußten das Bürgerthum erbittern; aber nur der Undank konnte vergessen, wie

glänzend das Talent, die Treue, die Tapferkeit des preußischen Adels während der letzten schweren Jahre sich wieder bewährt hatten. Die große Mehrzahl der Feldherren und Staatsmänner, denen Deutschland seine Befreiung verdankte, gehörte ja dem Adel an. Während die französischen Edelleute, erbost über den Verlust ihrer Standesvorrechte, mit dem Landesfeinde vereint gegen ihr Vaterland in den Krieg gezogen waren, hatte der preußische Adel zwar den Gesetzen Hardenbergs lebhaft widersprochen, aber sobald der Ruf des Königs erklang, sofort seinen Groll hochherzig vergessen und sein Alles geopfert für die Rettung des Landes; ohne die Hingebung des Landadels wäre die Besetzung der Landwehr-Offiziersstellen, die Verwendung der Landwehr im freien Felde schlechthin unmöglich gewesen. Und gleichwohl wurden diese patriotischen Soldatengeschlechter von der liberalen Presse mit den Emigranten verglichen; Berangers hämische Verse je suis vilain et très-vilain fanden ein Echo diesseits des Rheins als gälten sie auch für Deutschland. Der preußische Staat vor 1806 erschien in den Reden und Schriften der Liberalen stets als das Urbild aller politischen Sünden, und bald erzählte man allerorten: durch die Junker sei Preußen ins Verderben gestürzt, durch „das Volk" sieben Jahre später gerettet worden. Nach dem Kriege versuchte der Adel überall einen Theil seiner alten Macht zurückzugewinnen. Die Mediatisirten bestürmten den Bundestag und die Höfe mit ihren Beschwerden; in Preußen schaarte sich die altständische Partei geschlossen zusammen. Allerhand Vorschläge für die Neugestaltung des Standes tauchten auf. Während des Wiener Congresses wurde der Plan einer „Adelskette" viel besprochen, einer großen Genossenschaft, welche überall in Deutschland die Standesinteressen wahren und den Sinn ritterlicher Ehre wach halten sollte; jedoch der Entwurf blieb liegen, wie späterhin ein ähnlicher Plan ostpreußischer Edelleute. Auch viele der romantischen Schriftsteller ergingen sich in überschwänglichen Lobpreisungen des Adels. Friedrich Schlegel feierte ihn als die Grundkraft der bürgerlichen Gesellschaft: an ihm hätten sich alle anderen Stände erst gebildet. Ein trutziges Verslein Schlegels mahnte den Edelmann, bei dem Schwerte und dem Pfluge zu bleiben und das Geschwätz der Städte zu fliehen: „das ist Adels alte Sitt' und Recht!"

Solche Bestrebungen und dazu das thörichte Treiben der heimgekehrten Emigranten Frankreichs steigerten den Groll der Mittelklassen. Man fiel wieder zurück in jene Anschauungen des platten Standesneides, welche zur Zeit des Tilsiter Friedens der Bonapartist Friedrich Buchholz in seinen „Untersuchungen über den Geburtsadel" verkündigt hatte. Wie klang es doch so unwiderleglich, wenn dieser politische Nicolai erwies: die Tugend vererbe sich nicht, ein Verdienstadel gleich der französischen Ehrenlegion bleibe die allein vernünftige Form des Adels: „man kann nicht zugleich Patriot und Feudalaristokrat sein." Ein alter fridericianischer General v. Dierecke nahm sich in aller Bescheidenheit seiner Standesgenossen an und zeigte in

seinem „Wort über den preußischen Adel“ (1818), wie viele Söhne des geschmähten Junkerthums im Lager und im Rath die Größe Preußens mitbegründet hatten. Allgemeine Entrüstung empfing ihn, weil man ihn nicht widerlegen konnte. In manchen gelehrten Kreisen trat der kindische Adelshaß so auffällig hervor, daß die Schüler selbst darauf rechneten: als der junge Karl v. Holtei in Breslau seine Prüfungsarbeit zu schreiben hatte und sich nicht ganz sattelfest fühlte, ließ er weislich das „von“ aus der Unterschrift hinweg und beobachtete dann ergötzt, wie die Lehrer die Köpfe zusammensteckten und einander dies köstliche Probstück jugendlichen Bürgermuthes mit befriedigtem Lächeln vorwiesen. Die besonnenen Worte, welche Perthes in seinen Briefen „über den Adel“ dem ritterlichen Schwärmer Fouqué entgegenhielt, genügten der verstimmten öffentlichen Meinung jetzt ebenso wenig, wie früher schon die Schriften des bürgerfreundlichen, aber conservativen Rehberg.

Es steht nicht anders, das deutsche Bürgerthum wurde durch seine großen literarischen Erfolge zu einer ähnlichen Selbstüberhebung verleitet wie einst der französische Dritte Stand, nur daß sich bei uns der bürgerliche Dünkel noch ganz auf den Boden der Doktrin beschränkte. Leichten Herzens stellten liberale Zeitungen die Frage: wo sei denn das Unglück, wenn etwa der gesammte Adel durch einen allgemeinen Bankrott seinen Grundbesitz verlöre und durch neue Eigenthümer verdrängt würde? Für die sittliche Kraft einer unabhängigen, mit der Landesgeschichte fest verwachsenen Aristokratie hatte der Rationalismus kein Verständniß. Voß und Rotteck sprachen diese radikalen Gesinnungen am Aufrichtigsten aus. Bewußt oder unbewußt verbarg sich dahinter der particularistische Groll gegen Preußen; denn kaum hatte dieser Staat durch sein Volksheer das Vaterland befreit, so ward er in Süddeutschland schon wieder als das classische Land des „Junkerthums und des Corporalstocks“ verrufen.

Von solchen Anschauungen erfüllt schrieb Rotteck im Jahre 1819 zur Eröffnung des badischen Landtags seine „Ideen über Landstände“, das wissenschaftliche Programm des neuen Liberalismus. Aus der Natur und Geschichte des gegebenen Staates die Forderungen für die Zukunft abzuleiten lag den Liberalen um so ferner, da ihre Bildung noch vollständig von der Philosophie beherrscht war und jeder Publicist sich stolz als ein Volkstribun des gesammten Deutschlands fühlte. Von dem gemeinen deutschen Staatsrechte war in der Anarchie des deutschen Bundes wenig mehr übrig, mit der Betrachtung eines der neununddreißig souveränen Einzelstaaten mochte sich Niemand begnügen, also verfielen alle politischen Schriftsteller unwillkürlich in die Abstraktionen des sogenannten allgemeinen constitutionellen Staatsrechts. So dreist wie Rotteck trat doch Keiner die historische Welt mit Füßen. Der aufgeklärte Mann unterschied ein dreifaches Recht: das vergangene, das heute geltende und „das Recht, das gelten sollte“; das letztere ward ohne Federlesen als „das edelste, ja im Grunde das

alleinige Recht" gepriesen, das historische Recht als historisches Unrecht abgefertigt. Als einzige Regel für den Staat galt mithin das Vernunftrecht, das will sagen: das persönliche Belieben des Freiburger Professors und seiner französischen Lehrer; allerdings, fügte er bescheiden hinzu, könne die Wirklichkeit der philosophischen Theorie immer nur annähernd entsprechen.

Wie einst Sieyes das Feuer der Rousseau'schen Volkssouveränität mit dem Wasser der Montesquieu'schen Gewaltentheilung verschmolzen hatte, so suchte Rotteck die Doktrin des Contrat social durch einige Begriffe des monarchischen Staatsrechts zu verdünnen; nur stand er noch weit mehr als jener französische Verfassungskünstler unter dem Einfluß des Genfer Philosophen. Kurz und gut, ganz in Rousseau's Weise, erklärte er das Volk für den natürlichen Inhaber der Staatsgewalt, die Regierung für das künstliche Organ des Gesammtwillens, das alle seine Rechte allein der Uebertragung verdanke. Darum gebührt dem Volke unter allen Umständen die gesetzgebende Gewalt, sonst geht seine Persönlichkeit verloren; die Landstände aber können alle die Rechte ausüben, welche sich das Volk bei der Uebertragung der Regierungsgewalt, nach vernünftiger Muthmaßung, stillschweigend vorbehalten hat. Darum ist auch das Zweikammersystem ein Unrecht, es sei denn daß die erste Kammer ebenso viele Staatsactien, an Capital und Grundvermögen, vertritt wie die zweite. Das Volk, natürlich, weiß immer was es will und will stets das Beste; „wo der Volkswille herrscht, da können Verhältnisse, die gegen das natürliche Recht streiten, gar nicht aufkommen." Mit diesen republikanischen Ideen verbanden sich dann einige altständische Vorstellungen: so soll der Abgeordnete nur seinen eigenen Wahlbezirk vertreten, da er ja von den anderen keinen Auftrag empfangen hat. Alle solche Widersprüche erklären sich aus dem einen beherrschenden Gedanken: aus der Absicht, den Schwerpunkt des Staatslebens überall nach unten zu verlegen. Einen Unterschied zwischen Sassen und Hintersassen wollte Rotteck, getreu der Weltanschauung seiner Breisgauer Bauern, zur Noth zugeben; doch führte seine Lehre folgerecht unzweifelhaft zum allgemeinen Stimmrecht. Und in der That hatte der Berliner Historiker Woltmann schon im Jahre 1810 in seinem „Geist der neuen preußischen Staatsorganisation" diese letzte Forderung ausgesprochen.

So mächtig wirkte die abstrakte Doktrin auf dieses treu gehorsame, von revolutionären Begierden noch völlig unberührte Volk: kaum der Wiege entwachsen, verfocht der süddeutsche Liberalismus schon dieselben Gedanken, welche einst in Frankreich die Eintagsverfassung von 1791 geschaffen und bald darauf das Königthum selbst zerstört hatten! Eigenthümlich war dem gutmüthigen Freiburger, im Gegensatze zu seinen französischen Vorgängern, nur jene philisterhafte Harmlosigkeit, die von den Folgen ihrer Lehren gar nichts ahnte, und ein helleres Verständniß für den communalen Unterbau der Staatsverfassung. Aus den Tiefen des germanischen Geistes empor-

gestiegen, hatten die Gedanken der preußischen Städteordnung in der Stille schon längst die Runde durch Deutschland gemacht: selbst Rotteck konnte sich seine constitutionelle Herrlichkeit nur auf dem Boden der Selbstverwaltung denken. Gleichwohl ließ sich der französische Ursprung seiner Doktrin nirgends verkennen. Auch ihm ging das ganze Leben des Staates allein in den Verfassungsformen auf; auch er betrachtete die Gleichheit, nicht die Freiheit als das höchste der politischen Güter und urtheilte daher über die Scheinverfassung des Königreichs Westphalen weit milder als über das alte deutsche Ständewesen.

Darum fand seine Lehre auch die Zustimmung der harten Bonapartisten in München. Dort predigte die Alemannia von Aretin und Hörmann noch immer den schamlosen Particularismus. Sie betheuerte: „eher werden Löwen und Adler mit einander Hochzeit machen als Süd- und Nordländer sich vereinigen;“ sie brachte Gespräche zwischen einem kernhaften „Baiermanne“ und einem geckenhaften pommerschen Landwehrmanne, der nicht einmal der deutschen Sprache mächtig war; sie verhöhnte und verleumdete alles norddeutsche Wesen und erklärte kurzab, bei dem Namen „deutsch“ lasse sich gar nichts denken. Aber der alte bajuvarische Sondergeist schmückte sich jetzt mit neuen Federn. Wahres und Falsches geschickt vermischend, schilderte Aretin die Alemannen — so nannte er alle Süddeutschen — als die alleinigen Vertreter der constitutionellen Freiheit, den Norden als das Land des Feudalismus, und dies schon im Jahre 1816, lange bevor die neuen süddeutschen Verfassungen erschienen waren. Nachher schrieb er selbst ein Lehrbuch des constitutionellen Staatsrechts, das die Grundsätze des neuen Vernunftrechts mit den Anschauungen der rheinbündischen Bureaukratie zu verschmelzen suchte; und als Aretin darüber starb, führte Rotteck das Buch des alten Bonapartisten zu Ende.

In einer ganz anderen Gedankenwelt bewegten sich die Anfänge des norddeutschen Liberalismus. Hier war die Kette der Zeiten nicht ganz zerrissen, von den alten ständischen Institutionen noch Vieles erhalten, ein warmes Gefühl historischer Pietät fast überall im Volke lebendig. Die Ideen der Revolution hatten hier niemals so tiefe Wurzeln geschlagen; die Liberalen vermaßen sich nicht den Staat nach den Abstraktionen des Vernunftrechts völlig neu zu gestalten, sondern verlangten nur die Wiederbelebung und Fortbildung des alten Ständewesens. Das Organ dieser gemäßigten Richtung bildeten die Kieler Blätter. Wohl nirgends zeigte sich die innere Verwandtschaft zwischen dem neuen Liberalismus und der idealistischen Begeisterung unserer classischen Literatur so schön und rein wie in dem Kreise feingebildeter und liebenswürdiger Menschen, der sich um diese gediegenste Zeitschrift des deutschen Nordens schaarte. An dem gastlichen Tische der Gräfin Reventlow auf der Seeburg und der Frau Schleiden am Ascheberger See fanden sich die besten Männer der Kieler Universität, Dahlmann, Falck, Twesten, C. T. Welcker, mit dem Arzte Franz Hege-

wisch, dem geistsprühenden Heißsporn, und den Führern des schleswig-holsteinischen Adels, den Reventlow, Rumohr, Baudissin, Moltke in heiterer Geselligkeit zusammen. Sie Alle schwärmten für Goethe, sie Alle fühlten sich stolz, das deutsche Wesen hier in der äußersten Nordmark gegen den wachsenden Uebermuth der dänischen Krone zu vertheidigen, und wenn sie für constitutionelle Rechte sich begeisterten, so meinten sie damit nur das Ideal freier Menschenbildung, das einst in Weimar verkündet ward, zu verwirklichen.

Aus dieser kleinen Welt voll Geist und Anmuth gingen Dahlmanns Aufsätze „ein Wort über Verfassung" (1815) hervor, in Form und Inhalt das genaue Gegentheil der Schriften Rottecks. Der Kieler Gelehrte schrieb ebenso gedankenreich, kurz und markig wie der Freiburger dünn und breit. Wenn dieser das historische Recht bekämpfte, so mahnte Dahlmann die Deutschen, sich das vollständige Dasein ihrer Väter zu vergegenwärtigen, um also sittlich zu genesen. Wollte Rotteck das Königthum nur vorläufig dulden, so bekannte Dahlmann unumwunden seine streng monarchische Gesinnung und sagte zum Entsetzen der Philologen: die Griechen und Römer mißkannten den Zeitpunkt, wo es nützlich war zur Monarchie überzugehen. Nicht in Frankreich, sondern in England suchte er sein Staatsideal: „hier sind die Grundlagen der Verfassung, zu welcher alle neu-europäischen Völker streben, am reinsten ausgebildet und aufbewahrt." Seit Montequieus Geist der Gesetze in Deutschland Eingang gefunden, hatte es zwar an unbestimmten Lobpreisungen der englischen Freiheit nie gefehlt; eben jetzt ließ Rückert die rückkehrende Freiheit sagen:

O baut mir einen Tempel
Nach Albions Exempel!

Doch unter den Publicisten war Dahlmann der erste, der mit gründlicher Sachkenntniß und frei von blinder Nachahmungssucht das englische Parlament als ein Muster für Deutschland hinstellte, wie Vincke kurz zuvor die britische Selbstverwaltung. Männer wie Niebuhr, Schleiermacher und Thibaut sprachen dem Kieler Historiker ihre freudige Zustimmung aus; aber erst nach vielen Jahren fanden seine Gedanken in weiteren Kreisen Anklang. Die Kieler Blätter drangen nicht weit über Schleswig-Holstein hinaus; denn die Masse des Volkes im Norden ging in wirthschaftlichen Sorgen unter, und wer in Süddeutschland für die constitutionellen Ideen empfänglich war, hielt sich lieber an den bequemeren Katechismus des Rotteck'schen Vernunftrechts.

Beiden Richtungen des Liberalismus stand, durch eines Himmels Weite getrennt, der gefürchtete Restaurator der Staatswissenschaft Karl Ludwig v. Haller gegenüber. Der Berner Aristokrat hatte die Macht seiner Standesgenossen vor den Gewaltstreichen der Revolution zusammenbrechen sehen und dann in der Verbannung, im österreichischen Dienste, sich das politische System gebildet, das „die Monarchie wieder auf ihrem wahren Grunde

erbauen, die anmaßende revolutionäre Wissenschaft des gottlosen achtzehnten Jahrhunderts zu Schanden machen und die katholische Kirche mit einem neuen Glanze erleuchten" sollte. Mit dem stolzen Bewußtsein eines welthistorischen Berufes verkündete er seine Lehre, erst in der Allgemeinen Staatskunde (1808), dann, seit 1816, in der Restauration der Staatswissenschaft; es schien ihm wie eine übernatürliche Fügung, daß gerade ihm, dem geborenen Republikaner und Protestanten, die antirevolutionäre Heilswahrheit aufgegangen sei. Und allerdings mit zermalmender Wucht fielen die dialektischen Keulenschläge seines harten Menschenverstandes auf die Phantasiegebilde der Naturrechtslehre. Erst die handfesten Beweisgründe dieses polternden Naturalisten erschütterten den Glauben an den Naturzustand, an den Staatsvertrag und die ursprüngliche Volkssouveränität auch in den Kreisen jener Ungelehrten, welche den feinen Gedanken der historischen Rechtsschule nicht folgen konnten. Was er freilich selber an die Stelle dieser überwundenen Doktrin setzte war nur eine grobe Verallgemeinerung der patrimonialen Rechtsgrundsätze der alten Berner Aristokratie. Wie einst die Herren von Bern ihre eroberten Unterthanenlande im Aaargau und im Waadtland kurzweg als das Eigenthum ihrer siegreichen Republik behandelt hatten, so begründete Haller den Staat schlechthin auf das Recht des Stärkeren. Das Land gehört einem Fürsten, einer Corporation oder einer Kirche; auf diesem Eigenthum des Landesherrn und unter seinem Schutze siedelt sich das Volk an; verschwände das Volk, so wäre der Staat immer noch vorhanden in der Person des Fürsten, der leicht neue Unterthanen finden kann. Der Staat erscheint mithin als eine privatrechtliche Genossenschaft wie andere auch, nur mächtiger, selbständiger als sie alle, der Fürst als „ein begüterter, vollkommen unabhängiger Mensch"; er beherrscht das Volk durch seine persönlichen Diener, ist berechtigt wie verpflichtet sich selber und sein Haus als den Hauptzweck des Staates zu betrachten, muß aber auch den Aufwand aus seinem eigenen Vermögen bestreiten und die Unterthanen durch seine eigenen Soldaten beschützen. Ein Zerrbild des alten ständischen Staates, wie es in solcher Roheit selbst im vierzehnten Jahrhundert nirgends bestanden hatte, ward also mit der gleichen Unfehlbarkeit, wie einst die Musterverfassungen der Revolution, als das allgemeingiltige Staatsideal hingestellt; die staatsrechtliche Unterordnung des Bürgers sank zur privatrechtlichon Dienstbarkeit herab. Der Restaurator hob in Wahrheit den Staat selber auf.

Nirgends erschien seine Doktrin so bodenlos, so allen Thatsachen widersprechend wie in Preußen; denn kein anderer Staat hatte die Majestät des Staatsgedankens so hoch gehalten, wie dieser, dessen Fürsten immer die ersten Diener des Staates waren. Daher auch Hallers wilder Haß gegen Friedrich den Großen, gegen den aufgeklärten preußischen Absolutismus, der die hassenswürdige Conscription erfunden habe, und gegen das Allgemeine Landrecht: „außer auf dem Titelblatte sieht man nirgends, ob es

eher für Japan und China als für den preußischen Staat gegeben sei." Gleichwohl fand Haller gerade in Preußen zahlreiche und mächtige Anhänger. Der Kronprinz und seine romantischen Freunde meinten in dem grundherrlichen Staate die Farbenpracht des Mittelalters wiederzuerkennen; Marwitz und die Feudalen von der märkischen Ritterschaft begrüßten mit Jubel den entschlossenen Denker, der den Monarchen wieder in die Reihe der Grundbesitzer hinabstieß, die Gesellschaft wieder in Lehr-, Wehr- und Nährstand theilte und „den Freieren des Landes" so werthvolle Privilegien zugestand; den Absolutisten behagte, daß im Haller'schen Staate der Fürst vor dem Volke war; die Ultramontanen freuten sich des Lobes der Theokratie, welche dem Convertiten als die freieste und wohlthätigste aller Staatsformen erschien; die ängstlichen Gemüther fanden ihre eigenen bangen Befürchtungen bestätigt durch die Anklagen des Berner Fanatikers, der die ganze Welt von der großen Verschwörung der Freimaurer, der Illuminaten, der Revolutionäre bedroht wähnte. Alle Gegner der Revolution hießen die siegreiche Polemik gegen das Naturrecht willkommen. Während in den einfacheren und größeren Verhältnissen des französischen Staatslebens die Partei der Feudalen und Clericalen schon offen als die Feindin des bureaukratischen Absolutismus auftrat, wogten in Deutschland alle diese Richtungen der Gegenrevolution noch ungeschieden durcheinander.

Ungleich geringeren Anklang fand die rein ultramontane Staatslehre des vielgewandten Sophisten Adam Müller. Das römische Wesen wollte in dem Heimathlande der Ketzerei nicht recht gedeihen; keiner unserer clericalen Schriftsteller konnte sich dem Grafen de Maistre vergleichen, dem ritterlichen Savoyarden, der mit der ganzen Gluth romanischen Glaubenseifers, bald witzig spottend, bald pathetisch zürnend, die Unterwerfung der sündigen Welt unter das Papstthum forderte und die „verthierende" Wissenschaft des „Jahrhunderts der Narrheit" bekämpfte. Solcher Schwung der Seele, solche Gluth begeisterter Kreuzfahrergesinnung war dem geistreichen deutschen Convertiten nicht gegeben. Adam Müller erkannte zwar scharfsinnig manche Schwächen des Liberalismus, namentlich seiner wirthschaftlichen Doktrinen; er zeigte schlagend, wie wenig das System des Gehenlassens in dem Kampfe der socialen Interessen genüge, wie unmöglich die vollständige internationale Arbeitstheilung zwischen unabhängigen Völkern sei, und sagte warnend vorher, aus der modernen Volkswirthschaft werde ein neuer Geldadel hervorgehen, schnöder, gefährlicher als der alte Geburtsadel. Aber in seiner „Theologischen Grundlegung der Staatswissenschaft" wurde doch nur die Haller'sche Doktrin wiederholt und mit einigen theologischen oder naturphilosophischen Flittern neu ausgeschmückt. Noch willkürlicher als Haller erkünstelte er sich eine natürliche Gliederung der Gesellschaft und unterschied bald den Lehr-, Wehr- und Nährstand als die Vertreter von Glaube, Liebe, Hoffnung, bald nach der Formel „Trau, schau, wem" den Adel, die Bürger, die Regierenden. Wie Haller leugnete

er den Unterschied von Staats- und Privatrecht und versicherte, jeder Staat setze sich in's Unendliche aus Staaten zusammen. Sein Ideal war der vernünftige Feudalismus; den Widerspruch zwischen Politik und Recht dachte er zu lösen durch die Macht des Glaubens, der zugleich Gesetz sei.

So ward denn Alles wieder in Frage gestellt, was die deutsche Staatswissenschaft seit anderthalb Jahrhunderten gedacht hatte, seit Pufendorf sie von dem Joche der Theologen erlöste; die politische Doktrin sank zurück in die theokratischen Vorstellungen des Mittelalters. Friedrich Schlegel feierte die Kirche als die erste aller Innungen, nach ihrem Vorbilde sollten sich alle anderen Corporationen der bürgerlichen Gesellschaft neu gestalten. Baader nannte den Lehr-, Wehr- und Nährstand die drei Staaten jeder Nation und verwarf den Ausdruck „der Staat" als eine sündliche moderne Erfindung. „Corporation, nicht Association" — so lautete das Schlagwort der politischen Romantiker; die meisten verbanden damit nur die unbestimmte Vorstellung einer schwachen Staatsgewalt, welche durch Zünfte, ritterliche Landtage, autonome Gemeinden eingeschränkt, durch die Kirche geistig beherrscht werden sollte. Der nüchterne Gentz fühlte sich wildfremd und unheimlich in dieser Traumwelt der theologisirenden Politik und gestand seinem Freunde Müller: hier vermisse er Alles, was die Wissenschaft ausmache, Klarheit, Methode, Zusammenhang. Sein weltlicher Sinn empörte sich, wenn ihm der Freund betheuerte, der Weltfriede hänge von der Erkenntniß der Menschwerdung Gottes ab. Erst als er die Vorboten der nahenden Revolution zu erkennen glaubte, da schrieb er in einem Anfall nervöser Angst: „Sie haben vollkommen Recht, Alles ist verloren, wenn nicht die Religion pas seulement comme foi mais comme loi hergestellt wird." Aber die Zerknirschung hielt nicht vor; der erste der deutschen Publicisten stand doch zu hoch um die Erkenntniß der weltlichen Natur des Staates auf die Dauer aufzugeben.

Eine Kluft von Jahrhunderten schien zwischen den romantischen Staatslehren und den liberalen Doktrinen zu liegen. Auf Seite der Conservativen stand noch die große Mehrzahl der literarischen Talente, die Ueberlegenheit wissenschaftlicher Bildung; der Liberalismus zeigte trotz seiner jugendlichen Unreife doch mehr Sinn für die Bedürfnisse der Gegenwart, für die berechtigten Ansprüche der erstarkenden Mittelklassen. Wer zwischen diesen schroffen Gegensätzen zu vermitteln suchte, erregte nur Verdacht. Selbst der ehrliche Steffens kam in den Ruf reaktionärer Gesinnung, weil er in seinen geistreich verschwommenen politischen Schriften zwar landständische Verfassungen forderte, aber nach seiner phantastischen Art „die Gemeinschaft der Heiligen" für die Idee des Staates erklärte und den Vorzug des Adels in „der mystischen Tiefe aller irdischen Geburt" begründet fand. Den Patrioten klang es wie Hohn, wenn der vertrauensvolle Mann die charakterlose Buntheit des zerrissenen deutschen Staatslebens geradezu als einen Vorzug pries: jede Verfassung sei mangelhaft, erst die Vielheit

der Verfassungen gebe eine höhere geistige Einheit! Noch weniger vermochte Ancillon die erbitterten Gemüther zu beschwichtigen. Seine zahlreichen staatswissenschaftlichen Bücher blickten mit vornehmer Geringschätzung auf die seichten Vergötterer des Zeitgeistes hernieder und offenbarten doch eine Gedankenarmuth, woneben Rottecks Wasserklarheit wie sprudelnde Genialität erschien, dazu eine schillernde Unbestimmtheit des Ausdrucks und der Ideen, die sich überall eine Hinterthür offen hielt. Wenn er in tiefer Unterthänigkeit die Heilige Allianz als die Versöhnung von Politik und Moral feierte oder mit salbungsvoller Breite bewies, zwischen berathenden und beschließenden Landständen bestehe eigentlich kein Unterschied, dann zürnten die Liberalen um so heftiger, da sie wußten, daß der behutsam vermittelnde Schriftsteller am preußischen Hofe stets die Bestrebungen der streng reaktionären Partei unterstützte. —

Noch bevor die siegreichen Heere heimkehrten, hatte ein an sich geringfügiger häßlicher Vorfall den Gegensatz der politischen Meinungen krankhaft verschärft, das kaum erwachende Parteileben auf lange hinaus vergiftet. Seit Jahren waren die napoleonischen Märchen von dem Tugendbunde und den jacobinischen Umtrieben der preußischen Patrioten in der Hofburg wie in den rheinbündischen Cabinetten geschäftig umhergetragen worden; auch die wohlmeinenden kleinen Höfe erschraken über die lärmende terroristische Sprache der teutonischen Wortführer; alle Regierungen fühlten sich unsicher, sie empfanden selber, wie wenig der Friedensschluß und die Bundesakte den Wünschen der Nation genügen konnten. Auch in Preußen begannen die alten Gegner Steins und des schlesischen Hauptquartiers sich wieder zu rühren. Schon während des Wiener Congresses verdächtigte ein Hofrath Janke „das wilde Freiheitsgeschrei" von Arndt und Görres bei dem Staatskanzler. Als die Monarchen zum zweiten male in Paris versammelt waren, veröffentlichte der Berliner Professor Schmalz eine Flugschrift: „Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik vom Jahre 1808." Jene Stelle war schon vor Jahren auf Schmalz's Verlangen von dem Herausgeber selbst berichtigt worden; Schmalz benutzte nur den Vorwand um, anknüpfend an die Geschichte des alten Tugendbundes, von dem unterirdischen Treiben der geheimen Vereine, welche „vielleicht" aus jenem Bunde hervorgegangen seien, ein unheimliches Schreckensbild zu entwerfen. Er war ein Schwager Scharnhorsts, hatte mit dem General stets in gutem Einvernehmen gelebt, in der Zeit der französischen Herrschaft seinen patriotischen Muth bewährt, auch an der Begründung der Berliner Universität rührig mitgearbeitet. In der Unzahl seiner staatswissenschaftlichen Schriften zeigte sich ein beschränkter, harter Kopf, der die Ideen der Revolution haßte, ohne doch ihre Grundlage, die Lehre des Naturrechts wissenschaftlich überwinden zu können; an seinem Rufe haftete bisher kein Makel. Welch ein Aergerniß nun, als dieser geachtete Patriot plötzlich eine lange Reihe wüthender Anklagen gegen das

neue Deutschthum erhob: wie die Jacobiner einst die Menschheit so spiegeln diese verschworenen Volksverführer die Teutschheit vor um uns der Eide vergessen zu machen und den tollen Gedanken Einer deutschen Regierung zu verwirklichen! Gerade gegen den bescheidensten und maßvollsten der teutonischen Redner, gegen Arndt richtete Schmalz seine gehässigsten Schmähungen. Arndt hatte in dem köstlichen Katechismus für den deutschen Landwehrmann die biblische Redewendung gebraucht: schonet der Wehrlosen und der Weiber und Kinder brauchet christlich und menschlich! Daraus schloß Schmalz, diese Ruchlosen hätten „Mord, Plünderung, Nothzucht, letztere gar klärlich gepredigt". Ohne Zweifel, selbst seine Gegner gaben das zu, handelte der unselige Mann in gutem Glauben.

Zum ersten male seit drei Jahrhunderten war über das stille Norddeutschland eine wirkliche Volksbewegung dahingebraust; der Anblick aller der elementarischen Kräfte, die in solchen Zeiten des Sturmes sich entfesseln, hatte manches schwache Gemüth betäubt und verwirrt. Wie in England zur Zeit Karls II. tausende ehrlicher Leute von dem Dasein der eingebildeten Papistenverschwörung überzeugt waren, so griff jetzt in Deutschland ein finsterer Wahn gleich einer verheerenden Seuche um sich; nicht blos schlechte Gesellen glaubten an die geheime Wühlerei demagogischer Bünde. Noch verletzender als der offenbare Unsinn berührten die boshaften Halbwahrheiten der Schmalzischen Schrift. Dem literarischen Selbstgefühle hielt er entgegen: die Masse des Volkes habe von den Schriften der Publicisten nie ein Wort erfahren. Aus jener schönen Anspruchslosigkeit des preußischen Volks, die das Ungeheure that als verstände sich's von selber, zog der Denunciant den Schluß, eine ungewöhnliche Begeisterung habe sich nirgends gezeigt, die Preußen seien zu den Fahnen geeilt wie beim Brande die Nachbarn zum Löschen. Wenn Arndts Schrift über „Preußens rheinische Mark" sagte: „Preußen muß allenthalben sein und Preußens Deutschland allenthalben," und den Staat der Hohenzollern das einzige deutsche Land nannte, das Deutschlands Richtigkeit zur Herrlichkeit erheben könne — so genügten dem Ankläger solche unbestimmte Weissagungen um die beabsichtigte Entthronung aller deutschen Kleinfürsten zu erweisen.

Die besten Männer der Nation fühlten sich in den Tiefen der Seele empört, da sie das Andenken der schönsten Zeit der neuen deutschen Geschichte so schmählich besudelt sahen. Eine Fluth von Gegenschriften überschwemmte den Büchermarkt, der ärgerliche Handel hielt während der letzten Monate des Jahres 1815 fast die gesammte gebildete deutsche Welt in Athem. Auch das Ausland mischte sich ein; die Times unterstand sich, den unruhigen Preußen das gehorsame Hannover als ein Musterbild vorzuhalten. Niebuhr und Schleiermacher wiesen den armseligen Ankläger zurück, Jener mit tiefem Ernst, Dieser mit schonungslosem Spott. In anderen Gegenschriften zeigte sich freilich die verblendete Selbstüberhebung des jungen Liberalismus. Ludwig Wieland, der Sohn des Dichters, er-

widerte dem Vertheidiger des absoluten Königthums kurzab: „das Repräsentativsystem ist das wahre und auch das einzige, wozu rechtliche und vaterländische Menschen sich öffentlich bekennen dürfen!" Rath Koppe in Aachen, ein ausgezeichneter preußischer Beamter, behauptete zuversichtlich: durch das talismanartige Wort „Verfassung" wird die deutsche Einheit gesichert; denn „überall strebt der Nationalwille nach dieser Einheit; alle Abweichungen davon hatten ihren Grund in dem Uebergewichte der Regierungsgewalt über den Volkswillen!"

Um Neujahr 1816 machte eine würdig und freundlich gehaltene Verordnung des Königs dem Zanke ein Ende. Der Monarch erkannte offen an: dieselben Gesinnungen, welche die Stiftung des alten Tugendbundes veranlaßt, hätten im Jahre 1813 die Mehrheit des preußischen Volkes beseelt und die Rettung des Vaterlandes herbeigeführt, jetzt aber, im Frieden, könnten geheime Verbindungen nur schädlich werden. Das alte Verbot der heimlichen Gesellschaften ward erneuert, die Fortsetzung des literarischen Streites untersagt, eine Untersuchung, welche Niebuhr und seine Freunde zu ihrer eigenen Rechtfertigung beantragt hatten, als überflüssig abgelehnt. Nun verstummte der Lärm; aber Jedermann fühlte, daß die arge Saat des Anklägers, der eben jetzt durch einen preußischen und einen württembergischen Orden ausgezeichnet wurde, doch nicht auf ganz undankbaren Boden gefallen war. — Mit solchen Gesinnungen schritten Deutschlands Fürsten und Stämme in die ersehnte Friedenszeit hinein. Dort ein stiller, gegenstandsloser Argwohn; hier ein blinder Glaube an die zauberische Wirkung der constitutionellen Staatsformen, ein kindliches Vertrauen zu der untrüglichen Weisheit des Volks; in den Massen endlich tiefe Sehnsucht nach Ruhe und friedlicher Arbeit.

## Vierter Abschnitt.

---

# Die Eröffnung des Deutschen Bundestages.

Das Weltreich war gefallen, über seinen Trümmern erhob sich wieder eine friedliche Staatengesellschaft. Aber jenes alte System der europäischen Politik, das durch wechselnde Bündnisse und Gegenbündnisse die fünf Großmächte im Gleichgewicht zu erhalten suchte, kehrte vorerst nicht wieder. Alle Staaten des Welttheils bildeten jetzt, wie Gentz sagte, eine große Union unter der Aufsicht der vier Mächte, welche den Krieg gegen Napoleon geführt und ihren Bund soeben in Paris erneuert hatten. So viele Jahre hindurch, in der argen Zeit des Harrens und des Leidens, war an diesem rettenden Bunde gearbeitet worden; nun hatte er in drei schweren Kriegsjahren seine Probe bestanden. Während ihres langen Zusammenlebens hatten sich die Monarchen und die leitenden Staatsmänner an einen vertrauten persönlichen Verkehr gewöhnt, wie er vordem unter gekrönten Häuptern unerhört gewesen; sie beschlossen, auch in Zukunft alle großen Fragen der europäischen Politik in persönlichen Zusammenkünften zu besprechen. Der Bund der vier Mächte betrachtete sich als den obersten Gerichtshof Europas; er hielt für seine nächste Pflicht, die neue Ordnung der Staatengesellschaft vor einem Friedensbruche zu bewahren und darum das unberechenbare Frankreich, den Heerd der Revolutionen und der Kriege, gemeinsam zu überwachen. Während das europäische Occupationsheer unter Wellingtons Oberbefehl die Ruhe in Frankreich aufrecht zu erhalten hatte, sollten die vier Gesandten zu Paris in regelmäßigen Conferenzen die laufenden Geschäfte der großen Allianz erledigen und den Tuilerienhof mit ihren Rathschlägen unterstützen; in einzelnen Fällen luden die Vier auch den Herzog von Richelieu selbst zur Berathung ein. Alle Streitfragen, die sich aus den Wiener und Pariser Verträgen ergaben, wurden dieser Gesandtenconferenz zugewiesen; nur die Abwicklung der verworrenen deutschen Gebietsfragen blieb einer besonderen Verhandlung in Frankfurt vorbehalten.

Noch niemals hatte das Staatensystem eine so festgeordnete bündische Gemeinschaft gebildet. Das Protectorat der vier Mächte beherrschte den

Welttheil minder gewaltsam, aber ebenso unumschränkt wie einst der Wille Napoleons. Die Staaten zweiten Ranges — les Sous-Alliés nannte man sie spöttisch in den diplomatischen Kreisen des Vierbundes — sahen sich von allen Geschäften der großen Politik völlig ausgeschlossen; als der hochmüthige spanische Hof, der die Zeiten Philipps II. nicht vergessen konnte, Zutritt zu der Pariser Gesandtenconferenz verlangte, ward er scharf zurückgewiesen, am schärfsten von Preußen. Nirgends aber ward das Uebergewicht der vier Mächte schwerer empfunden, als in Frankreich. Obwohl die Franzosen von den außerordentlichen Machtbefugnissen der Gesandtenconferenz nichts Sicheres wußten, so pflegt doch in Fragen der nationalen Ehre der Instinkt der Massen selten ganz zu irren. Die Nation ahnte dunkel, daß ihre Regierung durch das Ausland beaufsichtigt wurde, und verfolgte mit überströmendem Hasse den „Lord Proconsul" Wellington. Die Herrschaft des alten Königthums konnte schon darum nicht wieder feste Wurzeln schlagen, weil sie dem Volke als eine Fremdherrschaft erschien. Nur zu bald bewährte sich die Warnung, welche Humboldt dem Pariser Friedenscongresse zugerufen hatte: die Revolution werde niemals endigen, wenn Europa die Franzosen unter seine Vormundschaft nehme.

Die vier Mächte betrachteten sämmtlich den Bestand der legitimen Dynastie als einen Grundpfeiler der neugeordneten Staatengesellschaft und behandelten daher den französischen Hof mit aufrichtigem, besorgtem Wohlwollen. Kaum hatte der Pariser Congreß die Frage der Landabtretung in's Reine gebracht, so begann Gneisenau sofort, noch im Oktober 1815, eine tief geheime Verhandlung mit den Tuilerien. Rücksichtslos wie auf dem Schlachtfelde pflegte der kühne Mann auch in der Politik seine Mittel zu wählen; hatte er doch zur Zeit der sächsischen Händel alles Ernstes erwogen, ob Preußen nicht mit Hilfe des zurückgekehrten Napoleon seine Ansprüche durchsetzen solle. So schien ihm jetzt selbst ein abenteuerlicher Weg erlaubt, wenn nur das Ziel, die Befestigung des neuen Staatensystems, erreicht wurde. Seine Unterhändler, Major v. Royer, ein Legitimist in preußischen Diensten, bot dem Herzog von Richelieu, mit Hardenbergs Genehmigung, geradezu ein geheimes Bündniß an: Preußen als der nächste Nachbar sollte sich verpflichten, den Bourbonen im Falle einer Revolution mit seiner gesammten Kriegsmacht Beistand zu leisten. Die Verhandlung führte zu keinem Ergebniß, offenbar weil König Friedrich Wilhelm schließlich Bedenken trug so weitaussehende, gefährliche Verpflichtungen zu übernehmen; doch sie bewies genugsam, daß Preußens Regierung entschlossen war, die Ränke Talleyrands sowie alle die anderen Proben bourbonischer Undankbarkeit gänzlich zu vergessen und mit dem westlichen Nachbarn in guter Freundschaft zu leben.*)

*) Nach den Briefen Royers an Gneisenau v. 3. Oktbr. 1815 ff., die mir Herr Dr. H. Delbrück freundlich mitgetheilt hat. Der Grund des Scheiterns der Verhandlung

Der wilde Kampf der französischen Parteien erregte in der Gesandtenconferenz um so schwerere Besorgniß, da das reiche Land sich von seinen wirthschaftlichen Leiden wunderbar schnell erholte und bald wieder zu einem neuen Kriege fähig schien. Frankreich zerfiel, so sagte die unversöhnliche Opposition, in zwei Völker, die Sieger und die Besiegten von Waterloo. Wo war noch ein gemeinsamer Boden für die demokratischen Massen, denen die Glorie der weltherrschenden Tricolore das Hirn berauschte, und für die Emigranten, diese „Pilger des Grabes", die von der Oriflamme und dem heiligen Ludwig träumten? Höhnend hielt Beranger dem alten Adel das Bild des Marquis von Carabas entgegen; sein Spottlied c'est le roi, le roi, le roi gab das Königthum der Verachtung preis. Das ganze Land war von einem Netze geheimer Gesellschaften überspannt; jeder Veteran der großen Armee, der in sein heimathliches Dorf zurückkehrte, predigte die napoleonische Legende. Auch die geistreichen Doktrinäre, die in der Minerva ihre liberalen Anschauungen aussprachen, untergruben das Ansehen der Krone durch gehässiges Mißtrauen. Gefährlicher als die Leidenschaften der Opposition erschien jedoch vorerst die fanatische Verblendung der royalistischen Ultras, welche die Kammer der Abgeordneten beherrschten. Die Heißsporne der Chambre introuvable strebten geradeswegs zurück zu der alten feudalen Gesellschaftsordnung, sie verlangten blutige Rache an den Königsmördern und den Gottesmördern. Als König Ludwig den wilden Eifer der Emigranten zu mäßigen versuchte, wendeten sie sich gegen das Ansehen der Krone selber, ganz so trotzig wie jene polnischen Magnaten, die einst ihrem König Sigismund zuriefen: rege sed non impera! Die altständischen Ideen der zügellosen Adelslibertät tauchten wieder auf und schmückten sich mit den Schlagwörtern der neuen parlamentarischen Doktrin. Im Namen der constitutionellen Freiheit forderte Chateaubriand die Unterwerfung der Krone unter den Willen der Kammern und verfocht in seinen Schriften bereits jene radikale Theorie des Parlamentarismus, welche späterhin die Liberalen sich aneigneten und zu dem Satze le roi règne mais il ne gouverne pas zuspitzten.

Sämmtliche Mitglieder der Gesandtenconferenz, Pozzo di Borgo voran, unterstützten den König in seinem Widerstande gegen die Ultras. Sogar die hochconservativen englischen Staatsmänner mißbilligten die Parteiwuth der Emigranten, obgleich ihnen der liberale Eifer des „jakobinischen" Czaren und seines vordringlichen Gesandten immer verdächtig blieb. Wenn Wellington das thörichte Treiben der Ultras betrachtete, die sich im Pavillon Marsan bei dem Grafen von Artois ihre Weisungen holten, dann meinte

---

wird in den Briefen nicht ausdrücklich angegeben; er kann aber kaum ein anderer sein als der im Text angeführte. Denn am 9. Novbr. berichtet Royer: nunmehr müsse König Friedrich Wilhelm in das Geheimniß eingeweiht werden, von dessen Entscheidung hänge jetzt Alles ab; und wenige Tage später verschwindet die ganze Angelegenheit aus dem Briefwechsel.

er besorgt: die Nachkommen Ludwigs XV. werden Frankreich nicht regieren, und Artois trägt die Schuld! Metternich schrieb warnend: „die Rückkehr zu einer vergangenen Ordnung der Dinge bildet eine der größten Gefahren für einen Staat, der aus einer Revolution hervorgeht;“ nachher entfuhr ihm sogar der schmerzliche Ausruf: „die Legitimisten legitimiren die Revolution.“ Der preußische Gesandte, General Graf v. d. Goltz, ein alter Genosse des Blücher'schen Hauptquartiers, bewährte sich als ein Diplomat von würdiger Haltung und gesundem Urtheil; er ward nicht müde seinen Hof vor der selbstmörderischen Parteiwuth der Royalisten zu warnen. So geschah es, daß Hardenberg schon im März 1816 aussprach: die gesetzliche Ordnung in Frankreich sei nur noch durch die Auflösung der unfindbaren Kammer zu retten. Die drei anderen Mächte trugen vorerst noch Bedenken, den Tuilerien ein so kühnes Mittel zu empfehlen. Aber als die Verblendung der Ultras unheilbar blieb, faßte König Ludwig endlich einen muthigen Entschluß. Am 5. Septbr. erfolgte die Auflösung unter dem Jubel des Landes; die Wahlen brachten den gemäßigten Parteien die Mehrheit, und das Ministerium Richelieu-Decazes vermochte mit der neuen Kammer leidlich auszukommen. Seitdem erst begannen die vier Mächte mit etwas besserer Zuversicht in die Zukunft Frankreichs zu schauen. In einer Note vom 10. Februar 1817 eröffneten sie dem Herzog von Richelieu: seine oft wiederholte Bitte um Verminderung der Besatzungslast sei nunmehr erhört, das Heer Wellingtons solle um ein Fünftel, 30,000 Mann, vermindert werden; doch versäumten sie nicht hinzuzufügen, daß die löblichen Grundsätze des Herzogs und seiner Amtsgenossen viel zu diesem Entschlusse beigetragen hätten. So tief war das stolze Frankreich gedemüthigt: sein erster Minister mußte eine förmliche Belobung von dem hohen Rathe Europas hinnehmen.

Indessen zeigte sich bald, daß die Selbständigkeit der modernen Staaten eine so innige Gemeinschaft, wie sie der Vierbund begründet hatte, auf die Dauer nicht ertragen konnte. Der alte Gegensatz der russischen und der österreichisch-englischen Politik trat immer wieder zu Tage, und Czar Alexander that das Seine um den Argwohn des Wiener und des Londoner Hofes zu verschärfen. Ohne seine Verbündeten zu befragen, ließ er im Februar 1816 die Urkunde der Heiligen Allianz veröffentlichen: die Welt sollte ihn, ihn allein als den Heiland und den Führer des verbündeten Europas bewundern. Während die anderen Mächte abrüsteten, wurde das russische Heer verstärkt und in dichten Massen nahe der Grenze zusammengezogen. Der Czar gefiel sich in übertreibenden Schilderungen der russischen Kriegsmacht, und sie wurde in der That, trotz der Erfahrungen der letzten Feldzüge, von aller Welt unbegreiflich überschätzt; selbst Gneisenau glaubte, daß Rußland über eine Million Soldaten gebiete und sogleich mit 500,000 Mann einen Angriffskrieg beginnen könne. Metternich erklärte besorgt, die Wucht dieser Rüstungen und die orthodoxe Schwärmerei könnten den Czaren leicht zu kriegerischen Abenteuern verleiten; überall, in Frank-

reich und Spanien, in Italien und der Türkei meinte er den geheimen Umtrieben russischer Agenten auf der Spur zu sein.*) Und diese ruhelos ehrgeizige Politik segelte unter der liberalen Flagge dahin! Die russischen Gesandten sprachen sich an allen Höfen für ein System „weiser Freiheit" aus, während die englischen ebenso eifrig vor dem „gefährlichen Unsinn" liberaler Verfassungsversuche warnten. In seinem Polen ließ Alexander schon zu Weihnachten 1815 eine Verfassung verkündigen. Obgleich dies Grundgesetz an dem Krebsschaden der polnischen Zustände, an der Unfreiheit des Landvolks nichts Wesentliches änderte und alle politische Macht in die Hände des Adels legte, so übte doch der Name Constitution seinen mächtigen Zauber; triumphirend begrüßte der urtheilslose Liberalismus das Gnadengeschenk des Kaisers und fragte ungeduldig: wann endlich würden Deutschlands Fürsten dem Beispiele des aufgeklärten Selbstherrschers folgen, der insgeheim schon eine Charte für Rußland selbst vorbereitete? Von den beiden Staatsmännern, welche der Czar in den auswärtigen Geschäften zu Rathe zog, blieb der unbedeutende Nesselrode seinem Freunde Metternich treu ergeben; um so verdächtiger erschien dem Wiener Hofe der liberale Philhellene Kapodistrias. Der österreichische General Steigentesch befand sich zu Petersburg bald in ebenso peinlicher Lage wie der russische Gesandte Stackelberg zu Wien. Caveat consul! hieß es beständig in Stackelbergs Berichten; in erregten Worten warnte er seinen kaiserlichen Herrn vor der Tücke „dieses Wiener Dalai-Lamas". Der geheime Vertrag vom 3. Januar 1815 blieb in Petersburg unvergessen, und alle russischen Staatsmänner schrieben dem Fürsten Metternich die Hauptschuld daran zu.

Das tiefe Mißtrauen des Tory-Cabinets gegen den Czaren verrieth sich deutlich in einem Vorschlage, welchen Lord Cathcart im August 1816 dem Petersburger Hofe überreichte: eine Conferenz von Offizieren sollte zusammentreten um über die gleichzeitige Abrüstung aller Mächte zu berathen und jedem Staate die Stärke seines Friedensheeres vorzuschreiben. Unverkennbar richtete dieser friedfertige Antrag seine Spitze gegen die russischen Rüstungen. Darum ging Metternich mit Eifer auf den Gedanken ein und erwiderte — mit freundlichem Seitenblick auf die preußische Armee: die Verminderung der Heere sei besonders wünschenswerth in einer Zeit, „wo die Revolutionäre selbst sich mit der militärischen Maske bedecken". Kaiser Alexander gab eine freundliche aber unklare Antwort. Der englische Vorschlag blieb liegen, da man bald fühlte, daß eine so unnatürliche Beschränkung des wichtigsten Hoheitsrechtes selbständiger Staaten sich im Ernst nicht durchsetzen ließ; zumal Preußen konnte den Bestand seines volksthümlichen Heerwesens nimmermehr dem Belieben übermächtiger Nach-

*) Krusemarks Berichte v. 24. Febr. 1816, 1. Febr. und 23. März 1817, 7. März und 9. April 1818.

barn preisgeben.*) Inzwischen wuchsen die Besorgnisse des österreichischen Hofes von Monat zu Monat, und um Neujahr 1818 stellte Metternich dem Vertrauten Hardenbergs, Geh. Rath v. Jordan, der wegen der deutschen Bundesangelegenheiten in Wien verweilte, geradezu den Antrag: Preußen möge mit Oesterreich ein geheimes Vertheidigungsbündniß für den Fall eines russischen Angriffs abschließen. Hardenberg fand sich sofort dazu bereit, da ihm die Freundschaft Oesterreichs über allen anderen Rücksichten stand. Der König aber widersprach: warum sollte Preußen, den unbestimmten Befürchtungen der Hofburg zu Lieb', seinen alten Bundesgenossen verlassen, der überdies die geheimen Pläne Metternichs bereits durchschaut hatte? Mit bitterem Unmuth nahm der Staatskanzler diese abschlägige Antwort entgegen; er meinte nach seiner eigenrichtigen Art, Friedrich Wilhelm spiele wieder eine ähnliche Rolle wie in der traurigen Epoche von 1805. Umsonst rief er den Fürsten Wittgenstein, den unbedingten Anhänger Oesterreichs, zu Hilfe; umsonst beschwerte er sich, daß ihm sein königlicher Herr so wenig Vertrauen zeige. Der Monarch blieb fest, und am 2. Mai mußte Hardenberg das österreichische Anerbieten ablehnen.**)

Dem englischen Hofe blieb namentlich das vielgeschäftige Treiben der russischen Diplomatie in Spanien hochbedenklich. Hier wie in Frankreich bemühten sich die vier Mächte ernstlich, das wiederhergestellte alte Königthum in den Schranken der Mäßigung zu halten, soweit die Scheu vor dem reizbaren spanischen Nationalstolze dies gestattete. Sie fühlten alle, wie schwer die gemeinsame Sache der europäischen Restauration durch die Sünden König Ferdinands geschädigt wurde. Die ganze liberale Welt gerieth in Aufruhr und Lord Byron sang flammende Verse wider den katholischen Moloch, als der verworfenste der europäischen Fürsten sogleich nach seiner Rückkehr die Inquisition wiederherstellte, als er die Helden jenes Volkskrieges, der den Bourbonen ihren Thron zurückgegeben, mit grausamen Strafen verfolgte, als aus den Reihen seiner mönchischen Anhänger der wahnwitzige Ruf erklang: es leben die Ketten, es lebe der Druck, es lebe König Ferdinand, es sterbe die Nation! Aber während alle Mächte in der Verurtheilung dieser Regierung einig waren, versuchte Rußland zugleich die Machtstellung zu untergraben, welche England während des Unabhängigkeitskrieges auf der Halbinsel errungen hatte. Der Gesandte des Czaren Tatischtschew gewann in Madrid allmählich noch größeren Einfluß als Pozzo di Borgo in Paris. Man bemerkte bald, daß Rußland die Erneuerung des alten bourbonischen Familienvertrags wünschte um dereinst die Seemacht der beiden Kronen gegen England verwenden zu können. Der uner-

*) Denkschrift der englischen Regierung über die Lage Europas; Metternichs Aperçu sur le mémoire anglais (im August und Oktober 1816 von Krusemark an Hardenberg gesendet).

**) Hardenbergs Tagebuch 14. Jan., 12. März, 2. Mai 1818.

müdliche russische Gönner verkaufte endlich sogar einen Theil seiner eigenen Flotte an Spanien und verlangte, daß Europa durch gemeinsame Intervention die aufständischen Kolonien Südamerikas mit dem spanischen Mutterlande versöhnen solle. Alle Mächte widersprachen diesem abenteuerlichen Vorschlage; England und Oesterreich verfolgten die mediterranische Politik des Czaren mit um so lebhafterer Besorgniß, da inzwischen die Zustände der Balkanhalbinsel ersichtlich einer neuen Erschütterung entgegenreiften.

Wie oft beklagte Metternich, daß sein „bester und sicherster Bundesgenosse", die Türkei, der einzige Staat Europas blieb, der sich nicht auf die Anerkennung der großen Mächte berufen konnte. Die Pforte hatte aus trägem Hochmuth versäumt, die Bürgschaft Europas für ihren Länderbestand in Anspruch zu nehmen; nun sah sie sich durch den Abschluß der Heiligen Allianz aus der Gemeinschaft der europäischen Staaten förmlich ausgeschlossen. Der Haß der Muhamedaner gegen die Giaurs flammte wieder mächtig auf; Sultan Machmud ließ absichtlich einige Bestimmungen des Bukarester Friedens unausgeführt und erwartete mit Zuversicht den Wiederausbruch des russischen Krieges.*) Unterdessen hatte die unaufhaltsame Erhebung der unglücklichen Rajah-Völker bereits begonnen. Die Serben legten die Waffen nicht mehr aus der Hand und errichteten unter der Leitung ihres Milosch ein halb-unabhängiges christlich-nationales Gemeinwesen, dessen Dasein schon den Grundgedanken des ottomanischen Reichs widersprach; Sendboten der unzufriedenen Griechen verkehrten in Petersburg und fanden bei Kapodistrias freundliche Aufnahme. Für die Nothwendigkeit der Befreiungskämpfe, die sich hier vorbereiteten, fehlte in London wie in Wien jedes Verständniß. In den Kreisen der Hochtorys galt die Erhaltung der Türkei kurzweg als ein politischer Glaubenssatz, zumal seit das englische Interesse im Osten durch die Erwerbung der ionischen Inseln gewahrt schien; statt aller Gründe berief man sich auf den Ausspruch Pitts: mit einem Menschen, der den Bestand der Pforte nicht für nöthig hält, spreche ich kein Wort mehr über Politik. Metternich aber wendete seine Doktrin von dem unantastbaren Rechte jeder legitimen Obrigkeit unbedenklich auf die Fremdherrschaft der Türken an und verabscheute die verzweifelnden christlichen Völker der Halbinsel nicht bloß als Schützlinge Rußlands, sondern auch als frevelhafte Rebellen. In seiner Angst bemerkte er nicht, daß der unstete Ehrgeiz des liberalen Selbstherrschers wohl zuweilen mit hochfliegenden Entwürfen spielte, doch den Muth des Vollbringens nicht besaß. Der Czar erwiderte auf die besorgten Fragen des Generals Steigentesch verächtlich: es sei eine Gewissenssache, das Blut eines einzigen Soldaten zu vergießen im Kampfe gegen diese türkischen Schweine.**) Und seinem Gesandten in Wien ließ er schreiben: die euro-

*) Krusemarks Bericht 8. Jan. 1817.
**) Krusemarks Bericht, 17. April, 13. Mai 1816.

päischen Minister hätten sich noch nicht genugsam von ihren veralteten, kleinmüthigen Ideen befreit, weil die gereinigte Moral des Evangeliums nicht zu ihren Herzen spräche. Daher ihr Mißtrauen gegen Rußland; heute aber bestehe, nach dem Rathschluß der göttlichen Vorsehung, die Herrschaft der öffentlichen Meinung, begründet auf Wahrheit und Gerechtigkeit.

Derweil die Hofburg also vor den geheimen Plänen des Czaren zitterte, war sie selber von aufrichtiger Friedensliebe beseelt. Wie wunderbar war doch dies alte Oesterreich nach so vielen Niederlagen und Verlusten wieder zu einer Machtfülle aufgestiegen, die an die Tage Wallensteins erinnerte; selten hatte ein Staat beim Ausgange eines Weltkrieges sich so ganz am Ziele aller seiner Wünsche befunden. Metternich durfte sich rühmen, wie viel er selbst durch kluges Aufsparen und rechtzeitiges Einsetzen der Kräfte des Reichs zu diesem glänzenden Erfolge beigetragen; und da er schon in seinen jungen Jahren stets Alles vorausgesehen und vorausgesagt haben wollte, so steigerte sich jetzt sein Selbstgefühl zu unermeßlichem Dünkel. Die ganze neue Ordnung der europäischen Dinge erschien ihm als sein persönliches Werk, die Erhaltung dieser Ordnung als die einzige Aufgabe seines Lebens, da er selbst wie sein Staat bei jeder Aenderung nur verlieren konnte. Die tiefe Unwahrhaftigkeit seines Geistes erleichterte ihm, sich die Thatsachen zurecht zu legen; die Bilder der Vergangenheit verschoben sich vor seinen Blicken, und bald sah er in der Geschichte des letzten Menschenalters ein ungeheures Gewirr von Thorheit und Verbrechen: nur er, er allein war inmitten der allgemeinen Bethörung immerdar frei geblieben von Leidenschaft, frei von Irrthum und vor Allem, wie er gern hervorhob, ganz frei von Eigenliebe. Voll Verachtung sprach er über „die Politiker von dem Schlage eines Richelieu und Mazarin".

Die fremden Diplomaten bemerkten jetzt schon, wie schwer es hielt ein geschäftliches Gespräch mit ihm zu führen; in langen lehrhaften Vorträgen pflegte er den andächtig Lauschenden seine untrügliche Meinung zu entwickeln. Eintönig, salbungsvoll, breit und hochtrabend verkündeten seine Briefe und Depeschen in unzähligen Umschreibungen immer nur den einen Gedanken der Erhaltung des Bestehenden. Und doch verbarg sich hinter der stolzen Zuversicht die stille Angst: Metternich fürchtete den Krieg, weil er die Schwäche des vernachlässigten österreichischen Heerwesens kannte, er fürchtete mehr noch die Revolution. Nicht als ob er jemals die Vortrefflichkeit des Systemes, das den beiden großen Völkern Mitteleuropas die Adern unterband, irgend bezweifelt hätte; aber er sah die Partei des Umsturzes, die ihn sein Lebelang geängstigt, noch immer im Dunkeln schleichen, er sah sie bereit den Feuerbrand in sein kunstvolles Gebäude zu schleudern; und wie er immer des Glaubens blieb, daß der Tugendbund das preußische Heer von langer Hand her aufgewiegelt habe, so beobachtete er schwer besorgt die Parteikämpfe in Frankreich, die krampfhaften Regungen des Nationalgefühls in Deutschland und Italien; er vernahm mit Entsetzen, wie

selbst in England, der festen Burg der Gegenrevolution, der Gedanke der Parlamentsreform wieder erwachte, wie der feurige Demagog Cobbet seine Zweipfennig-Register unter die Massen warf und die lange verwahrlosten niederen Klassen an ihre Menschenrechte erinnerte. Um die Fragen der Verfassung und Verwaltung hatte sich der Meister der Diplomatie bisher ebenso wenig gekümmert wie um die großen Culturzwecke des Völkerlebens, deren Förderung der echte Staatsmann als seine höchste Aufgabe betrachtet; selbst dem inneren Leben seines Oesterreichs stand er so fern, daß er sein Urtheil über den Charakter dieser Monarchie in der Phrase zusammenfaßte: sie trage, ohne ein Foederativstaat zu sein, doch die Vortheile wie die Nachtheile der Foederativgestaltungen. Jedes schöpferischen Gedankens baar lebte seine Politik aus der Hand in den Mund; sie meinte genug zu thun, wenn sie sich bereit hielt jederzeit mit dem Löscheimer herbeizueilen sobald irgendwo die Flammen der Revolution aus dem Boden aufschlugen; sie schwor auf den Gedanken der Stabilität so unbedingt wie der junge Liberalismus auf die Abstraktionen seines Vernunftrechts, und der Feind der Doktrinäre verfiel schließlich selbst in einen Doktrinarismus, der noch um Vieles unfruchtbarer war als die Lehren Rottecks. Je klarer jedes neue Jahr bewies, daß die lebendigen Kräfte der Geschichte vor den Schranken der Wiener Verträge nicht stillstehen konnten, um so krampfhafter ward die Furcht des Ruheseligen vor der Revolution, bis endlich fast in allen seinen Sendschreiben das sorgfältig ausgemalte Schreckbild des drohenden allgemeinen Weltbrandes wie die fixe Idee eines Geisteskranken wiederkehrte.

Nur an einer Stelle seines Machtgebietes hatte Oesterreich nicht alle seine Absichten erreicht: der Plan des italienischen Bundes war in Wien an dem Widerspruche Piemonts gescheitert. Um den Turiner Hof doch noch für diesen Gedanken zu gewinnen, erhob die Hofburg jetzt Ansprüche auf das westliche Ufer des Langensees und die wichtige Simplonstraße; doch da Rußland und Preußen sich der bedrängten Piemontesen annahmen,*) so ließ Metternich seine Absicht vorläufig fallen und begnügte sich mit der thatsächlichen Beherrschung Italiens, die einstweilen leidlich gesichert schien. Wohl war der Jubel, welcher einst die einziehenden Oesterreicher in der Lombardei begrüßt hatte, längst verrauscht; das Volk murrte über die rücksichtslose Absetzung so vieler alter Beamten, über die harte, der Landesart völlig unkundige Verwaltung, über die schlechten Künste der geheimen Polizei und die Roheit des bastone tedesco. Als Kaiser Franz im Februar 1816 seine Huldigungsreise durch das neue lombardisch-venetianische Königreich antrat, wurde er überall mit unverhohlener Kälte empfangen; selbst der preußische Gesandte, General v. Krusemark, ein warmer Freund Oesterreichs, mußte seinem Könige berichten: die k. k. Beamten und Offiziere seien

*) Krusemarks Bericht 10. April 1816.

sammt und sonders verhaßt, alle Italiener, „denen der Gedanke einer selbständigen Nation anzugehören lieb war", grollten der neuen Regierung. Aber die Ruhe war noch nirgends gestört, und Metternich erwiderte zuversichtlich, als Hardenberg ihm die Namen einiger verdächtigen italienischen Patrioten mittheilen ließ: den Italienern fehle, trotz ihrer schlechten Gesinnung, der Muth zu Verschwörungen.*) Was schien auch zu befürchten? An allen Höfen der Halbinsel herrschte ein hart absolutistischer Geist, der den Grundsätzen der Hofburg entsprach; die Bourbonen von Neapel hatten sich überdies am 12. Juli 1815 durch einen geheimen Vertrag verpflichtet, die alten monarchischen Institutionen aufrecht zu halten und dem Wiener Hofe Alles mitzutheilen, was der Ruhe Italiens bedrohlich scheine.

Den deutschen Angelegenheiten stand die Hofburg zunächst noch ganz planlos und gedankenlos gegenüber: genug wenn der Deutsche Bund nothdürftig zusammenhielt und im Kriegsfalle dem Hause Oesterreich Heeresfolge leistete; dann mochten die Berathungen des Frankfurter Bundestages wieder ebenso leer und nichtig verlaufen, wie einst die des Regensburger Reichstags. Metternich verachtete die kleinen deutschen Höfe aus Herzensgrunde und rief stets unbedenklich den Czaren zu Hilfe, wenn „einige deutsche Fürsten, die einen Seelenhandel zu machen haben", sich über die Abwicklung ihrer Gebietsstreitigkeiten nicht einigen konnten. Aber er wußte auch, daß diese kleinen Herren sich nur darum zur österreichischeu Partei hielten, weil sie die Hofburg als den wohlwollenden Beschützer ihrer Souveränität verehrten. Daher dachte er sie möglichst frei gewähren zu lassen; selbst der unbequemen Artikel 13 der Bundesakte, das Versprechen der Landstände, schien vorerst nicht allzu gefährlich, da die Mehrzahl der deutschen Höfe über jeden Verdacht liberaler Gesinnung erhaben war. Die Nüchternheit des österreichischen Staatsmannes hatte sich nie darüber getäuscht, daß sein Kaiserhaus an dem politischen Leben der deutschen Nation nicht theilnehmen, für die Förderung deutschen Rechts und deutscher Wohlfahrt nichts leisten konnte. Noch in seinen Denkwürdigkeiten schrieb er unbefangen: „in Bezug auf Oesterreich hatte der Ausdruck: deutscher Sinn — insbesondere in der Bedeutung, wie sich derselbe seit der Katastrophe Preußens und der nördlichen Gebiete Deutschlands in den höheren Schichten der dortigen Bevölkerung manifestirte — lediglich den Werth einer Mythe." Jede Regung nationaler Gedanken in Deutschland war ihm also eine Gefahr für Oesterreichs Herrschaft. Kaiser Franz vollends beargwöhnte den Patriotismus schlechthin als eine gefährliche revolutionäre Leidenschaft und wollte nicht einmal von einem österreichischen Vaterlande hören, da doch alle staatliche Ordnung lediglich in dem Gehorsam der Unterthanen gegen die Person des Herrschers bestand; als man ihm den Entwurf eines Dankschreibens an Schwarzenberg und das Heer vorlegte, strich

*) Krusemarks Bericht aus Mailand, 28. Febr., 8. März 1816; aus Wien, 4. Jan. 1817.

er sorgfältig das Wort „Vaterland“ aus und schrieb dafür „Meine Völker“ und „Mein Staat“.

Sollten die Deutschen dergestalt in einem lockeren Vertheidigungsbündniß beisammen bleiben, ohne jemals zu einem starken nationalen Leben zu erwachen, so war ein gutes Einvernehmen mit Preußen unerläßlich. Metternich verkannte dies nicht, doch wie anders als Hardenberg verstand er den Gedanken des friedlichen Dualismus! Er hatte sich einst seine Ansicht über den preußischen Staat nach den geringschätzigen und feindseligen Urtheilen, die in den Kreisen des katholischen Reichsadels umliefen, gebildet und nachher als Gesandter zu Berlin, in den Jahren vor 1805, die schwächsten Zeiten der fridericianischen Monarchie aus der Nähe beobachtet. Niemals konnte er die widerwärtigen Eindrücke jener Tage verwinden; der preußische Staat blieb ihm immer nur ein zusammengewürfelter Haufe „verschiedener Nationen“, ein Gebilde des Zufalls: „Alles scheint Widerspruch in der Geschichte Preußens, und diese Jahrbücher umfassen kaum ein Jahrhundert!“ Darum glaubte er sein Lebelang, das Weltreich Napoleons würde gedauert haben, wenn der Imperator nur den Staat Friedrichs etwas glimpflicher behandelt und als einen bescheidenen Mittelstaat in die Reihen des Rheinbundes aufgenommen hätte. Im Jahre 1811 rechnete er bestimmt auf Preußens Untergang und hoffte mit Napoleons Hilfe Schlesien für das Haus Oesterreich zurückzugewinnen.

Auch als diese Rechnung trog und Preußen sich glorreich wiedererhob, ahnte Metternich noch immer nichts von den sittlichen Kräften, welche den gedemüthigten Staat zu dem ungleichen Kampfe befähigten; er gefiel sich darin, die preußischen Dinge im trübsten Lichte zu sehen, sprach wegwerfend von dem beschränkten, unentschlossenen Könige wie von Hardenbergs leichtgläubiger Schwäche; er redete sich ein, die preußische Armee habe zur Zeit des Waffenstillstandes „nur dem Namen nach existirt“; selbst den Ruhm Blüchers, Gneisenaus, Yorks meinte er durch einige fade Späße über die grammatischen Schnitzer des Marschalls Vorwärts abzuthun. Daran bestand in der Hofburg gar kein Zweifel, daß Preußen nur durch Oesterreich vor der Vernichtung gerettet worden war; mehr als drei Großmächte auf dem Festlande hatte Metternich niemals anerkannt. Das wiederhergestellte Preußen sollte immerdar die erste Hilfsmacht des Hauses Oesterreich bleiben; nach der Anschauung des Wiener Hofes bedeutete der deutsche Dualismus — die Herrschaft Oesterreichs unter Preußens freiwilliger Mitwirkung. Metternich verstand jedoch meisterhaft, den preußischen Staatskanzler über seine Herzensmeinung zu täuschen; er wahrte die Formen so sorgfältig, daß die Berliner Staatsmänner fest überzeugt blieben, Preußen werde in Wien als eine durchaus gleichberechtigte befreundete Großmacht angesehen. In zwanzig Jahren geschah es nur ein einziges mal, und bei einem ziemlich geringfügigen Anlaß, daß Metternich dem preußischen Gesandten gegenüber, sich eine Bemerkung über eine innere Angelegenheit des

verbündeten Staates erlaubte. Solche Fragen wurden stets nur in vertraulichen Briefen an den zuverlässigsten der Berliner Freunde, den Fürsten Wittgenstein, oder auch bei den persönlichen Zusammenkünften der Monarchen in freundschaftlichen Gesprächen behutsam berührt.

Diese wohlberechnete Zurückhaltung fiel dem klugen Manne nicht leicht; denn im Grunde des Herzens beunruhigten ihn die inneren Zustände Preußens noch weit mehr als die Lage Frankreichs. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Preußen mit der bitteren Erinnerung an eine unverdiente diplomatische Niederlage die Waffen niederlegte, und sich mit der lächerlichen Zerrissenheit seines Gebietes auf die Dauer nicht begnügen durfte. Er glaubte fest, daß die Centralverwaltung seines Todfeindes Stein die preußische Jugend mit gefährlichen Gedanken revolutionärer Eroberungslust erfüllt habe, und fand seinen Verdacht durch die Schriften Arndts und Görres' bestätigt. Am unheimlichsten blieb ihm doch die unerhörte Erscheinung des preußischen Volksheeres; keiner der Staatsmänner der alten Schule wollte glauben, daß so viel rücksichtsloser Freimuth, so viel lärmende vaterländische Begeisterung mit unverbrüchlicher Königstreue Hand in Hand gehen könne. Und allerdings verbargen die preußischen Offiziere ihr abschätziges Urtheil über Oesterreichs Heer und Heeresführung keineswegs, und mancher dachte schon wie der tapfere General Steinmetz vom Yorkschen Corps, der zur Zeit des zweiten Pariser Friedens rundweg schrieb: Oesterreich sei kein deutsches Haus mehr, die Oberherrschaft in Deutschland gebühre den Preußen. Während der ersten zwei Jahre nach dem Friedensschlusse quälte alle Höfe des Vierbundes beständig die Sorge, Preußen könne durch sein fanatisirtes Heer zu revolutionären Abenteuern fortgerissen werden. Wellington äußerte, dieser Staat sei schlimmer daran als Frankreich, hier bestehe gar keine Autorität mehr. Czar Alexander entschuldigte seine Rüstungen mit der Nothwendigkeit, Deutschland gegen die Revolution zu beschützen; „Preußen insbesondere ist krank, sagte er zu Steigentesch, und der König von Preußen wird der Erste sein, dem ich Beistand werde leisten müssen.“*)

In Wahrheit lag dem Berliner Hofe nichts ferner als der Ehrgeiz revolutionärer Kriegspolitik. Jedermann im Lande wußte, daß der König fest entschlossen war, wenn irgend möglich nie wieder das Schwert zu ziehen. Wohl fehlte es unter den jüngeren Beamten und Offizieren nicht an einzelnen weitschauenden Köpfen, welche die Unhaltbarkeit der Gestaltung des Staatsgebietes erkannten und schleunige Abhilfe forderten. Der Präsident v. Motz in Erfurt führte in einer geistvollen Denkschrift aus: die von Hardenberg erstrebte Führerstellung im Norden könne nur dann gesichert werden, wenn Preußen für einige Striche seiner rheinisch-westphälischen Provinzen Oberhessen und Fulda eintausche und also am Unter-

*) Krusemarks Bericht 17. April 1816.

main wiedergewinne, was am Obermain, in Ansbach-Baireuth verloren worden; dann erst sei ganz Norddeutschland durch preußisches Gebiet umklammert und die wichtige militärische Position der Kinzig-Pässe nebst der Haupthandelsstraße Deutschlands, der Frankfurt-Leipziger, komme in preußischen Besitz. Warnend verwies er auf die feindselige Gesinnung der rheinbündischen Staaten des Südens: „scheint sie doch in Absicht Deutschlands mit Frankreich fast einerlei Interesse zu beseelen, nämlich Zersplitterung und Isolirung der deutschen Volkskraft, Verhinderung aller Einheit;“ darum beschwor er den Staatskanzler, ein Stück preußischen Gebiets als trennenden Keil zwischen Hessen und Baiern einzuschieben, damit die norddeutschen Mittelstaaten nicht „dem Drucke aus Süden“ bloßgestellt würden.*) Aber wie sollten so kühne Pläne ohne einen Krieg verwirklicht werden? Die Regierung lehnte den Vorschlag ab; sie war ehrlich entschlossen sich mit dem neuen Besitzstande zu begnügen, zumal da der König jeden Gebietsaustausch als eine Verletzung seiner Regentenpflicht verschmähte. Hardenbergs deutsche Politik begnügte sich mit der bescheideneren Aufgabe, den zu Wien verheißenen Ausbau der Bundesverfassung zu fördern und vor Allem das Bundesheerwesen fest zu begründen.

Zur Durchführung dieser friedlichen Pläne schien die Freundschaft der Ostmächte dem Könige wie dem Staatskanzler unentbehrlich; nur betrachtete Friedrich Wilhelm nach wie vor den Czaren als seinen vertrautesten Bundesgenossen, während Hardenberg sich zunächst an Oesterreich anschloß. Die Verbindung des königlichen Hauses mit dem russischen Hofe gestaltete sich noch inniger, als Alexanders Bruder Großfürst Nikolaus um die Hand der liebenswürdigen Prinzessin Charlotte anhielt. Zwei Jahre darauf, im Juni 1817 ward die Heirath vollzogen, und die Preußen vernahmen mit gerechtem Befremden, daß die Prinzessin zur griechischen Kirche übergetreten war. Das weiche Gemüth des Königs vermochte der tiefen Herzensneigung seiner schönen Lieblingstochter nicht zu widersprechen; aus väterlicher Zärtlichkeit brachte der gläubige Protestant dem russischen Hochmuthe ein Opfer, das freilich an den kleinen protestantischen Höfen längst für unbedenklich galt, aber im Hause der Hohenzollern ohne Beispiel war und dem Stolze einer Großmacht übel anstand. Trotz der Freundschaft der Höfe standen die beiden Völker bald nach dem Kriege wieder fremd, fast feindselig einander gegenüber. Die Kosakenschwärmerei des Frühjahres 1813 war längst verflogen, auch die lange Waffenbrüderschaft der beiden Heere blieb ohne dauernde Folgen. Die preußischen Liberalen schenkten den pathetischen Aeußerungen des freisinnigen Selbstherrschers wenig Glauben und verabscheuten das Moskowiterthum als eine Macht der Finsterniß; in den Grenzprovinzen aber verwünschte Jedermann die kleinliche und unredliche Gehässigkeit der russischen Zollbeamten. —

*) Motz, Denkschrift „Ueber die geographische Verbindung der Ost- mit der Westhälfte des preußischen Staates“ 1817. Humboldts Antwort 18. März 1819.

So lagen die Verhältnisse zwischen den großen Mächten, als die ersten Bundestagsgesandten in der alten Krönungsstadt anlangten. Aber jener Fluch der Lächerlichkeit, welcher die Bundesversammlung durch ihr gesammtes Wirken begleiten sollte, verfolgte sie schon bei ihrer Geburt. Die auf den 1. Septbr. 1815 angekündigte Eröffnung wurde zunächst, in Folge des Pariser Congresses, um ein Vierteljahr verschoben. Darauf mußten die Gesandten, die sich im Laufe des Novembers einfanden, noch ein Jahr lang, unter dem Spotte der Frankfurter, auf den Beginn der Verhandlungen warten; denn die beiden Großmächte wünschten vorher erst die noch schwebenden deutschen Gebietsstreitigkeiten zu beseitigen, vor allen den hoffnungslos verfahrenen bairisch-österreichischen Länderhandel.

Der Münchener Hof hatte auf dem Wiener Congresse den verheißenen ununterbrochenen Gebietszusammenhang nicht erlangt und behielt daher Salzburg nebst den Landstrichen am Inn, die an Oesterreich ausgeliefert werden sollten, vorläufig noch in seinem Besitz. Um sich eine günstige Ausgleichung des Streites zu sichern, schloß er sich seitdem eng an die Politik der Hofburg an; sein Minister Rechberg unterstützte in Paris die Forderungen Preußens und der kleinen deutschen Staaten nur lau, da Oesterreich die Verkleinerung Frankreichs nicht wünschte. Zum Danke ließ sich Metternich, in der Sitzung des Pariser Congresses vom 3. Novbr., von den großen Mächten den dereinstigen „Heimfall" des Breisgaus und der badischen Jungpfalz zusichern. Ohne das Karlsruher Cabinet einer Mittheilung zu würdigen, verfügten die vier Mächte also völlig willkürlich über die Zukunft badischer Landschaften. Der Rückfall der badischen Pfalz war schlechthin rechtswidrig, und für den Heimfall des Breisgaus sprach auch nur ein künstlicher Scheingrund. Der Großherzog von Baden besaß den Breisgau kraft des Preßburger Friedens „in derselben Weise und mit denselben Rechten" wie vordem der Herzog von Modena; da nun das Kaiserhaus der nächste Erbe seiner modenesischen Vettern war, so stellte der Wiener Hof die ungeheuerliche Behauptung auf, er könne nicht nur nach dem Aussterben des Hauses Modena dessen italienische Besitzungen, sondern auch nach dem Ableben der Zähringer Hauptlinie den Heimfall des Breisgaus fordern. Die großen Mächte erkannten diesen bodenlosen Anspruch an, weil den Staatsmännern Englands und Rußlands jede Kenntniß der deutschen Verhältnisse fehlte, Hardenberg aber noch immer hoffte, Oesterreich werde das Wächteramt am Oberrhein übernehmen.

Mit diesem Unterhandlungsmittel in den Händen, forderte Metternich nunmehr den sofortigen Austausch von Salzburg gegen die linksrheinische Pfalz. Als Baiern abermals zögerte, verlor er endlich die Geduld und sendete im December den General Vacquant nach München um die Herausgabe unter allen Umständen zu erzwingen; gleichzeitig rückte General Bianchi mit einem österreichischen Heere dicht an die bairische Grenze. Zu spät erkannte jetzt der Münchener Hof, welche Thorheit Wrede begangen

hatte, als er durch sein gehässiges Auftreten in den sächsischen Händeln den so oft erprobten Beistand Preußens verscherzte. König Max Joseph und Montgelas beschworen den preußischen Gesandten Küster, der Wiener Streitigkeiten zu vergessen. Der Staatskanzler erwiderte kühl: „die Zeit wird darüber entscheiden;“ zeigt der bairische Hof in Zukunft freundschaftliche Gesinnungen, so wird der König unser Herr nicht unversöhnlich sein. Dann befahl er dem Gesandten, im Verein mit England und Rußland den österreichischen Unterhändler zu unterstützen.*)

In Altbaiern erregte die Nachricht von Oesterreichs Forderungen leidenschaftlichen Zorn. Das Innviertel war seit Jahrhunderten, bis auf eine kurze Unterbrechung, immer wittelsbachisch gewesen, Salzburg hatte stets zum bairischen Reichskreise gehört und mit den Nachbarn im Kurfürstenthume freundlichen Verkehr unterhalten. Und diese beiden Landschaften mit ihrer rein bairischen Bevölkerung sollte man dahingeben für die entlegene überrheinische Pfalz, deren bewegliches, leichtlebiges Volk dem schweren altbairischen Wesen von Altersher widerwärtig war! Der alte Stammeshaß gegen die Oesterreicher regte sich wieder, die Erinnerungen an die Kämpfe von 1705 und den sagenhaften Schmied von Kochel waren in Jedermanns Munde. Den Salzburgern ward bei schwerer Strafe verboten, von der Abtretung des Landes auch nur zu reden. Marschall Wrede polterte und drohte, und in den Kreisen der Offiziere vernahm man die bittere Klage: „uns fehlt der Schutz Napoleons.“ Am Lautesten zürnte Kronprinz Ludwig; der empfand es als eine Entehrung der neuen Königskrone, daß der Tausch seinem Hause nicht durch freien Vertrag, sondern durch den Befehl der vier Mächte aufgezwungen werden sollte. Auch die literarischen Mordbrenner der Wittelsbacher rückten wieder in's Feuer. Eine grimmige Flugschrift „Entweder — oder“, von Aretin verfaßt und durch den Prinzen Karl massenhaft verbreitet, forderte alle treuen Baiern brüllend auf, „jede Pflugschaar in ein Schwert zu verwandeln, die Zweiherrschaft Oesterreichs und Preußens zu bekämpfen.“ Im Salzburgischen wurde durch die bairischen Beamten eine Petition umhergetragen, welche dem Hofe „hunderttausende von Bajonetten“ freiwilliger Salzburger zur Verfügung stellte: „das Volk ist es, das durch keine Ueberbildung entnervt, mit üppiger Fülle des Jugendalters gerüstet ist; und das Fürstenhaus ist es, das älter als alle anderen! Sollten wir dieses von Oesterreich zu befürchten haben, welches noch kürzlich, als es sich den Absichten Preußens auf Sachsen widersetzte, die edelsten und gerechtesten Grundsätze anerkannte?“ Während das Bajuvarenthum dergestalt den alten Groll gegen die norddeutsche Großmacht von Neuem ausschüttete, sagte König Max Joseph zu Küster: er hoffe auf einen nahen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, dann werde Baiern treu auf Preußens Seite stehen!**)

*) Küsters Bericht 2. Sept. Weisungen Hardenbergs v. 5. Okt. u. 1. Dec. 1815.
**) Küsters Bericht 25. Januar 1816.

Fast schien es, als sollte die Geschichte des deutschen Bundes mit einem Bürgerkriege beginnen. Aber das bairische Heer befand sich in einem kläglichen Zustande, und Metternich hielt seine Forderungen unerschütterlich fest. Er erklärte trocken, die verheißene „Contiguität" des bairischen Gebiets sei durch den Widerspruch der süddeutschen Nachbarstaaten unmöglich geworden, und gestand also mit gewohnter Gewissensruhe ein, daß er zu Ried und Paris seine bairischen Freunde durch unerfüllbare Versprechungen betrogen hatte. Die Wittelsbacher wagten noch einen letzten Versuch. Der König schrieb an Kaiser Alexander, der ihn „aus Rücksicht auf die Ruhe des Deutschen Bundes" dringend zur Nachgiebigkeit ermahnt hatte, und schämte sich nicht, den Czaren zu preisen, weil er das Elsaß den Franzosen bewahrt hatte: „Den großmüthigen, beständigen und anhaltenden Bemühungen Eurer Majestät verdankt Europa vornehmlich seine Befreiung; Ihre Voraussicht vor Allem hat Frankreich dem politischen Systeme Europas erhalten, gegen die Sophismen des Ehrgeizes und gegen das Geschrei der Uebertreibung. Sie werden nicht einem Bundesgenossen, der nur seine Erhaltung verlangt, den gleichen Schutz versagen wollen."*) Bald darauf, im Februar 1816, ging Kronprinz Ludwig nach Mailand um den Kaiser Franz persönlich zu gewinnen. Doch zur selben Zeit traf auch der Freiherr v. Berckheim im Auftrage des badischen Hofes dort ein, da man in Karlsruhe unterdessen erfahren hatte, was in Paris über die Zukunft des Breisgaus und der Jungpfalz beschlossen war; und nunmehr gerieth der österreichische Hof zwischen zwei Feuer. Der badische Minister verwahrte sich feierlich gegen jede Verletzung der Rechte seines Fürsten; der bairische Kronprinz mahnte den Kaiser Franz in seiner aufgeregten Weise an das gegebene Wort und forderte stürmisch das verheißene zusammenhängende Gebiet; der treuherzige Kaiser aber erwiderte den Streitenden achselzuckend: „ich bin ein Körper und eine Seele mit meinen Alliirten und kann nichts ohne sie." Auch Metternich berief sich gelassen auf die Entscheidung der großen Mächte, und wenngleich er dem badischen Staatsmanne den gereizten Ton seines Protestes scharf verwies, so bemerkte Berckheim doch bald, daß Oesterreich nur die Auslieferung Salzburgs erzwingen wollte und keineswegs ernstlich beabsichtigte den Breisgau und die Jungpfalz in Baierns Hände zu bringen.**)

Unverrichteter Dinge kehrte Kronprinz Ludwig heim. Da alle vier Mächte dringend die endliche Beilegung dieser schmutzigen Händel forderten, bei denen die Zweizüngigkeit der Hofburg eine kaum weniger häßliche Rolle spielte, als Baierns gierige Anmaßung, so wich der Münchener Hof einen

*) Kaiser Alexander an Max Joseph 24. December 1815. Antwort des Königs 6. Jan. 1816.

**) Berckheims Bericht an das bad. Ministerium, Mailand 14. Febr. Berckheims Protest 10. Febr. Metternichs Antwort 22. Febr. 1816.

Schritt zurück und gab durch den Vertrag vom 14. April 1816 Salzburg nebst dem Innviertel dahin gegen die linksrheinische Pfalz und einige noch herrenlose Gebiete im Odenwalde. Die salzburgischen Baiern traten sehr ungern unter das Scepter Oesterreichs. Aber ein großer Theil des Landes war Kammergut, Wohl und Wehe der Bevölkerung hing gänzlich von der neuen Landesherrschaft ab, die ihre Macht ohne Härte gebrauchte; so geschah es, daß die Aufregung sich nach und nach legte, und die unnatürliche Trennung von den Stammgenossen dem Völkchen bald selbstverständlich erschien.

Da der bairische Staat durch den Tauschvertrag einen Zuwachs von 85,000 Einwohnern gewonnen hatte, so lag ein Anlaß zu berechtigten Beschwerden nicht mehr vor. Gleichwohl vermochte der Münchener Hof nicht den ununterbrochenen Gebietszusammenhang zu verschmerzen; er forderte, daß ihm in den geheimen Artikeln des Vertrags noch weitere Entschädigungen zugestanden würden. Metternich aber trug kein Bedenken, sich auf Kosten Badens freigebig zu erweisen, weil er voraussah, welchem unüberwindlichen Widerstande seine Versprechungen begegnen würden. In den geheimen Artikeln ward ausbedungen: die badische Pfalz solle nach dem Aussterben der Zähringer Hauptlinie an Baiern zurückfallen; Baiern solle ferner, zum Ersatz für die verlorene Contiguität, so bald als möglich den badischen Main-Tauberkreis und, bis diese Abtretung bewirkt sei, von Seiten Oesterreichs eine jährliche Rente von 100,000 fl. erhalten. Also abermals ein Schritt frivoler Willkür; und Baiern säumte nicht seine angeblichen Ansprüche mit jedem Mittel zu verfechten. Während sein Gesandter bei den Frankfurter Gebietsverhandlungen die Auslieferung des Main-Tauberkreises als ein unbestreitbares Recht forderte, warb Graf Bray um die Gnade des Czaren. Der geängstete badische Hof wehrte sich mit den nämlichen Waffen. Minister Berstett eilte hilfesuchend nach London; nach Petersburg war schon früher ein Prinz der neuen Nebenlinie, Graf Wilhelm von Hochberg gesendet worden. Nachher verdiente sich der brauchbarste Mann des badischen Cabinets, der junge Freiherr v. Blittersdorff an der Newa seine diplomatischen Sporen und suchte mit Hilfe der Kaiserin Elisabeth den bairischen Gesandten aus der Gunst Alexanders zu verdrängen. So währte der schimpfliche Wettkampf der beiden deutschen Höfe um den Schutz des Auslandes viele Monate hindurch, und Kapodistrias rief dem badischen Gesandten verächtlich zu: „Ihr liegt immer vor der Thür der großen Mächte!*) Unterdessen hatte die bairische Regierung ihre Forderungen noch höher gespannt, auf Betrieb des Kronprinzen, der den Einzug in das Heidelberger Pfalzgrafenschloß gar nicht erwarten konnte; im Februar 1817 verlangte sie von den großen Mächten geradezu die Uebergabe der badischen Pfalz.

*) Blittersdorffs Berichte aus Petersburg 5. Juni ff. 4. September 1818.

Diese neue Anmaßung Baierns trieb den preußischen Staatskanzler endlich aus seiner Zurückhaltung heraus. Hardenberg war bisher sehr behutsam verfahren, da er Oesterreich nicht verletzen wollte und sich selbst durch die Vereinbarungen von Ried und Paris etwas gebunden fühlte. Ein solcher Anspruch rechtswidriger Ländergier aber schien ihm „dem Zwecke des Deutschen Bundes geradeswegs zuwiderzulaufen“; niemals wollte er zugeben, daß Baiern die süddeutschen Kleinstaaten von dem Norden abtrenne. Er änderte daher sofort den Ton, ließ in Wien und München entschieden erklären, Preußen werde schlechterdings keine Gewaltmaßregeln gegen Baden dulden, und blieb fortan ein treuer Beschützer des Karlsruher Hofes. Der König von Württemberg erkannte die veränderte Haltung des Berliner Cabinets dankbar an, und auch die Hofburg war insgeheim über Preußens Auftreten erfreut, denn Metternich verkannte nicht, daß die Uebermacht Baierns im deutschen Süden dem österreichischen Interesse zuwiderlief; er konnte nur von seinen eigenen unredlichen Versprechungen sich nicht förmlich lossagen.*) Indeß die letzte Entscheidung aller Gebietsfragen lag bei der Gesammtheit der vier Mächte, und da Kaiser Alexander noch keinen klaren Entschluß gefaßt hatte, ja eine Zeit lang sich sogar den bairischen Ansprüchen günstig zeigte, so blieben die widerwärtigen Händel noch immer in der Schwebe; sie verbitterten sich von Monat zu Monat und wirkten auf das nachbarliche Verhältniß der süddeutschen Staaten wie auf den Gang ihres Verfassungslebens tief und nachhaltig ein. Die beiden deutschen Großmächte aber hatten schon im September 1816 eingesehen, daß der Bundestag nun doch eröffnet werden mußte bevor die Gebietsstreitigkeiten ihren Austrag gefunden hatten. —

Zum allgemeinen Erstaunen der diplomatischen Welt ließ der Wiener Hof dem Freiherrn v. Stein zweimal die Stelle des österreichischen Bundesgesandten antragen. Wie niedrig mußte Metternich noch von der Bedeutung des Bundestags denken, wenn er dem Manne, den er als das Haupt der deutschen Jakobiner verabscheute und zudem wegen seiner überspannten Ideen verachtete, die Leitung dieser Versammlung anbieten konnte! Stein lehnte ab, schwerlich zur Ueberraschung der Hofburg; er wußte, daß er als Metternichs Untergebener eine seiner würdige Wirksamkeit nicht finden würde. Dann fiel die Wahl des Wiener Cabinets auf den greisen Minister Albini, den letzten kurmainzischen Directorialgesandten am alten Reichstage. Das Regensburger Treiben sollte in Frankfurt gemächlich fortgesetzt werden; der das alte Reich zum Grabe geleitet hatte, war der rechte Mann um den neuen Bund aus der Taufe zu heben. Aber der altersschwache Herr starb schon im Januar 1816 noch bevor er sein Amt angetreten hatte; und nunmehr wurde der österreichische Gesandte in Cassel,

*) Krusemarks Bericht v. 5. März. Küsters Bericht v. 14. März. Hardenbergs Weisungen v. 28. Febr., 4. März, 12. April 1817.

Graf Buol auf die erledigte Stelle berufen, ein mittelmäßiger Kopf ohne Urtheil und Haltung, doch immerhin schlau genug um in aller Gemüthlichkeit ein kleines Ränkespiel anzuspinnen oder die unterthänigen Diplomaten der Kleinstaaten durch überströmende Schmeichelei und gelegentliche Lügen zu gewinnen.

Auch Hardenberg dachte für den preußischen Gesandtschaftsposten zunächst an Stein. An dieser Stelle schien der gefürchtete Nebenbuhler ungefährlich; sein großer Name sollte der Nation für die deutsche Gesinnung der preußischen Regierung bürgen. Der Freiherr zeigte sich anfangs bereitwillig, aber nach dem zweiten Pariser Frieden lehnte er verstimmt den Antrag ab: sein altes Mißtrauen gegen den Staatskanzler hatte sich in den letzten Monaten bis zu ungerechter Verachtung gesteigert, und von dem Bundestage erwartete er jetzt kein Heil mehr. Nach längerem Schwanken wendete sich Hardenberg endlich an den Gesandten in Cassel, v. Hänlein, einen älteren Diplomaten aus der fränkischen Beamtenschule, der sich wie Albini seine Kenntniß der deutschen Dinge am Regensburger Reichstage erworben hatte. Die unglückliche Wahl rächte sich schnell. Der neue Gesandte bereitete seinem Staate noch vor der Eröffnung des Bundestags eine empfindliche Niederlage, welche die ohnehin schwierige Stellung Preußens am Bunde auf lange hinaus verdarb — ein würdiges Vorspiel und Vorbild für den gesammten Verlauf der Bundesgeschichte.

Am 23. Januar 1816 erklärte sich Hänlein bereit die Stelle anzunehmen. Obgleich er an den Bestand und die segensreiche Wirksamkeit des Bundestags noch keineswegs glauben wollte, so verließ er sich doch auf seine reichen Regensburger Erfahrungen, sowie auf die Freundschaft des Grafen Buol, seines allezeit verbindlichen und vertrauensvollen Casseler Amtsgenossen, und übersandte dem Staatskanzler sogleich eine Denkschrift: „Was ist von dem Deutschen Bundestage zu Frankfurt zu erwarten?“ Dem Kenner der alten Reichsverfassung entging nicht, daß Oesterreich, das doch „nur ein halbes Interesse an Deutschland nehmen könne“, eine für Preußen ganz unerträgliche Führerstellung gewonnen hatte: die neue Präsidialmacht mußte, da sie die Geschäfte allein leitete, am Bundestage bald ungleich mächtiger werden als vordem der Kaiser auf dem Reichstage. Er hob sodann hervor, wie durch die Bedingung der Einstimmigkeit bei allen organischen Einrichtungen jede friedliche Fortbildung des Bundes verhindert werde, „als ob man dessen Leben und thätiges Wirken in der Geburt ersticken wollte.“ Angesichts solcher Zustände könne das verzweifelnde norddeutsche Volk leicht zu dem Entschlusse gelangen, dem preußischen Staate durch eine Revolution die Oberherrschaft in Deutschland zu erringen. Um diese Gefahr abzuwenden, bleibe nur noch ein Mittel: die Theilung der Herrschaft zwischen den beiden Großmächten. Oesterreich nimmt die Kaiserwürde wieder an, Preußen erhält den Titel des deutschen Königs; dann übernehmen beide Staaten fest verbunden und völlig gleich-

berechtigt, mit der Macht und dem Ansehen eines wirklichen „Oberhauptes“ die gemeinsame Leitung des Bundes.*)

Als Hänlein im März auf kurze Zeit nach Frankfurt kam, ward er von Buol mit offenen Armen aufgenommen und legte seine Denkschrift sofort dem treuen Freunde, nachher auch dem älteren Wessenberg vor, der als Mitglied der Territorialcommission in Frankfurt weilte. Buol erklärte mündlich mit gewohnter Ueberschwänglichkeit sein herzliches Einverständniß; Wessenberg dankte in einem verbindlichen Billet für das vortreffliche Memoire und schloß: „Kommen Ew. Exc. bald mit Instruktionen zurück, die Ihren Ansichten entsprechen, und es wird schon viel gewonnen sein!“ Solcher Erfolge froh eilte Hänlein jetzt nach Berlin, entwickelte seinen großen Plan nochmals in einer ausführlicheren Denkschrift**), betheuerte heilig, der Zustimmung des Wiener Hofes gewiß zu sein. Hardenberg aber nahm die unwahrscheinliche Versicherung für baare Münze; den österreichischen Freunden gegenüber blieb der Vielerfahrene immer kindlich arglos, er wollte nicht glauben, daß Metternichs so oft wiederholte vertrauliche Aeußerungen über die Nothwendigkeit der deutschen Zweiherrschaft nur leere Worte waren. Er ließ also durch Hänlein einen förmlichen Staatsvertrag ausarbeiten, der zwischen den beiden Großmächten sofort vereinbart und dann den vertrauten kleinen Höfen als vollendete Thatsache vorgelegt werden sollte. Da der Staatskanzler, seiner alten Ansicht getreu, die Bestimmungen über den deutschen Kaiser- und Königstitel strich, so beschränkte sich der Entwurf auf zwei Hauptforderungen: Gleichstellung der beiden Großmächte am Bundestage, dergestalt, daß Oesterreich den Vorsitz übernimmt, Preußen aber, wie vormals Kurmainz, das Protokoll führt und die Beschlüsse ausfertigt; sodann Unterordnung der ganz kleinen norddeutschen Contingente unter Preußens, der süddeutschen unter Oesterreichs Oberbefehl. Den letzteren Vorschlag führte eine Denkschrift des Kriegsministers Boyen näher aus. Sie vermied sorgsam jede Kränkung des Selbstgefühls der Mittelstaaten und verlangte nur was schlechthin unerläßlich war um das deutsche Bundesheer vor der baaren Anarchie zu bewahren: Mecklenburg, Kurhessen, Anhalt, Nassau und ein Theil der thüringischen Staaten sollten sich an Preußen anschließen, Baden, Darmstadt, Lichtenstein an das österreichische Heer; die übrigen winzigen Contingente wurden theils den vier kleinen Königreichen, theils einem besonderen niederdeutschen Corps zugewiesen.***) Mit diesen Aufträgen kehrte Hänlein gegen Ende Juni nach Frankfurt zurück; so lange währte es bis Hardenberg inmitten der massenhaften Verwaltungsgeschäfte dieser Uebergangszeit einen freien Augenblick für die Bundesangelegenheiten fand.

*) Hänleins Bericht und Denkschrift an den Staatskanzler, 23. Januar 1816.

**) Wessenberg an Hänlein, 11. März. Hänleins Bericht und Denkschrift an Hardenberg 24. März 1816.

***) Boyen, Gedanken über die Militär-Verfassung von Deutschland.

Mittlerweile hatte Graf Buol die Abwesenheit seines preußischen Amtsgenossen geschickt benutzt und den Samen der k. k. Bundesgesinnung auf dem dankbaren Frankfurter Boden reichlich ausgestreut. Die kleinen Gesandten berichteten mit Entzücken, wie herablassend der Oesterreicher auftrat: nicht einmal ein primus inter pares wollte er heißen, nur ein servus servorum! Noch erfreulicher war die beglückende Gewißheit, daß Oesterreich an eine Umgestaltung und Erweiterung des übereilten Verfassungswerkes nicht im Entferntesten dachte. Die Bundesakte ist wie die Bibel, meinte Buol, man darf sie nur auslegen, nie verändern. Der badische Gesandte Berstett, ein behäbiger Herr, der sich aus dem Frankfurter Frohndienste oftmals nach Paris und dem üppigen Tische der Frères Provençaux zurücksehnte, schrieb befriedigt nach Hause: Niemand wagt mehr an dies Meisterwerk zu rühren; die Bundesakte wird als ein Heiligthum betrachtet, namentlich von den kleineren Staaten.*) Mehrere der Mittelstaaten zeigten sich von Haus aus entschlossen, dem Bundestage niemals eine ernsthafte Wirksamkeit zu gestatten. Der König von Württemberg erklärte jetzt nachträglich seinen Beitritt zum Bunde mit der ausdrücklichen Bemerkung, die letzte Hälfte der Bundesakte scheine für den Zweck des Bundes nicht erforderlich. Aehnliche Gesinnungen hegte der hessische Kurfürst; ihn vertrat in Frankfurt sein Günstling Buderus von Carlshausen, ein anrüchiger Geizhals, der sich das Vertrauen seines Herrn durch kunstvolle Ausnutzung der Heller-Brüche in den Rechnungen der kurfürstlichen Kriegskasse erworben hatte. Auch von den meisten andern Gesandten konnte Berstett mit Genugthuung melden, sie seien allesammt darin einig, nicht einmal den Schein eines gefährlichen Einflusses zu dulden; wenn Oesterreich und Preußen mit Plänen für das Bundesheerwesen hervorträten, so solle man nur sogleich irgend ein Gegenprojekt aufstellen, denn „dessen Unausführbarkeit muß erst bewiesen werden, bevor man es verwerfen kann".**) Niemand aber verstand die Gedanken des verstockten Particularismus so urkräftig auszusprechen wie der nassauische Gesandte Freiherr v. Marschall; der schaltete daheim als allmächtiger Minister mit rheinbündischer Beamtenwillkür und kam gelegentlich auf seinen Frankfurter Posten herüber um die schwachen Gemüther durch sein despotisches Gebahren und plumpes Schelten wider die deutschthümelnden Demagogen aufzurichten.

Die Hintergedanken dieser Höfe verriethen sich sogleich, als man erfuhr, daß England und Rußland beabsichtigten, ihre bei der Territorialcommission beschäftigten Diplomaten als Gesandte beim Bundestage zu beglaubigen. Alle Welt wußte, daß dieser Bund ohne Haupt keine auswärtige Politik treiben, höchstens in Nothfällen einmal einen Gesandten in

---

*) Berstetts Berichte 16., 18. December 1815.
**) Berstetts Bericht 12. November 1816.

das Ausland senden konnte; sollte er gleichwohl die regelmäßige Anwesenheit fremder Diplomaten ertragen? Unterdessen war bereits Graf Reinhard als französischer Gesandter bei dem noch uneröffneten Bundestage eingetroffen. Der geistreiche Deutsch-Franzose zählte zu jenen seltsamen, aus Idealismus und halb unbewußter Verlogenheit gemischten Charakteren, wie sie das heimathlose Leben der alten deutschen Kleinstaaterei so häufig erzog. Im Grunde des Herzens blieb er immer der gelehrte schwäbische Theolog und folgte mit freudigem Verständniß den kühnen Flügen des deutschen Genius; er glaubte wirklich als ein guter Deutscher zu handeln, da er einst im Dienste Napoleons die Rheinbundsstaaten überwachte, und trug jetzt wieder kein Bedenken, im Namen des Allerchristlichen Königs gegen das siegreiche Deutschland eine Sprache zu führen, die an die Zeiten Ludwigs XIV. erinnerte. In einer an die Bundestagsgesandten vertheilten Denkschrift fragte er höhnisch: ob der Deutsche Bund etwa auf alle auswärtigen Beziehungen verzichten wolle, wie einst die Türkei oder der Convent unter Robespierre? Welch ein unbilliges Vorrecht für die fremden Mächte Oesterreich, Preußen, England, Niederland, Dänemark, wenn sie am Bundestage vertreten sein sollten und die übrigen Mächte nicht! Ein deutscher Bund ohne regelmäßigen Verkehr mit dem Auslande wäre nichts anders als ein neuer Rheinbund, da dann Deutschlands auswärtige Politik allein in Wien und Berlin entschieden werden müßte. „Die Anwesenheit der fremden Gesandten in Frankfurt wird dazu beitragen, daß der Bund in dem wahren Geiste der Bundesakte gehandhabt wird.“ Zuletzt forderte Reinhard seine Zulassung kurzweg als ein Recht; denn sollte man in Frankfurt dereinst beschließen die Bundesakte „durch eine bessere Ordnung der Dinge zu ersetzen“, so wären alle europäischen Mächte befugt bei dieser Aenderung der Wiener Verträge mitzuwirken!

Der Franzose wußte wohl, was er sich gegen die kleinen deutschen Fürsten erlauben durfte; sie alle fanden die Forderung des Tuilerienhofes selbstverständlich. Der badische Minister v. Hacke schrieb sofort an Berstett: die Gesandten von Frankreich, Rußland und England müssen durchaus in Frankfurt bleiben, „da diese Mächte immer ein Schutz und eine Stütze für die deutschen Souveräne gegen Oesterreich und Preußen sind“.*) Was der badische Hof in einer geheimen Instruktion verbarg, das sprach Aretin in seiner Alemannia offen aus. Auch der Gießener Statistiker Crome, ein alter Bonapartist, der jetzt den Mantel des deutschen Patrioten umhing, erwies in seiner Schrift „Deutschlands und Europas Staats- und Nationalinteresse“: die Einheit Europas und Deutschlands erscheine dann erst gesichert, wenn jede europäische Macht von Rechtswegen bei dem deutschen Bundestage mitreden könne!

---

*) Reinhard, mémoire sur les légations à Francfort. Hacke, Weisung an Berstett, 6. März 1816.

Nur der Berliner Hof trat den Ansprüchen des Auslandes entschieden entgegen und stellte jetzt schon eine, leider keineswegs unanfechtbare, Rechtsansicht auf, welcher Preußen seitdem immer treu geblieben ist: die Behauptung nämlich, daß die europäischen Mächte, als sie die ersten Artikel der Bundesakte in die Wiener Schlußakte aufnahmen, zwar den Bestand des Deutschen Bundes anerkannt, doch mit nichten eine Bürgschaft für seine Verfassung übernommen hätten. Schon im Februar erinnerte eine preußische Denkschrift an die trostlosen letzten Regensburger Erfahrungen: der Deutsche Bund sei nun einmal nur ein Staatenbund ohne wirkliche Centralgewalt; „das Leben dieses Bundes als solchen muß gegen das Ausland in dem Begriff von Ruhe liegen.“ Dem Wiener Hofe stellte Hardenberg dringend vor: stehende auswärtige Gesandtschaften könnten bei einer solchen Bundesversammlung nur gefährliche Einmischungsversuche hervorrufen.*) Aber Czar Alexander stand auf Frankreichs Seite und ließ, um die Besorgnisse des preußischen Hofes zu beschwichtigen, die ostensible Weisung, welche dem Gesandten Anstett nach Frankfurt geschickt wurde, in Berlin vorlegen. Sie lautete kindlich unschuldig: „Als Minister des Kaisers haben Sie keine Meinung über die inneren Angelegenheiten des Deutschen Bundes. Es ist nützlich, es ist nothwendig, daß Sie auch persönlich keine Meinung darüber haben. Der Kaiser wünscht es.“**) Damit war die vollkommene Harmlosigkeit der auswärtigen Gesandtschaften für die Patrioten des Bundestags erwiesen. Es ließ sich jetzt schon vorhersehen, daß Preußens Widerspruch erfolglos bleiben und der Bundestag auch in der auswärtigen Politik der würdige Erbe des Regensburger Reichstages werden sollte: selber unvertreten im Auslande und dem geheimen Ränkespiele der fremden Mächte wehrlos ausgesetzt.

Neben jenen Vertretern des ungeschminkten Particularismus hatte sich auch eine lange Reihe wohlmeinender, patriotischer Staatsmänner aus den kleinen Staaten eingefunden: so die Hanseaten Smidt und Hach, der Mecklenburger Plessen, der schon von Wien her als ein sachkundiger und redlicher Geschäftsmann bekannt war, der Holsteiner Eyben und, nicht zuletzt, der unvermeidliche Gagern. Wie glückselig fühlte sich der Rastlose in diesen ersten Monaten, da noch keine Geschäfte vorlagen und Jeder noch nach Belieben dem ungeborenen Bundestage den Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen pflastern konnte! Mit gewohnter Selbstgefälligkeit legte er, ungeschreckt durch die kühlen Erwiderungen, den Wiener und den Berliner Staatsmännern die endlose Liste seiner Wünsche vor. „Pest, Sklaverei, Judenthum, Fanatismus, Handelssperre, Colonisation, Literatur, Künste und Handwerke, Lob unserer großen Männer“ — alle diese und

*) Hardenberg, Denkschrift über die fremden Gesandtschaften, Februar 1816. Weisung an Krusemark 11. Mai 1816.

**) Ministerialschreiben an Anstett, Petersburg 9. August 1816.

zählige andere Angelegenheiten sollten den Bundestag beschäftigen, auf
ssen Tische der entzückte Luxemburger schon Krone und Scepter liegen
h.*) Aber auch die Ruhigen in diesem kleinstaatlichen Kreise erfüllte
t unermeßlicher Dünkel. Der alte Wahn der deutschen Libertät schmückte
h mit neuen Federn. Durch die schrankenlose Souveränität waren Lippe,
beck und Preußen einander völlig gleichgestellt; kein Zweifel also, daß
s Nebeneinander von neununddreißig vollkommen gleichen und vollkommen
bständigen Staaten ganz von selbst, allein durch die Wunderkraft der
nigkeit, eine großartige politische Wirksamkeit entfalten mußte, wenn man
r jedem einzelnen Bundesgliede sorgsam verbot einen gefährlichen über-
ichtigen Einfluß auszuüben!

Selbst der nüchterne Republikaner Smidt, der in allen Angelegen-
iten seines geliebten Bremens stets den sicheren und weiten Blick des
ten Staatsmannes bewährte, selbst dieser bedeutendste Kopf der Frank-
rter Versammlung lebte sich bald ein in die Traumwelt des Foederalismus
d setzte den redlichen patriotischen Eifer, der ihn selber beseelte, arglos
ch bei seinen Genossen voraus. Wie herrlich, daß nunmehr ganz Deutsch-
nd eine große Staatenrepublik bildete und die Souveränität von den
nzelnen ausging! Nur sollten diese souveränen Einzelnen auch nach re-
blikanischer Art durchaus als Gleiche behandelt werden; denn warum
nnte nicht auch in Deutschland „das Heil so gut von Nazareth wie von
rusalem kommen"? Die souveränen Hansestädte mußten endlich „aus
r Roture heraus", sie durften sich nicht mehr mit so bescheidenen Um-
ngsformen begnügen, wie einst da sie noch den kaiserlichen Adler auf
en Münzen führten; das ging doch nimmermehr an, daß der olden-
rgische Nachbar einen Hohen Bremer Senat auch fürderhin im Rescrip-
stile mit seinem unehrerbietigen „Wir Peter" anredete! Der Hoffnungs-
lle sah in diesem Bunde der Gleichen das Mittel die deutschen Groß-
ichte zur Gerechtigkeit zu erziehen und behauptete: „große Staaten bringen
raft und Stärke in den Bund, die kleineren Liebe zur Gerechtigkeit und
nstitutionsfähigkeit." Doch hütete er sich wohl, näher anzugeben, warum
ecklenburg constitutionsfähiger war als Preußen? und welche Art von
rechtigkeit der König von Preußen bei dem hessischen Kurfürsten, dem
nnoverschen Prinzregenten oder dem württembergischen Könige lernen
lte?

Ihren literarischen Widerhall fanden die Meinungen dieser wohlge-
nten Foederalisten in der Schrift von Heeren „Der Deutsche Bund in
nem Verhältniß zu dem europäischen Staatensysteme". Der Göttinger
storiker, ein achtungswerther Vertreter der alten, dem Leben entfrem-
en Stubengelehrsamkeit, hatte sich kürzlich eine Weile in Frankfurt auf-
halten, mit Smidt und den anderen Bundesgesandten viel verkehrt und

*) Gagern an Metternich und Hardenberg, 3. Mai. Hardenbergs Antwort 18. Juni 1816.

entwarf nun ein bezauberndes Bild von der großen Zukunft des Deutschen Bundes, das freilich in der verstimmten Nation nur noch wenige Gläubige fand. Soeben erst war ein Menschenalter voll Blut und Gräueln über die Welt dahin gegangen, weil Deutschland in seiner Zersplitterung sich nicht vertheidigen konnte. Und Angesichts solcher Erfahrungen erklärte Heeren wieder, fast mit den nämlichen Worten wie einst Johannes Müller zur Zeit des Fürstenbundes: die Freiheit Europas beruhe auf der lockeren Ordnung Deutschlands, denn welche fremde Macht könnte sich ihres Besitzes ruhig freuen, wenn Deutschland zu einer großen Monarchie vereinigt wäre? Auch die Buntheit unserer inneren Zustände fand er sehr heilsam; wenn der Deutsche auch „Proben" einer anderen Staatsordnung stets vor Augen habe, so bleibe er vor einseitiger Beschränktheit bewahrt. Diese reichhaltige, für die Professoren des Staatsrechts allerdings unschätzbare, politische Naturaliensammlung mußte aber — dies schien dem Göttinger gar keines Beweises zu bedürfen — von allen großen Mächten als die gebietende Centralmacht des Welttheils, als „der Friedensstaat von Europa" anerkannt werden; noch eine kurze Frist, und Frankfurt ward, wie einst der Haag, „der Mittelpunkt des Staatensystems", der Bundestag erweiterte sich zu einem europäischen Senate!

In der That hatte sich schon jetzt an den großen Höfen eine bestimmte Meinung über die Frankfurter Versammlung ausgebildet; nur lautete sie minder schmeichelhaft als Heeren wähnte. Der Bundestag galt bereits, wie seitdem immer bis zu seiner Auflösung, als die große Börse für den subalternen diplomatischen Klatsch Europas. Seit vielen Monaten trieb sich dieser Schwarm von kleinen Diplomaten beschäftigungslos in Frankfurt umher. Was blieb den Armen zu thun als kleine Kabalen zu schmieden, Geschichten umherzutragen und die Bevollmächtigten des Vierbundes, die in der großen Territorialcommission beschäftigt waren, Wessenberg, Humboldt, Clancarty und Anstett, wetteifernd auszuhorchen? Wer in diesem geschäftigen Müßiggange obenauf bleiben wollte, mußte sich durch pikante Neuigkeiten oder durch ausgesuchte Tafelgenüsse unentbehrlich machen; wie oft hat der Bremer Senat dem getreuen Smidt eine Spende aus seinem weltberühmten Rathskeller gesendet, damit Graf Buol die Schildkröten, die Neunaugen und die anderen Herrlichkeiten des hanseatischen Tisches um so schmackhafter fände. Von den Geheimnissen der großen Höfe erfuhren die Kleinen freilich so wenig, daß ihnen selbst der wirkliche Sachverhalt der unglücklichen Unternehmung Hänleins immer verborgen blieb.

Um so üppiger blühte die Mythenbildung, und sie richtete unausbleiblich ihre Spitze gegen den Staat, der mit seinem Volksheere und seinem leuchtenden kriegerischen Ruhme Allen als der geborene Todfeind der neu hergestellten Regensburger Herrlichkeit erschien. Zudem verstand Humboldt unter allen den Gesandten der vier Mächte am Wenigsten, die Eitelkeit der kleinen Diplomaten zu schonen; nur zu oft ließ er sie seine Ueber-

legenheit durch schneidende Sarkasmen und abweisende Kälte empfinden. Die meisten standen vor ihm mit ähnlichen Gefühlen wie der Hund vor einem Glase Wein. Man wußte, daß Humboldt das Ministerium des Auswärtigen zu übernehmen hoffte, aber bei Hardenbergs unversöhnlichem Mißtrauen seinen Wunsch nicht durchsetzen konnte. Natürlich, daß die rein persönliche Gegnerschaft der beiden Staatsmänner sofort als politische Feindschaft gedeutet und Humboldt als der geheime Führer der preußischen Umsturzpartei verrufen wurde. Keine radikale Tollheit, die man ihm nicht zutraute. Die Diplomaten in Wessenbergs Hause wußten ganz sicher, daß Preußen einen Krieg auf Leben und Tod gegen die Mittelstaaten vorbereitete; schon habe Humboldt einen Verfassungsplan „von beispielloser Liberalität“ ausgearbeitet; sobald Blücher nach Berlin zurückkomme, wolle „diese exaltirte Armee“ dem Könige eine Bittschrift überreichen und fordern, daß das Heer, wie einst Cromwells Dragoner, durch Armeedeputirte in dem preußischen Reichstage vertreten werde.*) Mit Begierde verschlangen die Bundesgesandten einen Brief, welchen der liberale württembergische Minister Wangenheim zur Empfehlung seines Verfassungsentwurfs an seinen König gerichtet und sofort veröffentlicht hatte. Darin ward Preußen als ein durch Geheimbünde völlig zerrütteter Staat geschildert und dann dem Stuttgarter Despoten die Lockung vorgehalten: wenn in Preußen eine Revolution ausbräche und zugleich im Süden ein deutscher Staat mit einer freien Verfassung bestände, so wäre ein Umschwung der Dinge möglich, wie ihn die kühnste Phantasie kaum ersinnen könnte!

So war die Stimmung am Bundestage, als Hänlein mit seinen vertraulichen Aufträgen zurückkehrte. Graf Buol besaß ein unfehlbares Mittel um die preußischen Vorschläge sofort zu beseitigen; er brauchte sie nur den kleinen Genossen mitzutheilen und er stand nicht an diese Waffe zu gebrauchen. Der zärtliche Freund, der im Winter der ersten Anfrage so freundlich entgegengekommen war, nahm jetzt, wie Hänlein klagte, die neue Eröffnung sehr tragisch auf (30. Juni); er hielt sich verpflichtet sogleich mit den andern Gesandten Rücksprache zu nehmen und zwang dadurch den Preußen, auch seinerseits das Geheimniß zu brechen. Der Erfolg war augenblicklich und vollkommen. Ein Aufschrei der Entrüstung ging durch den gesammten Bundestag. Wie, dieser revolutionäre Staat unterstand sich, die kaum erst abgeschlossene Bundesakte, die Bibel Buols, anzutasten und forderte sogar den Oberbefehl über die Kriegsmacht einiger Souveräne! Jedermann überhäufte den ungeschicktesten aller preußischen Diplomaten mit Vorwürfen; selbst der ruhige Plessen sagte ihm in's Gesicht: „der Bund kann auch ohne Preußen bestehen.“ Der Staatskanzler war auf das Peinlichste überrascht, als er in Karlsbad von diesen Frankfurter Auftritten hörte und gleichzeitig unmittelbar aus Wien erfuhr, daß

*) Berstetts Berichte 16. December 1815, 6. März 1816.

Metternich die preußischen Vorschläge nicht annehmen wollte. Was blieb übrig als den begangenen Fehler, an dem Hardenbergs Leichtgläubigkeit kaum weniger Schuld trug, als Hänleins Ungeschick, sogleich zurückzunehmen? Am 9. August wurde Hänlein abberufen. Sein erzürnter Chef warf ihm vor, daß er durch irrige Berichte seinen Hof zu falschen Schritten verleitet und dann durch öffentliche Behandlung der Sache ein höchst nachtheiliges Aufsehen erregt habe: „der gute Erfolg des Bundes hängt von dem vollkommensten Einverständniß zwischen Preußen und Oesterreich ab; Niemand darf eine Divergenz der Meinungen zwischen beiden für das Wohl Europas und Deutschlands eng verbündeten Höfen auch nur ahnen."*) Gleichzeitig ward Humboldt mit der vorläufigen Vertretung der Bundesgesandtschaft beauftragt, und ihm gelang durch entschlossene Haltung das erschütterte Ansehen Preußens so weit wieder herzustellen, daß Graf Buol in den vorbereitenden Sitzungen des Bundestages keinen Schritt ohne seine Zustimmung wagte. Aber die bösen Folgen der erlittenen Niederlage wirkten lange nach. Preußen und das ländergierige Baiern wurden noch drei Jahre lang allgemein als die ehrgeizigen Störenfriede des Bundes beargwöhnt; von einer preußischen Partei, die doch in Regensburg niemals ganz gefehlt hatte, war in Frankfurt vorderhand keine Spur zu finden, und der Einfluß der norddeutschen Großmacht auf die Bundesverhandlungen blieb so bescheiden, daß die süddeutschen Staatsmänner späterhin diese ersten Jahre als die goldene Zeit des Bundestages zu bezeichnen pflegten.**)

Humboldt aber bildete sich schon aus den Erfahrungen dieser ersten Wochen eine hoffnungslose, und leider vollkommen richtige Ansicht von dem Deutschen Bunde und entwickelte sie in einer großen Denkschrift vom 30. September 1816, welche nachher der Instruktion des preußischen Bundesgesandten zu Grunde gelegt wurde.***) Hier ward das „höchst unförmliche, auf Nichts mit einiger Sicherheit ruhende Gebäude" der Bundesverfassung drastisch geschildert, dazu „die ungeheure Erschwerung" aller Beschlüsse, also daß „man kaum begreift, wie über einige Punkte ein Beschluß möglich sei". Daraus folgt, daß Preußen zwar mit Oesterreich ein gutes Verständniß bewahren, aber sich begnügen muß, am Bundestage nur „eine allgemeine Sprache" zu führen. Die wirkliche Ausführung gemeinnütziger Institutionen läßt sich nur erreichen „in dem einzelnen Verkehr mit den deutschen Staaten selbst. Es muß in der Politik Preußens liegen, diese Nachbarstaaten in sein politisches und selbst administratives System bis zu einem gewissen Punkt zu verweben." Das ganze Programm der preußischen Bundespolitik lag in diesen Worten. Noch bevor der Bundestag

*) Hänleins Bericht 2. Juli. Hardenbergs Antwort 9. August. Berstetts Bericht 1. Juli 1816.

**) So Blittersdorff in seiner Denkschrift über die Bundespolitik v. 18. Febr. 1822.

***) Veröffentlicht von C. Rößler, Zeitschrift für preußische Geschichte 1872.

in's Leben getreten war sprach Humboldt aus, was die Erfahrung eines halben Jahrhunderts bestätigen sollte: daß in Frankfurt nur die Phrase der deutschen Politik gedeihen konnte, alle Geschäfte der nationalen Staatskunst von Berlin aus durch Verhandlungen mit den Einzelstaaten betrieben werden mußten.

Am 5. Novbr. 1816 wurde die Bundesversammlung endlich eröffnet. Nach Hänleins Niederlage hatte Buol schon in den vorbereitenden Sitzungen die gesammte formelle Leitung ohne Widerspruch an sich genommen. Die Führung des Protokolls ward, auf Humboldts Verlangen, nicht dem eitlen Friedrich Schlegel anvertraut, der schon auf dem Wiener Congresse durch seinen clericalen Eifer und durch seine Knittelverse wider die „Nord- und Norddeutschen" den Zorn der Preußen erregt hatte, sondern einem harmlosen k. k. Hofrath v. Handel, dessen entsetzliches Deutsch den dürftigen Inhalt der Verhandlungen noch lächerlicher erscheinen ließ. Der hohe Rath der deutschen Nation versammelte sich in dem Thurn- und Taxis'schen Palaste auf der Eschenheimer Gasse, wo die k. k. Gesandtschaft zur Miethe wohnte, und blieb fortan durch ein halbes Jahrhundert der bescheidene Miether des Taxis'schen Fürstenhauses. Da die Mittelstaaten von dem Wiederaufleben des alten Reichsadlers nichts hören wollten, so trugen die veröffentlichten Protokolle auf ihrem Titelblatte das österreichische Wappen mit der Umschrift „Kaiserlich Oesterreichische Bundeskanzley". Es schien, als tage hier wirklich nur eine k. k. Provinzialbehörde. Die Präsidialmacht verschuldete auch, daß beim Anbruch dieser neuen Epoche deutscher Geschichte nicht einmal der Segen Gottes angerufen wurde. Buol weigerte sich an einem evangelischen Gottesdienste theilzunehmen, er verlangte ein Hochamt in dem alten Kaiserdome, obgleich fünf Sechstel der Souveräne des neuen Deutschlands protestantisch waren, und wollte dann statt der unterbliebenen kirchlichen Feier eine Festvorstellung im Theater veranstalten, was Humboldts guter Takt noch glücklich vereitelte.

Als die Mitglieder des Bundestags allesammt, von der Wache mit präsentirtem Gewehr und gesenkter Fahne begrüßt, vor dem k. k. Gesandtschaftshotel vorgefahren waren, las Graf Buol eine Rede ab, deren sinnloser Wortschwall gebildeten Hörern geradezu als eine Beleidigung erscheinen mußte: sie zeigte anschaulich, welcher Barbarei herz- und ideenlose Politiker verfallen, sobald sie versuchen pathetisch zu werden. Der Vortrag war dem Gesandten von Metternich selbst zugeschickt worden, der es nicht der Mühe werth gehalten hatte die classische Feder seines [illegible] zu benutzen: Buol selbst fand ihn unpassend und verlas aus [illegible] nur einen Theil.* Hohlere Phrasen hatten doch selbst die unre[illegible] teutschen Studenten noch nie gebraucht, als hier der Wiener Ho[illegible] ambub: „Im Teutschen als Menschen, und ohne alle willkürl[illegible]

* Humboldts Bericht [illegible] 6. November 1816.

formen, liegt schon das Gepräge und der Grundcharakter desselben als Volk. Das Nationalbedürfniß sei die Schöpferin und der Leitstern bei allen nationellen Formen, und alsdann geht man verbürgt zum wahren, zum höchsten Ziel!" Die Rede schilderte darauf den Verfall Deutschlands während der letzten Jahrhunderte: „ich fahre fort den Weg zu verfolgen, wohin mich der berührte neigende Gipfel geschwächter Nationalität führt." Sie rühmte darauf, Dank dem Deutschen Bunde erscheine Deutschland jetzt wieder „als Macht in der Reihe der Völker. In dieser Art halten wir uns fest auf dem Gipfel, wo ein großes Volk in der Mannichfaltigkeit seiner bürgerlichen Formen der großen Bestimmung der Menschheit und seiner Entwickelung frei entgegengeht, zugleich aber ein einziges Ganzes in nationeller Beziehung ausmacht!" Zum Schluß betheuerte der Gesandte inbrünstig „die Deutschheit seiner Gesinnungen"; er versicherte nochmals, sein Kaiser betrachte sich „als vollkommen gleiches Bundesglied", und erinnerte — mit einem freundschaftlichen Seitenhiebe gegen Preußen, der sogleich von allen Seiten verstanden wurde — an „jene glückliche, zum gegenseitigen Vertrauen berechtigende Lage, daß Oesterreich auf deutschem Boden ebensowenig eine Eroberung als eine eigenmächtige Erweiterung seines Standpunktes im Deutschen Bunde beabsichtigen will oder auch nur beabsichtigen kann"!

Hierauf erwiderte Humboldt kurz und würdig. Die meisten anderen Gesandten empfahlen sich lediglich der Gewogenheit der Anwesenden oder sie sprachen die kühne Hoffnung aus, „daß der heutige Tag schon über's Jahr und bis in späte Zeiten den für das Gesammtvaterland erfreulichsten möge beigezählt werden". Nur Gagern konnte sich nicht enthalten, in längerer Rede die deutsche Gesinnung des oranischen Hauses zu feiern und zu versprechen, daß Luxemburg immerdar der natürliche Vermittler in Deutschland sein werde. Auch hielt er für angemessen, „in diesem erlauchten deutschen Senate, fast nach Art jenes merkwürdigen alten Volkes, ein Todtengericht zu halten"; so sprach er denn in schwungvollen Worten von dem Fürsten von Nassau-Weilburg, von den für Deutschland gefallenen Welfen und „damit man mir nicht vorwerfe, daß ich der Fürstlichkeit allein huldige", auch von Andreas Hofer und Palm. Zum Schlusse rief er begeistert sein unvermeidliches: Je maintiendray! — Es war eine unbeschreiblich abgeschmackte Feier, die würdige Eröffnung eines politischen Possenspiels, von dem sich bald die gesammte Nation mit Abscheu abwenden sollte.

Sechs Tage nachher hielt Graf Buol seinen ersten Präsidialvortrag und zählte pathetisch alle die Wohlthaten auf, welche den Deutschen aus der Verwirklichung der unbestimmten Zusagen der Bundesakte erwachsen könnten. Von dem Artikel 19, der die Regelung der nationalen Verkehrsverhältnisse versprach, rühmte der Oesterreicher in seinem wunderbaren Deutsch: dieser Artikel „bezweckt, die deutschen Bundesstaaten selbst in Hinsicht des Handels und Verkehrs sowie der Schifffahrt einander zu ent-

enden" — ein unfreiwilliger Seherspruch, der sich vollständig verwirk-
chen sollte. Politisch bedeutsam war an den leeren Worten nur die be-
immte Erklärung: der Deutsche Bund sei kein Bundesstaat, sondern ein
Staatenbund; denn Ersteres würde „dem unaufhaltbar nach höheren Rich-
ungen rollenden Laufe der Zeit widerstreiten"! Die Schlagwörter: Staa-
nbund und Bundesstaat begannen eben jetzt in der Presse aufzutauchen,
hne daß man noch einen bestimmten staatsrechtlichen Sinn damit ver-
unden hätte. Wie weit war doch die politische Bildung der Nation hinter
m Aufschwung der anderen Wissenschaften zurückgeblieben! Ueber die
Grundlagen des öffentlichen Rechts der Foederativstaaten hatte fast noch Nie-
and ernstlich nachgedacht; das classische Buch der Amerikaner, das schon vor
nem Menschenalter diese Fragen geistvoll und sachkundig beleuchtet hatte, der
oederalist von Hamilton, Madison und Jay, blieb in dem gelehrten Deutsch-
nd so gut wie unbekannt. Selbst der wackere freimüthige J. L. Klüber,
r alsbald nach dem Zusammentritt des Bundestages sein „Oeffentliches
echt des Deutschen Bundes" erscheinen ließ, wußte über den politischen
harakter der verschiedenen Formen des bündischen Lebens wenig zu sagen.
Man dachte sich unter dem „Bundesstaate" irgend eine starke, hochange-
hene Bundesgewalt, die dem deutschen Namen zur Ehre gereichen sollte;
e jungen Teutonen stimmten ihrem Lehrer Fries begeistert zu, als er
seiner Schrift „Vom Deutschen Bunde und deutscher Staatsverfassung"
it der Dreistigkeit des wohlmeinenden Dilettanten kurzerhand aussprach:
wir wünschen keinen schlaffen Staatenbund, sondern einen fest vereinigten
Bundesstaat." Allen solchen unbestimmten Wünschen trat der österreichische
esandte jetzt offen entgegen, und er hatte Sinn und Wortlaut der Bun-
desakte auf seiner Seite. Da für jede Abänderung der Bundesakte Ein-
immigkeit erfordert wurde, so war die Weiterbildung der Bundesverfassung
m Haus aus unmöglich, und bereits vor der Eröffnung des Bundes-
ges begannen die Gesandten, die guten wie die schlechten, im Stillen
nzusehen, daß sogar die Abfassung der Grundgesetze des Bundes, welche
ich Art. 10 der Bundesakte das erste Geschäft des Bundestages sein
llte, an dieser Klippe nothwendig scheitern mußte.

Schon nach der ersten Sitzung verließ Humboldt den Bundestag
d begab sich tief verstimmt erst nach Berlin zu den Sitzungen des
Staatsraths, dann als Gesandter nach London; der Pariser Posten, den
sich gewünscht, mußte ihm versagt werden, da der scharfe Preuße seit
m letzten Congresse bei den Bourbonen in üblem Rufe stand. An
ine Stelle trat in Frankfurt der Minister Graf v. d. Goltz, derselbe der
Frühjahr 1813 an der Spitze jener unglücklichen Berliner Regie-
ngscommission gestanden hatte, ein pflichtgetreuer Beamter, freundlich
d gutmüthig, aber aller selbständigen Gedanken baar. Die Wahl be-
ies, wie wenig Hardenberg von der Scheinthätigkeit der Frankfurter Ver-
mmlung erwartete. Der persönliche Verkehr zwischen den Gesandten

der beiden Großmächte bewegte sich stets in den verbindlichsten Formen, sie theilten sich sogar wechselseitig ihre Instruktionen mit.*) Dabei zeigte sich freilich, wie weit die Absichten der beiden Höfe in zwei wesentlichen Fragen auseinandergingen. In der österreichischen Instruktion wurde die Bundesakte kurzab für heilig und unverletzlich erklärt; Hardenberg dagegen bedauerte lebhaft, daß es in Wien nicht gelungen sei dem Bunde „mehr die Natur eines Bundesstaates zuzueignen", und erbot sich zu jeder noch möglichen Reform. Und während Graf Buol den kleinen Gesandten, auf Metternichs Befehl, betheuerte, sein Hof werde sich in Bundesangelegenheiten niemals auf Sonderverhandlungen einlassen, wiederholte der preußische Staatskanzler seinem Wiener Freunde unablässig: nur durch unmittelbare Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen könne „der Bund zur Consistenz gelangen und der Parteigeist vernichtet werden".**)

Diese geheime Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden führenden Höfen ward zunächst noch wenig bemerkbar, da die Thätigkeit der Bundesversammlung lange Zeit fast gänzlich in der Erledigung von Pensionsansprüchen und anderen Privat-Angelegenheiten aufging. Eine Fluth von Bitten und Beschwerden überschwemmte den Bundestag; alle die Unglücklichen, welche die wilde Kriegszeit in ihren Rechten gekränkt hatte, suchten Hilfe in Frankfurt. Da kamen die Bischöfe und Geistlichen vom linken Rheinufer und forderten ihre Pensionen auf Grund des Reichsdeputationshauptschlusses; desgleichen die Herren vom Deutschen Orden und die Mitglieder der aufgelösten Domkapitel; alsdann die Advocaten und Procuratoren des Reichskammergerichts; dann Joseph Fahrenkopf in Mainz, der im Jahre 1796 für die Reichsfestung Mainz unbezahlte Bauarbeiten geliefert hatte, und mit ihm eine ganze Schaar von Gläubigern der letzten Reichsoperationskasse, jener bösen Zahlerin, die während des Revolutionskrieges niemals aus der Geldnoth herausgekommen war; dann die Besitzer der kurpfälzischen Obligationen Lit. D., eines berüchtigten Staatspapiers, über dessen Verzinsung Baiern und Baden, die Rechtsnachfolger von Kurpfalz, sich ein Menschenalter hindurch in grimmigen Noten stritten; und so weiter eine unendliche Reihe von Bittstellern, bis herab zu kleinen Handwerkern, denen ihre durchlauchtigen Landesherren die Bezahlung ihrer Schusterrechnungen hartnäckig vorenthielten.

Mit löblichem Eifer nahm sich der Bundestag dieses Jammers an. Aber wie konnte eine Diplomatenversammlung alle die verwickelten Rechtsfragen, die sich hier ergaben, mit Sicherheit entscheiden? Ein Glück nur, daß sich mindestens einige tüchtige Juristen in ihren Reihen fanden, so namentlich der hannoversche Gesandte Martens, der bekannte Völkerrechtslehrer. Dazu die immer wieder auftauchenden Zweifel an der Zuständigkeit der Bundesversammlung; sie hörten auch dann nicht auf, als die Ver-

*) Oesterreichische Instruktion v. 24. Oktober, Preußische v. 30. November 1816.
**) Metternich an Buol 2. August. Hardenberg an Metternich 30. Novbr. 1816.

sammlung endlich im Juni 1817 einige provisorische Bestimmungen über ihre Competenz angenommen hatte. Und woher sollte der Bundestag in schwierigen Fällen die nöthigen thatsächlichen Mittheilungen erlangen? Da er keine Executivgewalt besaß, so blieb er immer nur auf den guten Willen der betheiligten Regierungen angewiesen. Zu alledem endlich die lächerlich schwerfällige Geschäftsordnung. In seiner Instruktion hatte Hardenberg noch den Vorschlag gewagt: nach Ablauf einer billigen Frist solle die Versammlung kurzweg ihre Beschlüsse fassen, ohne Rücksicht auf abwesende oder nicht-instruirte Mitglieder. Goltz mußte aber bald einsehen, wie unannehmbar dieser Gedanke dem Souveränitätsdünkel der kleinen Höfe schien; der württembergische Gesandte v. Linden erklärte sogar rund heraus, ein einstimmiger Beschluß sei unmöglich sobald auch nur ein einziger Gesandter fehle. Die nachlässige Geschäftsführung der Wiener Behörden und Metternichs Gleichgültigkeit gegen den Bund bewirkten, daß der österreichische Gesandte fast regelmäßig am Längsten auf seine Instruktionen warten mußte. Da der Präsidialhof also mit schlechtem Beispiele voranging, so gewöhnte man sich bald die Abstimmungen zu verschieben und wieder zu verschieben bis auch die letzte Instruktion eingetroffen war, und das Schicksal der Bundesbeschlüsse lag am letzten Ende in der Hand der trägsten und böswilligsten Souveräne.

So geschah es, daß selbst diese Privat-Eingaben, denen die Mehrzahl der Bundesgesandten ein ehrliches Wohlwollen entgegenbrachte, mit schimpflicher Langsamkeit erledigt wurden. Die überrheinischen Cleriker, deren Ansprüche nach der Bundesakte binnen Jahresfrist befriedigt werden sollten, erhielten erst im Jahre 1824 ihren Bescheid; die Procuratoren des Kammergerichts mußten bis 1831 warten; die glücklichen Enkel der Gläubiger der Reichsoperationskasse empfingen im Jahre 1843 die Entschädigung für die Arbeiten ihrer Großväter aus den Jahren 1793—96; das kur- und oberrheinische Schuldenwesen endlich ward erst im Jahre 1844 geordnet, durch Vermittlung der Krone Preußen, welche für diese schleunige Hilfsleistung den warmen Dank des Bundestags empfing. Viele der Gesandten lebten sich gemüthlich in dies subalterne Treiben ein, und bald entwickelte sich im Schooße der Bundesversammlung die eigenthümliche Menschenklasse der Bundesbureaukraten — treufleißige, gewiegte Geschäftsmänner, deren Geist niemals durch einen politischen Gedanken beunruhigt wurde, aber dafür in Sachen des Joseph Fahrenkopf und der Lit. D. um so genauer Bescheid wußte. Das Musterbild dieser Bundestagsphilister war der Vertreter der sechzehnten Stimme, v. Leonhardi. Auch der gute Goltz schrieb nach Schluß der ersten Session hoch befriedigt heim: die verheißene Feststellung der Grundgesetze des Bundes sei freilich unmöglich gewesen; dafür habe die Bundesversammlung ihr Dasein und ihre Wirksamkeit in den inneren Verhältnissen gezeigt und so auf die innere Beruhigung eingewirkt.*)

*) Goltz, Rückblick auf die erste Session der Bundesversammlung, 5. August 1817.

Angesichts dieser stillvergnügten Nichtigkeit fielen manche politische Besorgnisse, welche Hardenberg anfangs gehegt hatte, von selbst hinweg. Der Staatskanzler gab seinen Widerspruch gegen die Anwesenheit auswärtiger Diplomaten bald auf, als er den Charakter des Bundestages kennen gelernt hatte; denn was stand von den Agenten des Auslandes bei einer so ohnmächtigen Versammlung zu befürchten? und was sollte man den großen Mächten antworten, als sie zur Abwendung möglicher Kriegsgefahren die Zulassung ihrer Gesandten forderten, da die Bundesakte denn doch dem Bundestage das Recht der Kriegserklärung gewährt hatte? In der That fanden die Gesandten der Großmächte in Frankfurt vorderhand gar nichts zu thun. Was verschlug es, wenn die kleinen Diplomaten in dem Rothen Hause, dem Malepartus des schlauen Russen Anstett, vielgeschäftig aus- und eingingen? Ernsthafte Fragen, bei denen der Einfluß des Auslandes schädlich wirken konnte, traten in diesen stillen ersten zwei Jahren noch nicht an den Bundestag heran. Auch die anfangs allgemein verbreitete Furcht vor einem geheimen Sonderbunde der alten rheinbündischen Kernlande erwies sich noch als verfrüht. Wohl war König Friedrich von Württemberg, auf die Nachricht von Hänleins Auftreten, alsbald nach Karlsruhe hinübergereist, um den Großherzog von Baden und den König von Baiern, der in Baden weilte, für eine gemeinsame süddeutsche Politik, zum Schutze der ungeschmälerten Souveränität, zu gewinnen; aber Baiern und Baden lebten in bitterer Feindschaft, und Beide mißtrauten dem württembergischen Nachbarn. Der Versuch mißlang vollständig*), und als König Friedrich bald nachher starb, war von diesen rheinbündischen Plänen eine Zeit lang nicht mehr die Rede. Auch der sächsische Bundestagsgesandte, der steife alte Graf Görtz bewährte durchweg eine untadelhafte Harmlosigkeit, da sein König dem Hause Oesterreich nie zu widersprechen wagte.

Der Bundestag konnte indessen selbst jene unschuldigen Reclamations-Angelegenheiten nicht erledigen, ohne mit dem Dünkel der kleinfürstlichen Souveränität heftig zusammenzustoßen. Schon beim Beginn der Verhandlungen sprach Baiern das Bedenken aus, ob die Bundesversammlung überhaupt befugt sei, Beschwerden deutscher Unterthanen gegen ihre Landesherren anzunehmen; doch wurde das bairische Votum vorläufig in einem geheimen Protokolle vergraben. Als aber der Bundestag sich bald nachher unterstand, eine Beschwerde solcher Art vor sein Forum zu ziehen, ward ihm ungestraft eine schnöde Beleidigung geboten. Aus keinem Lande waren so viele Klagen und Bitten eingelaufen, wie aus dem unglücklichen Kurhessen, das unter seinem heiß ersehnten alten Kurfürsten ein Regiment schamloser Willkür und Habsucht ertragen mußte. Unter den Unzähligen, denen der Kurfürst ihr gutes Recht vorenthielt, befand sich auch ein Gutsbesitzer Hofmann. Der Mann hatte von der Kronkasse einige secularisirte

*) Jouffroys Bericht, Stuttgart, 20. Juli. Küsters Bericht, Baden, 25. Juli 1816.

Deutsch-Ordensgüter gekauft; der Kauf wurde im August 1815, zwei Jahre nach der Rückkehr des alten Landesherrn, durch die kurfürstlichen Behörden in die Katasterrolle eingetragen. Gleichwohl erhielt der Käufer ein halbes Jahr später den Befehl zur Wiederauslieferung der Güter, die er unterdessen zerschlagen und an zwanzig Andere veräußert hatte; der Kurfürst, so hieß es kurzab, wolle nicht dulden, daß Staatsgüter in den Händen von Privaten blieben. Die Bundesversammlung faßte den mildesten Beschluß, der in einem solchen Falle möglich war: sie verwies den Kläger an den Kurfürsten und forderte ihn auf, „wenn er dort, gegen alle bessere Erwartung der Bundesversammlung, nicht erhört werden sollte", seine Beschwerde nochmals beim Bunde einzureichen. Der Kurfürst aber tobte, als er von dieser frevelhaften Verletzung seiner Kronrechte erfuhr, und ließ in Frankfurt eine Erwiderung verlesen, welche sofort in dem öffentlichen Protokolle abgedruckt werden mußte (17. März 1817): er nannte darin den letzten Beschluß „sehr auffallend", gab den Gesandten seine „Verwunderung über ein Benehmen zu erkennen, welches die Billigung ihrer Committenten unmöglich erhalten könne", und schloß drohend: er verbitte sich jede Einmischung in seine inneren Landesangelegenheiten.

Eine solche Sprache schien doch selbst der Geduld des Bundestages unerträglich. Alle Gesandten brachen den geselligen Verkehr mit dem Vertreter des Kurfürsten ab; man erwartete bestimmt, die beiden Großmächte würden ihre Gesandtschaften aus Kassel abberufen und dem Bunde eine glänzende Genugthuung für die erlittene Beleidung verschaffen.*) Graf Buol erwiderte in geharnischter Rede: die Stellung des Bundestags würde auf die gemeinschädlichste Weise verändert werden, wenn er sich gefallen lassen müßte, daß ein unzufriedenes Bundesglied in verweisendem Tone zu ihm spräche: „die Bundesversammlung ist nie und nirgends unter einem Gliede des Bundes." Zuletzt versicherte er sogar mit einer in diesem Kreise unerhörten Begeisterung: der Bundestag werde „den bedrängten Unterthanen die Ueberzeugung verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker von fremdem Joche befreit wurde, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür treten möge". Graf Goltz erklärte die unbedingte Zustimmung seines Königs zu dem gefaßten Beschlusse; auch Gagern versicherte in einer hochpathetischen, verworrenen Rede: das von dem Kurfürsten angetastete Eigenthumsrecht „enthalte ein beinah jungfräuliches noli me tangere". Mit Ausnahme der beiden hessischen Bevollmächtigten schien der gesammte Bundestag einig.

Doch leider hatte Graf Buol auf eigene Faust gehandelt; seine Instruktionen waren, nach der Gewohnheit der Hofburg, wieder einmal ausgeblieben. Er reiste daher zu Anfang April selbst nach Hause um dem Bundestage den Beistand des Wiener Hofes zu sichern. Aber welch ein

*) Berstetts Bericht 16. März 1817.

Empfang ward dem Unglücklichen! Der Kurfürst hatte sich sogleich bei Kaiser Franz beschwert, und Metternich überhäufte den Präsidialgesandten mit Vorwürfen: wie er sich habe unterstehen können, die Würde eines Souveräns in solcher Weise anzutasten! Er drohte ihm mit Abberufung, mit förmlicher Mißbilligung des Bundesbeschlusses. Dies Aeußerste wurde freilich durch Hardenbergs Vermittlung abgewendet. Der Staatskanzler hielt seinem Wiener Freunde eindringlich vor, der Bundestag sei im Rechte und dürfe nicht öffentlich bloßgestellt werden.*) Metternich begnügte sich daher mit einer strengen Verwarnung, und tief niedergeschlagen kehrte Buol auf seinen Posten zurück. Darauf bestätigte der Bundestag seine frühere Entschließung durch einen neuen, überaus behutsam gehaltenen Beschluß, und die Hofmann'sche Beschwerde wurde durch den Kurfürsten in der Stille beigelegt. Aber von einer Sühne für die erlittene Beschimpfung war keine Rede; die deutschen Souveräne wußten jetzt was sie sich gegen den Bund herausnehmen durften. Die Gesandten fühlten sich allesammt beschämt und eingeschüchtert, sie gewöhnten sich fortan, bei jeder noch so geringfügigen Frage besondere Instruktionen einzuholen, so daß alle Entscheidungen sich in's Unabsehbare hinauszogen.

Der Hofmann'sche Fall bildete nur ein Glied in einer langen Kette von Rechtsverletzungen, welche den Bundestag noch durch viele Jahre in Athem hielten und dem deutschen Namen im Auslande, namentlich in Frankreich, einen üblen Ruf verschafften. Es rächte sich schwer, daß die große Allianz nach der Auflösung des Königreichs Westphalen die alten Landesherren vertrauensvoll ohne jede Bedingung zurückgeführt hatte. Die Krone Preußen freilich verfuhr in ihren vormals westphälischen Provinzen streng nach dem Rechte; sie hatte das Königreich Westphalen im Tilsiter Frieden anerkannt und betrachtete mithin alle verfassungsmäßigen Handlungen der westphälischen Regierung als rechtsgiltig. Die Fürsten von Hannover, Braunschweig und Kurhessen hingegen waren nur thatsächlich, ohne Friedensschluß, ihrer Länder verlustig gegangen und sahen in König Jerome nur einen Usurpator. Vergeblich stellte ihnen der Berliner Hof vor, daß sie doch nicht durch eigene Kraft, sondern durch die Waffen der Verbündeten wiederhergestellt worden seien und demnach jenes napoleonische Königreich, das einst die Anerkennung aller großen Mächte gefunden hatte, nicht kurzweg als eine widerrechtliche Ordnung behandeln dürften. Preußen wünschte, durch freundschaftliche Verhandlungen zwischen den betheiligten vier Staaten gemeinsame Rechtsgrundsätze über die Anerkennung der westphälischen Gesetze und Verordnungen zu vereinbaren.**) Aber keiner der drei anderen Höfe ging auf den billigen Vorschlag ein. In Hannover

*) Hardenberg an Metternich, 12. April 1817.

**) Goltz's Bericht 19. Juli; Denkschrift des Staatskanzlers über das Königreich Westphalen, 18. Nov. 1817.

und Braunschweig wurden die westphälischen Gesetze allesammt für nichtig erklärt, nur die wohlerworbenen Rechte der Unterthanen behandelte man mit Schonung.

Um so dreister griff der hessische Kurfürst zu. Alles und Jedes in seinem Lande sollte auf den Stand vom Herbste 1806 zurückgebracht werden, und der geizige Herr verfuhr bei diesem ungeheuerlichen Unternehmen nicht, wie gleichzeitig der König von Sardinien, mit der naiven Ehrlichkeit des legitimistischen Fanatikers, sondern mit offenbarer Gaunerei. Was sein „Verwalter Jerome" für die Kronkasse erworben hatte, ward als rechtmäßige Kriegsbeute behalten, was er veräußert als Raub zurückgefordert; die Handwerker, die dem lustigen Napoleoniden seine Gemächer ausgeschmückt, empfingen keine Bezahlung, aber die gelieferten Möbel verblieben den kurfürstlichen Schlössern. Selbst in den Zeiten der polnischen Auguste hatte das geduldige Deutschland so freche Willkür kaum gesehen. Am Schwersten litten die Käufer der zahlreichen durch König Jerome veräußerten Domänen; sie wurden aus ihrem Eigenthum vertrieben und bestürmten den Bund mit Klagen. Als diese Beschwerden in Frankfurt zur Verhandlung kamen, stimmte der kurhessische Gesandte wieder den gewohnten Ton an und warf mit „frechsten Lügen" um sich. Martens, der Vertreter Braunschweigs, hatte die Stirn, dem treuen Volke dieser welfisch-hessischen Lande, das so unsäglich viel für seine angestammten Fürsten geopfert und gelitten hatte, drohend zuzurufen: man müsse durch Aufstellung streng legitimistischer Grundsätze „zum Voraus den deutschen Unterthanen die Lust benehmen, dem eindringenden Feinde behilflich zu sein!" Die Mehrheit des Bundestages, gewitzigt durch die bitteren Erfahrungen in der Hofmann'schen Sache, begnügte sich diesmal, die Klagenden dem Wohlwollen des Kurfürsten zu empfehlen (17. Juli 1817). Damit ward die Entscheidung der unsauberen Händel nur vertagt; denn alsbald meldeten sich andere Opfer der kurfürstlichen Tyrannei. —

Derweil der Bundestag also seine Zeit verdarb, bemühte sich Hardenberg redlich, den einzigen politisch bedeutsamen Artikel der Bundesakte, der bei gutem Willen noch der Verwirklichung fähig schien, auszuführen: jenen Art. 11, welcher den Bundesstaaten gemeinsamen Schutz gegen feindlichen Angriff versprach. Die Hoffnungen Preußens für das deutsche Bundesheerwesen blieben vom Wiener Congresse bis zur Auflösung des Bundes immer die gleichen: der Berliner Hof wünschte die Zweitheilung des Bundesheeres, und nur wenn sich der Widerstand der deutschen Höfe nicht anders besiegen ließ war er bereit den Mittelstaaten die Bildung selbständiger Armeecorps zuzugestehen. Ungeschreckt durch Hänleins Erfahrungen begann der Staatskanzler sogleich mit dem Wiener Hofe vertraulich zu unterhandeln, obgleich er doch aus den Instruktionen des Präsidialgesandten wissen mußte, daß die Hofburg keineswegs geneigt war, durch Sonderverhandlungen das Wohlwollen der kleinen Souveräne zu verscherzen.

Gleich zu Anfang dieser Berathungen erhob sich eine Vorfrage, welche die ganze heillose Unwahrheit der Bundesverfassung an den Tag brachte. Bevor man die militärischen Leistungen der Bundesglieder festsetzte, mußte man doch wissen, wo die Grenzen des Bundesgebietes lagen. Die Bundesakte hatte sich begnügt mit der unklaren Bestimmung, daß die Herrscher von Oesterreich und Preußen „für ihre gesammten, vormals zum Deutschen Reiche gehörigen Besitzungen" dem Bunde beiträten. Da Metternich von Haus aus entschlossen war dem Bundestage niemals eine Einwirkung auf die inneren Verhältnisse der Kronlande zu erlauben, so hatte für ihn die Angelegenheit keinen Werth; er erklärte unbedenklich, sein Kaiser beabsichtige ein Gebiet von etwa 8 Mill. Einwohnern — die Lande der Krone Böhmen, das Erzherzogthum, Tyrol und Salzburg, die Steyermark, Kärnten und Krain — dem Bunde zu überweisen. Hardenberg hielt sich an seinen Lieblingsgedanken, die vollkommene Gleichheit der beiden Großmächte, und beantragte darum bei seinem Monarchen die Aufnahme eines preußischen Gebietes von etwa gleicher Bevölkerung: außer den unzweifelhaften alten Reichslanden der hohenzollern'schen Krone sollten auch Geldern, das zweihundert Jahre lang dem Reiche entfremdet gewesen, und das souveräne Herzogthum Schlesien nebst der Lausitz für Bundesland erklärt werden.

König Friedrich Wilhelm aber nahm die Frage sehr ernst und überraschte den Staatskanzler durch die bestimmte Erwiderung, daß er mit seinem gesammten Staatsgebiete dem Deutschen Bunde beizutreten denke. Er kannte die unberechenbaren Wechselfälle der europäischen Politik und behielt, trotz seiner Freundschaft für den Czaren, auch die Möglichkeit eines Krieges gegen Rußland wachsam im Auge. Da er sich selber schlechtweg als deutscher Fürst fühlte und ehrlich entschlossen war jede Verletzung des Bundesgebiets mit der gesammten Kraft seiner Monarchie zurückzuweisen, so schien es ihm nur billig, daß auch der Bund sich verpflichtete den preußischen Staat gegen jeden Angriff zu vertheidigen; er dachte dabei zunächst an Posen und die unverhohlene Begehrlichkeit der Polen in Warschau. Für den Fall, daß die förmliche Aufnahme des ganzen Staatsgebietes in den Bund sich nicht durchsetzen ließ, verlangte der König mindestens den Abschluß eines dauernden Vertheidigungsbündnisses zwischen Preußen und dem Bunde. Schon im Herbst 1816 wurde diese Absicht des Monarchen in der Instruktion für die Bundesgesandtschaft ausgesprochen und seitdem zu Hardenbergs Verzweiflung anderthalb Jahre lang hartnäckig festgehalten. Die deutschen Dinge lagen indeß noch so verschroben, daß gerade die einfachsten, die bestgemeinten politischen Gedanken verfrüht, ja gefährlich erschienen. So gewiß die europäischen Interessen Preußens mit denen des übrigen Deutschlands zusammenfielen, ebenso gewiß durfte die preußische Krone nicht zu Gunsten dieses Bundestages auf die Selbständigkeit ihrer auswärtigen Politik verzichten. Und so unzweifelhaft das treue deutsche Ordensland durch Stammesart und Geschichte dem großen

Vaterlande angehörte, ebenso sicher ließ sich doch voraussehen, daß weder Oesterreich noch die Mittelstaaten diese Ostmark jemals freiwillig in den Deutschen Bund aufnehmen würden, da sie ja sammt und sonders die Beschränkung der preußischen Macht als den Hauptzweck der Bundespolitik betrachteten.

Der Staatskanzler beschwor daher seinen königlichen Herrn, nicht durch einen solchen Antrag allgemeines, peinliches Aufsehen zu erregen und „aus der Reihe der europäischen Mächte gleichsam herauszutreten"; er verschmähte sogar nicht die perfide Frage: „würde man dadurch nicht der Idee von Deutschheit noch mehr Nahrung geben, die in den Schwindelköpfen der Zeit liegt?"*) Humboldt schloß sich dem Staatskanzler an und erinnerte nachdrücklich an die schwer errungene Stellung Preußens innerhalb der europäischen Pentarchie. Auch Goltz berichtete aus Frankfurt: alle Kleinstaaten wünschten, daß der Bund nur eine passive Rolle in der europäischen Politik spiele, und würden mithin nimmermehr den Eintritt des preußischen Gesammtstaates genehmigen. Nochmals stellte Hardenberg dem Könige vor, welches Mißtrauen der Plan in Petersburg und an den kleinen Höfen erwecken müsse.**) Die Möglichkeit aber, daß Preußen dereinst durch eine österreichisch gesinnte Bundestagsmehrheit wider Willen in einen italienischen Krieg der Habsburger hineingerissen werden könnte, fand noch in keiner dieser Denkschriften Erwähnung; ein solcher Fall lag noch weit außerhalb des Gesichtskreises der Zeit. Wurde Oesterreich in der Lombardei angegriffen, so war Preußen, nach der einstimmigen Ansicht der Berliner Staatsmänner, unzweifelhaft verpflichtet, den Bundesgenossen zu unterstützen; denn wer anders als Frankreich konnte den Angriff unternehmen? an eine Schilderhebung der Piemontesen wagte noch Niemand zu denken.

Der König blieb unerschütterlich: „Ich kann, erwiderte er dem Staatskanzler (1. Decbr. 1817), in dieser so überaus wichtigen Sache durchaus keine anderen Beschlüsse fassen, indem ich zu sehr von der Gefahr durchdrungen bin, in die der Staat kommen kann."***) Hardenberg mußte also schweren Herzens den Plan des Monarchen, nebst einer ausführlichen Denkschrift Ancillons, durch Geh. Rath Jordan der Hofburg mittheilen lassen. Metternich aber war über seine Antwort nicht im Zweifel. Nichts lag ihm ferner als der Gedanke, den preußischen Antrag etwa durch das Anerbieten des Eintritts von Gesammt-Oesterreich zu überbieten; so verwegene Entwürfe galten damals noch allgemein als unausführbar, sie widersprachen den Grundanschauungen der Stabilitätspolitik und erschienen dem Wiener Hofe um so thörichter, da man ja den Plan der Bildung eines italieni-

*) Hardenberg an den König, 23. Febr. 1817.

**) Humboldts Votum 12. Juli, Hardenbergs Denkschrift 1. Decbr., Goltz's Denkschrift 30. Decbr. 1817.

***) König Friedrich Wilhelm an Hardenberg 1. Decbr. 1817.

schen Bundes noch nicht aufgegeben hatte. Der österreichische Staatsmann sendete seinem preußischen Freunde einen zärtlichen, hochpathetischen Brief (9. Jan. 1818), der für Jedermann — allein den König und den Staatskanzler ausgenommen — ein ewiges Geheimniß bleiben sollte. Er schilderte beweglich, wie die glückliche Eintracht der beiden Mächte allein auf der vollkommenen Gleichheit ihrer Stellung beruhe. „Diese Gleichheit beseitigen hieße das ganze Gebäude umstoßen. Hüten wir uns, mein Fürst, an dieser glücklichen Lage irgend etwas zu verändern!" Eine beigefügte Denkschrift behauptete mit stolzer Zuversicht: Würde einer der Bundesstaaten in seinem nicht-deutschen Gebiete unrechtmäßig angegriffen, „so würde es kaum einmal einer Defensiv-Allianz bedürfen um den Bund in Thätigkeit zu versetzen; sein eigenes Interesse würde ihn dazu bewegen. Der Fall, daß Oesterreich oder Preußen getrennt von Rußland angegriffen würde, ohne daß die eine oder andere Macht für ihren Bundesgenossen Partei nähme, liegt so sehr außer aller Möglichkeit, daß es überflüssig wäre dabei zu verweilen." Der König jedoch ward weder durch die Mahnungen Oesterreichs noch durch eine neue Denkschrift seines Staatskanzlers überzeugt und verlangte, obgleich Hardenberg dringend abrieth, ein Gutachten der auswärtigen Abtheilung seines Staatsraths.*) Hier stimmten nach lebhaften Verhandlungen schließlich Alle darin überein, daß der Vorschlag des Königs angesichts der Gesinnung der deutschen Bundesstaaten vorläufig unausführbar sei. Selbst der Vertraute des Monarchen, der wackere Oberst Witzleben, der anfangs für die Ansicht seines königlichen Freundes aufgetreten, ward durch die überlegenen Gründe der Gegner gewonnen. Nun endlich gab der König nach und genehmigte (24. April), daß außer den alten Reichslanden nur noch Geldern, Schlesien und die Lausitz dem Bunde beitraten. Unmuthig fügte er hinzu, dies geschehe gegen seine Ueberzeugung.**) Also wurde die Absicht König Friedrich Wilhelms, das alte Pflanzungsland des deutschen Mittelalters wieder in den Staatsverband der Nation zurückzuführen, für diesmal vereitelt. Erst ein Menschenalter darauf, unter den Stürmen der Revolution, sollte der Plan wieder aufleben, und erst nach abermals achtzehn Jahren, als die Herrschaft Oesterreichs zusammenbrach, ward er für die Dauer verwirklicht.

Ebenso unglücklich verliefen die Verhandlungen über das Bundesheer. König Friedrich Wilhelm betrieb sie mit unermüdlichem Eifer, denn da Preußen selbst fünf Procent der Bevölkerung zum Heer stellte, so hielt er sich berechtigt von den Bundesgenossen mindestens annähernd gleiche Leistungen zu fordern. Metternich dagegen legte auf die Organisation der kleinen

*) Ancillons Denkschrift für den Wiener Hof, 5. Decbr. 1817. Metternichs Brief und Denkschrift an Hardenberg, 9. Januar 1818. Hardenbergs Denkschrift, Engers 22. Februar 1818.

**) Die zwei Gutachten Witzlebens bei Dorow, J. v. Witzleben S. 115 ff. Hardenbergs Tagebuch 24. April 1818.

deutschen Armeen wenig Gewicht, weil er des preußischen Bündnisses sicher war. Die Frage schien nicht erheblich genug um deßhalb den Argwohn der Mittelstaaten zu erregen; brach ein Krieg aus, so mußten sich die kleinen Contingente doch, wie in den letzten Feldzügen, irgendwie an die größeren Massen anschließen. Ohnehin fehlte dem Wiener Hofe gänzlich der militärische Sinn, das Verständniß für die sittliche Bedeutung der Heeresverfassung. Obgleich die Mängel des schwerfälligen österreichischen Heerwesens während der jüngsten Kriege grell genug hervorgetreten waren, so unterblieb doch im Frieden jede Verbesserung; der mißtrauische Kaiser sprach als Grundsatz aus, daß man niemals einem Offizier, der sich im Kriege hervorgethan, im Frieden eine einflußreiche Stellung anvertrauen dürfe, und ließ den fähigsten seiner Generale, Radetzky, zehn Jahre lang auf dem Festungscommando zu Olmütz. Die Maschine verrostete mehr und mehr. Die jungen Offiziere spotteten laut über das militärische Philisterthum und ergötzten sich an einer boshaften Satire, die im Jahre 1816 erschien, dem „Standhaften Kriegs-Dienst- und Exercirreglement der Reichsstadt Riblingen" — denn wie oft hatte nicht das tapfere kaiserliche Heer, gleich der Riblinger Armada, einen Feldherrn aus dem Geschlechte derer von Kraftlos ertragen müssen! Zu Alledem kam noch der dringende Wunsch des Kaisers, alle erregten Verhandlungen in Frankfurt zu vermeiden. Als ihm der Bundestag zum ersten male zum Geburtstage Glück wünschte, ließ er durch Metternich (2. März 1817) seinen Dank aussprechen, und die Auguren der Eschenheimer Gasse vernahmen mit befriedigtem Lächeln, wie der gute Kaiser sie ermahnte: sie sollten nicht vergessen, daß sie als eine permanente Versammlung keinen Grund zu übereilter Arbeit hätten; nimmermehr dürfe durch „übertriebenes Drängen der Geschäfte ein nachtheiliger Ausbruch" am Bundestage herbeigeführt werden.

Während Kaiser Franz also seine Besorgniß vor dem heißblütigen Ungestüm des jugendlichen Bundestages aussprach, zeigten sich die Mittelstaaten sämmtlich entschlossen, Alles zu verwerfen, was der Einheit eines wirklichen Heeres auch nur nahe kam. In keiner andern Frage wagte sich die noch ungebrochene rheinbündische Gesinnung dieser Höfe so schamlos hervor. Nicht die Vertheidigung des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind, sondern die Sicherung der kleinköniglichen Souveränität gegen die Uebermacht der großen Bundesgenossen wurde ungescheut als der Zweck der Bundeskriegsverfassung bezeichnet. Alle Mittel- und Kleinstaaten, so berichtete Berstett zufrieden seinem Hofe, wünschten die Bildung eines reinen Bundesheeres von mehreren Corps aus den kleinen Contingenten unter einem gewählten Bundesfeldherrn; daneben mochten noch ein österreichisches und ein preußisches Corps als selbständige Hilfstruppen geduldet werden.*) Das deutsche Heer sollte absichtlich geschwächt werden, damit

*) Berstetts Bericht 29. Januar 1817.

die Ueberzahl der Oesterreicher und der Preußen die Kleinen nicht erdrückte. Ließ sich dies höchste Ziel nicht erreichen, so mußten die Kleinstaaten mindestens vor jeder Unterordnung unter die Großmächte bewahrt bleiben. Dieselben Höfe, welche soeben, als die Zulassung der fremden Gesandten in Frage stand, die europäische Macht des Deutschen Bundes verherrlicht hatten, sagten jetzt demüthig: die Aufgabe sei nicht eine gebietende Stellung im europäischen Staatensysteme einzunehmen, sondern nur eine vertheidigende mit Würde zu behaupten — so lautete der erste Commissionsbericht des Bundestages in Sachen des Heerwesens. Baden und Darmstadt gingen noch weiter und erklärten geradezu, gegen Sinn und Wortlaut der Bundesakte: Neutralität sei das einzige Princip des Bundes. Da die kleinen Höfe allesammt fest auf eine lange Zeit ungestörten Friedens hofften, so wollten sie ihren ermüdeten Völkern, ihren zerrütteten Finanzen nur geringe Kriegsleistungen zumuthen. Die Landwehr, welche die meisten Kleinstaaten während des Krieges nach preußischem Muster gebildet hatten, wurde von dem Zunftstolze der rheinbündischen Offiziere mit Verachtung angesehen, zumal da sie, mit Ausnahme der hannöverschen, nur selten in's Gefecht gekommen war. Auch an Verdächtigungen fehlte es nicht; hatte doch Steins verhaßte Centralverwaltung die Volksbewaffnung geleitet! Nach dem Frieden hob man überall in den Kleinstaaten die Landwehr auf oder man ließ sie verfallen, so daß sie nur zuweilen, wie die vielbelachten bairischen „Frohnleichnamssoldaten", an Festtagen auf einige Stunden zum Vorschein kam; und bald war Preußen der einzige deutsche Staat, der noch eine kriegstüchtige Landwehr besaß.

In dem Verlangen nach Abrüstung vereinigten sich die gedankenlose Selbstsucht der kleinen Höfe und der Soldatenhaß des Liberalismus. Auch darin stimmten alle Mittelstaaten überein, daß man allenfalls für Kriegszeiten eine mäßige Leistung versprechen, doch nimmermehr im Frieden eine Aufsicht von Bundeswegen ertragen dürfe. An den Höfen von Darmstadt und Karlsruhe fragte man unverhohlen: warum Opfer bringen für ein Bundesheer, das dem engeren Vaterlande doch nichts nützen könne? bevor die Oesterreicher und Preußen dem Südwesten zu Hilfe kämen, würden die französischen Heere längst die deutschen Grenzlande überschwemmt haben. So schnell waren die strahlenden Siege der jüngsten Jahre wieder vergessen; so lähmend wirkte die Nachbarschaft jener elsassischen Festungen, welche der faule Friede in Frankreichs Hand gelassen, auf den deutschen Stolz! Der Kurfürst von Hessen bewährte auch diesmal seine Anhänglichkeit an die gute alte Zeit und schärfte seinem Gesandten ein, Hessen habe zu dem Reichsheere niemals mehr als 800 Mann gestellt; doch wollte er aus besonderer Hingebung dem Deutschen Bunde äußersten Falles 2500 Mann gewähren, nur möge man ihn mit den „Hauskriegen" Oesterreichs und Preußens nicht behelligen. Diese Absichten der kleinen Höfe wurden schon bei den einleitenden Verhandlungen über das Heerwesen

mit cynischer Offenheit ausgesprochen. Baiern fragte kurzab: wozu überhaupt eine Vorschrift über die Friedensstärke der Contingente? genug, wenn der Bund für den Kriegsfall das Verhältniß zwischen den Leistungen der Bundesglieder feststellt; sind diese Simpla vereinbart, so kann alles Weitere den Umständen und der freien Uebereinkunft der Staaten überlassen werden. In der That gelangte der Bundestag am 29. Mai 1817 nur zu dem Beschlusse, einen Ausschuß mit der Aufstellung einer provisorischen Matrikel zu beauftragen. Aber sollte die Bevölkerung allein den Maßstab für die Matrikel bilden? Oder auch der Gebietsumfang und die Höhe der Staatseinkünfte? Selbst hierüber war man noch nicht einig. Die reichen Hansestädte empfahlen lebhaft den Bevölkerungsmaßstab, der ihnen ein gutes Geschäft verhieß; das dichtbevölkerte Württemberg sprach ebenso eifrig dawider.

Angesichts solcher Erfahrungen setzte Hardenberg seine letzte Hoffnung auf die Verständigung mit Oesterreich. Schon um Mitte Mai 1817 ließ er den Wiener Hof zu Sonderverhandlungen auffordern*), aber erst im Juli beauftragte Metternich, sichtlich ungern, den General Steigentesch, in Karlsbad mit Boyen und dem General Wolzogen zusammenzutreffen. Dort geriethen die beiden alten Freunde Steigentesch und Wolzogen hart an einander, und nur Boyens ruhige Ueberlegenheit setzte endlich eine halbe Verständigung durch. Sobald man den Dingen näher trat, kam sofort zu Tage, wie vollständig Hardenberg sich über die Absichten der Hofburg getäuscht hatte. Der preußische Vorschlag der Zweitheilung des Bundesheeres erschien den Wiener Staatsmännern schlechthin unannehmbar. Er bot zwar dem preußischen Staate die Aussicht auf die militärische Beherrschung der dichten Wolke der norddeutschen Kleinstaaten; aber was hatte Oesterreich dabei zu gewinnen, da doch die Unterwerfung der bairischen und der württembergischen Königskrone unter den kaiserlichen Oberbefehl ganz undenkbar war? Der Plan entsprang der Politik des friedlichen Dualismus; doch er konnte, wie die Dinge lagen, nur die Machtstellung Preußens zum Nachtheil Oesterreichs verstärken. Darum ward er auch von dem einzigen namhaften preußischen Staatsmanne, welcher damals schon die Trennung von Oesterreich erstrebte, warm befürwortet. Präsident v. Motz sendete um die nämliche Zeit dem Staatskanzler eine Denkschrift, die mit genialer Kühnheit die große Lüge des deutschen Bundesrechts beleuchtete. Hier ward der Bund kurzerhand als „ein politischer Nothbehelf“ bezeichnet, den die Eifersucht der deutschen Fürsten im Verein mit Oesterreich, Rußland und Frankreich geschaffen habe „um Deutschland in ewiger Kraftzersplitterung zu erhalten“. Preußen aber müsse schon jetzt den Zeitpunkt in's Auge fassen, „wo das unhaltbare Bundeswerk wieder in sich selbst zerfallen werde“, und daher vorläufig, so lange ein einiges deutsches Heer noch nicht möglich sei, die norddeutschen Contingente durch Militärcon-

*) Hardenbergs Instruktion an Krusemark, 13. Mai 1817.

ventionen mit seiner Armee zu verbinden suchen.*) Wie durfte Oesterreich auf einen Vorschlag eingehen, der zu solchen Hoffnungen Anlaß gab?

Nach lebhaftem Widerstreben unterzeichnete der österreichische Bevollmächtigte zu Karlsbad endlich (10. August) eine Convention über die Bundesfestung Mainz: die beiden Großmächte sollten je die Hälfte der Garnison stellen und aller fünf Jahre abwechselnd den Gouverneur oder den Commandanten ernennen. Mit dieser rechtlichen Gleichheit ward freilich die Eintracht in der deutschen Hauptfestung nicht hergestellt; denn da Oesterreich von vornherein, dem Geiste der Bundesakte zuwider, nichtdeutsche Regimenter in den rheinischen Platz sendete, so brachen bald Händel aus zwischen den deutschen und den fremden Truppen, und so lange der Deutsche Bund bestand bildeten die unablässigen Raufereien der Mainzer Garnison das erfreuliche Gegenstück zu dem unblutigen Gezänk in Frankfurt. Schon vorher (12. März) war mit den Niederlanden ein Vertrag zu Stande gekommen, kraft dessen König Friedrich Wilhelm sich verpflichtete, für die zweite Bundesfestung Luxemburg drei Viertel der Garnison, den Gouverneur und den Commandanten zu stellen. Zugleich begann Preußen, unter Asters genialer Leitung, den Ausbau seiner rheinischen Festungen Coblenz, Köln, Wesel, Jülich, Saarlouis und verwendete dazu nach und nach, außer den 20 Mill. Fr., welche der Pariser Vertrag angewiesen, noch eine beträchtliche Summe aus seinen eigenen Mitteln. Der Ehrenbreitstein ward wieder hergestellt, und bald krönte die lieblichen Höhen an der Moselmündung jener mächtige Kranz von vorgeschobenen Werken, der die Bewunderung des alten Festungsstürmers Wellington erregte und die zurückgebliebene, noch in Vaubans Ideen befangene Befestigungskunst der Franzosen beschämte. Während Preußen dergestalt, weit über seine Bundespflichten hinaus, für die Sicherheit des Niederrheins sorgte, lag der Südwesten noch völlig schutzlos vor den Ausfallsthoren der elsassischen Festungen. Zu Paris hatte man verabredet, Landau als dritte Bundesfestung dem Bunde zu überweisen, doch das Versprechen blieb noch immer unausgeführt. Für eine vierte Bundesfestung am Oberrhein waren 20 Millionen aus der französischen Contribution bestimmt; aber die süddeutschen Höfe stritten sich über den Platz. Baden und Württemberg verlangten zum Schutze ihres eigenen Gebietes eine Festung dicht am Rhein, etwa in Rastatt; Oesterreich dagegen wünschte durch die Befestigung von Ulm die Donaustraße zu sperren und die Wiederkehr des Austerlitzer Feldzugs zu verhindern. Da sich die Lage von Ulm zur Errichtung eines großen oberdeutschen Waffenplatzes eignete und Oesterreich um keinen anderen Preis die Gleichberechtigung der beiden Großmächte in der Mainzer Festung zugeben wollte, so versprach Boyen, Preußen werde am Bundestage für Ulm stimmen.

*) Motz, Gedanken über die Militärverfassung des Deutschen Bundes, insbesondere über Verträge mit den kleinen norddeutschen Staaten, 24. Septbr. 1817.

Ueber die Eintheilung des Bundesheeres vermochten die Unterhändler
t Karlsbad sich nicht zu einigen. Nur eine ganz allgemein gehaltene
ebereinkunft, nur der Entwurf eines Entwurfs kam zu Stande: die Bun-
sstaaten verpflichten sich, in Kriegszeiten zwei Procent der Bevölkerung
m Bundesheere, und außerdem ein Procent Ersatztruppen zu stellen;
ird der Bundeskrieg erklärt, so legen die Contingente der Bundesstaaten
n gemeinsames Abzeichen an und der Bundestag wählt einen Staat, der
inerseits den Bundesfeldherrn ernennt. Dieser Staat konnte nur Oester-
ich sein. Boyen gewährte das Zugeständniß, weil er voraussah, daß die
atur der Dinge trotzdem wieder, wie im letzten Kriege, die Theilung des
riegstheaters erzwingen würde. Um das kümmerliche Ergebniß der Karls-
ıder Conferenz durch einige bestimmtere Abreden zu ergänzen und über-
upt ein gemeinsames Vorgehen der beiden Großmächte am Bundestage
t vereinbaren, wurde im December noch Geh. Rath Jordan nach Wien ge-
ndet; aber auch er erlangte nur unsichere Zusagen.

Unterdessen hatten die österreichischen Diplomaten das Geheimniß der
arlsbader Uebereinkunft schon längst den kleinen Höfen verrathen. Schon
erzehn Tage nach dem Abschluß, lange bevor der preußische Bundesge-
ndte selbst von den Karlsbader Verhandlungen etwas ahnte, waren die
ddeutschen Kabinette bereits unterrichtet. Ein jäher Schrecken ergriff
e Souveräne, das Gespenst der deutschen Zweiherrschaft stand drohend
r den Thoren. Der Kurfürst von Hessen eilte sofort nach Darmstadt,
r Großherzog von Baden nach Homburg zum Könige von Württemberg;
e vier Fürsten verschworen sich, jedem Uebergriffe der Großmächte vereint
tgegenzutreten. Als der Bundestag im Herbst nach seinen ersten Ferien
ieder zusammentrat, fand Graf Goltz, der noch immer von nichts wußte,
e Stimmung der Versammlung wunderbar aufgeregt und verbittert.*)
rst am 15. Januar 1818 wagte Buol die Karlsbader Convention als
nen Präsidialantrag dem Bundestage vorzulegen. Um die entrüsteten
örer zu beschwichtigen, betheuerte er, daß er damit nur das Feld für die
eie Berathung eröffnen wolle; zwei Gesichtspunkte müßten bei der Ver-
andlung festgehalten werden: „die vollkommene Würdigung der Souve-
inität der deutschen Staaten und die Rücksicht auf ein wirksames Ver-
eidigungssystem." Dann überreichte er noch einen ungeheuerlichen Ent-
urf für die Eintheilung des Bundesheeres, der eine Friedensstärke von nur
20,000 Mann verlangte und den beiden Großmächten je ein Armeecorps
n 41,500 Mann zuwies; die übrigen 37,000 Mann sollten in neun
orps zerfallen, also daß jeder Mittelstaat von Baiern bis auf Luxemburg
rab sich den Hochgenuß eines commandirenden Generals gönnen konnte.
ie Perle dieser elf Corps war das elfte, das 2606 Luxemburger, Nas-

*) Goltz's Bericht 8. Oktbr. 1817; dessen Uebersicht über die Bundesverhandlungen 13. April 1819.

sauer und Hanseaten unter der Führung eines niederländischen Generals umfassen sollte. Preußen gab dem wundersamen Vorschlage nur darum vorläufig seine Zustimmung, weil diese winzigen Corps im Kriegsfalle unmöglich neben den Heeren der beiden Großmächte ihre Selbständigkeit behaupten konnten, und man doch nicht wagen durfte die Zweitheilung des Heeres geradeswegs zu beantragen.

Aber wie sorgsam Oesterreich auch die Souveränität der Kleinen geschont hatte, wie bescheiden auch seine Anträge klangen, den Erben des Rheinbundes schien selbst dies Nichts unerträglich drückend. Umsonst sendete Hardenberg im Januar den General Wolzogen nach Stuttgart um dem neuen Könige auseinanderzusetzen, daß nur ein Heer von mindestens zwei Procent der Bevölkerung einem Angriffe Frankreichs gewachsen sei; die Selbstsucht König Wilhelms war stärker als sein Soldatenverstand. Als am 16. Februar die Abstimmung begann, standen Baiern, Sachsen, Württemberg, Baden und die beiden Hessen einhellig gegen die Großmächte. Sie forderten ziemlich übereinstimmend: Herabsetzung der Kriegsstärke auf die Hälfte; mehr als 1% für das Heer und ½% für den Ersatz sei unerschwinglich. Ferner Erwählung des Bundesfeldherrn durch den Bundestag selbst; dann blieb die Aussicht, den Marschall Wrede oder einen kleinköniglichen Prinzen an die Spitze des deutschen Heeres zu stellen. Selbstverständlich durfte dieser deutsche Feldmarschall auch im Kriege die Eintheilung der Corps nicht verändern, auch sollte er sich eines parlamentarischen Hauptquartiers erfreuen, einer Versammlung von Offizieren aus allen Contingenten, welche das Interesse ihrer Souveräne bei dem Feldherrn zu vertreten hätten. Schlechterdings keine Inspektion von Bundeswegen in Friedenszeiten, auch keine Vorschriften über die Landwehr; überhaupt sollte die Ausführung des künftigen Bundesgesetzes ausschließlich den Einzelstaaten überlassen bleiben. Diese Aussicht war um so erfreulicher, da der Kurfürst von Hessen ausdrücklich hinzufügte, man dürfe ihm nicht zumuthen, die Stämme und die Ausrüstung für die Kriegsstärke schon im Frieden bereit zu halten. Ein gemeinsames Abzeichen wollte man im Kriege allenfalls ertragen, nur durfte es bloß ein Erkennungszeichen sein wie die weiße Armbinde, welche die Kriegsvölker des verbündeten Europas in Frankreich, unbeschadet ihrer nationalen Selbständigkeit, einst geführt hatten. Für die Eintheilung des Bundesheeres ward als unverbrüchliche Regel gefordert, daß kein Staat, der ein vollständiges Armeecorps stelle, andere Truppen mit den seinen vereinigen dürfe; die gemischten Corps sollten „nach den geographischen und verwandtschaftlichen Verhältnissen“ gebildet werden. Der Kurfürst von Hessen zeigte zugleich an, er habe mit dem Vetter in Darmstadt verabredet „eine Division gemeinsam den Feinden des gemeinschaftlichen und des besonderen Vaterlandes entgegenzustellen“; und Jedermann wußte, daß mit den Feinden des besonderen Vaterlandes nur Preußen gemeint war.

Hardenberg wollte im ersten Zorne Genugthuung von dem Hessen fordern;*) der Wohlmeinende stand völlig rathlos vor den Kraftleistungen eines Particularismus, der so unbefangen eingestand, daß er ohne jede ernsthafte Gegenleistung nur den Schutz der beiden Großmächte beanspruchte und im Nothfalle auch den Uebergang zum Landesfeinde nicht scheute. Und dazu die häßliche Verlogenheit der ganzen Berathung: keiner der Bundesgenossen konnte sich darüber täuschen, daß weder Oesterreich noch Preußen jemals sein Heer in zwei Stücke zerreißen würde, und mithin alles Streiten über die Bundescontingente der beiden Großmächte sinnlos war. Metternich aber fand das Auftreten der Mittelstaaten keineswegs anstößig, sondern verhandelte in der Stille mit den süddeutschen Höfen und versprach dem Könige von Württemberg: neben den geschlossenen Massen der österreichischen, preußischen und bairischen Armee sollten noch zwei oder drei gemischte Corps gebildet werden, so daß Württemberg, Hannover und vielleicht auch Sachsen ein Corpscommando zu besetzen hätten. Währenddem ward auch Buol von den süddeutschen Gesandten bearbeitet; der Badener Berckheim fragte ihn vorwurfsvoll, warum Oesterreich in Preußens Schlepptau gehe.**) In der Sitzung vom 9. April 1818 trat der Präsidialgesandte endlich offen zu den Mittelstaaten über und legte dem Bundestage einige „Hauptpunkte" für die Bundeskriegsverfassung vor, welche in allem Wesentlichen den Anträgen der süddeutschen Höfe entsprachen. Die Versammlung ging freudig darauf ein; Preußen fand sich gänzlich vereinsamt und genehmigte was nicht mehr zu ändern war.

Der Staatskanzler ward aber selbst durch diese Erfahrung nicht über die Zuverlässigkeit der österreichischen Freundschaft aufgeklärt, obwohl ihn Boyen, Wolzogen und sogar der harmlose Goltz wiederholt auf die offenbare Zweizüngigkeit der Wiener Politik aufmerksam machten. Noch immer hielt er Metternich für einen treuen, nur allzu nachgiebigen Freund, während dieser in Wahrheit zäh und verschlagen, wie die Mittelstaaten, nur das eine Ziel verfolgte: jede militärische Verstärkung Preußens zu verhindern. Zur Durchführung jener „Hauptpunkte" ward ein Ausschuß des Bundestages eingesetzt und außerdem noch eine aus Offizieren der größeren Staaten gebildete Militär-Commission, so daß die militärischen Angelegenheiten stets drei Instanzen zu durchlaufen hatten. Ein neuer Zank begann, als Preußen sich bereit erklärte, ebenso viel Truppen zum Bundesheere zu stellen wie Oesterreich, obwohl die Volkszahl seiner Bundeslande etwas schwächer war. Der König hatte in seiner arglosen Ehrlichkeit gehofft, der Bund werde ihm für dies patriotische Opfer danken, und fühlte sich schwer enttäuscht, als Metternich dem preußischen Gesandten mit freundschaftlichem Bedauern antwortete: die Annahme „dieses groß

*) Hardenberg an Goltz, 21. Februar 1818.
**) Berckheims Bericht 8. April. Boyen an Hardenberg 31. März 1818.

müthigen Anerbietens" sei am Bundestage leider wenig wahrscheinlich, am wenigsten, wenn das gefürchtete Oesterreich sich dafür ausspräche. In der That erklärten die Bundesgesandten, der Hannoveraner Martens voran, ihr gerechtes Befremden über die unerhörte Zumuthung sobald Goltz sich im Sommer mit dem Antrage hervorwagte.*)

Noch länger währte der Streit über die Eintheilung des Bundesheeres. Die „Hauptpunkte" hatten nur bestimmt, daß die kleinen Contingente vor jeder Berührung mit den Heeren der drei größten Staaten gesichert bleiben müßten. Preußen forderte nun, Kurhessen solle, seiner geographischen Lage gemäß, einem norddeutschen Corps beitreten; der Kurfürst dagegen hielt „die verwandtschaftlichen Verhältnisse" für wichtiger und wollte mitsammt dem Darmstädter Vetter sich an Württemberg anschließen. Die Zänkerei ward völlig unerträglich, seit der neue Vertreter Oesterreichs in der Militärcommission, General Langenau insgeheim das Feuer schürte; der gewandte Sachse hatte schon in Schwarzenbergs Hauptquartier und auf dem Wiener Congresse seinen Haß gegen Preußen bewährt und zeigte sich in allen den kleinen Künsten, welche am Bundestage entschieden, dem gelehrten Preußen Wolzogen weitaus überlegen. Im August ward man endlich noch darüber einig, daß die Bevölkerung den Maßstab für die provisorische Bundesmatrikel bilden sollte; denn zu einer definitiven Matrikel ist der Deutsche Bund in einem halben Jahrhundert niemals gelangt. Aber nun begann wieder das Feilschen der Kleinen: Hildburghausen berechnete seine Bevölkerung nach einer Zählung vom Jahre 1807, Gotha und Altenburg wurden überführt, ihre Reiche um 12000 Seelen zu niedrig geschätzt zu haben — und was des Schmutzes mehr war.**)

Als der Deutsche Bund sein drittes Jahr begann, war weder die Kriegsverfassung beschlossen, noch die Karlsbader Convention über die Festung Mainz vom Bundestage genehmigt, noch Luxemburg und Landau dem Bunde überwiesen, noch über die vierte Bundesfestung irgend etwas vereinbart. Mittlerweile lagen die mit dem Blute der Waterloo-Kämpfer erkauften französischen Millionen gegen mäßigen Zins bei Rothschild und bereicherten dies Haus, das zuerst durch die Blutgelder des hessischen Kurfürsten seine Größe begründet, dann seit dem Jahre 1813 sich rasch zu der Stellung einer Weltmacht aufgeschwungen und in wenigen Jahren mehr denn 1200 Mill. Gulden an Subsidienzahlungen und Anleihen für die tief verschuldeten Höfe Europas übernommen hatte. Die deutsche Volkswirthschaft zog aus den Schätzen der Rothschilds wenig Gewinn; denn die Firma war nicht deutsch, wie einst die Fugger und die Welser, sondern zeigte

*) Weisung an Krusemark, 20. Mai. Krusemarks Bericht v. 10. Juni. Goltz's Bericht v. 21. August 1818.

**) Goltz's Bericht 28. April 1818.

von vornherein den weltbürgerlichen Charakter des modernen Judenthums. Die fünf, durch den dankbaren Kaiser Franz baronisirten Söhne des alten Amschel siedelten sich in allen Hauptplätzen Westeuropas an und befolgten allesammt jenen einfachen Grundsatz, welchen einst ihr Vater gegen den Kurfürsten von Hessen ausgesprochen hatte: „wer mir mein Geld nimmt, nimmt mir meine Ehre, und meine Ehre ist mein Leben." Der Frankfurter Zweig des Hauses blieb der Hofburg ein treuer Helfer in ihrer ewigen Finanznoth und ein mächtiger Bundesgenosse ihrer deutschen Politik; in Berlin war wenig zu gewinnen, da der preußische Staatshaushalt zehn Jahre nach dem Frieden bereits wieder in Ordnung kam. Friedrich Gentz aber schrieb voll uneigennütziger Begeisterung einen langen Aufsatz für das Conversationslexikon, der die unvergleichliche Weisheit und Tugend der Gebrüder Rothschild in vollendetem Bedientenstile feierte. —

Wenn der Bundestag die nächste und wichtigste seiner Pflichten so schimpflich verabsäumte, um wie viel weniger konnte er den zahlreichen anderen Aufgaben gerecht werden, welche ihm die vieldeutigen Worte der Bundesakte zuwiesen. Schleunige Erfüllung des Art. 13, der die Einführung von Landständen verhieß — so lautete der einstimmige Ruf aller Parteien der Opposition, und nichts wollte man dem Bundestage weniger verzeihen, als daß er sich um jene Zusage so wenig kümmerte. Und doch war die Bundesversammlung keineswegs berechtigt, sich auf Grund jener unbestimmten Weissagung in die Verfassungskämpfe der Einzelstaaten einzumischen. Obschon Hardenberg dem Grafen Goltz in seiner Instruktion einschärfte, das Ausbleiben der verheißenen Verfassungen könne nach allen den Drangsalen der Kriegsjahre hochgefährlich werden, so fanden sich doch die Bundesgesandten bald zusammen in dem stillschweigenden Entschlusse diese heikliche Frage nicht zu berühren. Alle Kabinette erfuhren bald, daß die Verwirklichung jenes Versprechens doch weit schwieriger war als die liberale Ungeduld wähnte, alle bewachten eifersüchtig ihre Souveränität gegen den Bund, manche dachten auch schon im Stillen sich der unbequemen Verpflichtung ganz zu entziehen, zumal seit in Württemberg ein leidenschaftlicher Kampf zwischen der Krone und den Landständen ausgebrochen war, der die Höfe mit Schrecken erfüllte.

Gleichwohl ward der Bundestag gezwungen sich mit der Angelegenheit zu befassen. Karl August von Weimar hatte schon im Mai 1816, der Erste unter seinen Genossen, eine Verfassung für sein Ländchen verkündigt und verlangte im December die Bürgschaft des Bundes für dies Grundgesetz. Der gradsinnige Fürst sprach offen aus, er sei gewillt die für Deutschland aufgegangenen Hoffnungen in seinem Lande zu verwirklichen, und mit brausendem Jubel feierte die liberale Presse „den einzigen deutschen Fürsten, der sein Wort gehalten". Die Mehrheit des Bundestages empfing den weimarischen Antrag mit unverhohlenem Aerger; warum mußte dieser kleine Herr sich so anmaßlich vordrängen und, um die Volksgunst buhlend, die

anderen Souveräne in den Schatten stellen? Es kam zu heftigen Auftritten. Als Baiern die Competenz des Bundestages bezweifelte, erwiderte der Gesandte der ernestinischen Höfe scharf: durch solche Behauptungen bestätige man nur den weitverbreiteten grundlosen Vorwurf, als ob der Bund lediglich die neuen Souveränitätsrechte wahren, den Unterthanen aber ihre vormals durch die Reichsverfassung gesicherten Rechte vorenthalten wolle. Der arglose Gagern vermehrte noch die Verstimmung, da er dem Großherzog treuherzig seinen Dank aussprach für diesen Vorgang, der eine Triebfeder mehr für andere Fürsten sein würde. In Wien war man peinlich überrascht, da man weder dem fürstlichen Demagogen in Weimar eine Anerkennung gönnte noch dem Bundestage eine schiedsrichterliche Gewalt einräumen wollte. Hardenberg dagegen, der noch zuversichtlich an das Gelingen seiner eigenen Verfassungspläne glaubte, nahm sich des Großherzogs an, lobte die patriotische Gesinnung, die sich in dem weimarischen Antrage bekundete, und beschwichtigte durch einen vertraulichen Brief vorläufig die Bedenken Metternichs. Mit der üblichen feierlichen Langsamkeit that der Bundestag endlich was er nicht lassen durfte und bewilligte, nach reichlich vier Monaten, in den trockensten Worten die erbetene Bürgschaft; doch fügte der österreichische Gesandte nachdrücklich hinzu: in solchen Fragen müsse grundsätzlich Alles der freien Vereinigung der Fürsten und der Stände überlassen bleiben.

Um die nämliche Zeit hatte ein Löwenstein'scher Justizrath Beck im Odenwalde eine unschuldige Petition angefertigt, die den Bundestag um schleunige Ausführung des geliebten Art. 13 bat; einige Heißsporne aus der Jenenser und Heidelberger Studentenschaft trugen das Schriftstück auf weiten Fußwanderungen von Ort zu Ort. Der Mann kam selbst nach Frankfurt, besuchte einige der Gesandten und führte, wie die Erschreckten heim berichteten, eine höchst revolutionäre Sprache. Trotz des Eifers der Studenten und des Beifalls der liberalen Presse fand die Bittschrift in ganz Deutschland kaum tausend Unterzeichner; aber es war seit unvordenklichen Zeiten das erste Beispiel einer über mehrere deutsche Staaten verzweigten politischen Agitation, und der Beamtenstaat hing noch überall an der alten unverbrüchlichen Regel: jede Bitte ist erlaubt, nur nicht das Sammeln von Unterschriften. Daher erregte dies schüchterne Erwachen des Parteilebens allgemeine Bestürzung an den Höfen; selbst Hardenberg befahl dem Gesandten in Frankfurt lebhaft erregt, dies gefährliche demagogische Treiben scharf im Auge zu behalten.*)

Nach wie vor blieb Metternich entschlossen den Bundestag von diesen schwierigen Fragen fern zu halten. Er sah mit Befriedigung, daß in den österreichischen Kronländern die Verheißung der Bundesakte längst herrlich erfüllt war; hier bestanden ja noch jene mumienhaften Postulatenlandtage,

*) Weisung an Goltz, 8. December 1818.

deren beschaulicher Lebenslauf sich gemeinhin in drei Akten abspielte: Auffahrt der Herren Stände in ihren Staatskarossen, Vorlesung und einstimmige Annahme der landesherrlichen Postulate, endlich Wiederabfahrt der Herren Stände in den nämlichen Staatskarossen. Nur einmal, im Herbst 1817, verfiel Metternich auf den Plan, einige Abgeordnete dieser Landtage nebst den Spitzen des Beamtenthums zu einem Reichsrathe zu versammeln; doch da Kaiser Franz den verwegenen Neuerungsvorschlag achtzehn Jahre lang, bis zu seinem Tode, in seinem Pulte liegen ließ, so verfolgte der Minister den Gedanken nicht weiter und verharrte bei dem bewährten Grundsatze der Stabilität. Wie hätte er also den Argwohn der deutschen Souveräne erwecken mögen wegen dieses Art. 13, der doch nur durch die Ideologen Hardenberg und Humboldt in die Bundesakte gelangt war! Sobald ihm der bairische Minister Rechberg, erschreckt durch jene Abstimmung über den weimarischen Antrag, lebhafte Besorgnisse vor möglichen Uebergriffen der Bundesversammlung aussprach, benutzte Metternich gern die Gelegenheit, um die kleinen Höfe über die Unschädlichkeit des Bundestags zu beruhigen und sendete an den Gesandten Hruby in München eine lange Denkschrift (11. Decbr. 1817), die unter dem Titel eines „Manifestes" auch den anderen Kabinetten mitgetheilt wurde. Sie erwies — nach einer pathetischen Schilderung der unvergleichlichen Vorzüge des deutschen „Foederativstaates": — der Bundestag könnte nur dann eine selbständige Gewalt ausüben, wenn alle Fürsten persönlich daran theilnähmen; gegenwärtig genüge „die Zurückberufung eines einzigen aufwiegelnden, daher untreuen Gesandten" um allen Uebeln vorzubeugen. „Der Kaiser ist überzeugt, daß der kleine weimarische Staat bis zur Stunde mehr Unheil über Deutschland zu verbreiten berufen ist, als die Bundesversammlung in ihrer gesetzlichen Lage, selbst in kaum denkbaren Fällen zu thun vermöchte." Am Wenigsten dürfe sich der Bund um die Ausführung des Art. 13 kümmern. „Die natürliche und höchst einfache Berücksichtigung der Umtriebe, welche sich heute Ruhestörer jeder Art, in der Absicht den Zeitgeist aufzuregen, erlauben, fordert unbedingt, daß die Bundesversammlung sich der Initiative enthält. Das Gesetz besteht; dieses muß für den Augenblick genügen; die Anwendung des Gesetzes muß der Weisheit jeder einzelnen Regierung überlassen bleiben."*)

So fern lag dem Wiener Hofe noch der Plan, durch Bundesbeschlüsse die constitutionelle Bewegung zu hemmen. Die erste Anregung zu einer reaktionären Bundespolitik kam vielmehr von dem Monarchen, welcher damals neben Karl August in der Volksgunst am höchsten stand. Der ehrgeizige junge König Wilhelm von Württemberg hatte sich seit seiner Thronbesteigung redlich bemüht, den ärgerlichen Verfassungsstreit, den er von seinem bösen Vater überkommen, abzuschließen und seinen Ständen schon zweimal ver-

*) Metternich an Hruby, 11. December 1817.

geblich liberale Verfassungsentwürfe vorgelegt. Da überfiel ihn im Herbst 1817 die Reue, und er beschloß beim Bunde Hilfe zu suchen gegen seinen eigenen Liberalismus. Seine Gesandten Wangenheim in Frankfurt und Wintzingerode in Wien erhielten den Auftrag, um authentische Interpretation des Art. 13 von Bundeswegen zu bitten, „damit allen übertriebenen Anforderungen eine feste und unerschütterliche Schranke gesetzt werde.“ Natürlich durften die Beiden den wahren Grund der Bitte nicht verrathen. Der König, so versicherten sie, sei durch sein Wort gebunden, jedoch die unruhige Stimmung in Preußen und den Nachbarlanden Württembergs bedürfe eines Zügels, und — fügte der plauderhafte Wangenheim harmlos hinzu — die württembergischen Verfassungspläne drohten für ganz Deutschland ein verhängnißvolles Beispiel zu werden.*) Der Vorschlag fand aber bei den Bundesgesandten eine so kühle Aufnahme, daß Wangenheim sich dazu verstehen mußte, seinen Antrag, den er in einer vertraulichen Sitzung (18. Dec.) gestellt, nicht zu Protokoll zu geben. In Wien war Wintzingerode nicht glücklicher. Metternich äußerte zwar in vertraulicher Unterredung, die landständischen Verfassungen des Art. 13 hätten nichts gemein mit der revolutionären Idee einer allgemeinen Volksvertretung, und verrieth also schon jetzt einen Lieblingsgedanken seiner Politik, der in der deutschen Politik noch argen Unfrieden stiften sollte; aber eine Einwirkung des Bundes auf die ständischen Angelegenheiten schien ihm unmöglich, schon aus Rücksicht auf Preußen und Baiern. Der Anschlag König Wilhelms war mißlungen, doch er blieb in Wien unvergessen. Metternich hatte erfahren, wie wenig nachhaltiger Widerstand von den kleinen Kronen zu erwarten war, falls man sich einmal entschlösse die Macht des Bundes gegen die Landtage zu wenden. Der constitutionelle König, den die unschuldige Presse als den Helden des Liberalismus feierte, wies der Hofburg selber zuerst den Weg zur Unterdrückung deutscher Freiheit.

Inzwischen kam der leidige Art. 13 in Frankfurt doch noch einmal zur Sprache, da auch die mecklenburgischen Herzöge die Bürgschaft des Bundes verlangten für ein Verfassungsgesetz, das zur Ergänzung ihres altehrwürdigen Erbvergleichs dienen sollte. Bei dieser Verhandlung berichtete Graf Goltz, auf Hardenbergs Befehl, ausführlich, was in Preußen bisher geschehen war um das Verfassungsversprechen zu erfüllen; er widerrieth die Regelung der ständischen Angelegenheiten durch die Bundesversammlung, welche doch „nur allgemeine Sätze aufstellen“ könne, beantragte jedoch, daß die Einzelstaaten dem Bundestag über den Stand ihrer Verfassungsarbeiten binnen Jahresfrist wieder Bericht erstatten sollten. König

*) Berckheims Berichte v. 18., 23., 30. Novbr., 13., 29. Decbr. 1817, vollständig übereinstimmend mit den Mittheilungen, welche Graf W. Wintzingerode (Graf C. L. Wintzingerode, ein württembergischer Staatsmann, Gotha 1866, S. 31 ff.) aus württembergischen Aktenstücken gibt.

Friedrich Wilhelm war über dies Vorgehen seines Staatskanzlers anfangs sehr ungehalten, weil er voraussah, daß die preußische Verfassung über's Jahr unmöglich vollendet sein konnte; und welches Recht habe der Bund über diese Dinge Rechenschaft zu fordern? Indeß beruhigte sich der König, da Hardenberg ihm vorstellte, die Einführung neuer ständischer Institutionen, an der Stelle der verlebten alten Provinziallandtage sei doch beschlossene Sache: „Heute kann nicht Gestern werden.“*) Der Bundestag ertheilte nunmehr den Mecklenburgern die gewünschte Garantie und nahm den preußischen Antrag an. Die Krone Württemberg aber versagte sich's nicht, vor der Nation nochmals das Licht ihres unvergleichlichen Liberalismus leuchten zu lassen. Derselbe Wangenheim, der soeben insgeheim eine beschränkende Interpretation des Art. 13 gefordert hatte, betheuerte in dem veröffentlichten Protokoll vom 6. April: „die regeste Sorgfalt Sr. Majestät sei auf eine den liberalsten Grundsätzen entsprechende Repräsentativverfassung gerichtet.“ Es war das erste Probstück jener heuchlerischen, treulos zwischen dem Bundestage und den heimischen Landständen hin und her schwankenden Politik, welche fortan ein Menschenalter hindurch von den constitutionellen Mittelstaaten befolgt wurde.

Nächst der landständischen Verfassung war die Preßfreiheit der Lieblingswunsch der Liberalen; sie hofften um so sicherer auf die Erfüllung dieses Verlangens, da der Art. 18 der Bundesakte dem Bundestage vorschrieb, bei seiner ersten Zusammenkunft gleichförmige Verfügungen über Preßfreiheit und Nachdruck abzufassen. Aber auch diese Hoffnung sollte trügen. Die wenig beschränkte Freiheit, deren sich die deutsche Literatur in ihren classischen Tagen erfreute, beruhte auf der Voraussetzung, daß die Schriftsteller der Politik immerdar fern bleiben müßten. Als dann seit dem Jahre 1813 plötzlich eine politische Presse aufschoß, ehrlich und warmherzig, aber auch unklar, lärmend, jugendlich ungezogen, da stand der alte Beamtenstaat dem ungewohnten Treiben noch eine Weile erschrocken und rathlos gegenüber; kein Diplomat, der nicht in seinen vertrauten Briefen über die zügellose Frechheit der „politischen Scribler“ jammerte. Zu den Wenigen, die in der allgemeinen Bestürzung ihren Gleichmuth nicht ganz verloren, gehörte Hardenberg. Schon von Paris aus schrieb er dem Justizminister: er wünsche die Bewilligung einer geregelten Preßfreiheit, aber auch Beschränkung der überhandnehmenden Zügellosigkeit; die Revision der zahlreichen veralteten Censurgesetze, welche in den verschiedenen Landestheilen Preußens noch galten, scheine dringend geboten. Leider fand er inmitten der massenhaften Verwaltungsgeschäfte jener Uebergangszeit nicht die Muße den Plan weiter zu verfolgen. Indessen wurde die Censur in Preußen ohne Härte gehandhabt und der Nachdruck, der auf dem linken Rhein-

*) Kabinetsordre v. 18. Februar. Antwort Hardenbergs 10. März. Erwiderung des Königs 21. März 1818.

ufer sein Unwesen trieb, streng unterdrückt, obgleich die kleinen Nachbarn dem guten Beispiele nicht folgten und namentlich in Reutlingen, unter dem Schutze der württembergischen Krone, eine schamlose literarische Freibeuterei blühte. Nur einmal ließ sich der Staatskanzler, sehr ungern, zu einer Ungerechtigkeit bestimmen, die dem Rufe Preußens eine schwere Wunde schlug. Der Rheinische Merkur war seit dem Kriege rasch von seiner Höhe herabgesunken; für die nüchternen Arbeiten der Friedenszeit reichte das feurige patriotische Pathos nicht mehr aus. Da Görres über die Geschäftsfragen der Verfassung und Verwaltung nichts zu sagen wußte, so verfiel er bald in ein zielloses, terroristisches Poltern. Von allen Höfen, den deutschen wie den fremden, kamen Klagen wider den unverbesserlichen gazettier de Coblence. Wenn er höhnend schrieb, die Furcht der Regierungen vor der Preßfreiheit sei nichts anderes als der Haß der öffentlichen Dirnen gegen die Straßenbeleuchtung; wenn er nach dem Erscheinen der Schmalzischen Schrift mit ungeheuerlicher Uebertreibung, in ekelhaften Bildern ausführte: jetzt hätten sich die sieben Gestänke des preußischen Staates zu dem einen Schmalz-Gestank vereinigt, und die allgemeine Reaktion breche herein — so war dieser Ton dem reizbaren Gehör der Zeit zu stark. Nach wiederholten vertraulichen Warnungen entschloß sich Hardenberg im Januar 1816 den Rheinischen Merkur zu unterdrücken, wenige Tage nachdem Görres den Neujahrstag mit der zuversichtlichen Weissagung begrüßt hatte: der Merkur werde das herrschende Gestirn dieses Jahres sein. Das Verbot erregte allenthalben peinliches Aufsehen. Welch ein Dank für das Blatt, das in großer Zeit die deutsche Sache so muthig vertreten hatte; und welche Thorheit, den unberechenbaren, leidenschaftlichen Publicisten, der noch treu zu der preußischen Fahne hielt aber nach seiner phantastischen Art jederzeit umschlagen konnte, also zu kränken! Im Uebrigen blieb die preußische Presse ziemlich unbelästigt.

Erst im Frühjahr 1817 erinnerte sich der Bundestag der Verheißung des Art. 18 und beauftragte zunächst den oldenburgischen Gesandten v. Berg mit einer statistischen Zusammenstellung der deutschen Preßgesetze. Der schwergelehrte Herr ging mit der ganzen Umständlichkeit eines alten Göttinger Professors an seine mühsame Arbeit. Hardenberg aber sah ein, daß man auf diesem Wege nie zum Ziele gelangen konnte, und da die Klagen wider die zügellose Presse, namentlich wider den burschikosen Ton der Jenenser Zeitungen sich täglich mehrten, so beschloß er im Sommer 1817, durch gemeinsame Vorschläge der beiden Großmächte ein Bundes-Preßgesetz zu Stande zu bringen. Er ließ also durch Geh. Rath v. Raumer eine Denkschrift über die Preßfreiheit ausarbeiten und befahl seinem Vertrauten Jordan als dieser im Winter nach Wien ging, sich darüber mit Metternich zu verständigen. Die Denkschrift verrieth bereits einige Aengstlichkeit, doch überschritt sie auch noch nicht das Maß des Zwanges, das den meisten Regierungen jener Zeit unentbehrlich schien: sie forderte gänzliche Freiheit für alle grö-

heren wissenschaftlichen Werke, strenge Censur für die Zeitungen.*) Aber auch hier zeigte sich, wie weit die Ansichten der beiden Großmächte auseinandergingen. Metternich trug wieder Bedenken in die Souveränität der Einzelstaaten so tief einzugreifen, und Jordan brachte nichts heim als einige unverbindliche Zusagen. Dann versuchte Großherzog Karl August (April 1818) die Thätigkeit des Bundestages zu beschleunigen und bat dringend um die Aufstellung gleichförmiger Grundsätze für die deutsche Presse, weil er oft mit Schmerz erfahren habe, daß die verfassungsmäßige Preßfreiheit seines Landes von den Nachbarn mit Unwillen betrachtet würde. Vergebliche Mahnung. Erst im Oktober 1818, nach reichlich anderthalb Jahren, brachte Berg seine Uebersicht zu Stande, und nun ermannte sich der Bundestag zu dem Beschlusse, eine Commission zur Vorbereitung weiterer Berathungen einzusetzen. So ging die Zeit, da ein leidlich verständiges deutsches Preßgesetz noch möglich war, durch schimpfliche Saumseligkeit verloren. —

Den Massen des Volks ward die hilflose Nichtigkeit des Bundestages erst fühlbar, als er an den Art. 19 der Bundesakte, der die Regelung der Verkehrsverhältnisse verhieß, endlich herantrat. Eine so anarchische Verwirrung, wie sie dies verarmte, ausgesogene Volk jetzt in seinem Handel und Wandel ertragen mußte, hatte selbst die jammerreiche deutsche Geschichte noch nie gesehen. Die verhaßten Douanen und droits réunis der Franzosen waren sofort nach dem Sturze der Fremdherrschaft überall beseitigt worden und noch nicht durch ein neues System indirekter Steuern ersetzt. So lag denn ein großer Theil Deutschlands der übermächtigen Mitwerbung des reicheren Auslandes schutzlos offen. Die Fabriken des Rheinlandes, kaum erst aufgeblüht unter dem napoleonischen Merkantilsystem, verloren plötzlich ihren Markt in Frankreich, Holland, Italien und sahen sich von ihren Landsleuten abgesperrt durch die zahlreichen Staats- und Provinzial-Zolllinien, welche das deutsche Land durchschnitten. Es war ein Stück verkehrter Welt. Sobald die Continentalsperre fiel, wurden die seit Jahren aufgespeicherten englischen Waaren in Massen auf das Festland geworfen; Schaaren englischer Musterreiter durchzogen die deutschen Städte. Die englische Industrie sendete in einem Jahre für 388 Mill. Gulden Fabrikwaaren nach dem Continente, nach Deutschland allein für 129 Mill. Gulden. Dann schritt das Parlament zur Wiederherstellung des Baargeld-Umlaufs. Die gesammten Silbermünzen des Reichs wurden umgeprägt, Massen neuer Goldmünzen ausgegeben, die Bank zur allmählichen Wiederaufnahme der Baarzahlungen verpflichtet. England bedurfte um jeden Preis der edlen Metalle und suchte den Bedarf durch gehäufte Waarenausfuhr zu decken, also daß die britischen Baumwollenzeuge auf dem deutschen Markte oft zu 30 bis 40 Procent unter den Erzeugungs-

*) Hardenberg an Krusemark 12. Juni; Raumers Denkschrift über den Art. 18, mit Anmerkungen des Staatskanzlers v. 18. Novbr. 1817.

kosten angeboten wurden. Zudem hinderten die hohen Kornzölle Englands die Ausfuhr deutschen Getreides, und in den Hungerjahren von 1816 und 17 ging dem deutschen Fabrikanten auch der einzige Vortheil verloren, den er vor dem englischen Concurrenten voraus hatte, der niedrige Arbeitslohn.

Erbittert durch so heillose Zustände warf sich die öffentliche Meinung in unreife extreme Ansichten. Besorgte Fabrikanten verlangten ein hartes Prohibitivsystem zum Schutze der deutschen Arbeit, und das überspannte Teutonenthum stimmte mit ein. In Berlin verschworen sich die Stadtverordneten mit einer großen Zahl angesehener Bürger, nur noch deutsche Kleider und Geräthe zu kaufen; ähnliche Vereine entstanden in Schlesien und Sachsen. Auf der anderen Seite lärmten die radikalen Freihändler, welche wie der Baier Brunner alle Zölle als einen Eingriff in die natürliche Freiheit verdammten; eine wissenschaftlich durchgebildete freihändlerische Ueberzeugung bestand erst in einem kleinen Kreise von Gelehrten und unter den besten Köpfen des preußischen Beamtenthums. Beseitigung oder doch Beschränkung der Binnenmauthen war der allgemeine Wunsch; schon im Jahre 1816 berief E. Weber auf der Leipziger Messe eine Versammlung von Fabrikanten und Kaufleuten um dem Bundestage diese Bitte vorzutragen. Aber Wenige verbanden einen klaren Begriff mit den großen Worten; Wenige ahnten, welche ungeheueren Schwierigkeiten die Natur selbst der wirthschaftlichen Einheit Deutschlands entgegenstellte. Kein anderes Culturvolk war in Gemüth und Charakter so gleichartig, aber auch keines umschloß in seinen Grenzen eine solche Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse, der Verzehrungs- und Arbeitsgewohnheiten. Welch ein Abstand von der Großindustrie des Niederrheins bis hinüber zu den halbpolnischen Provinzen, wo mit den steigenden Getreidepreisen der Arbeitslohn zu sinken pflegte weil nur der Hunger das träge Volk zur Arbeit zwang; und wieder von dem nordischen Klima Ostpreußens, wo das Elennthier in den Forsten hauste, bis zu den gesegneten Weingeländen des Rheines. Noch war der schöpferische Kopf nicht aufgetreten, der es vermochte so grundverschiedenen Interessen gerecht zu werden.

Am Wenigsten der Bundestag durfte sich zu einer solchen Arbeit erdreisten. Aber mindestens einen, schlechthin empörenden Uebelstand der deutschen Verkehrsverhältnisse konnte und mußte die Bundesversammlung beseitigen, als im Sommer 1816 eine Hungersnoth über das verarmte Land hereinbrach, deren gleichen man seit dem bösen Jahre 1772 nicht mehr erlebt hatte. Monatelang strömte der Landregen vom Himmel, alle Flüsse traten aus ihren Betten, in Mittel- und Westdeutschland ging fast die gesammte Ernte zu Grunde; noch im Frühjahr 1817 sah man am Rhein blasse, jammernde Menschen die Felder durchstreifen und die verfaulten Kartoffeln vom vorigen Jahre ausgraben. Die wenigen Landstraßen hatte der Krieg so gänzlich verwüstet, daß die Getreidezufuhr zu Lande auf weitere Entfernungen unmöglich war; konnten doch selbst die Postwagen im Winter

mit sechzehn, zwanzig Pferden Vorspann oft kaum durchkommen. Daher stand im Jahre 1818 der Preis des Scheffels Weizen am Rhein um 2 Thlr. 9 Sgr. 6 Pfg. höher als in Posen, während in den fünfziger Jahren der höchste Preisunterschied innerhalb der preußischen Monarchie nur 10 Sgr. 7 Pfg. betrug. Und dieser ohnehin kümmerliche Verkehr ward jetzt vollends zerstört durch die thörichte Bosheit des Particularismus. Oesterreich verbot, seinen altväterischen volkswirthschaftlichen Grundsätzen gemäß, sofort nach Eintritt der Theuerung die Ausfuhr des Getreides und gab damit das Signal zu einem allgemeinen Zollkriege in Süddeutschland. Auch Baiern, Württemberg, Baden, Darmstadt sperrten ihre Grenzen; der Getreidehandel im Oberlande stockte gänzlich. In Frankfurt ging das Futter aus, die Bundesgesandten zitterten für ihre Wagenpferde, und Graf Buol mußte im Namen seiner Genossen eine Bittschrift an die Krone Baiern schicken, damit eine Hafersendung, die bei Wertheim auf dem Maine lag, von der bairischen Mauth endlich durchgelassen wurde.*) Auch im Norden geschahen manche arge Mißgriffe. Minister Bülow verwendete die zwei Millionen Thlr., welche der König zum Ankauf baltischen Getreides bewilligt hatte, so leichtsinnig, daß den schwer heimgesuchten Rheinlanden wenig davon zu gute kam. Immerhin zeigte sich die Mehrzahl der norddeutschen Regierungen ehrlich bemüht, durch Erleichterung des Verkehrs den Nothstand zu bekämpfen. Nachdem die süddeutschen Höfe einander mehrere Monate hindurch mit widerwärtigen Vorwürfen überschüttet und ihre Länder wechselseitig ausgehungert hatten, wendete sich Württemberg endlich an den Bund und beantragte schleunige Aufhebung der Sperre durch Bundesbeschluß (19. Mai 1817). Offenbar in der Absicht Alles zu vereiteln stellte Baiern darauf den Gegenantrag: die Maßregel müsse auch auf die nichtdeutschen Provinzen Oesterreichs, Preußens und der Niederlande ausgedehnt werden. Preußen und die Mehrheit der übrigen Staaten stimmten dem Vorschlage Württembergs zu; die Hofburg aber ließ, nach ihrer Gewohnheit, den Präsidialgesandten acht Wochen lang ohne Instruktion.

Da kam die Güte der Natur dem Bundestage zu Hilfe; die Felder prangten in reichem Aehrenschmucke, die Preise fielen, und befriedigt konnte Buol am 14. Juli in seinem classischen Deutsch der Versammlung verkünden: er kenne zwar noch immer nicht die Absichten seines Hofes, dies schade aber wenig, „da die Aussicht zu einer so gesegneten reichen Ernte die Sperre von selbst aufhebt". Im folgenden Jahre berieth man nochmals über gemeinsame Maßregeln für die Zukunft, und nochmals zeigte Baiern seinen bösen Willen, bis endlich der Präsidialgesandte (9. Juli 1818) dies Schauspiel bundesgenössischer Eintracht mit den Worten schloß: die Verhandlungen hätten allerdings zu keinem Ergebniß geführt; er „nähre jedoch die Hoffnung, daß demnächst dieser Gegenstand wieder in erneuerte

---

*) Berstetts Bericht, 20. Mai 1817.

Anregung gebracht würde". So glänzend bestätigte sich jene Weissagung Oesterreichs: der Art. 19 solle die Bundesstaaten einander entfremden! Auch ein Nachspiel fehlte nicht, das nur auf deutschem Boden möglich war; denn es gibt eine Naivität der Dummheit und der Nichtswürdigkeit, welche allein in der Enge der Kleinstaaterei gedeihen kann. Der Kurfürst von Hessen hatte während der Hungersnoth durch den getreuen Rothschild baltisches Getreide bestellt; die Sendung langte aber zu spät an, als die Preise schon wieder gefallen waren. Damit seine Kammerkasse keinen Schaden litte, zwang nun der reiche Fürst die Kasseler Bäcker, ihm das Ostseegetreide zu 12 Thlr. 2 Gr. für das Kasseler Viertel abzunehmen, während der Marktpreis im Lande nur auf 7 Thlr. stand. Also ward das Nothjahr den Bürgern der hessischen Hauptstadt durch den liebevollen Landesvater noch um einige Monate künstlich verlängert.

Was konnte vollends der auswärtige Handel der Nation von dem Bundestage erwarten in einer peinlichen Angelegenheit, welche selbst von den Seemächten sehr schlaff behandelt wurde? Wie die Türkei selber so verdankten auch ihre Schutzstaaten, die Barbaresken, ihren Bestand zumeist der Uneinigkeit der europäischen Mächte; die Ueberfülle von Gegensätzen, welche die vielgestaltige Cultur des Abendlandes umschloß, kam der Barbarei des Islam zu statten. Da keine europäische Macht der anderen ein rücksichtsloses Vorgehen gegen die Pforte gestatten wollte, so hatte man sich längst gewöhnt die Raubfahrten der Barbaresken im Mittelmeere als rechtmäßige Kriegszüge zu betrachten; jede Seemacht schützte sich dawider durch die Waffen oder auch durch Tributzahlungen. Als der Seehandel nach dem Frieden wieder aufzublühen begann, wagten sich die Piraten auch in andere Meere hinaus; selbst in der Ostsee, im Angesicht der deutschen Küste wurden deutsche Schiffe ausgeplündert und die Mannschaft in die Sklaverei hinweggeführt, und zu alledem drohte die Gefahr der Ansteckung aus den verpesteten Landen Nordafrikas. Die Schiffe aus Hannover und Schleswig-Holstein genossen noch einiger Sicherheit unter dem Schutze der englischen und der dänischen Flagge, da eine britische Flotte soeben den Dey von Algier in seiner Hauptstadt bedroht und zur Auslieferung der christlichen Sklaven gezwungen hatte. Um so schwerer litten die Hansestädte und die preußischen Häfen; ein großer Theil ihrer Schiffe mußte unter fremder Flagge segeln. Da verlangte endlich Czar Alexander in London die Bildung eines europäischen Seebundes zur gemeinsamen Bekämpfung der Seeräuber (Sept. 1816); die englische Regierung aber witterte wieder arge Hintergedanken und wollte das Erscheinen russischer Kriegsschiffe im Mittelmeer nicht dulden. Die langwierigen Verhandlungen führten zu keinem Ergebniß, obschon Preußen die russischen Vorschläge unterstützte und sich bereit erklärte einige Fregatten für die europäische Flotte zu stellen. Oesterreich zeigte, wie in allen Fragen der Handelspolitik, eine unerschütterliche Gleichgiltigkeit; als die Corsaren des Sultans

von Marokko wieder einmal ein preußisches Schiff genommen hatten, schrieb Gentz höhnend: „sollte denn dieser gute Mann nicht wie andere Souveräne das Recht haben, Feindseligkeiten auszuüben wenn er beleidigt wird?"

Währenddem riefen die Hansestädte die Hilfe des Bundes an (16. Juni 1817), und der Bundestag erkühnte sich zur Einsetzung einer Commission. Graf Goltz hielt für nöthig diese unerhörte Verwegenheit zu entschuldigen und betheuerte seinem Könige, „daß es die Absicht der Versammlung weder jetzt noch künftig sein kann und wird, sich unberufen in Beziehungen der europäischen Politik zu mischen; sie handelt nicht aus Anmaßung, sondern in der Ueberzeugung, daß Ew. K. Maj. und die Großmächte Europas dies durch den Zweck ihrer Bestimmung und ihren guten Willen, demselben treu zu entsprechen, zu entschuldigen geneigt sein werden."*) Und wahrlich, demüthig wie diese Entschuldigung lautete auch der Antrag der Commission: der Bundestag möge Oesterreich und Preußen ersuchen, daß sie ihrerseits mit Hilfe Frankreichs, Rußlands und der anderen Seemächte den englischen Hof bewögen, gemeinsamen Maßregeln gegen die Barbaresken beizutreten. Unter allen deutschen Höfen fand sich nur einer, der die ganze Schmach eines solchen Antrags empfand. Vermuthlich war dem Württemberger Mandelsloh, der die Stimme Badens führte, von Nebenius oder einem andern der zahlreichen fähigen jungen Beamten in Karlsruhe ein Gutachten zugesendet worden; genug, im Namen Badens regte Mandelsloh zuerst den Gedanken einer deutschen Flotte an, freilich noch in sehr unbestimmten Umrissen. Er fragte: ob man den Seemächten mit Anstand zumuthen könne, den deutschen Handel auf ihre Kosten zu beschützen? ob das Volk, das einst den gewaltigen Seeräuberbund der Vitalienbrüder vernichtete, nicht im Stande sei einige Fregatten in See zu stellen und „ein paar elende Raubschiffe" aus den deutschen Meeren zu vertreiben? Verstand doch selbst das kleine Portugal sich seiner Haut zu wehren gegen die Barbaresken! Der binnenländische Stumpfsinn der deutschen Bundespolitik fand auf solche Fragen keine Antwort. Nach einem halben Jahre (22. Decbr.) ersuchte der Bundestag seine Commission in ihren Bemühungen fortzufahren, und damit war die Sache für den Bund erledigt. Die Barbaresken raubten fröhlich weiter. Umsonst bestürmte der antipiratische Verein, der in den Seeplätzen zusammengetreten war, noch drei Jahre später die Wiener Ministerconferenzen mit seinen Bitten. Nach wiederholten schweren Verlusten schrieben die Hansestädte endlich im Jahre 1829 unterthänigst an „den erhabenen und ruhmwürdigen Monarchen, den mächtigen und sehr edlen Fürsten, Seine Kaiserliche Majestät Sultan Abderrhaman" von Marokko und erboten sich, unter Englands Vermittlung wegen einer Tributzahlung zu verhandeln. Bevor diese Unterhandlung zum Ziele gelangt war, zogen jedoch die französischen Eroberer in Algier ein, erzwangen den Frieden an den

*) Goltz's Bericht an den König 17. Juni 1817.

Küsten Nordafrikas und beendigten die häßlichste Episode aus der häßlichen Geschichte der orientalischen Frage.

Auch den zahlreichen Beschwerden und Bitten der mediatisirten Reichsstände begegnete der Bundestag mit unverwüstlicher Trägheit. Schon auf dem Wiener Congresse hatte Preußen vorgeschlagen, den Mediatisirten einige Curiatstimmen am Bundestage zu gewähren, damit der schwer mißhandelte hohe Adel sich mit der neuen Ordnung der deutschen Dinge versöhnen und aus seiner unnatürlichen Sonderstellung wieder heraustreten könne. Aber der Antrag scheiterte an der Eifersucht der rheinbündischen Höfe. Die Bundesakte verhieß den Mediatisirten (Art. 14) eine lange Reihe von Vorrechten in Sachen der Besteuerung, des Gerichtsstandes u. s. w. — Privilegien, die den modernen Vorstellungen von Staatseinheit und Rechtsgleichheit widersprachen und also die öffentliche Meinung auch gegen die gerechten Ansprüche der alten Reichsstände verstimmten. Ueber die Curiatstimmen sagte der Art. 6 der Bundesakte nur, die Bundesversammlung solle diese Frage bei Berathung der organischen Gesetze in Erwägung nehmen. Die Verheißungen des Art. 14 wurden in den größeren Staaten, begreiflich genug, weit bereitwilliger ausgeführt als von den kleinen Fürsten, denen die Mediatisirten als gefährliche Nebenbuhler erschienen. In Oesterreich, dem classischen Lande der Adelsprivilegien, stand der hohe Reichsadel von jeher in Gnaden, schon weil er vor Alters immer zur kaiserlichen Partei gehört hatte. Auch der König von Preußen betrachtete es als fürstliche Ehrenpflicht, das den Entthronten widerfahrene Unrecht zu sühnen und erließ schon am 21. Juli 1815 eine Verordnung, welche weit über die Verheißungen der Bundesakte hinausging und den Mediatisirten, fast allzu großmüthig, sehr bedeutende Vorrechte, sogar die Befreiung von allen direkten Steuern gewährte. Peinlicher war ihre Lage in Baiern. Montgelas und seine Bureaukratie konnten sich's nicht versagen, diese erlauchten Geschlechter zuweilen das Halsband der Unterthänigkeit fühlen zu lassen; man zwang sie ihre Adelsbriefe gegen hohe Gebühren bei dem Heroldsamte eintragen zu lassen und sprach amtlich nur noch von Herrn Waldburg, als der Fürst von Waldburg-Zeil die Zahlung verweigerte. Immerhin besaßen die bairischen Standesherren noch einen leidlich festen Rechtsboden an einer königlichen Verordnung v. J. 1807, die den Vorschriften der Bundesakte zum Muster gedient hatte.

In Württemberg dagegen, in Baden, Nassau und beiden Hessen nahm der Hader kein Ende; alle diese Höfe ahnten, daß die Fürstenberg, Leiningen, Löwenstein und Hohenlohe sich niemals schlichtweg als badische oder württembergische Unterthanen fühlen konnten. Mit brutaler Grobheit verwies König Friedrich von Württemberg die Fürsten und Grafen von Waldburg, Königsegg u. A. zur Ruhe, da sie sich unterstanden, ihn in einer Adresse an „den glorreichen Vorgang" des Königs von Preußen zu erinnern. Darauf schlossen „die als schuldlose Staatsopfer niedergebeugten Reichs-

stände" des württembergischen Landes unter der Führung des Fürsten Waldburg-Zeil einen Verein zur gemeinsamen Wahrung der Standesrechte; sie wendeten sich an ihr „vormaliges allgemein beglückendes Reichsoberhaupt", den Kaiser Franz, auch an viele andere Souveräne, und verlangten, daß der Bund ihnen die Curiatstimmen gewähre und Vorschriften für die Ausführung des Art. 14 erlasse. Einzelne ihrer Wünsche überschritten unleugbar das Maß der Rechte, welche ein geordneter Staat seinen Unterthanen gewähren konnte. Aber der schwäbische Despot hatte seine Ohren überall; er erfuhr die Umtriebe seines hohen Adels durch seinen Bundestagsbevollmächtigten v. Linden, einen berüchtigten Kundschafter der napoleonischen Polizei, der vor Kurzem in Berlin als Gesandter erschienen und von Hardenberg ohne Weiteres zurückgeschickt worden war. Sofort griff der König mit einem Dehortatorium ein, ließ den Fürsten Waldburg in den rohesten Formen verhören und verbot dann den Verein der Mediatisirten als „null und verrätherisch". Zugleich schlug er Lärm an den Nachbarhöfen, und der badische Minister Hacke erklärte ihm mit Freuden seine Bereitwilligkeit zu gemeinsamen Maßregeln „gegen den Geist des Aufruhrs und der Widersetzlichkeit, der bei einem großen Theile des Adels an die Tagesordnung tritt". Hatte doch Fürst Waldburg sich sogar erdreistet den souveränen Fürsten von Bückeburg mit „Hochzuverehrender Herr Vetter!" anzureden!*)

Als der Bundestag eröffnet wurde, zeigte sich die große Mehrzahl der Bundesstaaten so argwöhnisch gegen die Rebellen vom hohen Adel, daß Hardenberg seinem Gesandten befahl, den Antrag auf Gewährung der Curiatstimmen als völlig aussichtslos vorläufig ruhen zu lassen. Die Eingaben der Mediatisirten wurden zu den Akten gelegt. Erst im Januar 1818 begannen die Gesandten dem Bundestage über die Ausführung des Art. 14 in ihren Heimathlanden Bericht zu erstatten, und darauf wurde am 1. Oktober zur Aufstellung gemeinsamer Grundsätze wieder die unvermeidliche Commission eingesetzt. Von den Curiatstimmen war nicht mehr die Rede, und da auch jene gemeinsamen Grundsätze nie zu Stande kamen, so blieb das Recht der Mediatisirten den Gesetzen der Einzelstaaten anheimgegeben, obgleich die meisten der alten reichsständischen Häuser in mehreren Bundesstaaten zugleich angesessen waren. Der Particularismus, der so viele köstliche Kräfte unserer Nation zerstörte, wußte auch nichts anzufangen mit einer Aristokratie, welche nur dem ganzen Deutschland angehören konnte und für die Armseligkeit der Kleinstaaterei zu hoch stand. Er zwang sie, von dem politischen Leben sich schmollend zurückzuziehen, so daß sie nur zuweilen noch, durch Klagen über verletzte Privilegien, das deutsche Volk unliebsam an ihr vergessenes Dasein erinnerte.

*) Eingaben des Fürsten v. Waldburg-Zeil an den König v. Württemberg 29. Sept. 1815; an Kaiser Franz 2. April 1816; an den Fürsten v. Bückeburg 23. März; Minister v. Hacke an Graf Wintzingerode 8. April 1816.

In den zwei ersten Jahren seines Bestandes brachte der Bundestag überhaupt nur ein einziges einigermaßen brauchbares Gesetz zu Stande: die Austrägalordnung vom 16. Juni 1817. Auch dieser Beschluß trug allerdings das Gepräge des lockersten Foederalismus; auf den Gedanken eines stehenden Bundesgerichts, welchen Preußen in Wien so hartnäckig vertheidigt hatte, wagte Niemand mehr zurückzukommen. Immerhin war es schon ein Gewinn, daß die Bundesglieder sich verpflichteten, ihre gegenseitigen Streitigkeiten zunächst der Vermittlung des Bundestages zu übergeben; schlug diese Vermittlung fehl, so sollte der oberste Gerichtshof eines von den beiden Parteien gewählten Bundesstaates die Entscheidung fällen. Auf solche Weise sind in der That manche kleine Händel zwischen den Bundesstaaten friedlich, und schneller als weiland durch die Reichsgerichte, beigelegt worden. Aber freilich nur Streitfragen von geringer Bedeutung. Denn Preußen stellte schon bei den ersten Berathungen den Grundsatz auf, der seitdem in Berlin immer festgehalten wurde: die Austrägalinstanz dürfe nur über eigentliche Rechtsfragen, nicht über politische Interessenfragen entscheiden. Dieser von den Kleinstaaten mit lebhaftem Widerspruche aufgenommene Vorbehalt war rechtlich anfechtbar, aber politisch nothwendig; denn nimmermehr konnte eine europäische Macht gestatten, daß die großen Machtfragen ihrer Politik etwa von dem Zerbster oder dem Jenaer Appellationsgerichte nach den Grundsätzen des Civilprocesses erledigt würden.

Wenn eine Gesandtenconferenz ernste Zwecke verfolgt, so wird die Parteistellung der Mitglieder auf die Dauer stets durch die Gesinnungen ihrer Auftraggeber bestimmt; am Bundestage aber fand die Persönlichkeit der einzelnen Gesandten freieren Spielraum, da die Höfe sich um die Frankfurter Nichtigkeiten wenig bekümmerten. So entstand nach und nach eine höchst unnatürliche Parteibildung, die allein auf den persönlichen Ansichten der Gesandten beruhte. Smidt und Berg wurden in Wien als die beiden „ganz schlechten Kerls" bezeichnet, obschon weder der Bremer Senat, noch der Großherzog von Oldenburg den Vorwurf liberaler Gesinnung verdiente. Zu ihnen gesellten sich Plessen, Eyben, Martens, Wangenheim; auch der neue bairische Gesandte Aretin stand den Anschauungen des Liberalismus nahe. Am meisten Kummer bereitete dem Präsidialgesandten doch die unerschöpfliche Beredsamkeit des wackeren Gagern. Dieser wunderliche Legitimist des alten Reichsrechts wollte „nur eine kaiserliche Abdication, nicht die des Reiches" kennen, forderte harmlos für den Deutschen Bund die ganze Machtvollkommenheit der kaiserlichen Majestät. „Alles was deutsch ist" sollte der Befugniß der Bundesversammlung anheimfallen; sogar die Auswanderung dachte er der Aufsicht des Bundestages zu unterwerfen und sendete pflichteifrig „im Dienste der menschlichen Gattung" einen Agenten nach Amerika zur Beobachtung dieser neuen socialen Erscheinung, deren Bedeutung der geistreiche Mann früher durchschaut hatte, als die meisten der Zeitgenossen. Oft konnten die Hörer

nur mühsam ihren Ernst behaupten, wenn er in seinen gelehrten, von Citaten und Anspielungen strotzenden Reden alle die reichspatriotischen Phrasen der Regensburger Tage wieder ausspielte, alle die Schnirkel und Schnörkel des heiligen Reichsrechts, bis herab zu dem großen gebratenen Ochsen des Krönungsfestes, zur Schau stellte. Kein Mißerfolg störte den Gutmüthigen in der Zuversicht seiner patriotischen Hoffnungen. Als der Bundestag im Sommer 1817 zum ersten male seine Ferien begann, hielt der luxemburgische Gesandte eine hochpathetische Schlußrede zum Preise der Bundesverfassung und rief begeistert: „Dieser Bund ist minder fürchtend als furchtbar!“ Den unzufriedenen Liberalen hielt er die Frage entgegen: „Was wir gewonnen haben? Daß die Mutter das Kind heiterer unter ihrem Herzen trägt, der Sorge und Angst enthoben einen Sklaven zu erziehen, sondern im Vorgefühle, daß sie einen freien Mann dem Vaterlande darbringen wird!“ Ludens Nemesis aber antwortete mit der bitteren Gegenfrage: „Was wir verloren haben? Den Glauben an die Redlichkeit aller Häupter und Führer!“

Es konnte nicht fehlen, daß die nebelhafte Begeisterung des Reichspatrioten zuweilen mit der handfesten Wirklichkeit des deutschen Particularismus hart zusammenstieß. So bei der Besprechung des Art. 18 der Bundesakte. Der Artikel verhieß den deutschen Unterthanen die Freizügigkeit, vorausgesetzt, daß „ein anderer Bundesstaat sie erweislich zu Unterthanen annehmen wolle“. Von dieser leeren Phrase, die in der That wie Hohn klang, behauptete Gagern, sie begründe ein allgemeines deutsches Bürgerrecht; dies Bürgerrecht sei aber nur dann gesichert, wenn alle Deutschen ihrer Wehrpflicht in diesem oder jenem Bundesstaate genügen dürften: „das Vaterland wird hier wie dort vertheidigt!“ Welch eine Zumuthung an Preußen, so lange hier allgemeine Wehrpflicht, dort Stellvertretung oder Werbung, hier neunzehnjährige, dort sechsjährige Dienstzeit galt! Da Goltz diese Bedenken hervorhob, erwiderte Gagern harmlos: warum solle der Bund nicht bestimmen, daß etwa mit dem vollendeten siebenundzwanzigsten Jahre die Hauptkriegspflicht jedes Deutschen als erfüllt zu betrachten sei? — und fügte dann mit dem ganzen Stolze eines Luxemburgers hinzu: „die Abänderung dieser oder jener Special-Musterrolle steht fürwahr in keiner Vergleichung mit den wesentlichsten Nationalberechtigungen!“ Natürlich blieb Goltz standhaft, und der in kindlicher Unschuld unternommene Angriff auf die Grundfesten der preußischen Heeresverfassung ward abgeschlagen. Trotz Alledem betrachtete Hardenberg seinen alten Wiener Genossen noch immer mit behaglicher Ironie und befahl dem Grafen Goltz mehrmals, den ehrlichen Patrioten schonend zu behandeln, da er doch keinen ernsten Schaden stifte.*)

Die anderen Höfe dachten weniger vornehm. Als Gagern wiederholt

*) Weisungen an Goltz, 21. April, 12. Juli 1817.

an die verheißenen landständischen Verfassungen erinnerte, als er den empfindlichen neuen König von Württemberg durch scharfe Bemerkungen über den schwäbischen Verfassungskampf reizte, als er gar von der kindlichen Unwissenheit der liberalen Presse wie ein Volkstribun verherrlicht wurde, da kam der treue Vorkämpfer des Foederalismus, der Lebensretter des Kleinfürstenstandes bald in den Geruch eines Jakobiners, und Metternich beschloß den gefährlichen Demagogen zu beseitigen. Ein Wink am niederländischen Hofe genügte. Der König der Niederlande befand sich seit Kurzem in argem Gedränge; denn soeben war an den Tag gekommen, daß der ehrgeizige Prinz von Oranien, schwerlich ganz ohne Vorwissen seines königlichen Vaters, mit den französischen Flüchtlingen zu Brüssel eine revolutionäre Verschwörung gegen den Thron der Bourbonen angezettelt hatte. Um so bereitwilliger ergriff der Monarch die Gelegenheit den großen Mächten seine conservative Gesinnung zu beweisen; unbedenklich ließ er den Staatsmann fallen, der so viel zur Bildung des neuen niederländischen Gesammtstaates beigetragen hatte. Was frug er auch nach dem Bundestage und den Träumen deutscher Reichspatrioten? Im April 1818 ward Gagern abberufen und verabschiedete sich mit dem naiven Geständniß: der Grund meiner Entlassung „ist mehr eine zu hohe Würdigung von meiner Seite als ein Verschmähen meines Amtes“. An seiner Statt erschien Graf Grünne, ein Holländer, der die deutschen Dinge so gründlich kannte, daß er alles Ernstes vorschlug Frankreich für das Elsaß mit in den Deutschen Bund aufzunehmen. An dem fand die Hofburg nichts auszusetzen. Also war jene Drohung Metternichs vom December 1817 zum ersten male in Erfüllung gegangen. Der Bundestag wußte nunmehr, daß jedem „aufwiegelnden“ Worte „die Abberufung des ungetreuen Gesandten“ auf dem Fuße folgte.

Alsbald nach seinem Ausscheiden veröffentlichte Gagern in seiner unwandelbaren Gutmüthigkeit eine Schrift „Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung“ — um die Deutschen mit ihrem Bundestage zu versöhnen. Als Motto stand darauf: Ut ameris amabilis esto! Die Nation aber nahm den vertrauensvollen Zuruf mit grimmigem Spotte auf. Selbst die Gemäßigten hatten sich längst voll Ekels von dem Gespensterspuk der Eschenheimer Gasse abgewendet; und schon kam die Zeit, da diesem treuen, gesetzliebenden Volke kein Hohn zu frech, kein Schimpfwort zu roh schien für die einzige Behörde, deren Name noch an Deutschlands Einheit erinnerte. —

## Fünfter Abschnitt.

---

### Die Wiederherstellung des preußischen Staates.

Nach dem Friedensschlusse begann für Preußen wieder, wie einst in den Tagen Friedrich Wilhelms I., ein Zeitalter stiller Sammlung, reizlos und nüchtern, arm an großen Ereignissen, reich an Arbeit und stillem Gedeihen, eine Zeit, da das gesammte politische Leben in der Thätigkeit der Verwaltung aufging und das königliche Beamtenthum noch einmal seine alte staatsbildende Kraft bewährte. Trotz seiner diplomatischen Niederlagen war der preußische Staat jetzt enger als jemals mit dem Leben der gesammten Nation verbunden. Er beherrschte nur noch etwa zwei Millionen Slaven; er sah, mit Ausnahme der Baiern und der Schwaben, bereits alle deutschen Stämme in seinen Grenzen vertreten und ward auch von den Gegensätzen des religiösen Lebens der Nation stärker als sonst berührt, da nunmehr zwei Fünftel seiner Bevölkerung der katholischen Kirche angehörten; er empfing endlich in den großen Communen der Ostseegestade und des Rheinlands ein neues Culturelement, das ihn den deutschen Nachbarlanden näher brachte und gewaltig anwachsend nach und nach auf den gesammten Charakter des Staatslebens umbildend einwirken sollte. Aber welch eine Arbeit, diese neuen Gebiete, die fast allesammt nur widerwillig unter die neue Herrschaft traten, mit den alten Provinzen zu verschmelzen. Niemals in der neuen Geschichte hatte eine Großmacht so schwierige Aufgaben der Verwaltung zu lösen; selbst die Lage des Königreichs Italien nach den Annexionen von 1860 war unvergleichlich leichter.

Zu den fünf Millionen Einwohnern, die der Monarchie um das Jahr 1814 übrig geblieben, trat plötzlich eine Bevölkerung von 5½ Millionen hinzu — ein Gewirr von Ländertrümmern, zerstreut von der Prosna bis zur Maas, vor kurzem noch zu mehr als hundert Territorien gehörig, seitdem regiert durch die Gesetze von Frankreich, Schweden, Sachsen, Westphalen, Berg, Danzig, Darmstadt, Nassau. Dazu noch eine Unzahl kleinerer Landstriche, die man zur Abrundung von den Nachbarn eingetauscht hatte; der kleinste der neuen Regierungsbezirke, der Erfurter, umfaßte allein die Bruchstücke von acht verschiedenen Staaten. Auch die altpreußischen Provinzen, welche jetzt zu dem Staate zurückkehrten, hatten unter der napoleonischen

Herrschaft ihre alten Institutionen fast bis auf die letzte Spur verloren. Schon bei der Besitznahme der neuen Provinzen entspann sich überall Streit mit mißgünstigen Nachbarn. Das russische Gouvernement in Warschau befahl noch im Frühjahr 1815 umfassende Domänenverkäufe in Posen; ebenso Darmstadt im Herzogthum Westphalen; auch die österreichisch-bairische Verwaltung in den Ländern an der Mosel und Nahe erhob zum Abschied Renten und Steuern im Voraus und ließ die Wälder bei Boppard niederhauen. Nassau weigerte sich den Verträgen zuwider, das Siegensche zu räumen, bis Hardenberg drohte das Land ohne Uebergabe besetzen zu lassen. Die Russen hatten selbst Danzig nur ungern ausgeliefert; in Thorn blieb ihre Garnison, trotz dringender Mahnungen, bis zum 19. September 1815 stehen. Dann vergingen noch Jahre, bis der neue Besitzstand durch Verträge mit den grollenden Nachbarstaaten rechtlich gesichert wurde. Erst im Jahre 1816 wurde mit den Niederlanden, 1817 mit Rußland ein Grenzvertrag geschlossen; mit dem tief gekränkten Dresdner Hofe mußten bis in das Jahr 1819 hinein kleinliche und peinliche Verhandlungen wegen der neuen Grenze geführt werden, und erst im Jahre 1825 war die Auseinandersetzung über alle zwischen den beiden Nachbarn streitigen Vermögensobjecte vollendet.

Nun erhob sich die Aufgabe, das also dem Neide Europas mühsam entrungene Gebiet einer gleichmäßigen Verwaltung zu unterwerfen; es galt, die Ausländerei im Inlande, die Kleinstaaterei im Großstaate zu überwinden, alle diese Trümmerstücke der deutschen Nation, die mit einander noch nicht viel mehr als die Sprache gemein hatten, mit einer lebendigen Staatsgesinnung zu erfüllen. Gelang das Werk der politischen Verschmelzung in dieser Hälfte Deutschlands, so war die Nichtigkeit des Particularismus durch die That erwiesen und der Boden bereitet für den Neubau des deutschen Gesammtstaates; die Vollendung des preußischen Einheitsstaates gab dieser Epoche unserer politischen Geschichte ihren eigentlichen Inhalt. Die Aufgabe war um so schwieriger, da die Monarchie, als sie die neuen Provinzen erwarb, sich schon mitten in einem gefährlichen Uebergangszustande befand: fast auf allen Gebieten der Gesetzgebung waren umfassende Reformen erst halb vollendet, und doch fehlte die in Wahrheit leitende Hand, stark genug, jene Ueberfülle von Talenten, die dem Staate diente, unter einen Willen zu beugen. Kein anderer Staat jener Tage zählte in den Reihen seiner Beamten eine solche Schaar ungewöhnlicher Menschen: Verwaltungstalente wie Vincke, Schön, Merckel, Sack, Hippel, Bassewitz; Finanzmänner wie Maassen und Hoffmann; Techniker wie Beuth und Hartig; Juristen wie Daniels und Sethe; unter den Diplomaten Humboldt, Eichhorn, Niebuhr; dazu die Generale des Befreiungskrieges und die Größen der Kunst und Wissenschaft. Sie alle waren gewohnt an den Thaten der Staatsregierung eine rücksichtslos freimüthige Kritik zu üben, die als ein Vorrecht des hohen Beamtenthums, als ein Ersatz gleichsam

für Volksvertretung und Preßfreiheit betrachtet wurde, und nahmen jetzt den alten Parteistreit, der während des Krieges nie ganz geruht hatte, eine Masse persönlichen Hasses und sachlicher Gegensätze als eine böse Erbschaft in die Tage des Friedens hinüber. Aus diesen Kreisen drang Tadelsucht und Klatscherei in alle Klassen der Gesellschaft; der Staat, der bei allen Gebrechen seiner Unfertigkeit doch die beste und sparsamste Verwaltung Europas besaß, ward in den Briefen und Gesprächen seiner eigenen treuen Diener so maßlos gescholten, als eilte er, geleitet durch eine Rotte von Betrügern und Thoren, rettungslos dem Verderben entgegen.

Vier keineswegs klar geschiedene Parteien bekämpften einander innerhalb der Regierung. Die alte Schule der absolutistischen Hofleute und Beamten zählte nur noch wenige Anhänger, doch sie gewann jetzt mächtige Bundesgenossen an Hardenbergs alten Gegnern, den Feudalen, die in dem Adel der Kurmark ihre Stütze, in Marwitz und dem vormaligen Minister Voß-Buch ihre Führer fanden. Die jungen Beamten dagegen und fast alle Geheimen Räthe der Ministerien bekannten sich zu dem bureaukratischen Liberalismus Hardenbergs, was freilich nicht ausschloß, daß ihrer viele den Staatskanzler persönlich heftig bekämpften. Wieder eines anderen Wegs ging die kleine Schaar der aristokratischen Reformer, die noch an Steins Gedanken festhielten. Die Schwarmgeisterei der teutonischen Jugend fand unter den gewiegten Geschäftsmännern des hohen Beamtenthums zwar manchen nachsichtigen Richter, doch keinen einzigen Anhänger. Gleichwohl wirkte jener finstere Argwohn, welchen alle Höfe des In- und Auslandes gegen Preußens Volk und Heer hegten, unausbleiblich auf Preußen selbst zurück. Seit Schmalz seinen Unheilsruf erhoben hatte, nahmen die Verleumdungen und giftigen Flüsterreden kein Ende. Nicht blos Stein, der erklärte Gönner Arndts, sondern auch der Staatskanzler selbst ward des geheimen Einverständnisses mit den Deutschthümlern beschuldigt, obgleich Hardenberg die jugendlichen Einheitsschwärmer als unbequeme Störer seiner dualistischen Politik ansah und sie selbst in seinem verschwiegenen Tagebuche immer nur mit ärgerlichem Tadel behandelte.

So scharfe Gegensätze in fester Zucht zu halten, war der schonenden Gutherzigkeit König Friedrich Wilhelms nicht gegeben. Allzu rücksichtsvoll gegen seine Räthe ließ er den Parteikampf am Hofe lange gewähren und fuhr nur zuweilen mit einer Mahnung dazwischen. Wurde eine neue Kraft in die Regierung berufen, so pflegte man ein Ministerialdepartement in zwei Theile zu zerlegen, nur um den alten Minister nicht zu kränken, der oft ein Gegner des neuen war. Vollständige Uebereinstimmung unter den Ministern galt noch für entbehrlich, da der Monarch am letzten Ende stets nach seinem freien Ermessen entschied. Wie viele Stürme waren über das Land dahingebraust in den kurzen zwei Jahrzehnten seit Friedrich Wilhelm die Krone trug; den Rückschauenden war, als ob die Anfänge seiner Regierung um mehrere Menschenalter zurücklägen. Das treue Volk

der alten Provinzen nannte den König jetzt schon, da er noch in der Kraft der Mannesjahre stand, kurzweg den alten Herrn und wußte tausend Geschichten von seiner verlegenen und doch so herzlich wohlthuenden Leutseligkeit. Seine Berliner lebten mit ihm und erwarteten als ihr gutes Recht, daß er häufig in seinem einfachen Soldatenüberrocke durch den Thiergarten ging, daß er Mittags, wenn die Wachparade aufzog, an dem allbekannten Eckfenster seines unscheinbaren Palastes sich zeigte und Abends halb versteckt in seiner Loge einem Lustspiel, einer Oper oder einem Ballet zusah — denn die Tragödie liebte er wenig, weil das Leben selbst des Traurigen genug biete.

Die Erfahrungen einer großen Zeit hatten sein Selbstgefühl etwas gekräftigt; er erschien fester und sicherer, aber auch noch ernster und schweigsamer als vor Jahren. Eine stille Trauer lag auf seinen freundlichen Zügen und schwand nur selten, wenn er etwa seinen lebensfrohen Kindern und dem Großfürsten Nikolaus auf der Pfaueninsel ein ländliches Fest gab. Der bequeme Rationalismus seiner Jugendbildung genügte ihm längst nicht mehr; schon während der schweren Tage in Königsberg hatte er in einem festen Bibelglauben seinen Trost gefunden und sich mit dem ehrwürdigen Bischof Borowsky befreundet. Jetzt wuchs in ihm von Jahr zu Jahr die Sehnsucht nach dem Ewigen, fromme Betrachtungen und theologische Studien füllten einen guten Theil seiner freien Stunden aus. Obschon er den Gram um seine verlorene Gemahlin nie verwinden konnte, so widerfuhr ihm doch was gerade den tief gebeugten Wittwern häufig geschieht: die Einsamkeit des ehelosen Lebens ward ihm unerträglich. Er faßte eine lebhafte Neigung für eine liebenswürdige junge Französin, die Gräfin Dillon, die seine Liebe leidenschaftlich erwiderte, und dachte eine Zeit lang ernstlich an eine Ehe zur linken Hand — denn für sein Volk sollte Königin Luise immer die Königin bleiben. Aber er wollte nicht, daß seine Preußen an ihrem Könige irr würden, und da er in Gewissensfragen dem Rathe seines leichtlebigen Staatskanzlers nicht traute, so ließ er zwei Männer, von denen er eine rückhaltslos freimüthige Antwort erwartete, Gneisenau und Schön vertraulich befragen, wie man im Heer und im Volke die Heirath mit der katholischen Französin aufnehmen würde. Als Beide übereinstimmend abriethen, gab der König tief erschüttert seine Pläne auf. Trüb und eintönig verflossen ihm die Tage. Er erledigte jede Eingabe mit der alten Pünktlichkeit, nach gewissenhafter Prüfung, und behielt das Ruder immer in der Hand, jedoch der persönliche Verkehr mit seinen höchsten Beamten blieb dem Schüchternen unbequem; den Staatskanzler sah er selten, noch seltener die Minister.

Weit näher stand dem Könige sein täglicher Begleiter, der Oberst Job v. Witzleben, der im Jahre 1816 kaum dreiunddreißig Jahre alt die Leitung des Militärkabinets erhielt, zwei Jahre darauf zum Generalmajor und Generaladjutanten ernannt wurde. Welch ein Abstand zwischen der

gediegenen Tüchtigkeit dieses Mannes und jenem schläfrigen Pedanten Köckeritz, der vor 1806 das Vertrauen des Monarchen genossen hatte; schon an der Wahl seiner Freunde ließ sich erkennen, wie Friedrich Wilhelm gewachsen war mit der wachsenden Zeit. Der König war zuerst auf Witzlebens militärische Begabung aufmerksam geworden und erfuhr erst allmählich, welche vielseitige Bildung der junge Gardeoffizier besaß, wie er mit Wilhelm Humboldt und anderen Größen der Wissenschaft freundschaftlich verkehrte, als Musiker ein ungewöhnliches Talent bewährte, auch in der Theologie, die dem Herzen des Königs so nahe stand, wohlbewandert war und bei Alledem so anspruchslos blieb, ganz frei von Selbstsucht, fromm ohne Wortprunk, ein glücklicher Familienvater. Der neue Generaladjutant erwarb sich bald das unverbrüchliche Vertrauen Friedrich Wilhelms; er durfte dem Monarchen Alles sagen, weil er die natürliche Lebhaftigkeit, die aus seinen dunklen Augen blitzte, immer zu beherrschen verstand und bei seinem ehrlichen Freimuth niemals die herzliche Verehrung für seinen königlichen Freund vergaß. Er diente als Vermittler zwischen dem Könige und den Ministern, ward bei allen großen Staatsgeschäften zu Rathe gezogen und bewältigte Tag für Tag im Tabaksrauche seines einfachen Zimmers ungeheure Arbeitslasten mit einem rastlosen Fleiße, der seinen Körper schon nach zwei Jahrzehnten vor der Zeit aufrieb. Im Drange der Geschäfte hat er nur selten die Muße gefunden, die Erlebnisse des Tages aufzuzeichnen; seine Tagebücher enthalten oft viele Monate lang nur weiße Blätter, oft nur kurze Reisenotizen; wo sie aber über Politik reden, da zeigt sich stets ein gerader Soldatenverstand, gründliche Sachkenntniß und unbedingte Aufrichtigkeit. Obwohl er sich selber nicht zu den staatsmännischen Köpfen rechnete und den Parteien des Hofes behutsam fern blieb, so hielt er doch mit seinen gesunden politischen Urtheilen nicht hinter dem Berge: er betrachtete die neue Heeresverfassung als das feste Band der Staatseinheit, hielt die Vollendung der Stein-Hardenbergischen Reformen für unerläßlich und — was in diesen Tagen der geheimen Einflüsterungen am Schwersten wog — er kannte und liebte das preußische Volk. Nichts schien ihm verächtlicher als der Versuch „in des Königs reiner Seele einen Argwohn zu erwecken“; nichts brachte ihn ab von dem zuversichtlichen Glauben: „es giebt keine gediegenere Treue als die bei uns wohnt.“

Das stille Wirken dieses treuen Vermittlers war um so heilsamer, da der König seit den Mißerfolgen des Wiener Congresses den Staatskanzler nicht mehr mit dem alten Vertrauen behandelte und den Unersetzlichen doch nicht entlassen konnte. Als Hardenberg seinen siebzigsten Geburtstag feierte, rief Goethe dem alten Universitätsgenossen zu:

Auch vergehn uns die Gedanken
Wenn wir in Dein Leben schauen,
Freien Geist in Erdenschranken,
Festes Handeln und Vertrauen.

Und der freie Geist allerdings blieb dem Greise bis zum Ende. Wie er einst unter dem Drucke der Fremdherrschaft den Gedanken der Befreiung des Vaterlandes unwandelbar festgehalten hatte, so verfolgte er nunmehr unausgesetzt den Plan, das Werk der innern Reform durch die verheißene reichsständische Verfassung zu krönen; dies sollte sein politisches Vermächtniß, der Abschluß seiner langen Laufbahn werden. Im persönlichen Verkehre bewährte er noch immer seine bestrickende Liebenswürdigkeit und zeigte eine so jugendliche Begeisterung für alles Schöne und Große, ging so geistreich und liebevoll auf jeden neuen Gedanken ein, daß selbst strenge Richter, wie Gneisenau und Clausewitz trotz mancher Mißhelligkeiten dem hochverdienten Manne nicht gram werden konnten. Das feste Handeln aber war ihm schon in rüstigeren Tagen nicht immer gelungen; jetzt da er alternd sich festklammerte an sein hohes Amt, fand er nur noch selten den Muth seinen Feinden die freie Stirn zu zeigen und glaubte oft selber zu leiten wenn die Gegner ihn mißbrauchten. Die dictatorische Macht des Staatskanzlers hatte wohlthätig gewirkt, so lange er selbst noch alle Ministerien bis auf zwei in seiner Hand vereinigte; seit er nur noch die auswärtigen Angelegenheiten unmittelbar leitete und fünf Fachminister unter ihm standen, gerieth er allmählich in eine ebenso unhaltbare Mittelstellung wie einst die vortragenden Kabinetsräthe. Streitigkeiten mit den Ministern, Klagen über die Verschleppung der Geschäfte konnten nicht ausbleiben, da — außer Boyen, Witzleben und dem Kabinetsrath Albrecht — der Staatskanzler allein dem Monarchen regelmäßig Vortrag hielt und gleichwohl von den Ministern forderte, daß sie die volle Verantwortlichkeit für ihre Verwaltung übernähmen.

Nur Unkenntniß und Tadelsucht beschuldigten den greisen Staatsmann der Trägheit; alle Eingeweihten wußten, welche Unzahl von Denkschriften und Randbemerkungen, Verfügungen und Berichten diese rasche Feder, immer geistreich und gewandt, auf das Papier warf. Aber auf pünktliche Ordnung hatte er sich nie verstanden, und die Last dieser das gesammte Staatsleben umfassenden Thätigkeit ward nach der Vergrößerung des Staatsgebiets auch seinen Schultern zu schwer. Dringende Arbeiten blieben oft monatelang liegen, wenn der Fürst sich in seinem Schlosse zu Glienicke vergrub und dann ruckweise, nach Zufall und Laune, dies oder jenes Stück von seinen Aktenbergen abhob. Wer dort am träumerischen Havelsee den schönen Park durchwanderte oder auf dem Dotationsgute Neuhardenberg in der Neumark die gewählte Kunstsammlung und die neue von Schinkel erbaute Kirche betrachtete, der fühlte wohl, daß ein edler, hochgebildeter Geist hier waltete. Aber welch ein Aergerniß, wenn man die freche Gesellschaft musterte, die sich in diesen vornehmen Räumen umhertrieb und den großmüthigen Hausherrn an seinem eigenen reichen Tische verhöhnte: die klatschsüchtigen Literaten Schöll und Dorow, die magnetischen Aerzte Koreff und Wohlfart, die Somnambüle Friederike

Hähnel, späterhin Frau v. Kimsky genannt. Diese abgefeimte Gaunerin war dem Fürsten zuerst auf einem Zauberabend bei Wohlfart begegnet und hatte durch ihre krampfhaften Verzückungen sein weiches Herz im Sturme erobert.*) Seitdem ließ sie ihn nicht mehr los; sie wurde der Fluch seiner alten Tage. Unerschöpflich in geheimnißvollen Krankheitserscheinungen und in den Künsten sanfter Plünderung begleitete sie ihn überall, selbst zu den Congressen der Monarchen, und ruhte nicht bis auch seine dritte Ehe, gleich den beiden ersten, getrennt wurde. Um dieselbe Zeit vermählte sich des Staatskanzlers einzige Tochter, die geschiedene Gräfin Pappenheim in überreifem Alter mit dem Virtuosen der eleganten Liederlichkeit, dem jungen Fürsten Pückler-Muskau. Der schlechte Ruf des Hardenbergischen Hauses bot den zahlreichen Spähern, welche Metternich in Berlin unterhielt, reichen Stoff, allen Feinden des Staatskanzlers eine gefährliche Waffe. Sie bemerkten schadenfroh, wie der König dem Staatsmanne, der seine weißen Haare so wenig achtete, kälter und fremder begegnete; und da der betriebsame Koreff zuweilen auch als liberaler Schriftsteller auftrat, so bildete sich am Hofe nach und nach das Parteimärchen, Hardenbergs Verfassungspläne seien das Werk seiner anrüchigen plebejischen Umgebung. Wenn ein Freund den Fürsten vor diesem Gesindel warnte, dann erwiderte er lächelnd: „und wenn ich auch oft betrogen worden bin, es ist ein so herrliches Gefühl Vertrauen zu erweisen.“

Unter den Ministern besaß Hardenberg nur einen erklärten Gesinnungsgenossen, Boyen, und auch dieser dachte zu selbständig um der Führung des Fürsten unbedingt zu folgen. Kircheisen bewährte sich bei der Organisation der Gerichte in den neuen Provinzen als trefflicher Fachmann und blieb der großen Politik fern. Schuckmann dagegen, der Minister des Innern, ein straffer Bureaukrat, thätig, sachkundig, herrschsüchtig, der Philister der alten Zeit, wie W. Humboldt ihn nannte, stand allen Reformplänen ebenso argwöhnisch gegenüber wie der Polizeiminister Fürst Wittgenstein, der Vertraute Metternichs. Wie viele Jahre hat der arglose Hardenberg gebraucht, bis er diesen glatten Hofmann endlich durchschaute, der einst, durch den Sturz des Ministeriums Dohna, ihm selber den Weg zur Macht geöffnet hatte und darum schon der treuesten Freundschaft würdig schien. Dem Monarchen war Wittgenstein als geschickter Verwalter des königlichen Hausvermögens unentbehrlich; auch an den andern deutschen Höfen stand er in hohem Ansehen, bei allen fürstlichen Familienangelegenheiten zog man ihn zu Rathe, und sogar der eigenwillige Kurfürst von Hessen hörte zuweilen auf seine Rathschläge. Arglosen Beobachtern erschien der verbindliche alte Herr mit seinen trivialen Späßchen sehr unschädlich; selbst ein so gewiegter Menschenkenner wie der alte Heim, der volksbeliebte erste Arzt Berlins, ließ sich durch die gemüthlichen Formen

*) Hardenbergs Tagebuch, Februar 1816.

des Fürsten völlig täuschen und liebte ihn zärtlich. Aber nichts entging den lauernden Blicken dieser falschen grauen Augen; mit unversöhnlichem stillem Hasse verfolgte Wittgenstein Alles was an Stein und die stürmische nationale Bewegung der Kriegsjahre erinnerte, und nicht lange so fand er auch den Staatskanzler selbst des teutonischen Jakobinerthums verdächtig und begann ihn unmerklich Schritt für Schritt zur Seite zu drängen. Die verrufene „höhere" Polizei, welche einst Justus Gruner zur Nothwehr gegen die napoleonischen Späher eingerichtet hatte, wurde zwar nach dem Frieden aufgehoben; doch blieben mehrere ihrer geheimen Agenten noch in Thätigkeit, und nach ihren Berichten bildete sich Wittgenstein sein Urtheil über die Gesinnung der Nation.

Ganz einsam stand der junge Finanzminister Graf Bülow unter den Genossen, der Vetter Hardenbergs, ein schöner blonder Mann, der mit seiner vornehmen, weltmännischen Anmuth, seiner leichten, oft leichtfertigen Geschäftsgewandtheit den Staatskanzler an seine eigene Jugend erinnerte und von ihm wie ein Sohn geliebt wurde. Er war nach dem Tilsiter Frieden, gleich vielen anderen wackeren Beamten des Magdeburger Landes, widerwillig in den Dienst des Königs Jerome getreten, da die alte Heimath ihn nicht unterbringen konnte, und hatte dann als westphälischer Minister für die Entfesselung des inneren Verkehrs, für die Durchführung verständiger handelspolitischer Grundsätze viel gethan, bis er endlich wegen seiner deutschen Gesinnung und seines unabhängigen Auftretens entlassen wurde. Trotzdem ward er von den altpreußischen Beamten wie ein Verräther angesehen; der Stolz der Preußen vergab es nicht, daß Hardenberg noch während des Krieges gegen Napoleon einen Diener Jeromes in das Ministerium einführte. In der That war Bülow von den Anschauungen der französischen Bureaukratie nicht unberührt geblieben; er bewunderte das napoleonische Steuersystem und hatte sich unter den westphälischen Präfekten an einen herrischen Ton und eine durchfahrende Eigenmächtigkeit gewöhnt, die dem preußischen Beamtenthum unerträglich schienen. Alsbald überwarf er sich mit mehreren Oberpräsidenten; auch mit seinem Vetter und Gönner gerieth er in Streit, da ein geordneter Staatshaushalt allerdings unmöglich war, so lange der Staatskanzler ohne den Finanzminister zu befragen über beliebige Summen frei verfügen durfte. Die ewigen Händel verbitterten den Heftigen, und bald erkannte man in seinem reizbaren, zänkischen Wesen die alte Liebenswürdigkeit kaum noch wieder.

Die reaktionäre Partei des Ministeriums fand bei Hofe eine mächtige Stütze an dem Commandeur der Garde, dem Herzog Karl von Mecklenburg. Der Bruder der Königin Luise hatte sich auf dem Schlachtfelde und dem Exercierplatz stets als tüchtiger Offizier bewährt, aber für die reformatorischen Ideen der Freunde seiner Schwester hegte er kein Verständniß. Eine schöne ritterliche Erscheinung, ein angenehmer unterrichteter Gesellschafter, auf den Hoffesten als begabter Poet und Schauspieler viel bewundert,

sehr thätig im Staatsrathe wie in seinem militärischen Berufe, war er doch bei der Mehrzahl der Offiziere nicht beliebt, in der gebildeten Gesellschaft der Hauptstadt gründlich verhaßt. Denn er nährte in seinem Gardecorps ein dünkelhaftes Wesen, das dem Civil wie den Linientruppen gleich anstößig ward, und blieb trotz seiner Jugend ein Berufssoldat der alten Schule, ein entschiedener Gegner der neuen Heeresverfassung. In der Politik schloß er sich eng an Wittgenstein an und bekämpfte wie dieser jede Neuerung, die dem Wiener Hofe mißfallen konnte.

Noch mächtiger war der stille Einfluß Ancillons. Der in alle Sättel gerechte Theolog wurde im Jahre 1814 als Geheimer Rath im Auswärtigen Amte angestellt und schwamm jetzt wieder selbstgefällig obenauf, obgleich der Erfolg des Krieges alle seine kleinmüthigen Warnungen Lügen gestraft hatte. Hardenberg glaubte durch diese Ernennung eine Brücke zwischen der Wissenschaft und der Politik zu schlagen; denn Ancillon verdankte seiner seichten, aber vielseitigen und immer für die Unterhaltung der Salons bereiten Gelehrsamkeit ein hohes Ansehen, das auch reichere Geister bestach. Die Diplomaten rühmten die sokratische Gelassenheit, die urbane Milde seiner Umgangsformen; selbst Schön, der Alles tadelte, ließ ihn gelten, und noch in späteren Jahren schaute der junge Leopold Ranke bewundernd zu ihm auf. Er hatte am Ausgang des alten Jahrhunderts als eleganter Prediger an der französischen Gemeinde den weichlichen Geschmack der Zeit glücklich getroffen und dann als Lehrer der Staatswissenschaft an der Kriegsschule seine Gemeinplätze mit so feierlicher Gespreiztheit, mit einem so überlegenen staatsmännischen Lächeln vorgetragen, daß sein Zuhörer, der junge Nesselrode sich ganz bezaubert fühlte. Bei Hofe verstand er durch unterthänige Beflissenheit seinen Platz unter den vornehmen Herren zu behaupten. Es ward verhängnißvoll für eine späte Zukunft, daß auch Königin Luise und der Freiherr v. Stein sich durch den erschlichenen Ruhm des glatten Halbfranzosen blenden ließen und ihm die Erziehung des jungen Thronfolgers anvertrauten. So gerieth der verschwenderisch begabte, aber phantastische und eigenwillige Geist des Prinzen, der vor Allem einer strengen Zucht und der Belehrung über die harte Wirklichkeit des Lebens bedurfte, unter die Leitung eines charakterlosen Schönredners, der selber kaum fühlte, wie viel von seinem Thun der angeborenen Furchtsamkeit, wie viel der weltklugen Berechnung entsprang. Seitdem wurde Ancillon auch zu den politischen Berathungen öfters zugezogen und schrieb nun unermüdlich mit seiner schwunglosen, verkniffenen kleinen Gelehrtenhand eine Masse von Denkschriften — breite Betrachtungen ohne Kraft und Schneide, die allesammt ebenso leer wie seine Bücher doch immer den Eindruck erregten, als ob sich ein tiefer Sinn hinter dem Wortschwall verbärge. Durch ihn ward die Kunst, hohle Worte zu einem glitzernden Gewebe zu verknüpfen, zuerst in die preußische Politik eingeführt — eine Kunst, die unter dem gestrengen alten Absolutismus ganz unbekannt gewesen war und erst später-

hin, in der parlamentarischen Epoche, ihre üppigsten Blüthen entfalten sollte. Von Haus aus ein Freund der Ruhe und der überlieferten Ordnung hatte er im Juni 1789 zu Versailles selber mit angesehen, wie die Vertreter des Dritten Standes sich die Rechte einer Nationalversammlung anmaßten und also den Sturz des Königthums vorbereiteten. Seit jenem Tage lag ihm die Angst vor der Revolution in allen Gliedern, und als das revolutionäre Weltreich endlich gefallen war, wahrlich ohne Ancillons Zuthun, da wendete sich der Zaghafte den Ansichten Metternichs zu und folgte gelehrig jedem Winke der Hofburg. Geschäftig trug er die Anschuldigungen der Schmalzischen Schrift in der Hofgesellschaft umher, und obwohl er sich noch hütete den Staatskanzler offen zu bekämpfen, so sprach er doch jetzt schon mit verdächtigem Eifer von den unermeßlichen Schwierigkeiten, welche dem Verfassungsplane entgegenständen, und wer den Mann kannte mußte errathen, daß er insgeheim zu Wittgensteins Partei gehörte.

Das Volk begann den geheimen Parteikampf am Hofe zuerst zu bemerken, als bald nach dem Frieden einige unerwartete Veränderungen in den rheinischen Provinzen erfolgten. Dort am Rhein war die festliche Stimmung der Kriegsjahre so schnell nicht verflogen. Die preußischen Offiziere und Beamten, die das theuer erkaufte Grenzland jetzt dem deutschen Staatsleben einfügen sollten, schauten mit dem Hochgefühle des Siegers um sich; sie schwelgten in den Reizen der schönen Landschaft und in der hellen Lebenslust der rheinischen Geselligkeit. Ihnen war, als ob die Heldenkraft des Nordens hier mit der Anmuth des reichen Südens fröhlich Hochzeit hielte. Um Gneisenau, der in Coblenz befehligte, sammelte sich ein froher Kreis von bedeutenden Männern und schönen Frauen, der selbst die leichtlebigen Bewohner der alten Bischofsstadt zu dem Geständniß zwang, daß ihre neue Landesherrschaft doch über ganz andere geistige Kräfte gebot als weiland der kurtriersche Hof und der Präfekt Napoleons. Da waren Clausewitz und Bärsch, einer von Schills Gefährten; der tollkühne Husar Hellwig und der hünenhafte Graf Karl v. d. Gröben, der einst als Gneisenaus Vertrauter, fast so abenteuerlich wie sein Ahn, der afrikanische Held des großen Kurfürsten, von Land zu Land gezogen war um den heiligen Krieg vorzubereiten; dann die romantischen Schwärmer Max v. Schenkendorf, Werner v. Haxthausen, Sixt v. Armin, der Pädagog Johannes Schulze und der gelehrte Sammler Meusebach. Wenn Gneisenau Abends die Damen in dem Wagen Napoleons, dem Beutestücke von Belle Alliance, zu einem Feste abholen ließ und nun in seiner heitern Hoheit, gebieterisch und doch bescheiden, erröthend vor dem eigenen Ruhm, inmitten der lauten Tafelrunde saß, wenn die Lieder Arndts und Körners erklangen, die Kriegsmänner von ihren Fahrten erzählten und Meusebach durch den urkräftigen Humor seiner geistreichen Verse Alles zu stürmischem Gelächter hinriß, dann meinte Schenkendorf glückselig:

> So hab' ich wohl im Knabentraume
> Die alte Ritterschaft gesehn.

Auch im Lande hatte sich der freimüthige Held bald alle Herzen gewonnen; als er die Mosel hinauf fuhr, kamen aus jedem Dorfe singende Landleute herangerudert und reichten ihm den Ehrenwein.

Das fröhliche Nachspiel der großen Kriegszeit sollte nicht lange währen. Gneisenau hatte schon als die Schmalzische Schrift erschien den Staatskanzler gewarnt, diesem ersten Schlage würden schwerere folgen, und mußte nun erfahren, daß man bei Hofe ihn selber als das Haupt des Tugendbundes anschwärzte, seine heitere Tafelrunde „Wallensteins Lager" nannte. Die Verleumdung verstimmte ihn um so tiefer, da er eben jetzt von jener krankhaften Abspannung befallen wurde, welche die Männer der That beim Eintritt ruhiger Zeiten so häufig heimsucht; er fühlte sich im Friedensdienste wie der Fisch auf dem Sande und legte schon im Sommer 1816 sein rheinisches Commando nieder, theils seiner Gesundheit wegen, theils um den Gegnern zu beweisen, daß er keine ehrgeizigen Absichten hege.*) Auch dann noch hörten die Afterreden am Hofe nicht auf; der König aber blieb den Einflüsterungen unzugänglich, und kaum zwei Jahre später übernahm Gneisenau, nachdem sein Körper sich in den schlesischen Bergen wieder erholt hatte, die Stelle des Gouverneurs von Berlin.

In denselben Tagen wurde der Oberpräsident Sack vom Rheine nach Stettin versetzt. Anderthalb Jahre lang hatte er die provisorische Verwaltung in seiner rheinischen Heimath mit Geschick und Umsicht geleitet; aber wie er einst als brandenburgischer Oberpräsident mit dem feudalen Adel zusammengerathen war, so konnte es dem derben, durchgreifenden Beamten auch jetzt nicht an Feinden fehlen. Die Minister Wittgenstein, Schuckmann, Bülow beschwerten sich über seine Unbotmäßigkeit; mit dem Militärgouverneur General Dobschütz lebte er in offener Fehde. Freiherr v. Mirbach und Andere aus dem stolzen niederrheinischen Adel verklagten ihn wegen bureaukratischer Härte und Zurücksetzung der Edelleute; selbst seine Freunde konnten nicht leugnen, daß er sich in den Zeitungen mehr als für einen preußischen Beamten schicklich war loben ließ und seine zahlreiche Vetterschaft, „die Säcke", doch gar zu sorgsam in der rheinischen Verwaltung untergebracht hatte. Nach so zahlreichen Klagen fand es Hardenberg gerathen, dem verdienten Manne einen andern Wirkungskreis anzuweisen; er blieb bei seinem Entschlusse, obgleich Sack sich schwer beleidigt fühlte, die große Mehrzahl der Rheinländer ihren Landsmann ungern ziehen sah, und zahlreiche Gemeinden der Provinz dringend um Zurücknahme der Versetzung baten.**)

Auch der feurige Patriot Justus Gruner, der bisher im Namen der verbündeten Mächte das bergische Land verwaltet hatte, fand eine laue

*) Gneisenau an Hardenberg, 26. März und 21. April 1816, 6. Febr. 1821.

**) Kircheisen an Hardenberg 5. Juni; Kabinetsordres an Sack 15. Januar und 13. März; Sack an den König 24. März, an Hardenberg 24. März und 16. Mai 1816. Mirbach an Hardenberg 29. Novbr. 1815.

Aufnahme, als er jetzt, durch Gneisenau lebhaft empfohlen, wieder in den preußischen Staatsdienst einzutreten verlangte. Sonderbares Schicksal, daß gerade der Begründer der preußischen geheimen Polizei unter den Berichten der geheimen Agenten am Schwersten leiden mußte. In der Hofburg galt er, neben Stein und Görres, als das Haupt der deutschen Jakobiner. Im Sommer 1812 war er auf Metternichs Befehl nach Peterwardein auf die Festung gebracht worden, weil er von Prag aus eine Schilderhebung gegen Napoleon vorbereitete und mit Jahns „Deutschem Bunde" insgeheim verkehrte.*) Erst im Oktober 1813 freigelassen, hatte er dann als Gouverneur von Berg die Oesterreicher und die Rheinbündner durch die leidenschaftliche Sprache seiner Reden und Manifeste aufs Neue erschreckt und beim Ausbruche des Krieges von 1815 gar einen geheimen Bund gestiftet, der zwar niemals zu einer Thätigkeit gelangte und alsbald nach dem Frieden wieder einging, aber schon durch seinen Wahlspruch „Deutschlands Einheit unter Preußen!" alle ängstlichen Gemüther mit Entsetzen erfüllte. Nach alledem hielt es der Staatskanzler für unmöglich, dem Vielverleumdeten ein einflußreiches Verwaltungsamt anzuvertrauen, und Gruner wurde mit dem bescheidenen Gesandtschaftsposten in Bern abgefunden. Alle diese Vorfälle berührten die öffentliche Meinung sehr peinlich, zumal da sie fast gleichzeitig mit der Unterdrückung des Rheinischen Merkurs und bald nach dem Erscheinen der Schmalzischen Schrift erfolgten. Die argwöhnische Welt suchte nach einem geheimen Zusammenhange, obgleich Gneisenau das Verbot des Görres'schen Blattes ganz in der Ordnung fand und Sack ein erklärter Gegner Gruners war. Die Luft ward täglich schwüler. Derweil man bei Hofe von den geheimen Umtrieben der Demagogen erzählte, klagten die Liberalen über den Anbruch der Reaktion. —

---

Trotz dieser Reibungen innerhalb der Regierung ging die unscheinbare und doch so folgenreiche Arbeit der Neuordnung der Verwaltung stetig und sicher vorwärts. Sobald sich der Umfang der neugewonnenen Landschaften einigermaßen übersehen ließ, genehmigte der König, noch in Wien, am 30. April 1815 die Verordnung über die verbesserte Einrichtung der Provinzialbehörden, welche das Staatsgebiet in zehn Provinzen und fünfundzwanzig Regierungsbezirke eintheilte. Zwei dieser Provinzen, Niederrhein und Westpreußen, wurden später mit den Nachbarprovinzen Jülich-Cleve-Berg und Ostpreußen vereinigt: die sechs anderen, Brandenburg, Pommern, Schlesien, Posen, Sachsen, Westphalen, bestehen noch heute unverändert. Es war das Werk des Königs, daß die im Jahre 1810 durch Hardenberg aufgehobenen Aemter der Oberpräsidenten wiederhergestellt wurden. Friedrich

*) Gruner an Hardenberg 27. Novbr. 1819.

Wilhelm wünschte, in großen, lebensfähigen Provinzen die Eigenart der Stämme und Landschaften sich frei entfalten zu lassen; er wollte, daß die bedachtsame Unparteilichkeit der collegialischen Regierungen an der Thatkraft und dem persönlichen Ansehen der vorgesetzten Einzelbeamten ihre Ergänzung fände und die Verwaltung dergestalt die Vorzüge des collegialischen und des bureaukratischen Systems vereinigte. Zugleich hegte er jetzt schon die Absicht, neben jeden Oberpräsidenten einen commandirenden General zu stellen und also, nach dem Vorbilde Oesterreichs und Rußlands, die militärische Eintheilung des Landes der Civilverwaltung anzupassen. Den Vorschlag Bülows, die Regierungscollegien durch Präfekten zu ersetzen, lehnte der König rundweg ab und verwarf auch den Plan, ihnen selbständige Finanzcollegien an die Seite zu stellen.*) Sie behielten ihre collegialische Form, zerfielen aber fortan in zwei Abtheilungen, deren eine unter der Aufsicht des Ministers des Innern die Hoheitssachen, die Polizei und das Gemeindewesen bearbeitete, während die zweite, dem Finanzminister untergeordnet, das Finanzwesen und die Gewerbeangelegenheiten übernahm, so daß jeder Minister so weit möglich seine eigenen, von ihm allein abhängigen Organe erhielt.

Bei der Abgrenzung der neuen Verwaltungsbezirke verfuhr die Regierung mit höchster Schonung, mit jener Pietät für das historisch Gegebene, die von Altersher im Charakter der preußischen Staatskunst lag. Sobald ein Dorf aus seinem alten Kreisverbande ausgeschieden werden sollte, mußten zwei Ministerien ihr Gutachten abgeben; der König selbst entschied und, wo irgend möglich, rücksichtsvoll nach dem Wunsche der Einwohner. Gleichwohl ließ sich die Störung mancher altgewohnten Verhältnisse nicht vermeiden, da die neuerworbenen Länderfetzen unter einander und mit den alten Gebietstheilen in krausem Gemenge lagen. Keine von den alten Provinzen konnte ihre alten Grenzen unverändert behalten. Sofort begann denn ein allgemeines Sturmlaufen gegen die Regierung. Die ungeheure Macht des Particularismus, in Preußen um nichts schwächer als in den kleinen deutschen Staaten, erhob sich aufgescheucht; die tausend und tausend zähen Interessen des örtlichen Kleinlebens, an denen der Sturm einer ungeheuern Zeit unbemerkt vorübergerauscht war, riefen um Hilfe. Aus unzähligen Eingaben erklang überall dieselbe starr conservative Gesinnung, überall derselbe Jammerruf: „wir wollen uns nicht trennen von unseren Brüdern, die mit uns Freud' und Leid in schwerer Zeit getheilt.“ Als man den Sitz der Kreisbehörde des Freystädter Kreises nach Neusalz verlegen wollte, da häuften sich die Petitionen, eine Gesandtschaft drang bis zum Könige; der alte Kalkreuth schrieb an Hardenberg, er müsse zu Grunde gehen, wenn die Behörde nicht mehr in der Nachbarschaft seines

*) Entwurf einer „Verordnung wegen Einrichtung der Provinzialregierungen und Finanzcollegien“, Frühjahr 1815.

Gutes hause, die Strolche würden ihm den Kohl und die Kartoffeln von den Feldern stehlen; der passive Widerstand war unüberwindlich. Die Monarchie erfuhr in hundert Fällen, was sie späterhin bei allen Reformen der Communalverwaltung abermals erfahren sollte, daß es in Deutschland ungleich leichter ist, zwei Staaten zu verschmelzen als zwei Kreise oder Gemeinden.

Ueberall, im Volke wie auf den Thronen, überschätzte man noch unendlich den Gegensatz der Landschaften und Stämme. Wenn sogar die königlichen Beamten in Pommern sich nur bis zu der bescheidenen Hoffnung verstiegen, es werde im Verlaufe langer Jahre die allmähliche „Annäherung zwischen den beiden Nationen" der schwedischen Pommern und der Altpommern möglich werden; wenn selbst Sack in seinen Verwaltungsberichten versicherte, der Jülicher, der Aachener, der Kölner und der Moselländer wichen in ihrem Charakter dermaßen von einander ab „als ob es ganz verschiedene Nationen wären": so zeigte sich vollends im Volke die nachbarliche Abneigung oft bis zur leidenschaftlichen Gehässigkeit gesteigert.

Alle altpreußischen Landestheile betrachteten es als eine Schande, wenn man sie den neuen Provinzen einfügen wollte. Als die Regierung den Plan faßte, die Niederlausitz sammt der altbrandenburgischen Herrschaft Beeskow der Provinz Sachsen zuzutheilen, da wendeten sich die Stände des Beeskow-Storkower Kreises an den König und klagten, ganz so laut und stürmisch, wie sie einst unter Marwitz's Führung gegen Hardenbergs Agrargesetze geeifert hatten: „Wir fangen mit demjenigen an, was uns das Heiligste und Wichtigste sein muß, von Ew. Majestät Beamten aber ganz unbeachtet gelassen, vielleicht als ein leeres Vorurtheil angesehen wird, weil sie nicht gewohnt sind die Gesinnungen der Völker zu beachten: wir sollen aufhören Brandenburger und Preußen zu sein! Sollen wir Brandenburger bleiben und unsere Volksthümlichkeit erhalten? Dann wird es uns auf eine ähnliche Weise ergehen, wie es einst erging und noch ergeht dem Ueberrest des wendischen Volks in unserer Nachbarschaft, das in einem beständigen Mißtrauen, in einer beständigen Absonderung von seinen Nachbarn und in einer beständigen Anfeindung seitens Letzterer seine Existenz noch jetzt fortschleppt. Sollen wir aber den sächsischen Volkscharakter annehmen? Das werden wir nicht können, nicht weil wir ihn für unwürdig anerkennen, sondern weil wir einmal Brandenburger sind!"*) Da auch die Stände des wieder gewonnenen Cottbuser Landes sich ebenso ungestüm gegen jede Gemeinschaft mit den Sachsen verwahrten, so gab der Staatskanzler nach und ließ die Grenze der Provinz Brandenburg weiter nach Süden verlegen. Minder glücklich fuhren die Altmärker. Auch sie verlangten ihre Wiedervereinigung mit der Kurmark als ein unbestreitbares Recht. Die Regierung aber beharrte bei dem Entschlusse, die Wiege des

*) Eingabe der Kreisstände von Beeskow-Storkow an den König, 31. Octbr. 1815.

brandenburgischen Staates der Provinz Sachsen einzuverleiben; denn die Landschaft war durch ihre Lage auf Magdeburg angewiesen und hatte seit der westphälischen Herrschaft nichts mehr gemein mit der für die Kurmark so wichtigen Schuldenverwaltung, auch ihr Communalwesen stimmte nicht mehr zu dem brandenburgischen Brauche.

Im Herzogthum Preußen war noch unvergessen, daß einst die Städte des Weichselthals zuerst das Banner des Aufruhrs gegen den Deutschen Orden erhoben und den Polen ins Land gerufen hatten; das tapfere Volk war gewohnt auf die westpreußischen Nachbarn wie auf Verräther herabzusehen und fühlte sich schwer gekränkt, als einige Striche Ostpreußens der Weichselprovinz zugewiesen wurden. Durch flehentliche Bitten beim Könige erlangten mindestens die Kreise Mohrungen und Neidenburg, daß sie bei Ostpreußen verblieben. Dagegen verlangte eine Petition des polnischen Adels in Michelau und dem Kulmerlande, daß dies alte Stammland der deutschen Ordensmacht zum Großherzogthum Posen geschlagen würde. Die treuen deutschen Städte aber widersprachen lebhaft, und die Regierung wies den verdächtigen Vorschlag ab.*) Die Neuvorpommern steiften sich auf ihre „Rechte, Privilegien und Freiheiten“, welche der König in den Verträgen mit Schweden und Dänemark aufrecht zu halten versprochen hatte; sie verstanden darunter, nach deutscher Weise, kurzweg alle bestehenden Institutionen, das schwedische Zollwesen und die alte Münze so gut wie das alte Beamtenthum, und vertheidigten ihre Unabhängigkeit so hartnäckig, daß der Staatskanzler erst im Jahre 1818 wagte den kleinen Regierungsbezirk Stralsund mit der Provinz Pommern zu vereinigen. Darauf beschwerten sich die Deputirten der Kreise und Städte bei dem Könige bitter über die Verletzung ihrer Privilegien; sie erklärten die schwedische Gouvernements-Canzleiordnung von 1669 für unantastbar und verstummten erst, als der König ihnen nachdrücklich erwidern ließ, keine Provinz dürfe unter dem Vorwand besonderer Gerechtsame eine Ausnahme von der allgemeinen Verwaltungsordnung des Staates für sich verlangen.**) In den westlichen Provinzen stieß die Einführung der neuen Verwaltungsbezirke auf geringeren Widerstand, da der Sondergeist der Städte und der Landschaften hier schon längst durch die harte Faust des napoleonischen Beamtenthums gebeugt war; doch ward auch hier um die Sitze der Behörden leidenschaftlich gekämpft, zuweilen auch versucht, längst vergessene altständische Ansprüche aus dem Staube der Jahrhunderte hervorzuholen. Die Grafschaft Werden wollte nicht von der Grafschaft Mark getrennt werden; die Stadt Herford erklärte dem Staatskanzler in einer pomphaften Zuschrift: sie könne und werde keinem Kreise beitreten, sie besitze

*) Bericht des Regierungspräsidenten v. Hippel an den Staatskanzler, Marienwerder 21. Juni 1815.

**) Eingabe der Kreise und Städte an den König, 9. Januar 1819. Cabinetsordre vom 24. Mai 1819.

ein Recht auf „fernere Selbständigkeit und Immedialität"; nur unter diesem Vorbehalte habe Herford einst dem großen Kurfürsten gehuldigt.*)

Die weitaus größten Schwierigkeiten bot doch die Neuordnung der vormals sächsischen Gebiete, welche ohnehin der neuen Landesherrschaft anfangs fast ebenso feindselig wie die Polen gegenüberstanden. Alles wehklagte über den Untergang der sächsischen Nation; in Naumburg riß der Pöbel die schwarzen Adler in den Koth, selbst die Ruhigen bezeichneten sich wehmüthig als Mußpreußen — ein Ausdruck, der in manchen Landstrichen noch viele Jahre im Schwange blieb. So lange die Erwerbung des gesammten Königreichs Sachsen in Aussicht stand, hatte Hardenberg nur an eine Personal-Union zu denken gewagt. Jetzt, da man sich mit der Hälfte des Landes begnügen mußte, ergab sich sofort, daß diese Trümmer nicht einmal in einer Provinz zusammenbleiben konnten. Kaum die Anfänge der Staatseinheit, gleichmäßiger moderner Staatsordnung waren durch das schläfrige altständische Regiment Kursachsens geschaffen; die Lande, die man das Herzogthum Sachsen nannte, bestanden in Wahrheit aus sieben lose verbundenen Territorien: aus den Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz, den beiden Stiftern Merseburg und Naumburg, dem Fürstenthum Querfurt, der Grafschaft Henneberg und einem Stücke der sächsischen Erblande. Trotzdem baten die Vertreter des Adels, als im Herbst 1815 eine sächsische Deputation in Berlin erschien, „um Erhaltung der Integrität und Nationalität des Herzogthums Sachsen"; Andere, darunter die Bürgermeister, verwahrten sich dawider und erklärten, sie hegten volles Zutrauen zu der bürgerfreundlichen Regierung Preußens.**) Zur selben Zeit sprachen die Niederlausitzer Stände für die Erhaltung ihrer Privilegien; die Stände der Oberlausitz aber verlangten, „daß die Provinz Lausitz mit keinem anderen Theile der Monarchie verbunden werde": die beiden Lausitzen sollten ein selbständiges Gesammtreich bilden mit der Hauptstadt Görlitz.***)

Wie war es möglich, allen solchen particularistischen Begehren, die einander ins Gesicht schlugen, gerecht zu werden? Zudem lagen diese Landschaften weithin zerstreut von Görlitz bis Langensalza, abgetrennt von ihrem natürlichen Mittelpunkte, dem Meißnerlande, das bei Sachsen geblieben war. Die Regierung beschloß daher nach längerem Schwanken, die weit nach Osten abgelegene Niederlausitz mit Brandenburg, die Oberlausitz mit Schlesien zu verbinden und vereinigte die übrigen Stücke des Herzogthums Sachsen mit der Altmark, dem Herzogthum Magdeburg und dem kurmainzischen Eichsfelde zu einer neuen Provinz. So kamen die vormals sächsischen Landestheile an drei Provinzen und sechs Regierungsbezirke. Was Wunder, daß sie laut klagten und den ganzen Schmerz der Theilung ihres Heimathlandes noch einmal zu erleben glaubten. Die Bitten und Beschwerden

*) Eingabe der Stadt Herford an Hardenberg, 6. Novbr. 1816.

**) Schuckmanns Bericht an Hardenberg, 15. Novbr. 1815.

***) Eingabe der Oberlausitzer Stände an den Staatskanzler, 28. Juni 1815.

währten noch lange fort. Der dicht bei Potsdam gelegene sächsische Amtsbezirk Belzig verlangte stürmisch, beim Wittenberger Kreise zu bleiben; sämmtliche Grundbesitzer des Eichsfeldes forderten als ein verbrieftes Recht, daß ein eichsfeldisches Oberlandesgericht in Heiligenstadt gegründet werde. Noch drei Jahre später sprach einer der ersten Grundbesitzer des Landes, Graf Schulenburg gegen den Minister Klewiz die Erwartung aus, daß die altsächsischen Gebiete sämmtlich zu einer Provinz vereinigt würden, sonst werde „diese Wunde ewig bluten"; und bis zum heutigen Tage fühlt sich die Stadt Görlitz als eine oberlausitzische, nicht als eine schlesische Stadt. In der That war die Provinz Sachsen der einzige völlig künstliche unter den neuen großen Verwaltungsbezirken. Während bei der Bildung aller anderen Provinzen umsichtige Schonung der Interessen und Erinnerungen waltete und jede von ihnen einen ausgeprägten Stammescharakter zeigte, wurde hier, Dank der unglücklichen Halbheit der Wiener Congreßbeschlüsse, manches althistorische Band gewaltsam zerrissen, thüringische, ober- und niedersächsische Stammesart willkürlich zusammengezwängt. Und doch ward auch hier durch die ausdauernde Geduld, die Pflichttreue und Gerechtigkeit des Beamtenthums die Wildniß allmählich gerodet, die feindselige Bevölkerung zu einem gesunden Gemeingeist erzogen. Es war die Idee der praktischen deutschen Einheit, die in einem täglich und stündlich erneuerten Kampfe sich durchsetzte gegen die Trümmer des Particularismus. —

Sobald die Verwaltung der Provinzen sich etwas befestigt hatte nahm Hardenberg die so lange unterbrochene Arbeit der Gesetzgebung wieder auf. Durch die Verordnung vom 20. März 1817 wurde die seit dem Jahre 1808 wiederholt verheißene höchste berathende Behörde der Monarchie, der Staatsrath, endlich eingerichtet, allerdings mit geringeren Befugnissen, als Stein ihr einst zugedacht hatte. Der Berathung des Staatsraths unterlagen alle Gesetzentwürfe sowie die allgemeinen Verwaltungsgrundsätze, desgleichen die Streitigkeiten über den Wirkungskreis der Ministerien, die Entsetzung der Beamten, und alle die Beschwerden der Unterthanen, welche der König ihm zuwies, so daß die leicht zu mißbrauchende Macht der neuen Fachminister jetzt eine wirksame Schranke fand. Den Vorsitz übernahm der König selbst oder der Staatskanzler, die formelle Leitung der Geschäfte der neue Minister-Staatssekretär v. Klewiz. Mitglieder waren: die königlichen Prinzen, die Minister und die Chefs der anderen selbständigen Centralbehörden, die Feldmarschälle, die commandirenden Generale und die Oberpräsidenten, endlich vierunddreißig durch das Vertrauen des Königs berufene Männer aus allen Zweigen des öffentlichen Dienstes — die besten Kräfte des Beamtenthums, sehr Wenige darunter, die nicht irgendwie über die Mittelmäßigkeit herausragten. Von den namhaften Staatsmännern hatte man nur zwei übergangen, deren Schroffheit dem Staatskanzler bedrohlich schien: Stein und den hochconservativen alten Minister Voß-Buch. Die beiden Kirchen waren durch die Bischöfe Sack und Spiegel,

die Wissenschaft durch Savigny vertreten. So lebte der alte Geheime Staatsrath, der seit dem Kurfürsten Joachim Friedrich bis zu den Tagen Steins, zuletzt nur noch als ein Schatten bestanden hatte, jetzt wieder auf, in neuen Formen, welche den gesetzlichen Gang der Verwaltung sicherten, ohne ihre rasche Schlagkraft zu lähmen. Dem neuen Staatsrathe verdankte Preußen, daß die Gesetze der letzten Jahre Friedrich Wilhelms III. gründlicher, brauchbarer, gediegener ausfielen als die zuweilen überhasteten Arbeiten der großen Reformperiode und doch, trotz der reiflichen Berathung, nicht wie späterhin die Gesetze der parlamentarischen Zeit den widerspruchsvollen Charakter mühseliger Partei-Compromisse trugen. Es war die letzte glänzende Vertretung der alten absoluten Monarchie, eine Vereinigung von Talent, Sachkenntniß und unerschrockenem Freimuth, wie sie außer England kein anderer Staat jener Tage aufweisen konnte, eine Körperschaft, deren Wirksamkeit allein schon genügte, alle die gehässigen Urtheile über den preußischen Staat, die jetzt wieder in den deutschen Kleinstaaten umhergetragen wurden, zu widerlegen. Aber sie tagte geheim, in Preußen selbst wußte das Volk kaum etwas von ihrem Dasein.

Am 30. März 1817 eröffnete Hardenberg die Sitzungen des Staatsraths mit einer Rede, die noch einmal den zuversichtlichen Ton früherer Jahre anschlug. Er sagte: die Aufgabe sei, „das Bestandene in die gegenwärtigen Verhältnisse des Staats, in die Bildung des Volks und in die Forderungen der Zeit verständig einzufügen. Der preußische Staat — so schloß er — muß der Welt beweisen, daß wahre Freiheit und gesetzliche Ordnung, daß Gleichheit vor dem Gesetze und persönliche Sicherheit, daß Wohlstand des Einzelnen sowie des Ganzen, daß Wissenschaft und Kunst, daß endlich, wenn's unvermeidlich ist, Tapferkeit und Ausdauer im Kampfe fürs Vaterland am besten und sichersten gedeihen unter einem gerechten Monarchen."*) Darauf wurden die neuen Steuergesetz-Entwürfe des Finanzministers einer Commission übergeben.

Währenddem besprachen sich die im Staatsrathe versammelten Oberpräsidenten vertraulich über die Ergebnisse der neuen Verwaltungsordnung. Das Werk Steins, die Einheit der obersten Verwaltung galt noch keineswegs allgemein als eine unwiderrufliche Thatsache; die rechte Grenze zwischen den unveräußerlichen Rechten der Staatsgewalt und dem Uebermaße der centrifugalen Kräfte war so schwer zu finden, daß im Schooße der Regierung selber noch lebhaft darüber gestritten wurde. Vor Kurzem erst hatte der Staatssekretär Klewiz, ein wohlmeinender, in der Provinzialverwaltung seiner magdeburgischen Heimath gründlich erfahrener Beamter der alten Schule, dem Staatskanzler im besten Glauben einen ungeheuren Rückschritt, die Wiederherstellung der Provinzialminister vorgeschlagen: eine straffere Centralisation ertrage der so bunt zusammengesetzte Staat nicht,

*) Protokolle des Staatsraths, erste Sitzung.

und wie leicht könne die Macht der neuen Fachminister in einen gefährlichen Despotismus ausarten!*) Der Ruf nach Herstellung der Provinzialministerien ward bald ein Losungswort für den Particularismus der altständischen Adelspartei und fand auch Anklang bei einem Theile der Oberpräsidenten. Diese hohen Beamten fühlten sich allesammt unbehaglich in ihrer schwierigen, noch nirgends klar begrenzten Mittelstellung zwischen den Ministerien und den Bezirksregierungen; stolz auf ihre bewährte Kraft standen sie ihren Vorgesetzten mit jener trotzigen Amtseifersucht gegenüber, die dem preußischen Beamtenthum von jeher eigen war, und da sie in ihren Provinzen fast nur Klagen über die ungewohnten neuen Verhältnisse vernommen hatten, so überboten sie einander in düsteren Berichten, sie bestärkten sich wechselseitig in ihrem Mißmuth und geriethen allmählich unter die Leitung Schöns, des Mannes, in dem sich die ganze unfruchtbare Verdrießlichkeit dieser Uebergangstage verkörperte.

In den ersten Zeiten der Hardenbergischen Verwaltung hatte Schön, gleich Sack und vielen anderen tüchtigen Beamten, zur Einführung des Präfektensystems gerathen; seit er selbst Oberpräsident von Westpreußen geworden, empfahl er ebenso lebhaft eine fast unbeschränkte Selbständigkeit der Provinzialbehörden. Welche Lebensstellung hätte auch dem ewig Unbefriedigten je genügen können? Die Abhängigkeit von den Ministern fiel seinem überspannten Selbstgefühle um so lästiger, da er sich bereits ein Idealbild von der Geschichte der letzten Jahre zurecht gelegt hatte, in dessen Vordergrunde er selber inmitten seiner altpreußischen Freunde glänzte. Eine unruhige Einbildungskraft verband sich in seinem Geiste seltsam mit dialektischem Scharfsinn. Wenn er erzählte — oft viele Stunden lang mit unaufhaltsamer Lebendigkeit und starker Leidenschaft — dann überkam die Zuhörer schnell das Gefühl, daß die Phantasie mit ihm durchging: durch ihn waren dem ideenlosen Stein die leitenden Gedanken des gesammten Reformwerks geschenkt worden, während er in Wahrheit nur an einem einzigen jener grundlegenden Gesetze, an dem Edikte über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, wirksam theilgenommen hatte; er allein hatte im Frühjahr 1813 die Provinz Preußen vor Steins moskowitischen Eroberungsplänen gerettet; durch seine Freunde, die Führer des Königsberger Landtags, war der große Liniensoldat Scharnhorst wider Willen zur Bildung der Landwehr genöthigt worden. Solche Märchen wiederholte er beharrlich in Wort und Schrift, bis er endlich selbst daran glaubte; er fühlte kaum noch, wie schwer er sich an dem Ruhm größerer Männer versündigte, und bekannte sich, derweil er in eitlem Selbstlob schwelgte, ganz unbefangen zu dem Wahlspruch: „thue das Gute und wirf es ins Meer; sieht es der Fisch nicht, sieht es der Herr!“ Geistreich, beredt, vielseitig gebildet, ein Schüler Kants und Freund von Fichte und Niebuhr, unterhielt er mit der gelehrten Welt einen regen Verkehr, so daß

*) Klewiz's Denkschriften an Hardenberg vom 24. Sept. 1816 und 20. Febr. 1817.

sein Name auch draußen in den Kleinstaaten, wo man sich sonst um Preußens Männer und Dinge wenig kümmerte, überall mit Achtung genannt wurde, und blieb dabei doch ein Mann der Geschäfte, ein gründlicher Kenner des Landbaus und der Gewerbe, ein thatkräftiger Beamter, der die gute Schule des trefflichen alten Provinzialministers v. Schrötter nicht verleugnete und, wenn es galt, rücksichtslos, ja despotisch durchgriff. Fast seine gesammte Dienstzeit hatte er in der Verwaltung seiner altpreußischen Heimath zugebracht, kein Bauernhof der Salzburger Exulanten in Litthauen und keine Fischerhütte auf den Dünen der kurischen Nehrung war ihm unbekannt. So, mit dem zweifachen Stolze des Kantianers und des gewiegten Praktikers schaute er verächtlich auf die staubige Weisheit des grünen Tisches nieder, und da er die preußischen Staatsmänner sämmtlich, Stein so gut wie Wittgenstein, auf der Wage seines kategorischen Imperativs allzu leicht befand, so überschüttete er sie alle, sehr wenige ausgenommen, mit der ätzenden Lauge eines grausamen Tadels, der zu Kants menschenfreundlicher Weisheit wenig stimmte. Männer thuen uns noth, so wiederholte er beständig, die von der Macht der Ideen ergriffen sind, Männer, die vor dem Volke stehen und mit ihm leben! Die religiöse Erregung der Kriegsjahre ließ seinen durchaus kritischen Geist ebenso kalt wie die vaterländische Schwärmerei der Teutonen, denn in der „Nationalität“ wollte er niemals mehr sehen als eine blinde Naturgewalt, die von der „Idee“ des Staaates gebändigt werden müsse.

Sein Programm hatte er schon vor Jahren in dem sogenannten Politischen Testamente Steins niedergelegt. Diese bisher nur einigen hohen Beamten bekannte Denkschrift wurde eben jetzt (1817) von unbekannter Hand, schwerlich ohne Vorwissen des Verfassers, im Weimarischen Oppositionsblatte veröffentlicht und fand den lauten Beifall der süddeutschen Liberalen. Ein abgesagter Feind aller Adelsvorrechte, hielt Schön für unzweifelhaft, daß die Verheißungen jenes Testaments — Volksvertretung für alle aktiven Staatsbürger, Aufhebung der gutsherrlichen Polizei und der Patrimonialgerichte — den Wünschen der gesammten Nation entsprächen, und schloß seine heftigen Ausfälle gegen die Menschen, „die das Volk in den Maschinendienst vor dem Jahre 1806 zurückzwingen wollen,“ gern mit dem Ausruf: vox populi vox Dei. Auch sein fanatischer Haß gegen Rußland kam seinem Rufe in der liberalen Welt zu statten. Wie oft wünschte er sich, in seinen Briefen an Hardenberg, einen fröhlichen Krieg wider diese Barbaren, „die auf der untersten Stufe der Entwicklung, nur bei den Prolegomenen stehen“; als er dem Staatskanzler einst das Gerücht von einem Mordanschlage gegen den Czaren meldete, sprach er triumphirend seine Freude aus, „daß dieses Volk sich selbst so tief lästert und von sich Dinge verbreitet, die die höchste Schande jedes Volks ausdrücken. Gott sei gelobt!“*) Bei seinen altpreußischen Landsleuten stand er in hohem Ansehen, obwohl

*) Schön an Hardenberg, 14. Febr. 1816, 26. Sept. 1818, 1. Nov. 1819.

seine Schroffheit nirgends Liebe erweckte; der rationalistische Zug seines Geistes entsprach der Gesinnung, die in der Stadt der reinen Vernunft seit Langem vorherrschte, und Alle wußten, wie glühend er seine Heimath liebte, wie einsichtig und unerschrocken er sich aller ihrer Interessen vor dem Throne annahm. Das Beispiel seiner absprechenden Tadelsucht wirkte verderblich auf das ohnehin zu scharfem Urtheil geneigte Volk; durch Schöns langjährige Verwaltung wurde die Uebermacht der extremen Parteien in unserer Ostmark zuerst begründet. In Berlin spottete man insgeheim über seinen unermeßlichen Dünkel und erzählte sich lächelnd, wie er einmal, unmittelbar vor der Heimreise, eine Einladung Hardenbergs mit den Worten ausgeschlagen hatte: „meine Provinz kann meiner nicht eine Stunde länger entbehren;“ doch mochte Niemand gern dem streitbaren Manne mit den strengen, strafenden Augen offen entgegentreten. Witzleben, Klewiz, Vincke schätzten ihn hoch; auch der König nahm von ihm manches herbe Wort hin, da er seine Ergebenheit kannte.

Als Schön aus den Verhandlungen des Staatsraths die Uneinigkeit der Minister kennen lernte, hielt er die Lage des Staates alsbald für ebenso verzweifelt wie sie vor der Schlacht von Jena gewesen, und rieth dem Staatskanzler dringend zur Bildung eines neuen Ministeriums, das nur aus Gesinnungsgenossen bestände und, gleich dem englischen Kabinet, durch „die Achtung des Volks“ getragen würde: dies England blieb ihm nun einmal der liberale Musterstaat, obgleich dem Hochtory-Kabinet jener Tage wahrlich nichts gleichgiltiger war als die Achtung des Volks. Um seinen Vorschlägen Nachdruck zu geben, überreichte Schön sodann den versammelten Oberpräsidenten den Entwurf einer gemeinsamen Beschwerdeschrift, die den Monarchen über „den bekümmernden Zustand der Verwaltung“ aufklären sollte. Dies sonderbare, an drastischen Wendungen überreiche Schriftstück schilderte mit grellen Farben, Wahres und Falsches willkürlich vermischend: wie der so bunt zusammengesetzte Staat allein durch den Geist zusammengehalten werden könne, und dieser Geist jetzt unterdrückt werde; die Polizei bekunde sich als Druck, die allgemeine Wehrpflicht arte in eine Last des Landes aus, die Justiz sei nur noch eine leidende Maschine in der Hand des Ministers, für Kirche und Schule geschehe gar nichts. Daran schlossen sich scharfe Anklagen wider die eigenmächtige und nachlässige Amtsführung des Finanzministers und wohlberechtigte Beschwerden über „das ungebundene Ziehen aller Geschäfte der Provinzialverwaltung, in französischer Art, nach der Mitte“. So mächtig war die grämliche Verstimmung der Zeit, daß sieben von den zehn Oberpräsidenten sich entschlossen, dies lange Register unbestimmter und zum Theil grundloser Klagen zu unterzeichnen (30. Juni). Nur Zerboni, ein persönlicher Freund Hardenbergs, und der hochconservative Heydebreck verweigerten die Unterschrift; der Oberpräsident von Sachsen war als Bruder des Finanzministers von vornherein aus dem Spiele geblieben.

Der Staatskanzler nahm die Opposition der höchsten Provinzialbeamten zuerst sehr unwillig auf und nannte im vertrauten Kreise ihr Unterfangen geradezu eine Verschwörung. Doch überwand er sich bald, erkannte einige der Beschwerden als berechtigt an und forderte für andere genaueren Beweis, worauf die Klagenden selber mehrere ihrer Vorwürfe zurücknehmen mußten. Auch der König begnügte sich mit einem milden Tadel gegen die Uebertreibungen der Denkschrift, dankte den Unterzeichnern für diesen neuen Beweis ihres Diensteifers und kündigte ihnen an, daß er den Klagen über die allzu straffe Centralisation soeben abgeholfen habe.*) In der That erließ der Monarch, um den Wirkungskreis der Provinzialbehörden endlich klar abzugrenzen, am 23. Oktober 1817 die Instruktionen für die Oberpräsidenten und die Regierungen, zwei seit Langem vorbereitete treffliche Gesetze, welche den Neubau der oberen Verwaltung zum Abschluß brachten und die Grundsätze des Verwaltungsrechts auf ein halbes Jahrhundert hinaus feststellten. Geheilt von seiner Vorliebe für die napoleonische Verwaltung kehrte Hardenberg jetzt zu den Gedanken Steins zurück. Das neue Verwaltungsrecht schloß sich eng, oft wörtlich an die Gesetzgebung des Jahres 1808 an. Die Oberpräsidenten sollten mindestens einmal jährlich die ganze Provinz bereisen, überall aus eigener Anschauung den Mängeln und Beschwerden abhelfen; sie erhielten ein so weites Gebiet selbständiger Thätigkeit angewiesen, daß Vincke in Westphalen, Merckel in Schlesien, Sack in Pommern bald fast wie Landesväter verehrt wurden und in dem gesammten öffentlichen Leben ihrer Provinzen die dauernden Spuren ihres Wirkens hinterlassen konnten. Als Hardenberg aber im Juni 1818 die hohen Verwaltungsbeamten der Provinzen zu freimüthigen Gutachten über die Wirkung der neuen Instruktionen aufforderte, da gingen die Erwiderungen noch nach allen Richtungen der Windrose auseinander. Schön schalt nach seiner Weise über die bureaukratische Mißgeburt; er und Vincke sahen nur noch Rettung in der Wiederherstellung der Provinzialminister. Motz dagegen empfahl den Uebergang zu einem gemäßigten Präfektursystem; die collegialische Verwaltung passe nur für rein monarchische Staaten, Preußen aber stehe im Begriff sich in einen constitutionellen Staat zu verwandeln.**) Die Aufgabe, den künstlichen Staat durch eine Verwaltung, die doch nicht unfrei sein durfte, zusammenzuhalten, erschien dieser Generation bis zur Unlösbarkeit schwierig. Lange Jahre sollten noch vergehen, bis das Beamtenthum selber anerkannte, daß der greise Staatskanzler noch einmal seinen sicheren politischen Blick bewährt und die feine Mittellinie zwischen dem bureaukratischen und dem Collegial-System glücklich getroffen hatte. —

Unterdessen ward in dem Ausschuß und im Plenum des Staatsraths

*) Denkschrift der Oberpräsidenten vom 30. Juni 1817, mit Randbemerkungen des Staatskanzlers. Rechtfertigungsschreiben von Ingersleben 14. Sept., von Auerswald 15. Oktbr. 1818 u. s. w. Kabinetsordre an die Oberpräsidenten, 3. Nov. 1817.

**) Motz, Denkschrift über die Regierungen (an den Staatskanzler), Nov. 1818.

ein Kampf durchgefochten, ernster, folgenreicher als manche vielbewunderte Parlamentsverhandlung jener Tage. Auch die Leidenschaft und der rednerische Reiz parlamentarischer Debatten fehlten ihm nicht; wie erstaunte Gneisenau, als er die kunstvolle und doch streng sachliche Beredsamkeit Humboldts, Maassens, Eichhorns, Ferbers kennen lernte und das allgemeine Vorurtheil der Zeit, das den schüchternen Deutschen die Gabe der freien Rede absprach, so schlagend widerlegt sah. Gleich nach dem Frieden hatte der König den Finanzminister aufgefordert, einen umfassenden Steuerreformplan vorzulegen; die neuen Unterthanen, so schrieb er, sollen es fühlen, daß sie mir angehören. Sobald man der Aufgabe näher trat, zeigte sich schnell, daß nur eine billigere Vertheilung, nicht eine Erleichterung der Steuerlast möglich war. Der außerordentliche Aufwand des Staates für Kriegszwecke betrug, wie sich späterhin herausstellte, 206 Mill. Thlr. für die Jahre 1806—15, in den nächsten vier Jahren kamen noch weitere 81 Mill. hinzu. Die Staatsschuld war schon im Jahre 1812 auf 132 Mill. gestiegen und seitdem durch den Befreiungskrieg und die 45 Mill. fremder Schulden, die man mit den neuen Provinzen übernehmen mußte, bis auf 217 Mill. (1818) angewachsen. Der Credit lag so tief darnieder, daß Hardenberg sich im Jahre 1817 glücklich schätzen mußte, eine fünfprocentige Anleihe in England zum Kurse von kaum 72 abzuschließen; zur selben Zeit standen die vierprocentigen Staatsschuldscheine an der Berliner Börse auf 71—73, ein Jahr darauf noch niedriger, bis auf 65. Und welch ein Wagniß, diesem erschöpften Volke, das nach deutscher Art fiscalischen Druck stets ungeduldiger trug als polizeilichen Zwang, jetzt inmitten der allgemeinen Verarmung neue Lasten aufzulegen. Der Kaufwerth der großen Landgüter stand in den alten Provinzen kaum mehr halb so hoch als vor dem Jahre 1806, in einzelnen Landestheilen war er auf ein Viertel herabgesunken. Als der König im Juni 1816 den für die Kriegsjahre gewährten Indult endlich aufhob, mußte er gleichwohl den verschuldeten Grundbesitzern in den östlichen Provinzen noch bis zum Jahre 1819, in Altpreußen sogar bis 1822, einige außerordentliche Zahlungserleichterungen bewilligen.

Das Aergste blieb doch, daß Niemand die Lage des Staatshaushalts übersah. Die Massen der Rückstände, der Kriegsleistungen, der mannichfachen mit den neuen Provinzen übernommenen Verpflichtungen entzogen sich noch jeder Berechnung; noch drei Jahre später lagen allein bei der Regierung des kleinen Bezirks Erfurt 2141 unbezahlte Rechnungen aus der Kriegszeit.*) Graf Bülow erklärte sich daher außer Stande, dem Staatsrathe eine ins Einzelne gehende Veranschlagung zu übergeben und schätzte, ohne nähere Berechnung, das Deficit für das Jahr 1817 auf 1,9 Mill. Thlr. Die an das peinlich genaue altpreußische Rechnungswesen gewöhnten Commissionsmitglieder wollten der unwillkommenen Mittheilung

*) Motz, Denkschrift über die Vereinfachung der Verwaltung. Erfurt 29. Juni 1820.

keinen Glauben schenken; sie suchten den Grund des Deficits allein in Bülows Nachlässigkeit und stellten eine Gegenrechnung auf, welche einen Ueberschuß von reichlich 4 Mill. an ordentlichen und 2 Mill. an außerordentlichen Einnahmen ergab. Bei einem Budget von etwa 50 Mill. wichen also die Schätzungen der tüchtigsten Finanzmänner um volle 8 Mill. von einander ab.*) Der in der Polemik immer maßlose Schön wollte sogar einen Ueberschuß von 21 Mill. nachweisen. Die Folge lehrte, daß Bülow, der nur von Schuckmann unterstützt wurde, die Lage richtiger beurtheilt hatte als seine zuversichtlichen Gegner. Aber er vermochte seine Behauptungen nicht zu beweisen, und als nun der Referent der Commission, Staatsrath Friese, den Staatshaushalt im Einzelnen mit eindringender Sachkenntniß prüfte, da stellte sich in allen Zweigen der Finanzverwaltung eine arge Unordnung heraus, die mit den Wirren der Kriegsjahre allein nicht mehr entschuldigt werden konnte. Von Humboldt geführt nahm die gesammte Commission wie ein Mann gegen den Finanzminister Partei und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Der wies die Anklagen in leidenschaftlicher Rede zurück, warf alle Schuld auf die unerschwinglichen Kosten des neuen Heerwesens und ließ in seinem Zorne auch einige scharfe Worte wider die verschwenderische Sorglosigkeit seines Vetters fallen. Seltsame Verschiebung der Parteien! Mit einem male sah sich Hardenberg von seinem Liebling Bülow angegriffen, von seinem Nebenbuhler Humboldt vertheidigt.

Der Kriegsminister nahm sofort den Handschuh auf. Er bemerkte mit Besorgniß, daß jener geheime Kampf des Civilbeamtenthums gegen die Armee, der in dem Jahrzehnt vor 1806 so viel Unheil angerichtet, jetzt da die Waffen ruhten von Neuem zu entbrennen drohte; er wußte auch, daß sich Bülow bereits bei dem General Lingelsheim ein Gutachten über die Wiederherstellung der fridericianischen Heeresverfassung bestellt hatte. Um solchen Bestrebungen einen Riegel vorzuschieben und den Staatsrath ein- für allemal über die staatswirthschaftlichen Vorzüge des neuen Heerwesens aufzuklären, verfaßte Boyen eine geistvolle Denkschrift „Darstellung der Grundsätze der alten und der gegenwärtigen preußischen Kriegsverfassung“ (Mai 1817), die mit überzeugender Klarheit erwies, daß Preußen noch nie ein so starkes und zugleich so wohlfeiles Heer besessen hatte. Der Staat war doch allmählich ausgewachsen; mit jeder Vermehrung seines Gebiets verringerte sich die krampfhafte Ueberspannung seiner physischen Kräfte. Das Heer hatte unter Friedrich Wilhelm I. fünfmal, unter Friedrich dem Großen fast dreimal mehr gekostet als die gesammte übrige Verwaltung; jetzt zum ersten male nahm der Civildienst, allerdings mit Einschluß der kostspieligen Staatsschuldenverwaltung, die größere Hälfte der Staatseinnahmen in Anspruch. Boyen berechnete die Kosten des Heerwesens, etwas zu niedrig, auf 21 Mill. und zeigte, daß der Staat jetzt 238000 Mann mehr ins Feld stellen könne

*) Schuckmanns Bericht an Hardenberg, 11. Juli 1817.

als im Jahre 1806 und trotzdem in Friedenszeiten, wenn man die zahlreichen Naturalleistungen der alten Zeit zu Geld veranschlage, 2 Mill. Thlr. weniger für die Armee aufwende. Er schloß mit der energischen Erklärung: die Stärke des Heeres könne nicht allein durch finanzielle Rücksichten bestimmt werden, sie ergebe sich aus der Weltstellung des Staates, aus der Macht und der Gesinnung seiner Nachbarn.

Auch der Staatskanzler fühlte sich durch Bülows Vorwürfe „gekränkt als Chef, Freund und naher Verwandter“ und stellte den Ankläger ernstlich zur Rede. Da der erschreckte Finanzminister also seine letzte Stütze wanken sah, so lenkte er behutsam ein und weigerte sich, seine keineswegs grundlosen Klagen über Hardenbergs Nachlässigkeit bis vor den Thron zu bringen: „eher möge der König seine Ungnade auf mich werfen, eher will ich Alles in dieser Welt verlieren, als meine Seele mit Undank beladen und mit Ew. Durchlaucht in einen öffentlichen Streit gehen.“*) Aber das freundliche Verhältniß zwischen den beiden Vettern blieb gestört, Bülows Stellung ward täglich unhaltbarer.

Gleichzeitig führte der Staatsrath eine nicht minder stürmische Verhandlung über die Steuerreform. Von den zwei Gesetzentwürfen, welche der Finanzminister vorlegte, fand der eine, das Zollgesetz, fast auf allen Seiten Anerkennung, während der zweite, das Gesetz über die Besteuerung im Innern des Staates, sofort mit Unwillen aufgenommen wurde. Bülow dachte außer der Gewerbe- und Stempelsteuer auch die bestehenden Grundsteuern vorläufig, bis zur Einberufung der Provinzialstände, aufrecht zu halten; die drückende alte Accise hingegen, die sich nach Einführung der Gewerbefreiheit und des Zollgesetzes ohnehin nicht mehr halten ließ, wollte er beseitigen und an ihrer Stelle eine Mahl- und Fleischsteuer für Stadt und Land, ferner Steuern auf Tabak, Bier und Branntwein einführen. Seine Vorschläge entfernten sich nicht weit von dem fridericianischen Steuersysteme, das 70 Procent des gesammten Abgabenertrags durch indirekte Steuern aufgebracht hatte. Sie verriethen die Hand eines gewandten Praktikers, der ohne eigene reformatorische Gedanken lediglich die Staatskassen in der gewohnten Weise zu füllen trachtete, und erschienen der Opposition, deren Führung wieder Humboldt übernahm, um so verdächtiger, da sie von einem napoleonischen Minister herrührten und fast wörtlich mit den Ansichten übereinstimmten, welche Bülows früherer Amtsgenosse Malchus soeben in seiner Schrift über die westphälische Finanzverwaltung ausgesprochen hatte.

Unter den preußischen Beamten, die fast allesammt bei A. Smith und Kraus in die Schule gegangen waren, standen die indirekten Steuern des Bonapartismus in üblem Rufe: hatte doch Smith die Mahlsteuer kurzweg

*) Bülow an Hardenberg, 10., 13., 14., 16. Juli; Hardenberg an Bülow, 12., 17. Juli 1817.

für die verderblichste aller Abgaben erklärt. Die Commission griff daher die Consumtionssteuern nachdrücklich an und tadelte vornehmlich, daß der Finanzminister nicht auch ein Gesetz über die direkten Abgaben vorgelegt habe; denn um eine gerechte Vertheilung der Steuerlast zu finden, müsse zunächst die Ungleichheit der Grundsteuern beseitigt oder doch den einzelnen Provinzen angerechnet werden. Sie sprach damit nur aus, was die große Mehrzahl des Bürgerthums wünschte. Die bunte Mannichfaltigkeit der Grundsteuern war eine alte Klage im Lande. An ihr zeigte sich auf das Grellste, wie mühsam dieser Staat aus einem Gewirr selbständiger Territorien emporgewachsen war; je strenger seine Könige den Gedanken der Staatseinheit in der oberen Verwaltung durchgeführt hatten, um so nachsichtiger war auf dem flachen Lande das altständische Wesen geduldet worden. In der Monarchie bestanden 33 verschiedene, meist uralte Grundsteuerverfassungen, in der Provinz Sachsen allein acht, deren jede wieder mannichfache örtliche Verschiedenheiten und Privilegien aufwies. Ost- und Westpreußen zahlten auf der Geviertmeile 639 Thlr. Grundsteuer, die Rheinlande, allerdings auf weit werthvollerem Boden, 4969 Thlr. Kein Wunder, daß die Rheinländer über die Steuerfreiheit des Ostens laut murrten und auch Schlesien, das durch Friedrich II. ein Kataster erhalten hatte, sich gegen die anderen, nicht katastrirten, alten Provinzen benachtheiligt glaubte. Und doch blieb eine Reform für jetzt noch unmöglich. Da die alte Grundsteuer im Verlaufe der Jahrhunderte den Charakter einer Rente angenommen hatte, so ließ sich die Ausgleichung nur nach Entschädigung der Befreiten durchführen. Und woher jetzt die Mittel dazu nehmen? woher die technischen Kräfte zur Katastrirung des gesammten Landes? Und war es billig, den Landadel, der in den östlichen Provinzen noch fast allein die Kosten der gutsherrlichen Polizei, der Patrimonialgerichte und des Kirchenpatronats trug, mit neuen Lasten zu beschweren in einem Augenblicke, da er, durch harte patriotische Opfer erschöpft, sich kaum noch im Besitz seiner Güter zu behaupten vermochte? Von allen diesen ernsten Bedenken wollte Humboldt nichts hören; er begnügte sich mit einer schonungslosen Kritik und schilderte die Ungleichheit der bestehenden Grundsteuern, die Gebrechen aller indirekten Abgaben nicht ohne doktrinäre Uebertreibung.

Auch von particularistischen Hintergedanken war die Opposition nicht frei. In Sachsen, Posen und am Rhein hoffte das Volk auf eine Quotisirung der Steuern, dergestalt daß die Stände jeder Provinz ihren Antheil an dem Staatsbedarfe nach eigenem Ermessen aufbringen und vertheilen sollten. Dieser ungeheuerliche Vorschlag, der die Monarchie in einen lockeren Staatenbund zu verwandeln drohte, ward von mehreren Oberpräsidenten befürwortet, am eifrigsten von dem wackeren Grafen Solms-Laubach in Jülich-Cleve-Berg.*) Indeß erlangte er im Staatsrathe nicht

*) Solms-Laubach, Denkschrift über das Abgabenwesen am Rhein, Januar 1817.

die Mehrheit, da Bülow lebhaft für die gefährdete Staatseinheit eintrat, und Schuckmann in einer langen Denkschrift ausführte: wenn der preußische Staat diese Lebensfrage dem Gutdünken von zehn Provinziallandtagen anheimgebe, so werde er bald in eine ähnliche Lage gerathen wie Frankreich in den Tagen Calonnes.*) Die Commission wagte auch nicht, wie Humboldt vorschlug, geradezu die Mitwirkung der Landstände bei der Feststellung des neuen Steuersystems zu fordern. Sie fühlte, daß die Krone noch immer hoch über der politischen Einsicht des Volkes stand, und eine durchgreifende Steuerreform nur durch ein königliches Machtgebot gelingen konnte; zudem bestanden die verheißenen neuen Landtage noch gar nicht, und mit den alten Ständen von Neuvorpommern und Sachsen, die sich trotzig auf ihre verbriefte Steuerfreiheit beriefen, war jede Verhandlung aussichtslos. Daher wurde dem Commissionsberichte nur die vieldeutige Schlußwendung hinzugefügt: zur Beruhigung des Volkes scheine es nothwendig „den neuen Steuerplan mit den Maßregeln wegen der Stände in Zusammenhang zu setzen". Am 20. Juni ging der Bericht an den Monarchen ab; er beantragte Annahme des Zollgesetzes und Vorlegung eines umfassenden neuen Planes für die gesammte innere Besteuerung.

Der König verhehlte der Commission nicht, daß er nicht blos scharfe Kritik, sondern bestimmte Gegenvorschläge erwartet habe; doch genehmigte er ihre Anträge und befahl den Oberpräsidenten, zunächst angesehene Einwohner aus ihren Provinzen zu berufen, damit die öffentliche Meinung sich über den Steuerplan äußern könne. Im August und September wurden diese Notabelnversammlungen in allen zehn Provinzen abgehalten, und sie sprachen sich allesammt gegen die Mahl- und Fleischsteuer aus. Es fehlte nicht an stürmischen Auftritten. Die Notabeln des Großherzogthums Posen, neun polnische Edelleute und drei bürgerliche Deutsche, behaupteten mit sarmatischer Ueberschwänglichkeit: diese Steuer vernichte „die gänzliche Civil- oder Menschenfreiheit; der Angriff auf solches Heiligthum löset alle Bande der menschlichen Gesellschaft auf." Darauf versicherten sie dreist die grobe Unwahrheit, daß der Steuerertrag Posens zur Bereicherung der alten Provinzen verwendet werde: „das Gewehr ist niedergelegt, die Hand gedrückt; soll denn das Herzogthum keinen Antheil an den Vortheilen des Friedens haben?" Die schlesischen Notabeln fügten ihrem Gutachten sogar eine bedeutsame Rechtsverwahrung hinzu. Sie erklärten, auf den Antrag des Grafen Dyhrn, daß sie nur ihre persönliche Meinung abgäben; die Mitwirkung bei dem neuen Steuergesetze müsse den künftigen Ständen vorbehalten bleiben.**) Es war ein Schatten kommender Ereignisse, ein erstes böses Anzeichen der staatsrechtlichen Ver-

*) Schuckmann, Denkschrift an das Staatsministerium, 4. Juni 1817.

**) Eingabe der Posener Notabeln an den Staatskanzler, 17. August 1817. — Die Verhandlungen der schlesischen Notabeln bei Wuttke, Die schlesischen Stände. S. 219 f.

wirrung, welche durch das übereilte Verfassungsversprechen hervorgerufen wurde.

Bei Alledem zeigte sich viel gesunder Menschenverstand und schließlich, obgleich jede Provinz ihre besonderen Beschwerden vorbrachte, doch eine überraschende Uebereinstimmung. Die Notabeln fanden zuerst eine Antwort auf die schwierige Frage, was an die Stelle der verworfenen indirekten Steuern treten solle. Während der letzten Jahre hatte der Gedanke einer allgemeinen, in wenige große Klassen abgestuften Personensteuer in der Stille seinen Weg gemacht, ein Gedanke, der bereits in der ersten Zeit der Hardenbergischen Verwaltung von dem Finanzrath v. Prittwitz-Quilitz, einem landeskundigen, angesehenen Landwirth aufgebracht worden war. Er entsprach der herrschenden volkswirthschaftlichen Theorie wie dem allgemeinen Abscheu gegen das indirekte Steuersystem der Franzosen und schien leicht durchführbar, da die Masse des Volks noch seßhaft, unbeweglich in patriarchalischen Lebensverhältnissen verharrte. An eine Einkommensteuer wagte man noch nicht zu denken; sie war schon durch den vergötterten A. Smith, neuerdings auch durch F. v. Raumer als tyrannisch gebrandmarkt und vollends in Verruf gekommen, seit der Versuch ihrer Einführung in der bitteren Noth des Jahres 1812 mit einem Mißerfolge geendet hatte. Im Staatsrathe trat der gelehrte Statistiker J. G. Hoffmann zuerst nachdrücklich für die Klassensteuer ein und fand Anklang bei der Mehrzahl der Oberpräsidenten. Als nun die Notabeln rathlos nach einem Ersatze für die Mahl- und Fleischsteuer suchten, wurden sie von ihren Vorsitzenden auf diesen Ausweg hingewiesen. So geschah es, daß die Mehrheit der Notabelnversammlungen die Einführung einer abgestuften Personensteuer — einer „fixirten Consumtionssteuer“, wie die Schlesier sich ausdrückten — bei dem Staatskanzler befürworteten. Auf diese Gutachten gestützt entwarf dann Hoffmann (27. Okt.) eine große Denkschrift über die Klassensteuer und wies damit der preußischen Steuerpolitik einen neuen Weg, der freilich erst nach abermals zwei Jahren schwieriger Verhandlungen zögernd betreten wurde. Während alle anderen Großmächte in verschiedenen Formen das System der überwiegenden indirekten Abgaben beibehielten, wendete sich Preußen mehr und mehr der Ausbildung seiner direkten Steuern zu. Die neue Steuerpolitik, welche sich hier ankündigte, war die Politik eines tief verarmten Staates, der das Geld nehmen mußte wo er es fand, eines wohlwollenden Absolutismus, der zwar die Anfänge der Selbstverwaltung bereits geschaffen hatte, aber von den Geldbedürfnissen großer Städte noch keine klare Vorstellung besaß, einer friedfertigen Regierung, die auf lange Jahre ungestörter Ruhe rechnete und darum sich nicht scheute den Nothpfennig der Kriegszeiten, die direkten Steuern, schon im Frieden scharf anzugreifen.

Der lange Kampf im Staatsrathe war, zu Schuckmanns Kummer, „den Horchern an der Thür mit den Schreiberklauen“ nicht unbekannt

geblieben. Die Berliner höhnten laut über den unglücklichen Finanzminister, der die Hälfte seiner Steuerpläne beseitigt, seine gesammte Amtsführung unbarmherzig bloßgestellt sah und durch die Schroffheit seines Auftretens, durch seine Ausfälle auf die neue Heeresverfassung den Unwillen der Opposition bis zum Hasse gesteigert hatte. Die Partei Humboldts verhehlte längst nicht mehr, daß nur die Entlassung Bülows ihr noch genügen konnte. In solchem Sinne schrieben Schön und Klewiz mehrmals an den Staatskanzler, Sack forderte mindestens die Beschränkung der Willkür des Finanzministers durch eine beigeordnete Commission. Auch Schuckmann, der während des ganzen Streites auf Bülows Seite gestanden, ward in die Niederlage seines Genossen mit hineingerissen. Und da sich nun plötzlich die Aussicht auf einen vollständigen Ministerwechsel zu eröffnen schien, so richtete Schön, der Heißsporn der Opposition, einen leidenschaftlichen Angriff auch gegen Wittgenstein, der an den Verhandlungen des Staatsraths kaum theilgenommen hatte. Abermals maßlos übertreibend warf er dem Fürsten nicht blos die schlechten Künste der geheimen Polizei vor, sondern auch den Fortbestand der im Jahre 1812 errichteten Gensdarmerie, die sich überall gut bewährte: sie sei eine Waffe zur Bekriegung des Volks und gänzlich überflüssig neben der zahlreichen Armee.

Sobald Hardenberg einsah, daß ein Zugeständniß an den allgemeinen Unmuth des hohen Beamtenthums unvermeidlich war, suchte er zunächst seinen alten Gegner Humboldt zum Eintritt in die Regierung zu bewegen. Der aber erwiderte scharf (14. Juli): mit Bülow und Schuckmann könne er niemals übereinstimmen, ja sich nicht einmal verständigen, „durch den Einen würden die materiellen, durch den Anderen die moralischen Kräfte des Staates gefährdet;“ nur Hardenberg selbst und Boyen besäßen noch das Vertrauen des Volks, nur in der Kriegsverwaltung zeige sich noch Ernst, Ordnung, vaterländische Gesinnung; dem Ministerium fehle die innere Einheit wie die Selbständigkeit dem Staatskanzler gegenüber. Noch dringender mahnte Boyen: „der Zeitgeist fordert in den höheren Posten Männer des Vertrauens;“ man darf nicht warten bis die Nation selber die Entlassung Bülows verlangt; „eine solche Verwaltung, ein solcher Mann kann bei längerer Fortdauer nur dem Vaterlande namenloses Verderben bereiten.“*)

Hardenberg aber wollte weder auf die Rechte seines Staatskanzleramts verzichten noch seinen Vetter und den bei Hofe unentbehrlichen Wittgenstein, dem er noch immer volles Vertrauen schenkte, kurzerhand preisgeben. Noch weniger wünschte der König eine durchgreifende Umgestaltung; „bei Veränderungen von Personen, so äußerte er sich, ist große Vorsicht nöthig, man läuft Gefahr ungerecht zu sein.“ Im September erhielt Humboldt

*) Humboldt an Hardenberg 14. Juli. Boyens Gutachten über die Finanzverwaltung, 10. August 1817.

zu seiner Ueberraschung den Befehl, sich auf seinen Londoner Gesandtschaftsposten zu begeben. Am 3. November und 2. December erfolgte sodann eine Neubildung des Ministeriums, welche allein die Departements des Krieges und der Polizei unberührt ließ und gleichwohl den Wünschen der Opposition nur halb entsprach. Bülow trat das Finanzwesen an Klewiz ab und behielt unter dem Titel eines Handelsministers nur noch die Leitung der Handelspolitik — eine Aufgabe, die seinem Talent und seinem Bildungsgange besser entsprach. Das unter Schuckmanns Verwaltung gänzlich vernachlässigte Unterrichtsdepartement wurde als Ministerium der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten von dem Ministerium des Innern abgezweigt und unter Altensteins Leitung gestellt. Ebenso wurde von dem Justizministerium ein Ministerium für die Revision der Gesetze und die Justizorganisation der neuen Provinzen abgetrennt; an seine Spitze trat der Kanzler Beyme, der noch von den alten Zeiten her, da er Kabinetsrath gewesen, das Vertrauen des Königs besaß und jetzt allgemein für einen entschiedenen Liberalen galt. Um die Einheit des Willens bei der Reform des Staatshaushalts zu sichern, errichtete Hardenberg endlich noch eine Generalcontrole zur Prüfung sämmtlicher Staatsausgaben sowie ein Schatzministerium für den Schatz, die Schuld, die außerordentlichen Ausgaben und behielt sich die oberste Leitung beider Departements selber vor.

So war denn keiner der Minister gänzlich beseitigt. Die Männer, die einander mit den härtesten Vorwürfen überhäuft, verstanden sich allesammt zum Bleiben, weil der Staatskanzler doch ohne Rücksicht auf die Stimmenmehrheit selbständig zu entscheiden hatte. In der Staatsrathscommission, welche die Reform des Steuersystems vollenden sollte, führten die beiden Gegner Bülow und Klewiz gemeinsam den Vorsitz. Der Zwiespalt in der Regierung ward eher verschärft als gemildert; namentlich die Zersplitterung des Finanzministeriums in drei gleichberechtigte Departements erwies sich sogleich als ein schwerer Mißgriff. Da die Kräfte des Staatskanzlers für dies Uebermaß der Arbeit nicht ausreichten, so überließ er die Staatsschuldenverwaltung gänzlich seinem Vertrauten Rother, einem sehr tüchtigen Finanzmanne, der sich durch sein rühriges Talent vom gelben Reiter zu den höchsten Staatsämtern emporgearbeitet hatte. In der Generalcontrole aber herrschte bald unumschränkt der Director Geh. Rath v. Ladenberg, ein Beamter der alten Schule von eisernem Fleiß und steifem Selbstgefühle, der die Steuerreform hartnäckig bekämpfte und zu dem alten Accisesystem zurückstrebte. Deutscher Eigensinn und deutscher Pflichteifer hatten jederzeit heftige Reibungen zwischen den preußischen Behörden hervorgerufen. Jetzt vollends, da der natürliche Zusammenhang des Staatshaushalts will[illegible] zerrissen wa[illegible]
Händel nicht ausbleiben. Der [illegible] Klew[illegible]
wendigen Ansehens bei den ande[illegible] [illegible]eil
Bewilligung ihrer Ausgaben zu [illegible] [illegible]

Stande, auch nur einen genauen Voranschlag für das gesammte Budget zu entwerfen. Uebellaunig und mißtrauisch wie die Zeit war, schenkte die öffentliche Meinung jedem gehässigen Märchen Glauben, das über die geheimnißvolle Lage der Finanzen ausgesprengt wurde. —

Gleichwohl gelang unter dieser wunderlich zersplitterten Verwaltung der große Umschwung der preußischen Handelspolitik, die folgenreichste politische That der Epoche. Das Verdienst des neuen Finanzministers wurde nur in dem Kreise seiner vertrauten Räthe ganz gewürdigt; der häßliche kleine Mann mit dem gutmüthigen Philistergesichte wußte sich nicht recht zur Geltung zu bringen, diente dem jungen Kronprinzen oft zur Zielscheibe für seine ausgelassenen Witze. Eine conservative Natur, langsam im Urtheil, nicht reich an eigenen Gedanken, verstand Klewiz doch die reformatorischen Ideen Anderer besonnen und gründlich zu verarbeiten, und was er sich einmal angeeignet, das hielt er fest mit zäher Geduld und unerschütterlichem Gleichmuth. Wie er einst in Königsberg bei der Aufhebung der Erbunterthänigkeit freudig mitgewirkt hatte, so rettete er jetzt aus dem Schiffbruch der Bülow'schen Entwürfe den werthvollsten Theil, das Zollgesetz, und führte die radikale Neuerung gelassen durch unter dem leidenschaftlichen Widerstande des In- und Auslandes.*)

In dem Sturm und Drang der großen Reformperiode war für die Umgestaltung des alten Accisewesens wenig geschehen; man hatte sich begnügt, dem flachen Lande mehrere städtische Steuern aufzulegen und in Altpreußen die Einfuhr fremder Fabrikwaaren gegen eine Accise von 8⅓ Procent des Werthes zu gestatten. Daneben bestanden in den alten Provinzen noch siebenundsechzig verschiedene Tarife, nahezu 3000 Waarenklassen umfassend; außerdem die kursächsische Generalaccise im Herzogthum Sachsen, das schwedische Zollwesen in Neuvorpommern, in den Rheinlanden endlich seit Aufhebung der napoleonischen Douanen ein schlechterdings anarchischer Zustand. Und diese unerträgliche Belästigung des Verkehrs gewährte doch, da eine geordnete Grenzbewachung noch fehlte, keinen Schutz gegen das Ausland. Auch in dem chaotischen Geldwesen zeigte sich die Abhängigkeit des verarmten Staates von den Fremden: in Posen und Pommern mußten 48, in den Provinzen links der Elbe 71 fremde Geldsorten amtlich anerkannt und tarifirt werden. Schon längst bemerkte der König mit Besorgniß, wie schwer der gesetzliche Sinn des Volkes durch die Fortdauer des überlebten Prohibitivsystems geschädigt wurde. Seit die bürgerlichen Gewerbe auf dem platten Lande sich ansiedelten, nahm der Schmuggel einen ungeheuren Aufschwung. Im Jahre 1815 versteuerte jeder Materialwaarenladen der alten Provinzen täglich nur zwei Pfund Kaffee.

*) Ich benutze hier u. A. einen handschriftlichen Aufsatz von L. Kühne, Wer ist der Stifter des Zollvereins? (1841). Aus den Papieren des Herrn v. Motz.

Auch die unhaltbaren Verhältnisse an der Ostgrenze mahnten zu rascher That. Sobald Preußen, Polen und Rußland im März 1816 zu Warschau wegen der Ausführung des Wiener Vertrags vom 3. Mai 1815 zu verhandeln begannen, stellte sich bald heraus, daß Hardenberg in Wien von dem Fürsten Czartoryski überlistet worden war. Die scheinbar so harmlosen Bestimmungen des Vertrags über die freie Durchfuhr und den freien Verkehr mit den Landeserzeugnissen aller vormals polnischen Landschaften legten dem preußischen Staate fast nur Pflichten auf, da sein Gebiet das Durchfuhrland bildete. Um der Abrede buchstäblich zu genügen hätte Preußen seine polnischen Provinzen von dem übrigen Staatsgebiete durch eine Zolllinie trennen müssen, während Rußland, dem Vertrage zuwider, seine alte Zollgrenze, die das polnische Litthauen von Warschau abschied, unverändert ließ und auch Oesterreich sich keineswegs geneigt zeigte, seinen polnischen Kronlanden handelspolitische Selbständigkeit zuzugestehen. Die polnischen Unterhändler sahen in dem Vertrage ein willkommenes Mittel, um durch die Ansiedlung von Handelsagenten und Commissionären ihre nationale Propaganda in Preußens polnische Gebiete hineinzutragen. Sie erdreisteten sich der Krone Preußen geradezu die unbeschränkte Souveränität über Danzig zu bestreiten und stellten so übermüthige Forderungen, daß der König mit einer entschiedenen Ablehnung antwortete, als Czar Alexander nach seiner Gewohnheit versuchte die Ansprüche der Polen durch einen zärtlichen Freundesbrief zu unterstützen. Der unerquickliche Verlauf dieser Verhandlungen zwang zu dem Entschlusse, die polnischen Landschaften den übrigen Provinzen des Ostens völlig gleichzustellen. Auf der anderen Seite lehrten die Frankfurter Erfahrungen, daß ein Bundeszollgesetz ganz unmöglich war und Preußen mithin zunächst im eigenen Hause Ordnung schaffen mußte.

Im Jahre 1816 erfolgten die ersten vorbereitenden Schritte. Das Verbot der Geldausfuhr ward aufgehoben, das Salzregal in allen Provinzen gleichmäßig eingeführt; dann sprach die Verordnung vom 11. Juni die Aufhebung der Wasser-, Binnen- und Provinzialzölle als Grundsatz aus und verhieß die Einführung eines allgemeinen und einfachen Grenzzollsystems. Zu Anfang des folgenden Jahres war der Entwurf für das neue Zollgesetz beendigt. Sobald aber von den reformatorischen Absichten des Entwurfes Einiges ruchbar ward, erscholl der Nothschrei der geängsteten Producenten weithin durch das Land. Leidenschaftliche Eingaben der Baumwoll- und Kattunfabrikanten aus Schlesien und Berlin, die doch allesammt unter der bestehenden Unordnung schwer litten, bestätigten die alte Wahrheit, daß die Selbstsucht der Menschen der schlimmste Feind ihres eigenen Interesses ist. Der Lärm ward so bedrohlich, daß der König für nöthig hielt, zunächst eine Specialcommission mit der Prüfung dieser Vorstellungen zu beauftragen. Hier errang die alte fridericianische Schule noch einmal die Oberhand. Der Vorsitzende, Oberpräsident v. Heydebreck,

betrachtete als höchſte Aufgabe der Handelspolitik „das Numeraire dem Lande zu conſerviren“; die Mehrheit beſchloß, der Krone die Wiederherſtellung des Verbotſyſtems, wie es bis zum Jahre 1806 beſtanden, anzurathen. Aber zugleich mit dieſem Berichte ging auch ein geharniſchtes Minderheitsgutachten ein, verfaßt von Staatsrath Kunth, dem Erzieher der Gebrüder Humboldt, einem ſelbſtbewußten Vertreter des altpreußiſchen Beamtenſtolzes, der das gute Recht der Bureaukratie oftmals gegen die ariſtokratiſche Geringſchätzung ſeines Freundes Stein vertheidigte. Mit den Zuſtänden des Fabrikweſens aus eigener Anſchauung gründlich vertraut, lebte und webte er in den Gedanken der neuen Volkswirthſchaftslehre. „Eigenthum und Freiheit, darin liegt Alles; es giebt nichts Anderes“ — ſo lautete ſein Kernſpruch. Als das ärgſte Gebrechen der preußiſchen Induſtrie erſchien ihm die erſtaunlich mangelhafte Bildung der meiſten Fabrikanten, eine ſchlimme Frucht des Uebergewichts der gelehrten Klaſſen, welche nur durch den Einfluß des auswärtigen Wettbewerbs allmählich beſeitigt werden konnte; waren doch ſelbſt unter den erſten Fabrikherren Berlins Viele, die kaum nothdürftig ihren Namen zu ſchreiben vermochten.

Kunths Gutachten fand im Staatsrathe faſt ungetheilte Zuſtimmung; es ließ ſich nicht mehr verkennen, daß die Aufhebung der Handelsverbote nur die nothwendige Ergänzung der Reformen von 1808 bildete. Als das Plenum des Staatsraths am 3. Juli über das Zollgeſetz berieth, ſprachen die politiſchen Gegner Gneiſenau und Schuckmann einmüthig für die Befreiung des Verkehrs. Oberpräſident Merckel und Geh. Rath Ferber, ein aus dem ſächſiſchen Dienſte herübergekommener trefflicher Nationalökonom, führten aus, daß dem Nothſtande des Gewerbefleißes in Schleſien und Sachſen nur durch die Freiheit zu begegnen ſei; und zuletzt ſtimmten von 56 Anweſenden nur drei gegen das Geſetz: Heydebreck, Ladenberg und Geh. Rath Beguelin.*) Am 1. Auguſt genehmigte der König von Karlsbad aus „das Princip der freien Einfuhr für alle Zukunft“. Nun folgten neue peinliche Verhandlungen, da es anfangs unmöglich ſchien die neue Ordnung gleichzeitig in den beiden Hälften des Staatsgebiets einzuführen. Endlich am 26. Mai 1818 kam das Zollgeſetz für die geſammte Monarchie zu Stande.

Sein Verfaſſer war der Generaldirektor Karl Georg Maaſſen, ein Beamter von umfaſſenden Kenntniſſen, mit Leib und Seele in den Geſchäften lebend, ein Mann, der hinter kindlich anſpruchsloſen Umgangsformen den kühnen Muth des Reformers, eine tiefe und freie Auffaſſung des ſocialen Lebens verbarg. Aus Cleve gebürtig, hatte er zuerſt als preußiſcher Beamter in ſeiner Heimath, dann eine Zeit lang im bergiſchen Staatsdienſte die Großinduſtrie des Niederrheines, nachher bei der Potsdamer Regierung die Volkswirthſchaft des Nordoſtens kennen und alſo die Theorien Adam Smith’s, denen er von früh auf huldigte, durch viel-

*) Protokolle des Staatsraths. 4. Sitzung vom 3. Juli 1817.

seitige praktische Erfahrung zu ergänzen gelernt. So ging er auch beim Entwerfen des Zollgesetzes nicht von einer fertigen Doktrin aus, sondern von drei Gesichtspunkten der praktischen Staatskunst. Die Aufgabe war: zunächst in der gesammten Monarchie durch Befreiung des innern Verkehrs eine lebendige Gemeinschaft der Interessen zu begründen, sodann dem Staate neue Einnahmequellen zu eröffnen, endlich dem heimischen Gewerbfleiß einen mächtigen Schutz gegen die englische Uebermacht zu gewähren und ihm doch den heilsamen Stachel des ausländischen Wettbewerbs nicht gänzlich zu nehmen. Wo die Wünsche der Industrie den Ansprüchen der Staatskassen widersprachen, da mußte das Interesse der Finanzen vorgehen; dies gebot die Bedrängniß des Staatshaushalts.

Die beiden ersten Paragraphen des Gesetzes verkündigten die Freiheit der Ein-, Aus- und Durchfuhr für den ganzen Umfang des Staates. Damit wurde die volle Hälfte des nicht-österreichischen Deutschlands zu einem freien Marktgebiete vereinigt, zu einer wirthschaftlichen Gemeinschaft, welche, wenn sie die Probe bestand, sich auch über die andere Hälfte der der Nation erweitern konnte. Denn die schroffsten Gegensätze unseres vielgestaltigen socialen Lebens lagen innerhalb der preußischen Grenzen. War es möglich, Posen und das Rheinland ohne Schädigung ihrer wirthschaftlichen Eigenart derselben wirthschaftlichen Gesetzgebung zu unterwerfen, so war schon erwiesen, daß diese Gesetze mit einigen Aenderungen auch für Baden und Hannover genügen mußten. Preußen hatte sich — so sagte Maassen oftmals — genau die nämlichen Fragen vorzulegen wie alle die anderen deutschen Staaten, welche ernstlich nach Zolleinheit verlangten, und konnte, wegen der Mannichfaltigkeit seiner wirthschaftlichen Interessen, leichter als jene die richtige Antwort finden. Aber die Ausführung des Gedankens, die Verlegung der Zölle an die Grenzen des Staats war in Preußen schwieriger, als in irgend einem anderen Reiche; sie erschien zuerst Vielen ganz unausführbar. Man sollte eine Zolllinie von 1073 Meilen bewachen, je eine Grenzmeile auf kaum fünf Geviertmeilen des Staatsgebiets, und zwar unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen, da die kleinen deutschen Staaten, die mit dem preußischen Gebiete im Gemenge lagen, zumeist noch kein geordnetes Zollwesen besaßen, ja sogar den Schmuggel grundsätzlich begünstigten. Solche Bedrängniß veranlaßte die preußischen Finanzmänner zur Aufstellung eines einfachen übersichtlichen Tarifs, der die Waaren in wenige große Klassen einordnete. Eine umfängliche, verwickelte Zollrolle, wie sie in England oder Frankreich bestand, erforderte ein zahlreiches Beamtenpersonal, das in Preußen den Ertrag der Zölle verschlungen hätte. Durch denselben Grund wurde Maassen bewogen, die Erhebung der Zölle nach dem Gewichte der Waaren vorzuschlagen, während in allen anderen Staaten das von der herrschenden Theorie allein gebilligte System der Werthzölle galt. Die Abstufung der Zölle nach dem Werthe würde die Kosten der Zollverwaltung unverhält-

nißmäßig erhöht haben; zudem lag in der hohen Besteuerung kostbarer Waaren eine starke Versuchung zum Schmuggelhandel, welche ein Staat von so schwer zu bewachenden Grenzen nicht ertragen konnte.

Auch in der großen Principienfrage der Handelspolitik gab die Rücksicht auf die Finanzen den Ausschlag. Der Staat hatte die Wahl zwischen zwei Wegen.*) Man konnte entweder nach Englands und Frankreichs Beispiel Prohibitivzölle einführen, um diese sodann als Unterhandlungsmittel gegen die Westmächte zu benutzen und also Zug um Zug durch Differentialzölle zur Erleichterung des Verkehrs zu gelangen; oder man wagte sogleich in Preußen ein System mäßiger Zölle zu gründen, in der Hoffnung, daß die Natur der Dinge die großen Nachbarreiche dereinst in dieselbe Bahn drängen werde. Maassen fand den Muth den letzteren Weg zu wählen, vornehmlich weil der zweifelhafte Ertrag aus hohen Schutzzöllen dem Bedürfniß der Staatskassen nicht genügen konnte. Verboten wurde allein die Einfuhr von Salz und Spielkarten; die Rohstoffe blieben in der Regel abgabenfrei oder einem ganz niedrigen Zolle unterworfen. Von den Manufakturwaaren sollte ein mäßiger Schutzzoll erhoben werden, nicht über 10 Proc., ungefähr der üblichen Schmuggelprämie entsprechend. Die Kolonialwaaren dagegen unterlagen einem ergiebigen Finanzzolle, bis zu 20 Proc., da Preußen an seiner leicht zu bewachenden Seegrenze die Mittel besaß, diese Produkte wirksam zu besteuern.

Dies freieste und reiffste staatswirthschaftliche Gesetz des Zeitraums wich von den herrschenden Vorurtheilen so weit ab, daß man im Auslande anfangs über die gutmüthige Schwäche der preußischen Doktrinäre spottete. Den Staatsmännern der absoluten Monarchie fällt ein undankbares entsagungsvolles Loos. Wie laut preist England heute seinen William Huskisson, one of the world's great spirits; alle gesitteten Völker bewundern die Freihandelsreden des großen Britten. Der Name Maassens aber ist bis zur Stunde in seinem eigenen Vaterlande nur einem engen Gelehrtenkreise vertraut. Und doch hat die große Freihandelsbewegung unseres Jahrhunderts nicht in England, sondern in Preußen ihren ersten bahnbrechenden Erfolg errungen. Das wiederhergestellte französische Königthum hielt in dem Tarife von 1816 die strengen napoleonischen Prohibitivzölle gegen fremde Fabrikwaaren hartnäckig fest. Die Selbstsucht der Emigranten fügte noch schwere Zölle auf die Erzeugnisse des Landbaus, namentlich auf Schlachtvieh und Wolle, hinzu. Auch in England war nur ein Theil des Handelsstandes für die Lehren der Verkehrsfreiheit gewonnen. Noch stand der Grundherr treu zu den hohen Kornzöllen, der Rheder zu Cromwell's Navigationsakte, der Fabrikant zu dem harten Prohibitivsysteme; noch urtheilte die Mehrzahl der Gebildeten wie einst Burke über

*) So schilderte Eichhorn späterhin rückblickend die Lage in einem Ministerialschreiben vom 7. Febr. 1834.

Adam Smith: solche abstrakte Theorien sind gut genug für das stille Katheder von Glasgow. Erst das kühne Vorgehen der Berliner Staatsmänner ermuthigte die englischen Freihändler mit ihrer Meinung herauszurücken. Auf das „glänzende Beispiel, welches Preußen der Welt gegeben“, berief sich die freihändlerische Petition der Londoner City, welche Baring im Mai 1820 dem Parlamente übergab. An Preußen dachte Huskisson, als er seinen berühmten Satz aufstellte: „der Handel ist nicht Zweck, er ist das Mittel, Wohlstand und Behagen unter den Völkern zu verbreiten“ und seinem Volke zurief: „dies Land kann nicht still stehen, während andere Länder vorschreiten in Bildung und Gewerbefleiß.“

Den freihändlerischen Ansichten der preußischen Staatsmänner genügte das neue Gesetz nicht völlig. Man ahnte im Finanzministerium wohl — J. G. Hoffmann hat es oft gestanden — daß der weitaus größte Theil des Zollertrags allein von den gangbarsten Kolonialwaaren aufgebracht werden und die Staatskasse von anderen Zöllen nur geringen Vortheil ziehen würde. Aber man sah auch, daß jedem Steuersysteme durch die Gesinnung der Steuerpflichtigen feste Schranken gezogen sind; die öffentliche Meinung jener Tage würde der Regierung nie verziehen haben, wenn sie den Kaffee besteuert, den Thee frei gelassen hätte. Maassen verwarf jede einseitige Begünstigung eines Zweiges der Produktion, er rechnete auf das Ineinandergreifen von Ackerbau, Gewerbe und Handel und betrachtete die Schutzzölle nur als einen Nothbehelf um die deutsche Industrie allmählich zu Kräften kommen zu lassen. Schon bei der ersten Revision des Tarifs im Jahre 1821 that man einen Schritt weiter im Sinne des Freihandels, vereinfachte den Tarif und setzte mehrere Zölle herab. Während das Gesetz von 1818 für die westlichen Provinzen einen eigenen Tarif mit etwas niedrigeren Sätzen aufgestellt hatte, fiel jetzt jeder Unterschied zwischen den Provinzen hinweg; die Zollrolle von 1821 bildete in Form und Einrichtung die Grundlage für alle späteren Tarife des Zollvereins.

Derweil der Staatsrath diese Reform zum Abschluß brachte, erging sich die unreife nationalökonomische Bildung der Zeit in widersprechenden Klagen. Die Massen meinten die Vertheuerung des Lebensunterhalts nicht ertragen zu können, die Fabrikanten sahen „dem englischen Handelsdespotismus“ Thür und Thor geöffnet und bestürmten den Thron abermals mit so verzweifelten Bittschriften, daß der König, obwohl selbst mit Maassens Plänen ganz einverstanden, doch eine nochmalige Prüfung des schon unterschriebenen Gesetzes befahl. Erst am 1. Sept. 1818 wurde das Zollgesetz veröffentlicht, erst zu Neujahr 1819 traten die neuen Grenzzollämter in Thätigkeit. Am 8. Febr. 1819 erschien das ergänzende Gesetz über die Besteuerung des Consums inländischer Erzeugnisse, wonach nur Wein, Bier, Branntwein und Tabaksblätter einer Steuer unterlagen, die ohne unmittelbare Belästigung der Verzehrer von den Producenten zu erheben war.

Die neue Gesetzgebung hielt im Ganzen sehr glücklich die Mitte zwischen Handelsfreiheit und Zollschutz. Nur nach einer Richtung hin wich sie auffällig ab von den Grundsätzen des gemäßigten Freihandels: sie belastete den Durchfuhrhandel unverhältnißmäßig schwer. Der Centner Transitgut zahlte im Durchschnitt einen halben Thaler Zoll, auf einzelnen wichtigen Handelsstraßen noch weit mehr — sicherlich eine sehr drückende Last für ordinäre Güter, zumal wenn sie das preußische Gebiet mehrmals berührten. Die nächste Veranlassung zu dieser Härte lag in dem Bedürfniß der Finanzen. Preußen beherrschte einige der wichtigsten Handelsstraßen Mitteleuropas: die Verbindung Hollands mit dem Oberlande, die alten Absatzwege des polnischen Getreides, den Verkehr Leipzigs mit der See, mit Polen, mit Frankfurt. Man berechnete, daß die volle Hälfte der in Preußen eingehenden Waaren dem Durchfuhrhandel angehörte. Die erschöpfte Staatskasse war nicht in der Lage, diesen einzigen Vortheil, den ihr die unglückliche langgestreckte Gestalt des Gebietes gewährte, aus der Hand zu geben. Ueberdies stimmten alle Kenner des Mauthwesens überein in der für jene Zeit wohlbegründeten Meinung, daß nur durch Besteuerung der Durchfuhr der finanzielle Ertrag des Grenzzollsystems gesichert werden könne. Gab man den Transit völlig frei, so wurde dem Unterschleif Thür und Thor geöffnet, ein ungeheurer Schmuggelhandel von Hamburg, Frankfurt, Leipzig her geradezu herausgefordert, das ganze Gelingen der Reform in Frage gestellt. Die unbillige Höhe der Durchfuhrzölle aber und das zähe Festhalten der Regierung an diesen für die deutschen Nachbarlande unleidlichen Sätzen erklärt sich nur aus politischen Gründen. Der Transitzoll diente dem Berliner Cabinet als ein wirksames Unterhandlungsmittel, um die deutschen Kleinstaaten zum Anschluß an die preußische Handelspolitik zu bewegen.

Von jenem Traumbilde einer gesammtdeutschen Handelspolitik, das während des Wiener Congresses den preußischen Bevollmächtigten vorgeschwebt hatte, war man in Berlin längst zurückgekommen. Die Unmöglichkeit solcher Pläne ergab sich nicht blos aus der Nichtigkeit der Bundesverfassung, sondern auch aus den inneren Verhältnissen der Bundesstaaten. Hardenberg wußte, daß der Wiener Hof an seinem altväterischen Provinzialzollsystem nichts ändern wollte und seine nichtdeutschen Kronländer einem Bundeszollwesen schlechterdings nicht unterordnen konnte. Aber auch das übrige Deutschland bewahrte noch viele Trümmer aus der schmählichen kosmopolitischen Epoche unserer Vergangenheit. Noch war Hannover von England, Schleswigholstein von Dänemark abhängig, noch stand Luxemburg in unmittelbarer geographischer Verbindung mit dem niederländischen Gesammtstaate. Wie war ein gesammtdeutsches Zollwesen denkbar, so lange diese Fremdherrschaft währte? Auch die Verfassung mehrerer Bundesstaaten bot unübersteigliche Hindernisse. Die preußische Zollreform ruhte auf dem Gedanken des gemeinen Rechts. Wer

durfte erwarten, daß der mecklenburgische Adel auf seine Zollfreiheit, der sächsische auf die mit den ständischen Privilegien fest verkettete Generalaccise verzichten würde, so lange die ständische Oligarchie in diesen Landen ungestört herrschte? Wie war es möglich, die preußischen Zölle, welche die Einheit des Staatshaushaltes voraussetzten, in Hannover einzuführen, wo noch die königliche Domänenkasse und die ständische Steuerkasse selbständig neben einander standen? Das Zollwesen hing überdies eng zusammen mit der Besteuerung des inländischen Consums; nur wenn die Kleinstaaten sich entschlossen das System ihrer indirekten Steuern auf preußischen Fuß zu setzen oder doch dem preußischen Muster anzunähern, war eine ehrliche Gegenseitigkeit, eine dauernde Zollgemeinschaft zwischen ihnen möglich. Und ließ sich solche Opferwilligkeit erwarten in jenem Augenblick, da der Rheinbund und das Ränkespiel des Wiener Congresses den selbstsüchtigen Dünkel der Dynastien krankhaft aufgeregt und jeder Scham entwöhnt hatten? Selbst jene Staaten, denen redlicher Wille nicht fehlte, konnten gar nicht sofort auf die harten Zumuthungen eingehen, welche Preußen ihnen stellen mußte, um sich den Ertrag seiner Zölle zu sichern. Man mußte, so gestand Eichhorn späterhin, sich erst orientiren in der veränderten Lage, die nationalökonomischen Bedürfnisse des eigenen Landes und die zur Deckung der Staatsausgaben nothwendigen Opfer überschlagen; „bevor man hierüber ins Klare gekommen, konnte man sich von einer gemeinsamen Berathung keinen Erfolg versprechen, am wenigsten von einer Berathung für ganz Deutschland am Bundestage.“ *)

Wie die Dinge lagen mußte Preußen selbständig vorgehen ohne jede schonende Rücksicht für die deutschen Nachbarn. Unter den gemüthlichen Leuten herrschte die Ansicht vor, Preußen solle die Binnengrenzen gegen Deutschland offen halten und allein an den Grenzen gegen das Ausland Zölle zu erheben. Der kindische Vorschlag hätte, ausgeführt, jede Grenzbewachung unmöglich gemacht, die finanziellen wie die volkswirthschaftlichen Zwecke der Zollreform völlig vereitelt. Selbst eine mildere Besteuerung deutscher Produkte war unausführbar. Gerade die deutschen Kleinstaaten mit ihren verzwickten, mangelhaft oder gar nicht bewachten Grenzen mußten der preußischen Staatskasse als die gefährlichsten Gegner erscheinen. Ursprungszeugnisse, von solchen Behörden ausgestellt, boten den genauen Rechnern der Berliner Bureaus keine genügende Sicherheit. Jede Erleichterung, die an diesen Grenzen eintrat, ermuthigte den Unterschleif, so lange nicht eine geordnete Zollverwaltung in den kleinen Nachbarstaaten bestand. Noch mehr: gewährte Preußen den deutschen Staaten Begünstigungen, so griff das Ausland unfehlbar zu Retorsionen, und der Staat wurde allmählich in ein Differentialzollsystem hineingetrieben, das den Absichten seiner Staatsmänner schnurstracks zuwiderlief. Differentialzölle er-

*) Eichhorn, Instruktion für die Gesandten an den deutschen Höfen, 25. März 1828.

schienen dem Finanzministerium noch weit bedenklicher als Schutzzölle, da diese den Verkehr belasteten zu Gunsten der einheimischen, jene zum Vortheil der ausländischen Producenten.

Es war nicht anders, sollte das neue Zollsystem überhaupt ins Leben treten, so mußten alle nicht-preußischen Waaren zuvörderst auf gleichem Fuß behandelt werden. Allerdings wurden dadurch die deutschen Nachbarn sehr hart getroffen. Sie waren gewohnt einen schwunghaften Schmuggelhandel nach Preußen hinüber zu führen; jetzt trat die strenge Grenzbewachung dazwischen. Die Zolllinien an den Grenzen der neuen Provinzen störten vielfach altgewohnten Verkehr. Das Königreich Sachsen litt schwer, als die preußischen Zollschranken dicht vor den Thoren Leipzigs aufgerichtet wurden. Die kleinen rheinischen Lande sahen nahe vor Augen das beginnende Erstarken der preußischen Volkswirthschaft; was drüben ein Segen, ward hüben zur Last. Begreiflich genug, daß gerade in der unmittelbaren Nachbarschaft Preußens die Mißstimmung überhand nahm. Auch die Einrichtung der Gewichtszölle war für die deutschen Nachbarstaaten unverhältnißmäßig lästig, da das Ausland zumeist feinere, Deutschland gröbere Waaren in Preußen einzuführen pflegte.

Indeß wenn es nicht anging, den Kleinstaaten sofort Begünstigungen zu gewähren, so war doch die Zollreform von Haus aus darauf berechnet, die deutschen Nachbarn nach und nach in den preußischen Zollverband hineinzuziehen. „Die Unmöglichkeit einer Vereinigung für den ganzen Bund erkennend, suchte Preußen durch Separatverträge sich diesem Ziele zu nähern" — mit diesen kurzen und erschöpfenden Worten hat Eichhorn zehn Jahre später den Grundgedanken der preußischen Handelspolitik bezeichnet. Die Zerstückelung seines Gebietes zwang den Staat, deutsche Politik zu treiben, machte ihm auf die Dauer unmöglich, sich selbstgenügsam abzuschließen, seine Verwaltung zu ordnen ohne Verständigung mit den deutschen Nachbarlanden. Ein großer Theil der thüringischen Besitzungen Preußens, 41 Geviertmeilen mußten vorderhand aus der Zolllinie ausgeschlossen bleiben. Es war eine unabweisbare Nothwendigkeit, die Zollschranken mindestens so weit hinauszuschieben, daß das gesammte Staatsgebiet gleichmäßig besteuert werden konnte. In dem Zollgesetze selber (§ 5) war die Absicht erklärt, durch Handelsverträge den wechselseitigen Verkehr zu befördern. Die harte Besteuerung der Durchfuhr gab diesem Winke fühlbaren Nachdruck. Noch bestimmter sprach sich Hardenberg über die Absicht des Gesetzes aus, schon ehe es in Kraft trat. Als die Fabrikanten von Rheidt und anderen rheinischen Plätzen den Staatskanzler um Beseitigung der deutschen Binnenzölle baten, gab er die Antwort (3. Juni 1818): die Vortheile, welche aus der Vereinigung mehrerer deutscher Staaten zu einem gemeinschaftlichen Fabrik- und Handelssystem hervorgehen können, seien der Regierung nicht unbekannt; mit steter Rücksicht hierauf sei der Plan des Königs zur Reife gediehen. „Es liegt ganz

im Geiste dieses Planes, ebensowohl auswärtige Beschränkungen des Handels zu erwidern als Willfährigkeit zu vergelten und nachbarliches Anschließen an ein gemeinsames Interesse zu befördern.“ Ebenso erklärte er den Elberfeldern: die preußischen Zolllinien sollten dazu dienen „eine allgemeine Ausdehnung oder sonstige Vereinigung vorzubereiten“.

Damit wurde deutlich angekündigt, daß der Staat, der seit Langem das Schwert des alten Kaiserthums führte, jetzt auch die handelspolitischen Reformgedanken der Reichspolitik des sechzehnten Jahrhunderts wieder aufnahm und bereit war, der Nation nach und nach die Einheit des wirthschaftlichen Lebens zu schaffen, welche ihr im ganzen Verlaufe ihrer Geschichte immer gefehlt hatte. Er dachte dies Ziel, das sich nicht mit einem Sprunge erjagen ließ, schrittweis, in bedachtsamer Annäherung, durch Verträge von Staat zu Staat zu erreichen. Mars und Mercur sind die Gestirne, welche in diesem Jahrhundert der Arbeit das Geschick der Staaten vornehmlich bestimmen. Das Heerwesen und die Handelspolitik der Hohenzollern bildeten fortan die beiden Rechtstitel, auf denen Preußens Führerstellung in Deutschland ruhte. Und diese Handelspolitik war ausschließlich das Werk der Krone und ihres Beamtenthums. Sie begegnete, auch als ihre letzten Ziele sich späterhin völlig enthüllten, regelmäßig dem verblendeten Widerstande der Nation. Im Zeitalter der Reformation war die wirthschaftliche Einigung unseres Vaterlandes an dem Widerstande der Reichsstädte gescheitert; im neunzehnten Jahrhundert ward sie recht eigentlich gegen den Willen der Mehrzahl der Deutschen von Neuem begonnen und vollendet.

Im Kampfe gegen das preußische Zollgesetz hielten alle deutschen Parteien zusammen, Kotzebues Wochenblatt so gut wie Ludens Nemesis. Vergeblich widerlegte J. G. Hoffmann in der Preußischen Staatszeitung mit überlegener Sachkenntniß das fast durchweg werthlose nationalökonomische Gerede der Presse. Dieselben Schutzzöllner, die um Hilfe riefen für die deutsche Industrie, schalten zugleich über die unerschwinglichen Sätze des preußischen Tarifs, der doch jenen Schutz gewährte. Dieselben Liberalen, die den Bundestag als einen völlig unbrauchbaren Körper verspotteten, forderten von dieser Behörde eine schöpferische handelspolitische That. Wenn Hoffmann nachwies, daß das neue Gesetz eine Wohlthat für Deutschland sei, so erwiderten Pölitz, Krug und andere sächsische Publicisten, kein Staat habe das Recht, seinen Nachbarn Wohlthaten aufzudrängen. Alberne Jagdgeschichten wurden mit der höchsten Bestimmtheit wiederholt und von der Unwissenheit der Leser begierig geglaubt. Da hatte ein armer Höker aus dem Reußischen, als er seinen Schubkarren voll Gemüse zum Leipziger Wochenmarkt fuhr, einen Thaler Durchfuhrzoll an die preußische Mauth zahlen müssen — nur schade, daß Preußen von solchen Waaren gar keinen Zoll erhob. Auch die Sentimentalität ward gegen Preußen ins Feld geführt; sie findet sich ja bei den Deutschen immer ein, wenn ihnen die Gedanken ausgehen. Da war gleich am ersten Tage, als das

unselige Gesetz in Kraft trat, ein Zollbeamter zu Langensalza von einem gothaischen Patrioten im Rausche heiligen Zornes erstochen worden; der Mann hatte sich aber selbst entleibt. Da hieß es wehmüthig, König Friedrich Wilhelm hege wohl menschenfreundliche Absichten, aber „finanzielle Rücksichten vergiften die besten Maßregeln"; für die harte Nothwendigkeit dieser finanziellen Rücksichten hatte man kein Auge. Die ersehnte Einheit des deutschen Marktes — darüber bestand unter den liberalen Patrioten kein Streit — konnte nur gelingen, wenn die bereits vollzogene Einigung der Hälfte Deutschlands wieder zerstört wurde.

Unbekümmert um die allgemeine Entrüstung hielt Klewiz die Zollreform aufrecht. In der Gewerbepolitik dagegen zeigte die Regierung geringere Festigkeit gegen die hochconservativen Vorurtheile der Zeit. Immer wieder mußten kundige Beamte in der Staatszeitung die Vorzüge des freien Gewerbes ungläubigen Lesern schildern. Dennoch wagte man nicht, das Gewerbegesetz von 1811 in den neuen Provinzen einzuführen, sondern ließ einen widerspruchsvollen Zustand, der sich mit der Einheit des Marktgebietes kaum vertrug, während eines vollen Menschenalters unangetastet: in Sachsen blieb das alte Zunftwesen bestehen, in den rheinisch-westphälischen Landen und in den alten Provinzen herrschte die Gewerbefreiheit, hier nach preußischem, dort nach französischem Gesetze. —

Die letzte Epoche König Friedrich Wilhelms III. zeigte sich der Regierung des ersten Friedrich Wilhelm auch darin ähnlich, daß die Rechtspflege von der reformatorischen Thätigkeit der Staatsgewalt am Wenigsten berührt wurde. Es blieb bei der alten Regel, daß dieser Staat niemals im Stande war, auf allen Gebieten des Lebens zugleich rüstig fortzuschreiten. Savigny hatte doch recht gesehen als er seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung für das bürgerliche Recht absprach. Die große Codification des Allgemeinen Landrechts lag erst um ein Menschenalter zurück und wurde von der Mehrzahl des altpreußischen Richterstandes noch mit begreiflichem Stolze als ein Meisterwerk geschätzt, während die Wissenschaft zwar den Anschauungen Suarez's längst entwachsen aber noch nicht zu sicheren neuen Ergebnissen gelangt war. Der gesunde Sinn des Königs verkannte nicht, daß die alte Gliederung der Stände, welche dem Landrechte zu Grunde lag, durch die Reformen von 1807 längst beseitigt war; und da auch der Civilproceß sowie das Strafrecht dringend der Neugestaltung bedurfte, so wurde Beyme mit der Revision der fridericianischen Gesetzbücher beauftragt. Der aber erwies sich, trotz seines liberalen Rufs, abermals ebenso unfruchtbar, wie einst im Ministerium Dohna-Altenstein, da ihn der König so oft vergeblich an die Aufhebung der Patrimonialgerichte gemahnt hatte, und brachte in den zwei Jahren seiner Amtsführung nichts Wesentliches zu Stande. Für eine durchgreifende Umgestaltung der fridericianischen Gesetzbücher war die Zeit noch nicht gekommen, und doch ging es auch nicht an, diese halb veraltete Gesetzgebung, deren Mängel die

Krone selber nicht leugnete, dem gesammten Staatsgebiete aufzuerlegen. Daher wurde zwar in den zurückgewonnenen alten Provinzen das Landrecht nebst der altländischen Gerichtsverfassung sogleich wieder eingeführt, doch nicht ohne mannichfache Ausnahmen. In Westphalen sollten die Patrimonialgerichte nur da wiederhergestellt werden, wo die Berechtigten ausdrücklich darauf antrugen, und dies geschah nur in vier Fällen. In Posen verzichtete man gänzlich auf die Herstellung dieser Gerichte wegen der Unzuverlässigkeit des polnischen Adels, und gestattete außerdem noch das mündliche Verfahren für einfache Rechtsstreitigkeiten. In Sachsen dagegen, dem gelobten Lande der endlosen Processe, war Jedermann zufrieden, als die Rechtspflege schlechthin auf altpreußischen Fuß gebracht wurde; nur die zahlreichen Advocaten klagten laut über den Untergang ihres Gewerbes. Neuvorpommern endlich behielt sein gemeines Recht und das altberühmte Greifswalder Appellationsgericht, weil das Volk diese Institutionen zu seinen alten, im Kieler Frieden bestätigten Landesfreiheiten rechnete.

Große und unerwartete Schwierigkeiten ergaben sich bei der Neugestaltung der Rechtspflege am Rhein. Mit der vorläufigen Organisation der rheinischen Gerichte wurde der Präsident Sethe beauftragt, ein treuer preußischer Patriot aus dem clevischen Lande, der einst schweren Herzens in den bergischen Staatsdienst übergetreten war und dort das französische Recht gründlich kennen gelernt hatte. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit Einsicht und Unparteilichkeit, unbesorgt um den Zorn der feudalen Partei, die ihn des Bonapartismus beschuldigte, wie um die endlosen Klagen des rheinischen Volks, das noch von den Zeiten des Kölnischen Klüngels her gewöhnt war überall vetterschaftliche Durchstecherei zu argwöhnen.*) Bald nachher, im Juni 1816, trat in Köln unter Sethes Vorsitz eine Immediatcommission zusammen, der auch ein altländischer Richter, Simon, angehörte. Sie sollte prüfen, ob es möglich sei, das rheinische Recht mit dem preußischen in Einklang zu bringen, und erhielt von dem König die ausdrückliche Weisung, „das Gute überall wo es sich finde zu benutzen“.

In den ersten Zeiten des Siegesrausches war die Abschaffung des Code Napoleon von allen Patrioten, auch von den deutschgesinnten Rheinländern selbst als ein unabweisbares Gebot der nationalen Ehre betrachtet worden; alle Welt hatte Savigny zugestimmt, als er die fünf Codes eine überstandene politische Krankheit nannte. Selbst das altgermanische öffentlich-mündliche Verfahren, das in der französischen Gesetzgebung wieder aufgelebt war, galt den eifrigen Teutonen als eine willkürliche revolutionäre Neuerung; so vollständig war die vaterländische Rechtsgeschichte in Vergessenheit gerathen. Mittlerweile schlug die Stimmung im Lande gänzlich um. Der Provinzialgeist erwachte und begann alles Bestehende als be-

*) Kircheisen an Hardenberg, 7. December 1815, an Sethe 5. Januar 1816.

rechtigte Eigenthümlichkeit der Heimath zu verherrlichen; der Code war das rheinische Recht und darum schon vortrefflich, wenn er nur nicht die Proceßkosten gar zu hoch berechnet hätte. Sprach Einer vom preußischen Rechte, so dachte das Volk sogleich an jene ungeheuerliche Gerichtsverfassung, welche einst in Kurköln und Kurtrier bestanden hatte; nimmermehr durfte das Rheinland in dies Chaos zurücksinken. Vor Allem die Oeffentlichkeit des Verfahrens erschien als ein Bollwerk der Landesfreiheit; denn in dem rastlosen Wechsel seiner politischen Schicksale hatte dies Volk längst gelernt, jeder Regierung, weil sie regierte, zu mißtrauen. Als nun die Krone, wie einst vor der Veröffentlichung des Allgemeinen Landrechts, alle Sachverständigen zur Einreichung von Gutachten auffordern ließ, da sprach sich die große Mehrheit für die Erhaltung der Codes aus. Die Stadträthe von Köln, Trier, Koblenz, Cleve wendeten sich unmittelbar an den König, und auch der Oberpräsident Solms-Laubach, ein Gegner der französischen Gesetzgebung, erklärte nachdrücklich, bei solcher Stimmung der Provinz sei zum Mindesten die Beseitigung des öffentlichen Verfahrens unmöglich.*) Sethe selbst wünschte zwar lebhaft die Rechtseinheit für den gesammten Staat; doch er sah auch, wie fern dies Ziel noch lag, und erkannte die großen Vorzüge des neufranzösischen Rechts willig an. Hervorgegangen aus der Verschmelzung des römischen Rechts mit den großentheils germanischen Coutumes konnte der Code Napoleon auf deutschem Boden nicht schlechthin als fremdes Recht betrachtet werden, da das römische Recht auch bei uns längst heimisch war; seine Bestimmtheit und Kürze, seine Schärfe und folgerichtige Klarheit hielten den Vergleich mit der casuistischen Weitschweifigkeit des Preußischen Landrechts wahrlich aus, und wo war in diesen ganz bürgerlichen rheinischen Landen noch ein Boden für die Patrimonialgerichte oder für das strenge Ständerecht der fridericianischen Gesetzgebung?

Nach zweijähriger Berathung legte die Commission dem Monarchen die „Resultate" ihrer Verhandlungen vor: sie empfahl, das rheinische Recht vorläufig, bis zur Revision der preußischen Gesetzbücher, aufrechtzuerhalten und schilderte in einem ausführlichen Gutachten, wie das Schwurgericht die Rechtsidee im Volke lebendig erhalte, das Gesetz beliebt mache, die Beamtenwillkür beschränke, die Einseitigkeit der juristischen Fachbildung durch die freie Welt- und Menschenkenntniß der Laien ergänze. Minister Kircheisen, der in den Gedanken des altländischen Richterstandes lebte und webte, ward durch diese Denkschrift lebhaft beunruhigt. Er befürchtete vornehmlich, daß in den alten Provinzen das Vertrauen des Volks zu den Gerichten sinken würde wenn die Schwurgerichte am Rhein fortbestünden, und wies in einer Entgegnungsschrift die „gehässige" Unterscheidung von öffentlichem und geheimem Verfahren entrüstet zurück: auch in den alten Provinzen blieben

*) Solms-Laubach, Darstellung der Zustände in Jülich-Cleve-Berg, 18. Aug. 1819.

die Erkenntnisse nicht geheim; dem alten deutschen Satze „und wo Gerichte ist da sollen di bestin sin“ werde in Preußen, wo man die Richter so sorgfältig wähle, vollständiger genügt als in Frankreich; in jeder Thatfrage sei zugleich eine Rechtsfrage enthalten, die nur der Rechtsgelehrte ganz verstehe; nimmermehr dürfe dem Richter gestattet werden, die Gesetze willkürlich abzuschwächen falls sie der Meinung des Volks zu widersprechen schienen; und wie könne der Staat auf das Recht verzichten, einen Angeklagten bei unvollständigem Beweise mit außerordentlichen Strafen zu belegen?*) Alle die berechtigten und unberechtigten technischen Bedenken gegen das Schwurgericht, welche in der alten, an bestimmte Beweisregeln gewöhnten Juristenschule vorherrschten, stellte der Minister sorgfältig zusammen. Politische Besorgnisse hegte er nicht; denn noch war die Jury nicht in das Programm der liberalen Partei aufgenommen.

Beyme aber trat auf die Seite der Commission und gewann die Zustimmung des Königs. Das französische Recht blieb auf dem linken Rheinufer und in Berg vorläufig bestehen, und am 21. Juni 1819 ward in Berlin ein Kassationshof für die rheinischen Lande unter Sethes Vorsitz gebildet. An die Spitze des Appellhofes zu Köln trat der als Richter wie als Gelehrter gleich ausgezeichnete Daniels. Jedermann am Rhein wußte von dem geistreichen Manne mit dem Sokrateskopfe, von seinem ungeheuren Gedächtniß und seinem ulpianischen Scharfsinn zu erzählen. In ihm verkörperte sich jene eigenthümliche Vermittlerrolle zwischen deutscher und französischer Bildung, welche die Rheinländer damals noch für sich in Anspruch nahmen. Die Franzosen selbst bewunderten ihn als den gründlichsten Kenner ihrer Gesetzbücher, und doch blieb er ein deutscher Jurist, denn wer sich in dem Labyrinthe des alten kurkölnischen Rechts zurechtfinden wollte, griff zu Daniels' vergilbten Collegienheften. Unter seiner Leitung wuchs allmählich der moderne rheinische Juristenstand heran, reich an Talenten, stolz auf sein heimisches Recht und auf die Kunst der forensischen Beredsamkeit, die hier allein eine Bühne fand, aber auch sehr empfänglich für die formale Staatsweisheit der Franzosen, ohne Sinn für die berechtigte Eigenart des deutschen Nordostens — eine ganz neue Kraft im preußischen Staatsleben, deren Macht mit den Jahren stieg seit der Liberalismus anfing die Schwurgerichte als ein Palladium der Volksfreiheit zu feiern. —

Ueber allen den anderen drängenden Sorgen der preußischen Politik stand die Frage, ob das vermessene Wagniß einer hochbegeisterten kriegerischen Zeit, das Wehrgesetz von 1814, jetzt in den Tagen der Abspannung und der Armuth die Probe bestehen würde. Die große Mehrzahl der Generale hielt an den Gedanken Scharnhorsts und Boyens unerschütterlich fest. Gneisenau vornehmlich ward nicht müde die Landwehr als die „Heil-Anstalt“

*) Kircheisen, Votum betr. die Organisation der Justiz in den Rheinprovinzen, Juli 1818.

zu rühmen, die allein den Staat inmitten überlegener Nachbarn aufrecht halten könne; keine andere Macht vermöge sich diesen Vorzug Preußens anzueignen, weil keine ein so treues, so opferwilliges und gebildetes Volk besitze. Die fremden Gesandten dagegen äußerten allesammt ihre Bedenken gegen die neue Wehrverfassung — die einen, weil sie den demokratischen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht und die unberechenbare Kraft dieses Volksheeres insgeheim fürchteten, die anderen, weil sie die kühne Neuerung wirklich für einen idealistischen Traum hielten. Denn noch hatten Scharnhorsts Ideen nirgends im Auslande Anklang gefunden. Die alten Berufssoldaten Frankreichs sahen, uneingedenk der empfangenen Schläge, das preußische „Kinderheer" über die Achsel an; und Czar Alexander sprach in gutem Glauben, wenn er immer wieder die preußischen Generale warnte: mit solchen Halbsoldaten lasse sich weder ein Krieg führen noch ein Aufstand niederschlagen.

Sogar die hohen Beamten waren durch jene beredte Denkschrift Boyens noch keineswegs ganz gewonnen. Während Bülow und Beyme offen die Rückkehr zu dem alten Heerwesen verlangten, ergingen sich Andere, ohne Unterschied der Partei, in naiven Vorschlägen zur Erleichterung der höheren Stände. Schuckmann hielt für unzweifelhaft, daß ein gebildeter junger Mann in höchstens sechs Wochen zum brauchbaren Infanteristen erzogen werden könne, Solms-Laubach rieth, die akademische Jugend von Bonn und Düsseldorf nur zu einigen Sonntagsübungen einzuberufen. Schön blickte mit philosophischem Hochmuth auf die Paradekünste der Kriegshandwerker nieder; er wollte alle Offiziere der Landwehr bis zum Obersten hinauf durch die Kreisstände wählen lassen und meinte, drei Tage Uebungen im Jahre genügten vollauf zur Schulung eines Freiwilligen.*) So tief war jene Geringschätzung der streng militärischen Ausbildung, die aus Rotteck's Schriften sprach, bis in die Kreise der Staatsmänner hineingedrungen. Unter den namhaften Publicisten Preußens fand sich kaum einer, der ein Verständniß zeigte für die Voraussetzungen eines kriegstüchtigen Heerwesens. Selbst der verständige rheinische Patriot Benzenberg schrieb seinem Gönner Gneisenau kurzab, bei Belle Alliance habe das Volk gelernt, wie unnöthig die Quälerei des Drillplatzes sei. Arndt wollte sich in Friedenszeiten womöglich mit einem stehenden Generalstabe begnügen; das Uebrige werde die Landwehr thun. Der nicht minder patriotische Verfasser der vielgelesenen Schrift „Preußen über Alles wenn es will" (1817) hielt ebenfalls das stehende Heer für überflüssig und dachte mit einer von den Gemeinden unterhaltenen Landwehr auszukommen. Auch die Particularisten, die für die Quotisirung der Steuern schwärmten, suchten das Volksheer für ihre Zwecke auszubeuten und empfahlen die Bildung von zehn selbständigen

*) Eingaben an Hardenberg: von Schuckmann 11. Juli 1817, von Schön 21. Juni, von Solms-Laubach 21. Sept. 1818. Schön an General Borstell 29. Juni 1818.

Provinzial-Landwehrcorps unter der Aufsicht der Provinzialstände. Mit verdächtigem Eifer griff namentlich der polnische Adel diesen Gedanken auf. „Ohne Nationalität ist die Landwehr unausführbar" — so hieß es in wiederholten Eingaben des Herrn v. Bojanowsky und anderer Grundherren Posens; gewähre der König dem Großherzogthum eine selbständige Landwehr, so würden die polnischen Edelleute freudig zu den Fahnen eilen.*)

Als man mit der Ausführung des Wehrgesetzes begann, zeigte sich wider Erwarten am Rhein der geringste Widerstand: die kleinen Leute dort begrüßten die kurze Dienstzeit als eine Erleichterung nach der harten napoleonischen Conscription, auch die höheren Stände ertrugen die Wehrpflicht ohne Murren, weil sie der Idee der allgemeinen Rechtsgleichheit entsprach. Um so lauter lärmten die vormals bevorrechteten Klassen im Osten: die cantonfreien großen Städte, der stolze Adel von Neuvorpommern und Sachsen. Dreimal baten die Stadtverordneten von Berlin trotzig um Wiederherstellung der alten Militärfreiheit ihrer Commune, bis der König drohte die Namen der Unterzeichner in den Zeitungen zu veröffentlichen; und als im Sommer 1817 die Breslauer Landwehr den Fahneneid schwören sollte, da brachen gar Straßenunruhen aus, an denen freilich das Ungeschick einzelner Beamten und die altberüchtigte Rauflust des Breslauer Pöbels mehr Antheil hatten als die Widersetzlichkeit der Wehrmänner. Nur die Macht der absoluten Krone konnte sich durch dies Gestrüpp des Widerspruchs einen Weg bahnen und die Grundlagen der neuen Heeresverfassung für Deutschland retten; ein allgemeiner preußischer Landtag, in solchem Augenblicke berufen, hätte ohne Zweifel sofort den Kampf gegen die allgemeine Wehrpflicht begonnen.

Beim Fortschreiten des Werks ergaben sich indeß ernste technische Schwierigkeiten, welche alle Zweifel und Bedenken des Auslandes zu bestätigen schienen. Schon die Anschaffung der Waffenvorräthe für die Landwehr konnte bei dem trostlosen Zustande der Finanzen nur langsam gelingen. Für das erste Aufgebot hatte Boyen in beständigem Kampfe mit dem Finanzminister endlich die nöthigen Mittel gewonnen, so daß im December 1819 an dem vorgeschriebenen Waffenbestande nur noch 8415 Gewehre fehlten; viele Kreise statteten ihre Wehrmänner freiwillig mit Seitengewehren und Uhlanen-Czapkas aus. Aber für das zweite Aufgebot war noch fast gar nichts geschehen, ihm fehlten von 174,080 Gewehren noch 135,559.**)

Dieselbe Noth verschuldete auch, daß die Stärke des stehenden Heeres von vornherein zu niedrig bemessen wurde. Das Wehrgesetz hatte versprochen, die Zahl der Linientruppen werde sich nach den jedesmaligen Staatsverhältnissen richten. Die ergänzende neue Landwehrordnung vom 21. Nov.

*) Klewiz, Bericht aus Posen 24. Sept. 1817.

**) Waffenrapport der Landwehr vom December 1819.

1815 sagte noch bescheidener: „an den mäßigen Umfang des stehenden Heeres schließt sich künftig die Landwehr.“ Die Friedensstärke des Heeres ward demnach vorläufig auf kaum ein Procent der Bevölkerung festgestellt; sie betrug, mit Einschluß des Armeecorps in Frankreich, 115,000 Mann, nicht mehr als im Jahre 1806. Allerdings erhielt die eingestellte Mannschaft jetzt in dreijährigem ununterbrochenem Dienste eine weit sorgfältigere Schulung als einst in den letzten Zeiten der alten Heeresverfassung, wo die Beurlaubungen so sehr überhand nahmen, daß die Mehrzahl der Soldaten trotz der zwanzigjährigen Dienstpflicht nur etwa 22 Monate unter den Fahnen blieb. Auch die Vereinigung des Heeres in den Festungen und größeren Städten kam der Ausbildung der Truppen zu statten und blieb aufrecht, obwohl die verlassenen kleinen Garnisonen den Thron mit Bitten bestürmten. Aber für die militärische Erziehung der gesammten wehrfähigen Jugend reichte diese schwache Friedensarmee mit ihren 38 (später 44) Infanterie-Regimentern nicht entfernt aus. Sie konnte ihrer Aufgabe um so weniger genügen, da die Bevölkerung sehr schnell zunahm, wie dies bei kräftigen Nationen nach dem Abschluß verheerender Kriege regelmäßig geschieht. Ueberdies bestand noch ein volles Drittel des stehenden Heeres aus Capitulanten, die freiwillig über drei Jahre hinaus dienten; die alten Gewohnheiten des Berufssoldatenthums wirkten noch nach, und in der erwerblosen Zeit erschien der Militärdienst Vielen als eine leidliche Versorgung. Ein sehr großer Theil der Wehrfähigen mußte also zurückgestellt werden, wobei denn anfangs manche erbitternde Willkür mit unterlief: hier wurden die Ueberzähligen durch eine gutmüthige Ersatzcommission ganz von der Dienstpflicht entbunden, dort wählte ein Offizier, dem die altpreußische Vorliebe für die langen Kerle noch in den Gliedern lag, die Mannschaften nach der Größe aus. Endlich führte man das Loosen ein und ließ die Freigelooſten als Landwehrrekruten drei Monate lang durch abcommandirte Offiziere der Linie nothdürftig einüben, um sie dann der Landwehr zuzuweisen.

Die Landwehr bestand mithin zum Theil aus alten Soldaten, zum Theil aus wenig geübten Krümpern, und ihr Offiziercorps, das noch ganz selbständig neben der Linie stand, verschlechterte sich von Jahr zu Jahr: die Kriegskundigen schieden allmählich aus, die jungen Freiwilligen aber, welche nunmehr nach einjährigem Dienste und einigen kurzen Uebungen in die Offiziersstellen einrückten, zeigten sich zuweilen noch unerfahrener als die Mannschaft selbst. Das einzige verbindende Glied zwischen der Linie und der Landwehr bildeten die den commandirenden Generalen der Linie untergeordneten Landwehrinspecteure, je einer in jedem Regierungsbezirk. Der König that das Seine um das militärische Selbstgefühl der Landwehr zu heben; er verlieh ihr Fahnen, bildete eine Gardelandwehr, ernannte die königlichen Prinzen zu Chefs der Gardelandwehr-Schwadronen. Die Generale gewöhnten sich die Landwehr nach den Uebungen mit reichen

Lobsprüchen zu überhäufen, die von der strengen Zucht der Linie seltsam abstachen. Im Volke hatten sich die alten Märchen von den Landwehrschlachten des Befreiungskrieges allmählich fest eingenistet; die Landwehr galt als das eigentliche Volksheer, als die feste Säule der preußischen Macht; alle Welt strömte in festlichem Jubel zusammen wenn sie ihre Uebungen hielt, und die Bureaukratie theilte diese Vorliebe, da ein großer Theil der Landwehroffiziere aus dem Beamtenthum hervorging.

Dem sicheren Soldatenblicke des Königs entging gleichwohl nicht, wie viel dieser volksthümlichen Truppe noch zur vollen Kriegstüchtigkeit fehlte; selbst General Kleist und andere Freunde der Landwehr konnten dem Kriegsherrn nicht verhehlen, daß die Reiterei wenig genügte und auch das Fußvolk bei größeren Uebungen nur unter der Leitung abcommandirter Linienoffiziere Tüchtiges leistete.*) Und doch mußte diese Reservearmee, wegen der Kleinheit des Linienheeres, beim Ausbruch eines Krieges sofort gegen den Feind geführt werden. Was im Sommer 1813 nur die äußerste Noth erzwungen hatte, sollte jetzt die Regel bilden. Trat die Mobilmachung ein, so ward die Feldarmee sofort auf 298,000 Mann verstärkt, wovon die größere Hälfte (sieben Jahrgänge unter zwölf) aus Landwehren ersten Aufgebotes bestand; selbst wenn nur eine diplomatisch-militärische Drohung beabsichtigt war, sah sich der Staat gezwungen sogleich alle Wehrpflichtigen bis zum zweiunddreißigsten Lebensjahre hinauf unter die Fahnen zu rufen, tausende von Familien ihrer Ernährer zu berauben, das gesammte bürgerliche Leben schwer zu schädigen. Zwar mußte, bei dem schwerfälligen Verkehre jener Zeit, der größte Theil des Heeres volle fünf Wochen auf dem Marsche verbringen bevor er den Feind erreichen konnte; aber genügte diese kurze Frist um die mangelhafte Ausbildung der Landwehrrekruten zu ergänzen? Und wie viel ungünstiger hatte sich doch die militärische Lage des Staatsgebietes gestaltet; der Staat war nicht mehr durch seine alten Vorlande, Polen und das Rheingebiet, gegen den ersten Ansturm der Feinde gedeckt, er grenzte jetzt unmittelbar an drei Großmächte. Grundes genug zu schweren Bedenken. Unabläßig, in tiefer Besorgniß, suchte der König nach der rechten Antwort auf alle die militärischen, politischen und volkswirthschaftlichen Fragen, welche das große Problem der allgemeinen Wehrpflicht umfaßte, und besprach sich darüber mit dem getreuen Witzleben. An dem häßlichsten Mangel des neuen Systems, an der Unmöglichkeit, die gesammte Jugend durch die Schule des Heeres gehen zu lassen, ließ sich leider für jetzt nichts ändern; eine so beträchtliche Vermehrung der Linie konnte weder der Staatshaushalt noch der Volkswohlstand ertragen. Aber gab es kein Mittel um die Landwehr schon im Frieden so fest mit der Linie zu verbinden, daß die Feldarmee nicht mehr in zwei ganz ungleichartige Hälften zerfiel? Die Organisatoren des preußischen

*) Kleists Bericht an den König über die Landwehrübungen in Sachsen, 24. Nov. 1817.

Heeres standen wieder vor der nämlichen Aufgabe, welche einst Carnot in seiner Weise gelöst hatte als er aus den weißen Linienregimentern der Bourbonen und den blauen Nationalgarden der Republik seine neuen Halbbrigaden zusammenschmolz.

Bei diesen Berathungen ergab sich bald eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem König und dem Kriegsminister. Boyen überschätzte doch die Kriegstüchtigkeit seiner Landwehr, obschon er natürlich die volksthümlichen Fabeln nicht glaubte. Er urtheilte nach seinen Erfahrungen beim Bülow'schen Corps; hier war die Landwehr immer gut beisammen geblieben, da sie erst unter Bernadottes schlaffer Führung, dann auf dem bequemen holländischen Feldzuge nur selten zu Gewaltmärschen und außerordentlichen Strapazen gezwungen wurde. Dem Könige dagegen stand noch in frischer Erinnerung, wie haltlos die Landwehr des Kleist'schen Corps während der furchtbaren Regentage nach der Dresdner Schlacht sich gezeigt; er wußte auch, daß im Feldzuge von 1815 drei Viertel der Versprengten der Landwehr angehört hatten. Um die Wiederkehr solchen Unheils zu verhüten, wollte der König die Landwehr stets mit der Linie vereinigt ihre Uebungen abhalten lassen, je eine Brigade der Linie und der Landwehr zu einer Division verbinden, zahlreiche Offiziere der Linie zur Landwehr abcommandiren und die höheren Stellen regelmäßig nur Linienoffizieren anvertrauen, während Boyen die vollständige Trennung der beiden Offiziercorps beizubehalten rieth, damit Reibungen zwischen Militär und Civil verhütet würden und der eigenthümliche Geist der Landwehr ungestört bliebe.

Mittlerweile wagte Herzog Karl von Mecklenburg den ersten offenen Angriff gegen die Grundlagen des neuen Heerwesens. Er überreichte um Neujahr 1818 seinem königlichen Schwager eine lange Denkschrift, welche ohne eigene Vorschläge aufzustellen mit düsteren Farben die schweren den Thron bedrohenden Gefahren schilderte, die Zügellosigkeit der Presse, den Uebermuth der Studenten und vor Allem die Boyen'sche Heeresverfassung: sie drücke den Aufrührern die Waffen in die Hände; selbst der Landwehrzeughäuser war nicht vergessen, die so leicht einem meuternden Haufen zur Beute fallen könnten.*) Die reactionäre Partei wagte sich endlich mit ihren Herzenswünschen heraus. Auch Knesebeck stimmte dem Herzog bei, und sogar dem tapferen Prinzen August, der einst unter den Ersten den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht vertheidigt hatte, erschienen jetzt die unleugbaren Mängel der Landwehrordnung so bedenklich, daß er die Umkehr zu dem alten Beurlaubungssysteme empfahl. Mit dem ganzen Unwillen seines ehrlichen Herzens wendete sich Witzleben gegen die Männer, „welche den Regenten vom Volke, das Haupt vom Rumpfe zu trennen

*) Der wesentliche Inhalt dieser Denkschrift erhellt aus Witzlebens Entgegnungsschrift vom 25. Januar 1818 (bei Dorow, Witzleben, S. 93). Die Person ihres Verfassers ergiebt sich aus einer Bemerkung in Witzlebens Tagebuch, Mai 1819.

beabsichtigen". Die allgemeine Dienstpflicht — so schrieb er in einer beredten Entgegnung — ist „ein Band, welches das ganze Volk umschließt, und dessen Enden sich in den Händen des Monarchen befinden". Der König ließ sich durch die Warnungen seines Schwagers nicht beirren, obwohl er in Augenblicken der Verstimmung allerdings gestand, ganz unbedenklich sei es nicht, Alle zu Soldaten zu machen. Die Verantwortlichkeit für den schwierigen Versuch, der ihm als die weitaus wichtigste Aufgabe der preußischen Politik erschien, lastete drückend auf seinem Gewissen. Kein anderer Staat, sagte er zu Witzleben, legt seinem Volke so harte Lasten auf, und dabei dennoch keine Möglichkeit, ganz gerecht zu verfahren, alle Wehrfähigen einzustellen!*) Am Ende gab er doch zu, daß die neue Ordnung mit allen ihren Mängeln eine leidliche Mittelstellung einnehme zwischen dem alten Systeme und den Volksbewaffnungsträumen der Dilettanten. Niemals ward er den Gedanken Scharnhorsts untreu. Nur eine engere Verbindung zwischen Landwehr und Linie hielt er für unerläßlich, und da Boyen diesem wohlberechtigten Plane hartnäckig widerstrebte, so entstand allmählich eine Entfremdung zwischen dem Könige und dem Kriegsminister, welche schließlich zu Boyens Sturz führen sollte.

Ueberraschend schnell, nach wenigen Jahren schon söhnte sich das Volk mit der zuerst so widerwillig aufgenommenen neuen Heeresverfassung völlig aus. Die Gerechtigkeit des Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht sprang in die Augen; die mannhafte Ansicht, daß der Waffendienst eine Ehre sei, entsprach dem natürlichen Gefühle einer tapferen Nation; und so schwer die Last drückte, zerstörend wirkte sie nicht, da die Preußen bei der Eheschließung und Niederlassung, im Handel und Gewerbe sich einer Freiheit erfreuten, die den deutschen Kleinstaaten noch fast unbekannt war. Wie verwundert hatten die alten Berliner Bürger anfangs den Kopf geschüttelt, wenn sie einen gemeinen Soldaten im eleganten Wagen daherfahren sahen; bald ward der Einjährige eine gewohnte Erscheinung, und ganz von selber stellte sich die Regel her, daß die Freiwilligen nicht, wie der Gesetzgeber erwartete, bei den Jägern und Schützen, sondern bei dem nächstgelegenen Truppentheile eintraten und also die gebildete Jugend sich über das ganze Heer vertheilte. Die allgemeine Wehrpflicht bewährte sich als das wirksamste Werkzeug zur Verschmelzung der alten und der neuen Provinzen. Die zahlreichen sächsischen, westphälischen, französischen, polnischen, schwedischen Offiziere, welche namentlich den Reiterregimentern zuströmten, verwuchsen in gemeinsamer ernster Arbeit rasch mit dem alten preußischen Stamme; denn seit alljährlich fast ein Drittel der Mannschaft neu eintrat, war der Friedensdienst der Offiziere nicht mehr wie einst ein beschäftigter Müßiggang. In der Schule des Heeres wurden die verwahrlosten Söhne der polnischen Landestheile zur Ordnung, Sauberkeit, Haltung erzogen,

*) Witzlebens Tagebuch, 9. Mai 1819.

ihrer viele auch erst in die deutsche Sprache eingeführt. Mochte der rheinische Bauer immerhin von seinem im Heere dienenden Sohne bedauernd sagen: „er ist bei de Prüß", und mancher Soldat aus der Provinz Sachsen wehmüthig über „den fremden Dienst" klagen — die militärische Mannszucht schlug den Jungen doch gut an. Arndts völkerkundiger Blick bemerkte bald, wie auffällig sich die Jugend dieser Provinzen von den Stammgenossen in den Kleinstaaten zu unterscheiden begann. Hier noch ein gemüthliches bequemes Philisterthum, dort das bei den Nachbarn übel berufene stramme „preußische Wesen", eine kurz angebundene, dreiste Entschlossenheit, die zuweilen sehr unliebenswürdig werden konnte, aber dem Charakter eines edlen Volkes besser anstand als die gedrückte Schüchternheit der alten Zeit des ungestörten häuslichen Lebens. Durch ihr Heer gewannen die Preußen wieder, was keine große Nation auf die Dauer entbehren kann, den nationalen Stil, die stolze Sicherheit des Auftretens. Und der Stolz dieses Volkes in Waffen war deutsch von Grund aus; er wurzelte in dem Bewußtsein, daß am letzten Ende Deutschlands Schicksal an den schwarzundweißen Fahnen hing. —

Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht entsprang einem politischen Idealismus, der an die Energie des antiken Staatsbegriffs erinnerte. Dieselbe freie und weitherzige Auffassung der Pflichten des Staates bekundete sich auch in der Unterrichtsverwaltung. Bei Allen, welche diese letzten Jahre mit Bewußtsein durchlebt hatten, stand die Ueberzeugung fest, daß die endlich vollzogene Versöhnung des preußischen Staates mit der neuen Bildung der Nation für immer dauern müsse. Es galt, das mit der Stiftung der Berliner Hochschule begonnene Werk weiter zu führen, die altpreußische Idee der allgemeinen Schulpflicht vollständig zu verwirklichen, auch die niederen und mittleren Lehranstalten mit dem Geiste der neuen Wissenschaft zu erfüllen und also dem Staate Friedrichs in dem geistigen Leben der Nation eine seines Waffenruhmes würdige Stellung zu gewinnen. In den dreiundzwanzig Jahren der Verwaltung des Freiherrn v. Altenstein ist diese Aufgabe im Wesentlichen gelöst worden. Der Staat, der so lange in seinen harten Daseinskämpfen die Wissenschaft hatte darben lassen, gelangte allmählich dahin, daß er nach Verhältniß seiner Mittel für die Volksbildung mehr als irgend eine andere Großmacht aufwendete und seine Unterrichtsanstalten den besten Europas vergleichen durfte; er widerlegte durch die That das wunderliche, aus den krankhaften Erfahrungen der heimischen Geschichte entsprossene deutsche Vorurtheil, als ob der Reichthum des geistigen Lebens nur in der Enge kleiner Staaten gedeihe. Ein geborner Franke und von Haus aus den liberalen Ansichten der Hardenbergischen Beamtenschule zugethan, verstand Altenstein doch immer sich den Ideen überlegener Köpfe anzuschmiegen, so daß selbst Stein, der mit den fränkischen Anschauungen so wenig gemein hatte, den geistreichen Beamten gern zum Entwerfen seiner Gesetze benützte und stets sicher war seine

die Erkenntnisse nicht geheim; dem alten deutschen Satze „und wo Gerichte ist da sollen di bestin sin“ werde in Preußen, wo man die Richter so sorgfältig wähle, vollständiger genügt als in Frankreich; in jeder Thatfrage sei zugleich eine Rechtsfrage enthalten, die nur der Rechtsgelehrte ganz verstehe; nimmermehr dürfe dem Richter gestattet werden, die Gesetze willkürlich abzuschwächen falls sie der Meinung des Volks zu widersprechen schienen; und wie könne der Staat auf das Recht verzichten, einen Angeklagten bei unvollständigem Beweise mit außerordentlichen Strafen zu belegen?*) Alle die berechtigten und unberechtigten technischen Bedenken gegen das Schwurgericht, welche in der alten, an bestimmte Beweisregeln gewöhnten Juristenschule vorherrschten, stellte der Minister sorgfältig zusammen. Politische Besorgnisse hegte er nicht; denn noch war die Jury nicht in das Programm der liberalen Partei aufgenommen.

Beyme aber trat auf die Seite der Commission und gewann die Zustimmung des Königs. Das französische Recht blieb auf dem linken Rheinufer und in Berg vorläufig bestehen, und am 21. Juni 1819 ward in Berlin ein Kassationshof für die rheinischen Lande unter Sethes Vorsitz gebildet. An die Spitze des Appellhofes zu Köln trat der als Richter wie als Gelehrter gleich ausgezeichnete Daniels. Jedermann am Rhein wußte von dem geistreichen Manne mit dem Sokrateskopfe, von seinem ungeheuren Gedächtniß und seinem ulpianischen Scharfsinn zu erzählen. In ihm verkörperte sich jene eigenthümliche Vermittlerrolle zwischen deutscher und französischer Bildung, welche die Rheinländer damals noch für sich in Anspruch nahmen. Die Franzosen selbst bewunderten ihn als den gründlichsten Kenner ihrer Gesetzbücher, und doch blieb er ein deutscher Jurist, denn wer sich in dem Labyrinthe des alten kurkölnischen Rechts zurechtfinden wollte, griff zu Daniels' vergilbten Collegienheften. Unter seiner Leitung wuchs allmählich der moderne rheinische Juristenstand heran, reich an Talenten, stolz auf sein heimisches Recht und auf die Kunst der forensischen Beredsamkeit, die hier allein eine Bühne fand, aber auch sehr empfänglich für die formale Staatsweisheit der Franzosen, ohne Sinn für die berechtigte Eigenart des deutschen Nordostens — eine ganz neue Kraft im preußischen Staatsleben, deren Macht mit den Jahren stieg seit der Liberalismus anfing die Schwurgerichte als ein Palladium der Volksfreiheit zu feiern. —

Ueber allen den anderen drängenden Sorgen der preußischen Politik stand die Frage, ob das vermessene Wagniß einer hochbegeisterten kriegerischen Zeit, das Wehrgesetz von 1814, jetzt in den Tagen der Abspannung und der Armuth die Probe bestehen würde. Die große Mehrzahl der Generale hielt an den Gedanken Scharnhorsts und Boyens unerschütterlich fest. Gneisenau vornehmlich ward nicht müde die Landwehr als die „Heil-Anstalt“

*) Kircheisen, Votum betr. die Organisation der Justiz in den Rheinprovinzen, Juli 1818.

katholischen Grundsätzen auch in ihrem inneren Leben unmittelbar leiten und beide dem Charakter des Staates „anzupassen" suchen. Jedoch er handhabte sein System mit kluger Schonung, in der ehrlichen Absicht, daß die Kirche selbst unter der wohlwollenden Vormundschaft des Staates sich befriedigt fühlen sollte, und erreichte in der That, daß der kirchliche Frieden unter schwierigen Verhältnissen zwei Jahrzehnte hindurch fast ungestört blieb. Im Staatsrathe führte Altenstein als Stellvertreter des Staatskanzlers den Vorsitz, und die heftigen Parteikämpfe brachten den behutsamen Mann oft in Verlegenheit; mußte er sich entscheiden, dann nahm er immer Partei für Hardenberg, dem er noch von Franken her eine fast unterthänige Ergebenheit bewahrte. Zudem bedurfte er einer mächtigen Stütze, da Schuckmann die Zertheilung seines Departements nicht verschmerzen konnte und sich alsbald mit den Geheimen Räthen Kamptz und Schultz zur Bekämpfung des demagogenfreundlichen neuen Cultusministers verschwor.

Als dieser in seinem Amte sich etwas umgesehen hatte, schrieb er dem Staatskanzler: „mein ganzes Departement ist beinahe verholzt und eingeschrumpft, es muß erst wieder belebt und in Bewegung gesetzt werden."*) Und allerdings hatte Schuckmann selbst sich um die Fragen des höheren Unterrichts, die so weit über seinen Gesichtskreis hinauslagen, wenig bekümmert. Unter den Räthen dagegen war der Geist Humboldts noch nicht ausgestorben. In der Unterrichtsabtheilung wirkte Humboldts Vertrauter, der geistvolle Süvern aus dem Teutoburger Walde, ein classisch gebildeter Philolog, der einst mit Schiller in Briefwechsel gestanden und sich den Idealismus der großen Tage von Weimar treu bewahrt hatte. An der Spitze der geistlichen Abtheilung stand der Schüler und Landsmann Hamanns, Nicolovius, ein bibelgläubiger kindlich frommer Protestant. Er lebte in dem Gedanken der Einheit des Christenthums und verstand, Dank seinem freundschaftlichen Verkehre mit dem Kreise der Fürstin Galitzin, auch die sittlichen Kräfte der katholischen Kirche gerecht zu würdigen. Viele Jahre lang mit Goethe befreundet folgte er dem literarischen Schaffen der Zeit mit freudiger Empfänglichkeit; für die politische Reform war er selbst in Königsberg unter Steins Leitung thätig gewesen. Allen Geistlichen im Lande blieben die schönen Worte in guter Erinnerung, mit denen er beim Beginne des Befreiungskriegs die christlichen Seelsorger an ihre vaterländische Pflicht gemahnt hatte.

Bei seinem Eintritt fand Altenstein eine schwere Arbeit bereits dem Abschluß nahe, die Neugründung zweier Hochschulen. Die Friedrichs-Universität in dem treuen Halle war während der Fremdherrschaft zweimal geschlossen und sofort nach dem Einzuge der Preußen wieder eröffnet worden; sie bedurfte nach den Verwüstungen der Kriegsjahre einer gründlichen Um-

*) Altenstein an Hardenberg, 26. December 1817.

gestaltung, zumal da sie jetzt auch den thüringischen Landestheilen einen Ersatz für die längst aufgehobene Erfurter Hochschule bieten sollte. Mit dieser Aufgabe verkettete sich die peinliche Frage, ob neben der Heimstätte des reformatorischen Pietismus noch ihre alte Feindin, die kursächsische Fridericiana im nahen Wittenberg fortbestehen könne. Der Pietät des Königs lag nichts ferner als die Absicht die Cultur der Provinzen zum Vortheil Berlins zu verkümmern; er hoffte womöglich in jeder Provinz eine blühende Hochschule als den geistigen Mittelpunkt des landschaftlichen Sonderlebens erstehen zu sehen, und am Wenigsten die Wiege der Reformation wollte der treue Protestant ohne dringende Noth antasten. Aber in dem unglücklichen Wittenberg war nichts mehr zu zerstören. Zweihundert Jahre lang war die weiland glorreichste aller deutschen Universitäten nur ein Zerrbild alter Größe gewesen, die Hochburg eines geistlosen Buchstabenglaubens, der ex cathedra Lutheri seine Bannstrahlen schleuderte und die Religion durch die Theologie ertödete. Als gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts endlich ein freierer Geist in den entweihten Hörsaal des Reformators einzog, war der Verfall der Hochschule nicht mehr aufzuhalten. Die Belagerung von 1813 gab der Universität den Todesstoß: die Studenten stoben auseinander, die Bibliothek ward geflüchtet, die akademischen Gebäude gingen in Flammen auf, und das kleine Häuflein der Professoren, das sich nach Schmiedeberg gerettet hatte, legte dem sächsischen Hofe selber die Frage vor, ob nicht die Vereinigung mit Leipzig geboten sei.

Sollte Preußen jetzt auf dieser Trümmerstätte einen Neubau aufführen, in einer zur Grenzfestung bestimmten Stadt, so nahe bei den drei anderen sächsischen Universitäten, die einander ohnehin schon oft das Licht vertraten? Die lebendige Gegenwart forderte ihr Recht vor der ruhmvollen Vergangenheit; Halle besaß, trotz schwerer Verluste, doch noch einen leidlich vollständigen Lehrkörper, zahlreiche Institute und eine rasch wieder anwachsende Studentenschaft. Schweren Herzens befahl der König noch von Wien aus, im April 1815, die Vereinigung der beiden Friedrichs-Universitäten in Halle. Die Wittenberger Professoren selbst versuchten keinen Widerspruch, ihrer sieben traten im Frühjahr 1817 in die neue Universität Halle-Wittenberg ein; das war Alles was von der glänzenden Stiftung Friedrichs des Weisen noch übrig blieb. Das Volk aber im Herzogthum Sachsen klagte laut, als gerade im Jubeljahre der Reformation die Hochschule der alten Lutherstadt in das Magdeburgische übersiedeln mußte: jetzt haben die Preußen dem Sachsenlande das Herz ausgebrochen, sagte man zornig. Erst nach Jahren, als die neue Doppel-Universität unter Altensteins sorglicher Pflege kräftig aufgeblüht war, begann man einzusehen, daß der König das Nothwendige gethan und die Provinz durch den Untergang von zwei verlebten Universitäten an geistigen Kräften nichts verloren hatte. Nur die Stadt Wittenberg ließ sich durch

das Predigerseminar, das ihr zur Entschädigung dienen sollte, nicht trösten und forderte noch ein Menschenalter später, im Jahre 1848, von der Berliner Nationalversammlung die Wiederherstellung der alten akademischen Herrlichkeit.

Den westlichen Provinzen hatte der König schon bei der Besitzergreifung eine Universität versprochen. Sie sollte paritätisch sein und sowohl das gänzlich verfallene reformirte Duisburg wie die aufgehobenen katholischen Hochschulen Köln, Bonn, Trier ersetzen, während dem Münsterlande seine katholische Akademie als theologische Fachschule erhalten blieb. Um den Sitz der rheinischen Universität entspann sich nun ein hitziger Streit, der die geheimen Wünsche der clerikalen Partei des Westens zum ersten male an den Tag brachte. Köln war so lange im Besitze der größten Universität am Rheine gewesen und überstrahlte alle anderen Städte des Landes so weit durch seinen historischen Ruhm und durch die Fülle seiner Kunstdenkmäler, daß auch Unbefangene, wie Niebuhr, Schenkendorf und der wackere kölnische Sammler Wallraf meinten, nur hier könne das geistige Leben der Rheinlande seinen Brennpunkt finden. Friedrich Schlegel aber und seine ultramontanen Freunde benutzten den romantischen Zauber, welcher die ehrwürdige Stadt umschwebte, als willkommenen Vorwand für tiefere Pläne. Das heilige Köln war von Altersher das Bollwerk der römischen Partei im Reiche, seine Bevölkerung, die noch zu einem vollen Drittel aus Bettlern bestand, durch dumpfe Unduldsamkeit übel berüchtigt. Hier hatten die obscuri viri des sechzehnten Jahrhunderts, nachher die päpstlichen Legaten und die Jesuiten ihr Wesen getrieben; hier im Schatten der erzbischöflichen Curie konnte eine evangelische Facultät so wenig gedeihen wie die weltlich freie Wissenschaft; hier war nur Raum für eine rheinische Provinzialuniversität, die den tiefen Schlummer der Geister in der alten Pfaffengasse des Reichs nicht gestört, die Versöhnung der Westmark mit dem protestantischen Norden nicht gefördert hätte. „Diejenigen — schrieb ein einsichtiger Rheinländer an Hardenberg — welche so entschieden für Köln reden, verhehlen es gar nicht in vertraulicher Mittheilung, daß sie dadurch den Mittelpunkt einer Opposition bilden möchten. Und welcher Opposition? Des katholischen Princips gegen das protestantische. Je näher die Regierung die Rheingegenden kennen lernen wird, desto weiter wird sie sich von dem Gedanken entfernen, nach Köln die rheinische Universität zu verlegen."*) Auch Arndt, der an seinem deutschen Strome rasch heimisch geworden war, und Süvern, der soeben die neuen Unterrichtsanstalten am Rhein einrichtete, warnten den Staatskanzler vor dem pfäffischen Geiste der Bischofsstadt und empfahlen dafür das liebliche Bonn mit seinen verödeten prächtigen Schlössern.

*) Denkschrift über die Rheinische Universität, dem Staatskanzler überreicht durch Minister Klewiz 20. Febr. 1817. Andere Aktenstücke bei H. v. Sybel, Die Gründung der Universität Bonn (Kleine histor. Schriften II 433).

Dort in der reichen Thalbucht, dicht vor dem Eingangsthore des rheinischen Wunderlandes konnte vielleicht ein anderes Heidelberg entstehen, eine Stätte freier Forschung und froher Burschenlust, ein Sammelplatz für die deutsche Jugend aus allen Gauen. Selbst der trockene Schuckmann fühlte sich von einem Hauche der Jugend angeweht, als er einst auf der Höhe des Coblenzer Thores zu dem Standbilde des heiligen Michael hinaustrat und über dem grünen Strome und der üppigen Ebene die steilen Gipfel der Sieben Berge erblickte; „hier ist unser Ort!“ rief er entzückt. In der kleinen Stadt war die Universität die Herrin und einer ungestörten Freiheit sicher; hatte doch schon in den letzten kurfürstlichen Zeiten zehn Jahre lang in Bonn eine rührige Hochschule bestanden, die den freieren Geist der josephinischen Aufklärung gegen den kölnischen Clerus vertrat. Diese Erwägungen schlugen durch, und am 26. Mai 1818, an demselben Tage, da das neue Zollgesetz unterzeichnet wurde, bestimmte der König die Stadt Bonn zum Sitze der rheinischen Hochschule.

Es war bereits die vierte Universität, die unter der Regierung dieses Fürsten gegründet oder gänzlich neu gestaltet wurde — von allen Wohlthaten, welche das Rheinland der Krone Preußen verdankte, vielleicht die größte. Hier wieder bewährte sich die alte Wahrheit, daß die Bildung des Volks am letzten Ende durch den Zustand der höchsten Unterrichtsanstalten bestimmt wird. Bonn erhielt in dem geistreichen Schwaben Rehfues einen thätigen, geschäfts- und menschenkundigen Curator; Hüllmann, Sack, Nöggerath, Harleß und die beiden Welcker traten gleich zu Anfang ein, auch Arndt wurde durch einen herzlichen Brief Hardenbergs berufen „der Jugend den Grundton für die Gesinnung des Lebens zu geben“, und wenige Jahre später, als Niebuhr den Lehrstuhl bestieg, stand die neue Universität bereits in voller Blüthe. So wunderbar hatten sich Deutschlands Geschicke verschlungen: erst der preußische Staat, der in dem jungen Colonialboden des Nordostens wurzelte, führte diese Heimathlande der ältesten deutschen Cultur zu der modernen Bildung der Nation zurück. In Bonn und in den anderen Lehranstalten, die sich der Hochschule anschlossen, entstand zuerst wieder ein freies Nebeneinanderleben der Glaubensbekenntnisse; die Mehrzahl der Rheinländer empfing jetzt erst Kunde von den Werken unserer classischen Literatur, und das reichbegabte Volk lebte sich in diese neue Welt so schnell ein, daß der Spott der Nachbarn über die Unwissenheit der alten Krummstabslande bald ganz verstummte.

Die rheinische Hochschule erforderte während der ersten Jahre mehr Aufwand als alle anderen Universitäten insgesammt. Für die mittleren Lehranstalten blieben nur sehr bescheidene Geldmittel übrig. Aber der unermüdliche Johannes Schulze, den sich Altenstein vom Rheine herbeigerufen hatte, wußte immer wieder Rath zu schaffen. Dem lachte die Freude aus den Augen so oft ein tüchtiger Lehrer für Preußen gewonnen war, und wer ihn so mit heiligem Eifer für die Wissenschaft sorgen sah,

verzieh dem feurigen Manne gern seine blinde Vorliebe für die neue Hegel'sche Lehre. Eine ganze Reihe neuer Gymnasien ward gegründet, vornehmlich in Posen und am Rhein, im Jahre 1825 bestanden ihrer bereits 133, und während man anfangs die Philologen von auswärts hatte herbeirufen müssen, gewann der Name der preußischen Lehramtscandidaten bald überall ein gutes Ansehen und Preußen konnte den Nachbarn von seinem eigenen Ueberfluß abgeben. Auch für den Elementarunterricht sorgte Altenstein zunächst durch die Erziehung tüchtiger Schullehrer. In den zahlreichen neuen Seminarien wuchs ein Schulmeisterstand heran, der die abgedankten Unteroffiziere der fridericianischen Zeit an Kenntnissen weit übertraf, aber auch schon zuweilen die Unarten der vorlauten Halbbildung zeigte. Namentlich die ostpreußischen Lehrer, welche der frische, heitere, volksthümlich derbe Obersachse Dinter heranzog, zeichneten sich durch flachen Rationalismus aus. Ebenso rührig, doch minder einseitig wirkte Diesterweg am Niederrhein. Nach einigen Jahren schon konnte Altenstein nachweisen, daß in Preußen mehr Kinder die Schule besuchten als in irgend einem andern Großstaate; gleichwohl blieben die Elementarschulen noch weit hinter seinen Wünschen zurück. Im Westen setzte die niedere Geistlichkeit den Schulbehörden einen zähen stillen Widerstand entgegen, der sich kaum leichter überwinden ließ als der Stumpfsinn der Eltern in den polnischen Landestheilen. In den deutschen Provinzen des Ostens erschwerte die Armuth der vielen kleinen Landgemeinden jede Verbesserung.

Dem hochfliegenden Idealismus Süverns genügte die reiche Thätigkeit der Unterrichtsverwaltung nicht. Der treffliche Mann überschätzte, gleich der Mehrzahl der Zeitgenossen, den Werth jener allgemeinen politischen Programme, welche Hardenberg während der ersten Jahre seiner Staatskanzlerschaft in die preußische Gesetzgebung eingeführt hatte. Er hielt für nöthig, daß die leitenden Grundsätze des Unterrichtswesens in ihrem innern Zusammenhange dem Volke dargelegt würden, und beantragte im August 1817 die Abfassung eines Schulgesetzes, das dem gesammten Deutschland zum Muster dienen sollte. Hochbegeistert, mit einer Staatsgesinnung, die den Einfluß platonischer Ideen nicht verkennen ließ, trat er an die Arbeit heran. Der Staat, so führte seine Denkschrift aus, erscheint selber als eine Erziehungsanstalt im Großen, giebt seinen Genossen ein eigenthümliches Gepräge des Geistes wie der Gesinnung; nicht auf die todten Kräfte der Natur ist der preußische Staat gegründet, sondern auf die lebendigen, unendlicher Erhöhung und Entwicklung fähigen des Menschengeistes. Auch Altenstein verlangte als methodischer Philosoph vor Allem „einen großen, allgemeinen Plan“, damit Preußen „durch einen eigenthümlichen Charakter von Ernst und Reife mit den gebildetsten Völkern Europas um den Vorrang buhlen“ könne. Dem Könige entging nicht, daß die Unterrichtsfrage, in so hohem Sinne aufgefaßt, die Grundlagen des gesammten Staatslebens berührte; darum wurde die Commission, welche das

Schulgesetz entwerfen sollte, aus Mitgliedern aller Ministerien zusammengesetzt; auch das Kriegsministerium war durch General Wolzogen vertreten.

Nach zwanzig Monaten, am 27. Juni 1819 kam ein reiflich durchdachter Entwurf zu Stande — das erste jener zahlreichen Unterrichtsgesetze, an denen der preußische Staat sich bis zum heutigen Tage vergeblich abgemüht hat. Aber als der Minister nunmehr die Gutachten der Oberpräsidenten und der Bischöfe einforderte, da mußte er erfahren, daß auf dem streitigen Grenzgebiete zwischen Staat und Kirche eine wohlwollende Praxis leichter zum Ziele gelangt als die unanfechtbare Doctrin. Die vielen allgemeinen Sätze des Entwurfs erregten einen Sturm widersprechender Ansichten. Ueber die Theilnahme der Kirche am Schulwesen konnte man sich theoretisch nicht verständigen, da die Bischöfe den Volksunterricht als causa ecclesiastica betrachteten, die Oberpräsidenten über unbillige Begünstigung der Kirche klagten. Und zudem die heiklige Frage, wie die winzigen Dörfer des Ostens die schwere Schullast aufbringen sollten. So blieb der Entwurf liegen, und Altenstein erklärte dem Monarchen, er werde vorläufig „die Schulordnung gewissermaßen vorbereitend ins Leben setzen". Und diese thatsächliche Ausführung entsprach im Wesentlichen den Bedürfnissen der Zeit. Der Minister behandelte die Schulen gemäß der Vorschrift des Allgemeinen Landrechts (Thl. II. Tit. 12) durchaus als Veranstaltungen des Staates und hielt unverbrüchlich die drei Grundgedanken der fridericianischen Unterrichtspolitik fest: den allgemeinen Schulzwang, die Parität der Bekenntnisse, die Vertheilung der Schullasten auf alle Hausväter des Schulverbandes. Der Religionsunterricht blieb nach wie vor die erste Pflicht der Elementarschule, und er sollte sich streng an das kirchliche Bekenntniß der Mehrheit der Schulgemeinde anschließen; der Ortsgeistliche gehörte regelmäßig dem Schulvorstande an und war befugt die Mängel zu rügen, aber die Entscheidung stand dem Staate allein zu. Die Simultanschulen begünstigte der philosophische Minister nicht; er wußte, wie oft sie den kirchlichen Frieden stören, die Klarheit und Einheit des Unterrichts schädigen, und gestattete sie nur wenn eine gemischte Gemeinde nicht im Stande war für jedes Bekenntniß eine besondere Schule zu errichten. Auch die Lehrer der höheren Schulen gehörten in der Regel einem Bekenntniß an; doch band sich Altenstein nicht die Hände und berief, so lange noch an katholischen Lehrern Mangel war, manche Protestanten an die katholischen Gymnasien des Rheinlands. Die Juden blieben von den Lehrstellen der christlichen Unterrichtsanstalten gesetzlich ausgeschlossen. Also gelang es die Souveränität des Staates zu wahren ohne das gute Recht der Kirche zu verletzen. Reibungen mit den kirchlichen Behörden kamen selten vor, da die Folgen der Freizügigkeit sich erst allmählich zeigten und die Zahl der gemischten Schulgemeinden noch nicht sehr groß war. —

Auch für das innere Leben der deutschen protestantischen Kirche wurden diese Friedensjahre eine Zeit der Verjüngung und Erneuerung, wesentlich durch das Verdienst der preußischen Krone. Der König erkannte, gleich seinem russischen Freunde, in den Siegen der letzten Jahre die Hand des lebendigen Gottes, ihm wollte er sich beugen; aber während Czar Alexanders phantastischer Sinn durch die andächtige Stimmung der Kriegszeit zu dem anspruchsvollen und doch leeren Plane der Heiligen Allianz begeistert wurde, ging der nüchterne Friedrich Wilhelm an ein unscheinbares und doch weit fruchtbareres Werk: er entschloß sich, die reife Frucht einer zweihundertjährigen friedlichen Gedankenarbeit endlich zu brechen, den frommen Lieblingsgedanken seiner Ahnen, die Union der evangelischen Kirchen Deutschlands zu verwirklichen. Der alte unselige Haß der beiden Schwesterkirchen des Protestantismus, der einst die Siege der Gegenreformation, die große Verwüstung des dreißigjährigen Krieges so mächtig gefördert hatte, erschien dem neuen Geschlechte schon längst fremd, fast unbegreiflich. Im bürgerlichen Leben ward der Gegensatz kaum noch bemerkt; die Mischehen zwischen Lutheranern und Reformirten, die noch in den Tagen des Thomasius so viele Stürme theologischer Entrüstung hervorgerufen, galten jetzt selbst in den Pfarrerfamilien für unbedenklich. Die Rationalisten meinten allem Dogmenstreite entwachsen zu sein; die Ausläufer des Pietismus betrachteten die ewige Liebe als den großen Mittelpunkt des christlichen Glaubens, wie es einst der junge Goethe in dem rührenden „Briefe eines Landgeistlichen“ ausgesprochen hatte; auch in den Kreisen der strengen Bibelgläubigen ward oft die Frage laut, ob der Protestantismus nicht wieder zurückkehren könne zu jener ungebrochenen Einheit, die in den Jugendtagen der Reformation sein Glück und sein Stolz gewesen war. Neuerdings, schon seit dem Jahre 1802, war Schleiermacher als der wissenschaftliche Wortführer der Union aufgetreten. Was den freiesten Köpfen des siebzehnten Jahrhunderts, Calixt und Pufendorf, Spener und Leibniz noch halb verhüllt geblieben, war dem Jünger der neuen Philosophie geläufig; er wußte, daß alles Wissen von der übersinnlichen Welt nur ein annäherndes Erkennen ist und mithin verschiedene Annäherungsversuche im Frieden neben einander bestehen können falls sie nur den Boden der evangelischen Freiheit nicht verlassen. Die reformirte Kirche, der er angehörte, suchte das Wesen des Christenthums in der sittlichen Gestaltung des Lebens und war darum dem Gedanken der „Einheit des evangelischen Namens“ von jeher zugänglicher gewesen als der gemüthvolle dogmatische Tiefsinn des Lutherthums.

In Preußen hatte die Kirchenpolitik des Herrscherhauses seit Langem bedachtsam die Wiedervereinigung vorbereitet. Die Hohenzollern rechneten sich auch nach Johann Sigismunds Uebertritt immer zu den Augsburgischen Confessionsverwandten und gaben das Kirchenregiment über die lutherische Landeskirche nicht aus der Hand; blieb doch auch das Corpus

Evangelicorum des Reichstags beiden protestantischen Kirchen gemeinsam. Sie unterdrückten das Lästern und Schelten der lutherischen Kanzelredner durch strenge Strafen und durch das Beispiel ihrer eigenen Duldsamkeit; sie suchten aus der Dogmatik der beiden Kirchen Alles zu entfernen was der Schwesterkirche Anstoß geben konnte, und wie sie die harte Lehre von der Gnadenwahl in das Bekenntniß ihrer reformirten Landeskirche niemals aufnahmen, so setzten sie auch nach schweren Kämpfen durch, daß die Lutheraner auf die Austreibung des Teufels verzichteten. Schon Friedrich Wilhelm I. wollte einen Unterschied zwischen Lutheranern und Reformirten überhaupt nicht mehr anerkennen; das seien dumme Possen, meinte er kurzab. Das Landrecht verpflichtete beide Kirchen, ihre Genossen im Nothfall wechselseitig zum Sacramente zuzulassen. Bei der Neuordnung der Verwaltungsbehörden im Jahre 1808 wurden sodann die sämmtlichen lutherischen Consistorien sowie das reformirte Kirchendirectorium aufgehoben und die Kirchenangelegenheiten aller drei Confessionen einer besondern Abtheilung der Bezirksregierungen überwiesen. Rücksichten der Sparsamkeit gaben damals den Ausschlag. Indeß erkannte der König bald, daß das Kirchenregiment selbständiger Organe nicht entbehren konnte, und stellte daher durch die Kabinetsordre vom 30. April 1815 die Provinzialconsistorien wieder her, aber als gemeinsame Behörden für beide evangelische Kirchen. Auch die am 2. Januar 1817 neu gebildeten Synoden bestanden aus Geistlichen beider Bekenntnisse. Schritt für Schritt näherte man sich also der Bildung einer großen evangelischen Landeskirche.

Von Jugend auf, Dank seinem Lehrer Sack, hatte Friedrich Wilhelm den Gedanken der Union mit Liebe ergriffen. Tief gemüthlich wie er sein Verhältniß zu seinen Unterthanen auffaßte, empfand er es als ein schweres Unglück, daß er trotz dem gemeinsamen evangelischen Glauben doch nicht der Kirche der Mehrheit seines Volkes angehörte, daß die Kirche Luthers, den er unter allen Reformatoren am höchsten stellte, nicht die seine war. Und dies Gefühl ward nur mächtiger, seit er in Königsberg sich dem Rationalismus abgewendet hatte. Die evangelische Weissagung „auf daß sie Alle eins seien gleich wie Du, Vater in mir“ erschütterte ihn bis in die Tiefen des Herzens. „Nach meiner einfältigen Meinung, so sagte er oft im Gespräche mit geistlichen Herren, ist der Abendmahlsstreit nur eine unfruchtbare theologische Spitzfindigkeit neben dem schlichten Bibelglauben des ursprünglichen Christenthums.“ Er betrachtete die Union als die Rückkehr zu dem Geiste des Evangeliums und erfuhr mit Freude, daß sein geliebter Bischof Borowsky, der fromme, glaubensstarke Lutheraner, dieser Ansicht ebenso günstig war wie sein reformirter Lehrer Sack. Der bibelfeste Greis, dessen freudiger Zuruf „dem Menschen geschieht wie er glaubt“ den gebeugten Fürsten so oft in kummervollen Stunden getröstet hatte, war auch Kants Freund gewesen und stand der modernen Wissenschaft nahe genug um zu erkennen, daß die Unterscheidungslehren der beiden protestantischen

Kirchen für das christliche Bewußtsein der Gegenwart nicht mehr die alte Bedeutung besaßen. An seinem Berufe zur Begründung der Union zweifelte der König niemals. Denn er dachte hoch von den Pflichten des landesherrlichen Kirchenregiments, er wußte, daß die protestantische Kirche Deutschlands manche der Tugenden, die sie vor dem harten Sektengeiste der Nachbarlande voraus hatte, ihre weitherzige Duldsamkeit und ihren freieren Weltsinn zum guten Theile ihrer Verbindung mit der Staatsgewalt verdankte; die unabhängige Gemeindeverfassung des Calvinismus kannte und liebte er wenig.

Schon nach dem ersten Pariser Frieden wurde eine theologische Commission beauftragt, eine gemeinsame Liturgie für die Protestanten Preußens festzustellen; nicht würdiger als durch die Versöhnung des alten Bruderzwistes glaubte der fromme Fürst seinen Dank für die Wunder dieses Krieges erweisen zu können. Nun kam das dritte Jubeljahr der Reformation. Marheinekes Reformationsgeschichte und zahlreiche andre Schriften erinnerten die freudig erregte protestantische Welt wieder an die ersten, beiden Kirchen gleich theuren Thaten Martin Luthers; in Nassau, wo die großen Ueberlieferungen des duldsamen oranischen Heldengeschlechts noch fortlebten, traten die Gemeinden beider Bekenntnisse zu einer Landeskirche zusammen. Jetzt schien auch dem Könige die Stunde der Entscheidung gekommen. Er selber wollte als vornehmstes Glied der Kirche zu seinem Volke sprechen — denn er wisse, daß der Bürger, der Bauer und die Armee auf das Wort ihres Königs noch etwas gäben — und begnügte sich mit den einfachen praktischen Vorschlägen, welche Bischof Sack schon vor fünf Jahren in seiner Schrift über die Vereinigung der protestantischen Kirchenparteien empfohlen hatte. Genug, wenn das Abendmahl in sämmtlichen evangelischen Kirchen gleichmäßig nach dem alten biblischen Ritus allen Protestanten gespendet und die Geistlichen beider Bekenntnisse ohne Unterschied zu allen Predigerstellen zugelassen wurden; aus dieser äußeren Vereinigung, die den Gewissen keine Gewalt anthat, konnte dann im Laufe der Jahre die lebendige Gemeinschaft der Gemüther erwachsen.

Bei den Vorarbeiten ging dem Monarchen sein Hofbischof Eylert an die Hand, eine jener schmiegsamen Prälatennaturen, welche der Kirche freilich nicht durch den Muth des Bekenners voranleuchten, doch zuweilen, wie Thomas Cranmer, bei einem Werke der Vermittlung ihr unentbehrlich werden. Der gewandte Hofmann hatte schon daheim in der Grafschaft Mark, wo die beiden Confessionen bunt durch einander wohnten, den Boden für die Union wohl vorbereitet gefunden und stand den Gedanken der Presbyterialverfassung näher als der König; in seinen dogmatischen Anschauungen kam er niemals weit über den alten Rationalismus hinaus. Er entwarf nunmehr eine Ansprache des Monarchen an die Consistorien, die den ersten Theologen Berlins zur Prüfung vorgelegt und

darauf am 27. Septbr. 1817 veröffentlicht wurde. In schlichten Worten verkündigte der König seinen Entschluß, am Reformationsfeste gemeinsam mit den Lutheranern zum Abendmahl zu gehen; er denke damit im Geiste des Protestantismus, nach den Absichten seiner Vorfahren und der Reformatoren selbst zu handeln. Nicht der Uebergang der einen Kirche zu der andern sei beabsichtigt, sondern beide sollten eine neu belebte evangelisch-christliche Kirche werden; aus der Freiheit eigener Ueberzeugung, nicht aus Ueberredung oder Indifferentismus müsse die Wiedervereinigung hervorgehn. Sein Beispiel, so hoffe er, werde wohlthuend auf alle protestantischen Gemeinden im Lande wirken und eine allgemeine Nachfolge im Geiste und in der Wahrheit finden. Der Eindruck der herzlichen Ansprache war tief und nachhaltig. Die unter Schleiermachers Vorsitze versammelte brandenburgische Synode erklärte sofort ihre Zustimmung, und der ehrwürdige Sack, der während dieser bewegten Tage starb, schied von der Erde mit der frohen Ahnung, daß die Saat seines Lebens jetzt aufging.

Am 30. Oktober strömte überall im Lande das protestantische Volk zu den festlich geschmückten Kirchen. In Berlin reichte Schleiermacher nach dem gemeinsamen Abendmahle dem Lutheraner Marheineke vor dem Altar die Hand. In der Potsdamer Garnisonkirche empfing der König mit seinem Hause und unzähligen Genossen beider Bekenntnisse das Sacrament; Tags darauf legte er in Wittenberg den Grundstein für das Standbild des Reformators. Welch ein Gegensatz zu den beiden ersten Jubelfesten der Reformation! Vor zweihundert Jahren stand das Unwetter des großen Krieges drohend am Himmel, hundert Jahre darauf war die Kirche völlig verarmt an geistiger Kraft, und jetzt gelang ihr wieder eine schöpferische That, eine That der Versöhnung. Das Erwachen des historischen Sinnes hatte auch auf das kirchliche Leben segensreich zurückgewirkt. Luther erschien seinem Volke nicht mehr, wie in den Tagen des alten Rationalismus, blos als der Bekämpfer Roms; das neue Geschlecht begann auch die aufbauende Thätigkeit der Reformation wieder dankbar zu würdigen. Ein frommer Sinn beseelte unverkennbar die meisten der Festschriften des Tages. Das katholische Volk nahm an der friedlichen Feier wenig Aergerniß, obgleich es an Hader nicht ganz fehlte und die Streitschrift des katholischen Pfarrers van Eß eine Reihe gereizter Erwiderungen hervorrief. Der Gedanke der Union ergab sich so nothwendig aus der Geschichte des deutschen Protestantismus, daß Friedrich Wilhelms Beispiel bald fast in sämmtlichen Gemeinden seines Landes und dann auch in andern deutschen Staaten freiwillige Nachfolge fand. Schon im August 1818 wurde in der Stiftskirche zu Kaiserslautern feierlich verkündigt, daß die Union für die bairische Pfalz durch Abstimmung aller Gemeinden angenommen sei, und hier allerdings hatte die kirchliche Gleichgiltigkeit einigen Antheil an dem Gelingen; viele der aufgeklärten Pfälzer fragten einfach, ob die Union die Kirchensteuern erhöhen werde, und stimmten zu sobald man sie darüber be-

ruhigte.*) Dann folgten Baden und einige hessische Provinzen, kurz, alle die deutschen Landschaften, in denen die beiden Kirchen zahlreich vertreten waren.

Dem glücklichen Beginne entsprach der Fortgang des großen Unternehmens nicht ganz. Die Ehrlichkeit des Königs hatte verschmäht, den Streit der Bekenntnisse durch eine künstliche Eintrachtsformel scheinbar zu schlichten; die Union beruhte auf der Hoffnung, daß der Geist christlicher Liebe über die alten Unterscheidungslehren hinwegsehen und sie nicht mehr als ein Hinderniß der kirchlichen Gemeinschaft betrachten werde. Aber diese Erwartung erwies sich überall dort als irrig, wo die Lutheraner noch fast ungemischt zusammen hausten, wo der Name der reformirten Sakermenter noch als ein Schimpfwort galt und die Union nicht als ein praktisches Bedürfniß empfunden wurde: so in Sachsen, in Mecklenburg, in Holstein. Den strengen Lutheranern erschien das fromme Werk des Königs wie eine Empörung der Vernunft gegen die Offenbarung; denn das religiöse Gefühl verlangt, gleich dem künstlerischen, überall nach der allerbestimmtesten Gestaltung seiner Ideale und fürchtet leicht die Heilswahrheit selber zu verlieren wenn auch nur ein Buchstabe der Schrift als unwesentlich betrachtet wird. Mit leidenschaftlichem Ungestüm vertrat Klaus Harms diese Ansicht in den 95 neuen Thesen, die er zum Reformationsfeste hinaussandte. Dem glaubenseifrigen Holsten stand das Bild Luthers vor der Seele, wie er bei dem Marburger Religionsgespräche sich die Worte „das ist mein Leib" groß auf den Tisch geschrieben hatte und auf alle Einwände starr erwiderte: ich kann nicht wider die Schrift. War damals — so erklärte Harms — Christi Leib und Blut im Brot und Wein, so ist es auch noch heute so. Triumphirend empfahl der sächsische Oberhofprediger Ammon die neuen Thesen als eine bittere Arznei für die Glaubensschwäche der Zeit. Der Dresdner Rationalist, der nur weltklug das Interesse der größten lutherischen Landeskirche zu wahren suchte, wurde freilich durch eine geharnischte Entgegnung Schleiermachers rasch abgethan; doch der tiefe Glaubensernst des Kieler Predigers war durch wissenschaftliche Ueberlegenheit nicht zu besiegen. Auch der wackere Superintendent Heubner in Wittenberg versagte sich der Union, und bald erwachte dort in den Lutherlanden ein zäher, stiller Widerstand, der, entsprungen aus den geheimnißvollen Tiefen des Gemüthslebens, mit schonender Zartheit behandelt werden mußte.

Von solcher Milde besaß das preußische Kirchenregiment nur wenig. Nimmermehr freilich wollte der König die Gewissen bedrücken; doch je fester er von seiner eigenen Glaubenstreue überzeugt war, um so weniger konnte er die ehrliche Gesinnung der Widerstrebenden verstehen. Er durfte

*) Nach den schon im 1. Bande erwähnten Aufzeichnungen des bairischen Oberconsistorialraths v. Schmitt.

sich sagen, daß nur sein persönliches Eingreifen die Union ermöglicht hatte, und war schmerzlich überrascht, als jetzt auch die alten Heimathlande der deutschen Synodalverfassung, die reformirten Gemeinden am Niederrhein sich zu regen begannen. Sie hießen die Union willkommen, nur die oberstbischöfliche Gewalt des Königs wollten sie nicht anerkennen — zum Entsetzen der Beamten, die allesammt noch an den Lehren des Territorialsystems festhielten; selbst der wohlmeinende Solms-Laubach schrieb warnend: diese Synodalen von Jülich-Cleve-Berg seien nicht minder gefährlich als die Ultramontanen, „Beide greifen dem Könige an Kron' und Scepter.“*) Die ungeahnte Stärke dieser zweifachen Opposition ward erst offenbar, als der König nunmehr unternahm seiner Landeskirche eine gemeinsame Agende zu geben. Die junge Union sollte noch schwere Jahre voll bitterer Kämpfe und häßlicher Verirrungen überstehen bis sie sich wirklich, nach dem Sinne ihres Stifters, als ein Friedenswerk bewährte.

---

So schaltete fast auf allen Gebieten des Staatslebens eine reiche, heilsame Thätigkeit. An dem mächtigen Aufsteigen des Wohlstandes und der Bildung während dieser langen Friedenszeit hatte das einsichtige Schaffen des Beamtenthums in Preußen wie im übrigen Deutschland ein großes, vielleicht das größte Verdienst, und nichts bekundet so deutlich die kindliche politische Unreife der Opposition jener Tage, als der Vorwurf der Unfruchtbarkeit, welchen die liberale Presse gegen Hardenberg zu erheben pflegte. Während der Staatsrath über die Steuerreform verhandelte, begann in den Provinzen, überall unter der unmittelbaren Aufsicht des Staatskanzlers, die neue Verwaltung ihr Werk — eine Arbeit der Wiederherstellung, schwerer und mannichfaltiger als die Aufgaben, welche einst König Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege gelöst hatte.

Nirgends mußte die Pflichttreue des Beamtenthums so harte Proben bestehen wie in der Provinz Posen. So lange man noch auf die Erwerbung von Warschau hoffte, war Hardenberg gewillt den polnischen Provinzen eine gewisse nationale Selbständigkeit zu gewähren. Diese gefährlichen Pläne fielen von selbst hinweg, als lediglich der schmale Landstrich bis zur Prosna, ein schon fast zu zwei Fünfteln von Deutschen bewohntes Gebiet, an Preußen zurückkam. Da die Wiener Verträge die Krone nur ganz im Allgemeinen zur Schonung des polnischen Volksthums verpflichteten, so wurden die von Warschau abgetretenen Landschaften durchaus in derselben Weise wie die anderen Erwerbungen dem preußischen Staate eingefügt und leisteten denselben Huldigungseid. Man erkannte dies Gebiet nicht als untheilbar an, sondern vereinigte die Landstriche um Th

*) Solms-Laubach, Bericht über die Zustände in Jülich-Cleve-Berg, August 1818.

wieder mit ihrer alten Heimath, dem Ordenslande, und bildete aus der Hauptmasse, nebst einigen westpreußischen Gebietstheilen, eine neue Provinz; sie erhielt den Namen des Großherzogthums Posen, der staatsrechtlich ebenso bedeutungslos war wie die neuen Titel des Großherzogthums Niederrhein und des Herzogthums Sachsen. Noch von Wien aus erließ der König eine Proclamation an die Einwohner, worin es hieß: „Auch Ihr habt ein Vaterland und mit ihm einen Beweis meiner Achtung für Eure Anhänglichkeit an dasselbe erhalten. Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt ohne Eure Nationalität verleugnen zu dürfen." Auch diese Worte enthielten, wie in der Vorberathung beim Staatskanzler ausdrücklich zu Protokoll erklärt wurde, in keiner Weise die Anerkennung einer Sonderstellung der Provinz. Um die besiegte Nation zu ehren gewährte der König dem Großherzogthum — als einzige Auszeichnung vor den andern Provinzen — ein besonderes Wappen, den weißen Adler im Herzschilde des preußischen, und einen Statthalter aus jagellonischem Blute, den Fürsten Anton Radziwill. Die Leitung der Verwaltung blieb jedoch wie in den übrigen Provinzen ausschließlich dem Oberpräsidenten vorbehalten; der Statthalter war nur befugt über den Gang der Geschäfte Auskunft zu verlangen, die Wünsche der Einwohner entgegenzunehmen und sie über die Absichten des Monarchen aufzuklären. Bei der Huldigung am 3. Aug. 1815 warnte Fürst Radziwill seine Landsleute nachdrücklich vor gefährlichen Täuschungen und versprach ihnen vollen Antheil an der bürgerlichen Freiheit, welche Preußen allen seinen Unterthanen gewähre, auch Schonung ihrer „Eigenthümlichkeiten" in Sprache, Sitte und Gewohnheit, aber keinerlei Sonderrechte.

Die neue Provinz umfaßte die Kernlande des alten Großpolens. Hier in der vielbesungenen Siebenhügelstadt Gnesen hatte einst der weiße Adler gehorstet, hier lagen mehrere der theuersten Heiligthümer der polnischen Geschichte, das Adalbertsgrab in Gnesen und die Wallfahrtskirche von Tremessen, und von jeher war der Adel Großpolens durch die Wärme seines Nationalstolzes berühmt. Die Polen hatten unter allen Vasallen Frankreichs am Längsten, bis zu der Schlacht auf dem Montmartre bei Napoleon ausgehalten. Während der hundert Tage eilten die Deutschen der Provinz mit hellem Jubel zu den Fahnen, der Posener Adel aber trat sofort in geheimen Verkehr mit den Tuilerien, und die Behörden mußten daran erinnern, daß das Gesetz den Landesverrath mit dem Tode bedrohe.*) Nach dem zweiten Sturze des Imperators richteten die Unzufriedenen ihre hoffenden Blicke auf das nahe Königreich Polen und seine neue Verfassung; die geheimen Sendboten der Warschauer Patrioten schürten die Flamme der nationalen Propaganda um so eifriger, da sie die Ueberlegenheit der preußischen Verwaltung kannten und ernstlich be-

*) Zerbonis Bericht an den Staatskanzler, 21. Juni 1815.

fürchteten, die Provinz könne durch ihren aufblühenden Wohlstand dem Mutterlande entfremdet werden. Nach Jahren noch tauchte immer wieder das Gerücht auf, der König denke die Provinz freiwillig an Polen zurückzugeben; immer wieder schwebte ein glückverheißender Glorienschein um das Haupt der Mutter Polens, der heiligen Jungfrau in der Posener Karmeliterkirche. Die Treue der polnischen Beamten erschien, nach dem großen Abfall von 1806, überaus zweifelhaft, und der Oberpräsident Zerboni rieth dem Staatskanzler alles Ernstes, ihnen einen Revers abzufordern, kraft dessen sie sich selber für Verräther an ihrer Nation erklären sollten falls sie ihren Diensteid brächen. Hardenberg aber lehnte den Vorschlag ab, weil die zweifache Verpflichtung den Gewissenlosen doch nicht zurückhalten würde.

Nach kurzer Zeit schon fühlte sich der Statthalter sehr unglücklich in seinem glänzenden und doch wenig einflußreichen Amte. Ein schöner Mann, geistreich, hochherzig, ritterlich, vereinigte er mit jener leichten geselligen Anmuth, die den polnischen Edelmann auszeichnet, die gediegene deutsche Bildung; sein gastfreies Haus war fast das einzige des hohen Adels in Berlin, wo sich die vornehme Welt mit den Künstlern und Gelehrten zusammenfand, die Musiker bewunderten sein geistreiches Spiel und die sinnige Romantik seiner Compositionen. Die Radziwills waren seit zwei Jahrhunderten mit den Hohenzollern mehrfach verschwägert, Fürst Anton selbst hatte sich mit der liebenswürdigen Prinzessin Luise von Preußen vermählt und stand dem Könige persönlich nahe. Doch er blieb Pole und setzte die Treue, die ihn selbst erfüllte, arglos bei seinem Volke voraus. „Ich stehe Ihnen dafür — schrieb er nach der Huldigung an Hardenberg — daß diese Provinz mit denen, welche seit Jahrhunderten dem Scepter Sr. Majestät unterworfen sind, in Liebe wetteifern wird." Hatte doch der Canonicus Kawiecki in seiner Festpredigt so rührsam von dem Jagellonenblute der Hohenzollern gesprochen und der Adel so brünstig versichert: „schwere Erfahrungen haben uns gereift!" Durch ein „System der Nationalität", durch liebevolles Eingehen auf alle Wünsche der Polen hoffte der Fürst die Provinz am sichersten für Preußen zu gewinnen; indeß ward er bald irr an diesen Plänen, als Gneisenau ihn warnte und er allmählich selbst bemerkte, wie mißtrauisch und hinterhaltig seine eigenen Landsleute ihm begegneten.*) Auch der Oberpräsident Zerboni di Sposetti gelangte niemals zu einer festen Haltung den Polen gegenüber. Der geistreiche, leicht erregte Feuerkopf hatte in seinen jungen Tagen mit Hans v. Held und Knesebeck für die Ideale der Revolution geschwärmt; er war noch immer ein erklärter Liberaler, dem Staatskanzler unbedingt ergeben, und meinte sich verpflichtet die von der liberalen Welt gebrandmarkte Theilung Polens durch nachsichtige Milde zu sühnen. Zuweilen ward er freilich, gleich dem

*) Radziwill an Hardenberg, 9. Aug. 1815. Royer an Gneisenau, 10. Mai 1817.

Statthalter, selber besorgt über die Folgen seines Systems, da er den Charakter der Polen schon vor Jahren bei der Verwaltung Südpreußens gründlich kennen gelernt hatte.

Unbefangene konnten über die Hintergedanken des polnischen Adels nicht im Zweifel sein. Mit unerhörter Dreistigkeit erklärten seine Führer der Regierung ins Gesicht, daß ihr Land einen Staat im Staate bilden solle bis zur dereinstigen Wiedervereinigung mit Warschau. Selbst einer der Gemäßigten, General v. Kosinsky, der jetzt preußische Uniform trug und mit dem Statthalter viel verkehrte, forderte von seinem fürstlichen Freunde die Bildung einer rein „nationalen" Armee mit ausschließlich polnischen Offizieren, da die deutschen von den Polen doch nur als Agenten der geheimen Polizei betrachtet würden. Ein anderer Gemäßigter, Morawsky sendete der Staatskanzlei eine lange Denkschrift über die polnische Nation. Er hob an mit der Versicherung: „wer die jetzigen Polen mit denen von 1806 vergleicht, irrt um ein ganzes Jahrhundert." Zur Bestätigung dieses Ausspruchs führte er sodann aus: die polnische Cultur sei älter als die deutsche, wenngleich neuerdings die That das Wort verdrängt und die Fruchtbarkeit der polnischen Literatur sich vermindert habe. Darauf warf er der Krone Preußen „das System des Verdeutschens und Vernationalisirens" vor und beklagte namentlich, daß die polnische Geschichte in den Schulen nicht mehr als besonderer Lehrstoff behandelt würde: „seitdem fangen die Mütter an, ihren Säuglingen die Nationalgeschichte einzuprägen." Zum Schluß verlangte er Bürgschaften für den Bestand der polnischen Nationalität, vornehmlich folgende vier Punkte: einen Statthalter aus dem königlichen Hause oder aus polnischem Geschlecht; einen Provinziallandtag, der durch einen stehenden Ausschuß die Rechte der Polen vertheidigen und eine Commission zur Leitung des Schulwesens wählen sollte; alle Aemter, auch die geistlichen und Schulstellen, ausnahmslos durch Eingeborene, auf Vorschlag der Provinzialstände besetzt; endlich zwei polnische Räthe, einen Civilbeamten und einen katholischen Geistlichen, die dem Könige, dem Staatsrathe und dem Staatskanzler über die Posener Angelegenheiten Vortrag halten müßten. Ein dritter polnischer Edelmann übergab dem Vertrauten des Statthalters, Major v. Royer eine Denkschrift, worin kurzweg erklärt ward: diese Landschaft werde nicht eher eine preußische Provinz als bis sie von Polen förmlich abgetreten sei; bis dahin müsse sie als polnisches Land behandelt werden. Also dürfe man von den Polen keinen Eid fordern — denn „diesen verbrecherischen Eid zu halten wäre ein zweites Verbrechen" — auch Keinen von ihnen irgend auszeichnen, da die Decorirten sich im Kampfe gegen die Fremdherrschaft immer besonders hervorgethan hätten.*)

*) Joseph v. Morawsky, Denkschrift über die polnische Nation, 29. December 1817. Mémoire sur les affaires polonaises, von Royer an Gneisenau übersendet 6. April 1817.

Nicht lange, und den frechen Worten folgte die verrätherische That. Im Jahre 1818 entwarf General Dombrowsky den Plan zu einer geheimen polnischen Verbrüderung, die ein Jahr darauf unter dem Namen der nationalen Freimaurerei ins Leben trat. Die Behörden sahen dem gesetzwidrigen Treiben gelassen zu und schritten erst ein, als die Verschworenen, aus dem Dunkel ihrer Logen heraustretend, unter den Bauern Freischaaren zu bilden versuchten, welche den unzweideutigen Namen Sensenmänner (Kosiniery) erhielten.

Die Absicht der Vernichtung des Deutschthums, die sich in jenen Denkschriften des polnischen Adels unverhohlen bekundete, fand bei dem Statthalter allerdings kein Gehör, aber auch für die Förderung deutscher Cultur that die Verwaltung unmittelbar nichts. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllte die Regierung ihre den Polen gegebenen Verheißungen. Die alten Erinnerungen und Hoheitszeichen des Landes blieben, nach der großmüthigen preußischen Art, unberührt; noch heute prangt am Ringe zu Posen das große polnische Wappen mit dem Herzschilde der Poniatowsky dicht über dem Schilderhause der preußischen Wache. Die polnischen Offiziere wurden pensionirt oder in das preußische Heer eingereiht; auch von den Warschauer Beamten nahm man eine große Zahl in den preußischen Dienst auf, obgleich viele des Schreibens, die meisten des Deutschen unkundig waren und fast alle sich unzuverlässig zeigten. Die Kreisverwaltung lag in den Händen gewählter Landräthe, die zumeist dem polnischen Adel angehörten; nur die gutsherrliche Polizei wurde, zur großen Freude der Bauern, nicht wiederhergestellt. Die Geschäftssprache der Behörden war deutsch, aber alle für das Publicum bestimmten Verhandlungen und Bekanntmachungen erfolgten in der Sprache, die den Betheiligten verständlich war; so ward auch in den Volksschulen der polnischen Ortschaften nur polnischer Unterricht ertheilt.

Gleichwohl schritt das Deutschthum selbst unter dieser bis zur Schwäche langmüthigen Verwaltung unaufhaltsam vor. Sobald die bürgerliche Ordnung wiederhergestellt war, öffneten sich von selber die Schleusen dem Strome der deutschen Einwanderung, der schon im Mittelalter dies verwahrloste Land befruchtet hatte. Die Ueberlegenheit deutschen Fleißes und Capitals zeigte sich überall, vornehmlich im Landbau. Der Morgen mittleren Bodens wurde zur Zeit der Besitzergreifung für 1½ Thlr. verkauft — etwa ebenso hoch wie die Urwaldländereien im fernen Westen Nordamerikas. Welch eine Wandlung in diesen barbarischen Zuständen, als jetzt die preußischen Agrargesetze vom Jahre 1811 eingeführt wurden. Umsonst sendete der Adel, auf die „Schreckenskunde von dieser Güterconfiscation", eine klagende Adresse an den König, welche in naiven Worten den wahren Charakter der gerühmten sarmatischen Junkerfreiheit enthüllte: „in den zügellosen Ausschweifungen des finstern rohen Landvolks — hieß es da — werden sich die Keime eines praktischen Jakobinismus ent-

wickeln."*) Die Regulirung der bäuerlichen Lasten ward durchgeführt, zum Vortheil des Adels selber, der sich jetzt genöthigt sah aus seiner rohen Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft überzugehen und dabei durch die neue landwirthschaftliche Creditanstalt (1817) eine wirksame Hilfe erhielt.

Von einem kräftigen Bürgerthum fanden sich kaum Spuren in dieser städtereichsten Provinz der Monarchie; selbst die Stadt Posen war ein öder ungepflasterter Ort, ein Gewirr von niederen schindelgedeckten Häuschen, wie sie heute nur noch die Wallischei-Vorstadt zieren, mitten darunter verfallene Kirchen und unsaubere Adelspaläste. Auch dies begann sich zu ändern, seit die deutschen Bürger sich von Jahr zu Jahr vermehrten und in den zahlreichen neugegründeten Unterrichtsanstalten eine Stütze ihres Volksthums fanden. Das polnische Gnesen wurde nach einem furchtbaren Brande großentheils auf Kosten des Staates stattlicher wieder aufgebaut und ehrte seinen königlichen Restaurator durch eine Denkmünze; noch schneller hob sich das deutsche Bromberg seit der Verkehr auf dem Netze-Canal wieder frei ward. Während die Deutschen andern Nachbarvölkern gegenüber nur zu oft eine haltlose Empfänglichkeit zeigten, fühlten sie sich hier im Slavenlande allesammt stolz als Herrscher und Lehrer, als Träger einer überlegenen Gesittung; kein Deutscher lernte polnisch wenn er nicht mußte, denn was hatte diese arme Literatur ihm zu bieten? Auch der verblendete Trotz der Polen arbeitete den Deutschen in die Hände. Der Statthalter hatte versprochen, daß den Eingebornen bei gleicher Befähigung der nächste Anspruch auf die Aemter der Provinz zustehen solle. Statt diese unbedachte Zusage auszunutzen und sich in Breslau, der Landesuniversität der neuen Provinz, für den Staatsdienst vorzubereiten, vergeudete die polnische Jugend ihre Kraft in den schlechen Künsten der Geheimbünde. So geschah es, daß der Nachwuchs der Behörden fast allein aus Deutschen bestand und die unfähigen Warschauer Beamten allmählich zur Seite geschoben wurden.

Die Masse des Volkes nahm an den Umtrieben des Adels geringen Antheil. Der polnische Bauer wußte wohl, daß sein Stand noch niemals seit es ein Polen gab glücklichere Tage gesehen hatte; dem adlichen Pan traute er nicht, der grausame Vogt der alten Zeit und die Karbatsche mit dem eingeknoteten Blei blieben ihm unvergessen. Nur der confessionelle Haß entfremdete das gutmüthig harmlose Volk den preußischen Beamten. Denn der Clerus begegnete der ketzerischen Regierung von Haus aus mit stillem Groll; er verzieh ihr nicht, daß sie die Klöster den strengen Vorschriften des Landrechts unterwarf, daß sie überall Volksschulen anlegte, die in den katholischen Dörfern bisher fast unbekannt gewesen, und für die Bildung der jungen Priester durch neue Lehranstalten sorgte. Die Ein-

*) Adresse des Adels im Großherzogthum Posen an den König, dem Minister v. Klewiz übergeben Sept. 1817.

flüsterungen der Kapläne ließen die Dankbarkeit für die Wohlthaten der preußischen Herrschaft nicht aufkommen, und bald galten bei den Bauern die Namen: katholisch und polnisch, evangelisch und deutsch als gleichbedeutend. Das Feuer des Aufruhrs glimmte unter der Asche, aber erst nach wiederholtem Verrath der Polen entschloß sich die Krone zu der einzigen Politik, welche dies bedrohte Grenzland dem Staate sichern konnte, zur unverhohlenen Begünstigung der deutschen Cultur. —

Einfacher lagen die Dinge in Preußen. Wohl bestand auch in Westpreußen eine Adelspartei, welche sehnsüchtig nach dem Restitutor Poloniae hinüberblickte. Die polnischen Edelleute in den zurückgewonnenen Gebieten Michelau und Kulmerland verhielten sich so zweideutig, daß der geistreiche Präsident Hippel kurz vor der Huldigung in Thorn dem Staatskanzler schreiben mußte: „leider kann ich eigentlich Keinen als würdig nennen, wenn nicht durch Gnadenbezeigungen Verirrte bekehrt und gewonnen werden sollen."*) Auch Danzig, furchtbar heimgesucht von den Nöthen des Krieges, stand noch lange störrisch dem Staate gegenüber, der ihm Frieden und Wohlstand wiederbrachte. Wie hatte sich doch diese schönste unserer alten Städte, fast den Holländern gleich, so ganz hinausgelebt aus der Gemeinschaft ihres Volkes. Der dreißigjährige Krieg, für uns die Zeit des tiefsten Verfalls, war für Danzig wie für Holland das Zeitalter der Blüthe. Trotzig wie nirgends auf deutschem Boden war hier, im beständigen Kampfe mit dem polnischen Adel, der reichsstädtische Geist aufgeblüht; an dem Artushofe und den hochgiebligen Patricierhäusern prangten überall die Bilder der republikanischen Helden Maccabäus, Camillus, Scipio. Obwohl von den alten kriegerischen Stadtjunkergeschlechtern des nordischen Venedig nur wenige die Stürme der napoleonischen Kriege überstanden hatten, so gewöhnte sich die rührige Handelsstadt doch schwer an die Formen des modernen Beamtenstaats, und nach einem Menschenalter rechnete sich der Danziger von altem Schrot und Korn noch nicht zu „den Preußen". Die Hauptmasse der Provinz dagegen gehörte nun schon seit vierzig Jahren dem deutschen Staate an und hatte — das polnische Landvolk nicht ausgeschlossen — in schwerer Zeit eine musterhafte Treue bewährt. Vollends in Ostpreußen gedachten Deutsche, Litthauer und Masuren alle mit gleichem Stolze des Königsberger Landtags und ihrer tapfern Heurichs.

Beide Provinzen hatten unsäglich gelitten. Der König bewilligte den Grundbesitzern bedeutende Mittel zur Wiederherstellung ihrer Güter, für Ostpreußen allein 3,7 Mill. Thlr., und ließ den Oberpräsidenten mit den Provinzialständen über die Vertheilung verhandeln. Aber was wollten diese Summen bedeuten, da der Gesammtverlust der beiden Provinzen an Kriegsschäden und Leistungen seit 1806 von den Landständen auf 152 Mill. Thlr. geschätzt wurde? Manche Irrthümer und Mißgriffe liefen dabei mit

*) Hippel, Bericht an den Staatskanzler, 19. Juli 1815.

unter, zumal in Westpreußen, wo Schön nach seiner despotischen Art rücksichtslos seinem eigenen Kopfe folgte. Die großen Grundherren zerspalteten sich in zwei Lager; die Einen beschuldigten den liberalen Oberpräsidenten, daß er aus Haß gegen den Adel die alten Familien zu Grunde gerichtet habe, während die Andern ihn ebenso leidenschaftlich als den Erretter des Adels feierten und unbedingt auf die Worte des „großen altpreußischen Staatsmannes" schwuren. Da der verarmte Staat schlechterdings nicht allen Provinzen gleichmäßig gerecht werden konnte, so gebot ihm die Pflicht der Selbsterhaltung, seine Hilfe zumeist den noch ungesicherten neuen Gebieten zuzuwenden und die alten getreuen darben zu lassen. Den grollenden Danzigern ward daher ein großer Theil ihrer Kriegsschulden vom Staate abgenommen, das seiner Schuldenlast fast erliegende Königsberg rief vergeblich um Hilfe. In Ostpreußen stand bereits seit Anfang des Jahrhunderts der Landhofmeister v. Auerswald an der Spitze der Verwaltung, ein warmer Freund der Bauern, der schon vor dem Gesetze von 1807 auf seinen Gütern die Erbunterthänigkeit aufgehoben hatte und unbefangen aussprach: der große Grundbesitz habe nicht das Vertrauen der Nation, er sei ärmer an Bildung als der Mittelstand. Unter seiner Leitung wurde die Auseinandersetzung zwischen den Grundherren und den Bauern während der nächsten Jahre durchgeführt. Schön dagegen beförderte in Westpreußen vornehmlich das Schulwesen und den Wegebau; darin erkannte er die beiden wirksamsten Mittel zur Hebung des Deutschthums. Vierhundert Volksschulen wurden unter seiner Verwaltung von den Gemeinden und den Grundherren gestiftet. Den polnischen Adel wußte er in Zucht zu halten; dem Clerus gegenüber vertrat er streng, nicht ohne Härte die Grundsätze des Landrechts und wahrte den öffentlichen Frieden um so erfolgreicher, da auch der Bischof Prinz von Hohenzollern, der noch heute unter dem Namen des guten Prinzen im Gedächtniß des strenggläubigen ermeländischen Volkes fortlebt, den nationalen Träumen der polnischen Kapläne nicht hold war. Trotz der umsichtigen Verwaltung vernarbten die Wunden des Krieges hier in der Ostmark nur sehr allmählich; abgetrennt von ihrem Hinterlande konnten die entlegenen Küstenstriche schwer gesunden. Wenn der deutsche Grundherr in Litthauen von den Höhen des Memelthals die wenigen armseligen Flöße der polnischen Szimken drunten auf dem mächtigen Strome erblickte, dann klagte er, dies schöne Land gelte den Berliner Bureaus nur als der große Remontemarkt für die Reiterregimenter. Mit bitteren Gefühlen dachten die Altpreußen an die bevorzugten westlichen Provinzen und fragten, ob sie denn wieder, wie in König Friedrichs Tagen, die Stiefkinder der preußischen Krone seien. —

In Pommern gewann der neue Oberpräsident Sack das Vertrauen der Bevölkerung bald noch vollständiger als vordem am Rhein; selbst das unzufriedene Neuvorpommern versöhnte sich nach und nach mit dem deut-

schen Staate. Als die Preußen in Greifswald einzogen, sang der Poet des Landes, Kosegarten wehmüthig:

Ja, unter den drei Kronen
Ließ es sich ruhig wohnen —

und allerdings die Strenge der monarchischen Gerechtigkeit war dieser Kornkammer des armen Schwedenreichs, die nur 60,296 Thaler Gold an direkten Steuern zahlte, bisher ganz unbekannt gewesen. Während im preußischen Pommern der Bauer durch die starke Hand des Königthums geschützt wurde, hatten hier die Krone, der Adel, die Universität und die Patriciate der reichen Städte fast die gesammte Bauerschaft ausgekauft und, ähnlich wie im nahen Mecklenburg, ein bequemes oligarchisches Regiment eingerichtet. Als im Westphälischen Frieden die Mündungen der Weser, Elbe und Oder an die Krone Schweden kamen, errichtete sie in Pommern die höchsten Aemter für ihre sämmtlichen deutschen Provinzen, und die fetten Pfründen dieser für eine Million Unterthanen bestimmten Behörden, ein willkommener Unterschlupf für die Söhne der guten Familien, bestanden nach anderthalb Jahrhunderten unverändert fort, als nur noch die hunderttausend Deutschen zwischen der Peene und der Ostsee zu Schweden gehörten. Geringschätzig blickte der Adel auf seine preußischen Standesgenossen herab; hingen doch seine Wappen im Ritterhause zu Stockholm neben den Schildern der Torstenson und Oxenstierna. Breit und behäbig lebte die Universität Greifswald der Verwaltung ihrer großen Güter, nur aller zwanzig Jahre einmal durch eine königliche Visitation gestört; von den akademischen Instituten der reichsten deutschen Hochschule stand freilich nur eines, die Reitbahn, in gutem Rufe. Das stolze Stralsund hatte sich mit der Pracht seiner Kirchen, Rathhäuser und Beginenhöfe auch die alte hansische Freiheit treu bewahrt und beherrschte unumschränkt ein Gebiet von mehr als hundert Ortschaften. Behutsam traten die preußischen Behörden an dies zähe Sonderleben heran. Die meisten der alten Aemter wurden trotz der Proteste des Adels beseitigt, nur das Greifswalder Hohe Tribunal blieb als bescheidenes Appellationsgericht bestehen; Stralsund und die anderen größeren Städte behielten ihre alte Verfassung, doch mußten sie, nach wiederholter Verwahrung, dem preußischen Kreisverbande sich einfügen. Nach zweijährigem Zögern wagte man auch das neue Zollgesetz einzuführen. Sicher und stetig vollzog sich die Verschmelzung. Die Mehrzahl der Pächter und Gutsunterthanen, namentlich auf Rügen, hatte von Haus aus das Mißtrauen der privilegirten Klassen nicht getheilt und freute sich bei den neuen Behörden einigen Schutz gegen die Willkür der Grundherren zu finden.*)

*) Promemoria über die Reorganisation von Neuvorpommern, von Karl Schneider in Bergen, 3. Dec. 1815. Eingabe der Abgeordneten des Bauernstandes, Pächter Arndt und Schulze Lüders, an den König, 20. Juli 1816. — Bittschrift von Bürgermeister und Rath von Stralsund an den Staatskanzler, 12. Septbr. 1816.

Weit härter als dies schwedische Land war das preußische Pommern durch den Krieg heimgesucht. Die Ruinen der Häfen von Leba, Stolpmünde, Rügenwalde, Colberg erinnerten noch an die behaglichen Zeiten des Baseler Friedens. Stettin, das damals schon mit Hamburg gewetteifert, mußte sich jetzt seinen Platz auf dem Weltmarkte von Neuem erobern; aber viele der reichen alten Firmen bestanden nicht mehr, der Hafen von Swinemünde wurde erst wieder neu gebaut, und zudem lähmte der Sundzoll den Aufschwung der pommerschen Plätze. Auf dem platten Lande erregten die junge Cultur und die patriarchalischen Lebensverhältnisse das Erstaunen des Oberpräsidenten: hier im Kreise Neu-Stettin nur 710 Einwohner auf der Geviertmeile, und daheim im Regierungsbezirk Düsseldorf ihrer 8537; und gleichwohl „sucht der gute Pommer noch immer seinen Reichthum im vielen Landbesitz". Sack bat den Staatskanzler dringend, ihm die Ansiedlung von tüchtigen Neubauern zu gestatten, die dem guten Pommern das Beispiel intensiver Wirthschaft geben und ihm den Segen der neuen wirthschaftlichen Freiheit zum Bewußtsein bringen sollten.*) Aber wo waren die Mittel für eine Colonisation im fridericianischen Stile? Die Provinz erholte sich von den Leiden der Kriegsjahre fast ebenso schwer wie die anderen baltischen Lande, nur daß die ruhigen Pommern die harte freudlose Zeit gleichmüthiger ertrugen als die leidenschaftlichen Preußen. —

Der Oberpräsident von Schlesien, Merckel, war schon während des Krieges als Civilgouverneur seinen Landsleuten theuer geworden. Sie vergaßen ihm nicht, daß er einst in einem verhängnißschweren Augenblicke durch sein festes Vertrauen auf ihre Opferwilligkeit die Fortsetzung des Rückzugs verhindert hatte; denn als die Monarchen zur Zeit des Waffenstillstandes über die Räumung des ausgesogenen Landes berathschlagten, da hatte er sein Wort dafür verpfändet, daß Schlesien die verbündeten Heere ein ganzes Jahr hindurch unterhalten werde. Und wie glücklich war nachher durch die kräftige Hilfe des Civilgouverneurs das Werk Gneisenaus, die Bildung der schlesischen Landwehr gelungen. Der Sohn eines angesehenen Breslauer Kaufmannshauses, von Kindesbeinen an heimisch in allen Schichten der vielgestaltigen schlesischen Gesellschaft, erschien Merckel seinem Lande als der natürliche Führer. Seine ruhige, ernsthafte, streng sachliche Weise die Geschäfte zu behandeln flößte Jedem Zutrauen ein, und wer mit einem dringenden Anliegen kam, konnte noch in später Nachtstunde den rüstigen kleinen Mann, dem der Schlaf entbehrlich schien, an seinem Schreibtisch finden. Er gehörte von jeher zu den eifrigen Förderern der Hardenbergischen Reformen, war ein Schüler der Kantischen Philosophie, reich gebildet, fast gelehrt und von dem Segen

*) Sack, kurzer Bericht über die Verwaltung Pommerns, Schlawe, 28. Juli 1818.

der freien Forschung tief überzeugt. Dem kirchlichen Leben stand der strenge Rationalist nicht ohne bureaukratisches Mißtrauen gegenüber, ein wachsamer Vertreter der Souveränität des Staates. Bei Hofe galt er neben Schön für den radikalsten der Oberpräsidenten,*) obwohl er die bissige Kritik des Ostpreußen verschmähte und in Wahrheit niemals weit über die Gedanken des aufgeklärten Absolutismus hinausging.

Die Schlesier hatten in großer Zeit bewiesen, wie fest sie an ihrem Staate hingen; auch die verwahrlosten Wasserpolen Oberschlesiens zeigten sich der Krone treu ergeben, wenngleich die Begeisterung des Befreiungskrieges sie nur wenig berührte, und blieben völlig unempfänglich für die nationale Propaganda der Polen. Hier allein ward König Friedrich wahrhaft geliebt; von der „vorpreußischen Zeit" sprach das Volk selten und ohne Freude, selbst der Adel dachte nicht mehr an seine altständische Herrlichkeit. Gleichwohl lebte hier noch ein zäher Particularismus, der in der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur" zu Breslau eifrige Pflege fand. Die Provinz nannte sich gern das Kleinod in Preußens Krone, sie war bis zum Jahre 1808 immer durch eigene Provinzialminister, unabhängig von dem alten Generaldirektorium, verwaltet worden und fand sich schwer darein, daß man sie jetzt mit allen andern Provinzen auf einen Fuß stellte. Die alte Hauptstadt, die nunmehr, der Festungsmauern entledigt, das malerische Gewirr ihrer finstern Gassen mit einem Kranze lieblicher Baumgänge zu umgürten begann, bildete den bewegten Sammelplatz eines reichen und mannichfaltigen landschaftlichen Sonderlebens. Sie war Kopf und Herz der Provinz, wie keine der anderen Provinzialhauptstädte, selbst Königsberg nicht ausgenommen. Hier lag die aufblühende Hochschule neben der Residenz des einzigen Fürstbischofs der Monarchie, der Schmutz der Judengassen neben den Palästen des lebenslustigen Adels; deutsches und polnisches Volksthum, protestantische und katholische Bildung, Beamtenthum und Bürgerthum, Großindustrie und Landbau stießen hier auf einander. Ueber dies bunte Treiben blickten die Schlesier noch wenig hinaus; selten verließ Einer die geliebte Heimath, wo Alles so traulich verschwägert und vervettert war, jede Hochzeit und jeder Geburtstag unfehlbar von sanglustigen Oder- und Boberschwänen in behaglichen Reimen gefeiert wurde. Der stolze katholische Adel, der noch bis zum Jahre 1811 seine jüngeren Söhne in den Domherrenpfründen des reichen Bisthums untergebracht hatte, war in der Armee wie im Beamtenthum nur spärlich vertreten; er sonderte sich von den kleinen Soldatengeschlechtern der pommerschen und märkischen Ritterschaft vornehm ab und verkehrte fast häufiger in Wien als in Berlin. Die Städteordnung, die Gewerbefreiheit und die neuen agrarischen Gesetze hatten hier bisher mit einem starken Widerwillen kämpfen müssen, und Merckel bedurfte seiner ganzen Klugheit und

*) Hardenbergs Aufzeichnungen, Weihnachten 1819.

Landeskenntniß um die Einführung der Reformen nach und nach, unter behutsamer Schonung der eigenartigen Verhältnisse durchzusetzen.

Und wie kläglich lag der Wohlstand des Landes, der sich einst nach dem Einzuge der Preußen so erstaunlich rasch gehoben, jetzt darnieder. Wo waren sie hin, die glücklichen Zeiten, da John Quincy Adams das Land bereiste um die Wunder der fridericianischen Verwaltung kennen zu lernen, da die Fürsten und Grafen in den Bädern von Warmbrunn und Salzbrunn ihr schwelgerisches Sommerleben führten, fast in jedem Landhause des Waldenburger Thales ein reicher Fabrikant wohnte und droben auf dem rauhen Kamme des Gebirges, in Landeshut, bei den „Amerikanern", den großen nach Amerika und Spanien handelnden Kaufherren, der Ungarwein in Strömen floß? Die Leinwandausfuhr erreichte nie mehr ihre alte Höhe, in den Weberdörfern des Gebirges herrschte ein Nothstand, der endlich selbst der heitern Genügsamkeit dieses leichtlebigen Völkchens unerträglich schien; auch der Handel mit Polen, die Nahrungsquelle Breslaus, ward durch die neuen russischen Schlagbäume vielfach geschädigt. Indeß hob sich die Baumwollmanufaktur, und die Wollmärkte gewannen an Bedeutung seit Thaer seine Stammschäferei in Panten einrichtete. Die unter Friedrich II. gegründeten Fürstenthums-Landschaften nahmen im Jahre 1814 sofort ihre Zinszahlungen wieder auf und retteten den Credit des großen Grundbesitzes, so weit dies bei der Entwerthung der Güter möglich war. Die Königshütte in Oberschlesien stellte ihren großartigen Betrieb bald wieder her, und allmählich entstand dort, trotz der bedrohlichen Nähe der Zollgrenzen Oesterreichs und Rußlands, eine stattliche Zahl neuer Berg- und Hüttenwerke. Das Alles vollzog sich sehr langsam. Die kühne Unternehmungslust aufstrebender Zeiten war diesem ermüdeten Volke nicht gegeben; in bedächtiger Arbeit und stiller Entsagung ging ihm das Leben auf. —

Daß die neuen Formen der Provinzialverwaltung so schnell feste Wurzeln schlugen, war vor Allem das persönliche Verdienst der Oberpräsidenten. Mit glücklicher Hand hatte Hardenberg fast durchweg bedeutende, und zumeist ziemlich junge Männer für diesen schwierigen Posten ausgewählt. Am Wenigsten vielleicht genügte ihm der brandenburgische Oberpräsident v. Heydebreck. Der war in den collegialischen Berathungen der alten Kriegs- und Domänenkammern aufgewachsen und wollte zuerst „die sogenannte Oberpräsidentenstelle" nicht annehmen, bis ihn der Staatskanzler belehrte, wie wichtig und ehrenvoll das Amt sei.*) Aber unter ihm wirkte einer der fähigsten Beamten, der Potsdamer Regierungspräsident v. Bassewitz, ein Mann von erstaunlichem praktischem Wissen, der jede Flurkarte der Kurmark im Kopfe trug, über jeden Thaler der Kriegscontributionen Bescheid wußte und eine ganze Schule tüchtiger Verwaltungsbeamten heranzog, so daß die Potsdamer Regierung ihren einst unter

*) Hardenberg an Heydebreck, 29. Juni 1815.

Sacks Führung erworbenen guten Ruf behauptete. Bassewitz hielt die Grundsätze der neuen Gesetzgebung unverbrüchlich fest, verstand jedoch mit Jedermann so schonend und freundlich umzugehen, daß selbst die feudalen Edelleute dem Reformer nicht ernstlich gram wurden.

Auf dem flachen Lande blieb die Ritterschaft hier noch so mächtig wie in Pommern, obgleich die Rittergüter der Kurmark nur einen Werth von 27 Mill. Thlr. darstellten und mit 21 Mill. Hypothekenschulden belastet waren, während der Bauernstand bereits einen Bodenwerth von 31 Mill. mit einer Schuldenlast von 6½ Mill. besaß. Gewaltig war noch das Ansehen des Landraths, zumal wenn er sein Amt so tüchtig verwaltete, wie der Sohn des alten Zieten, der berühmte Musterlandrath in der Grafschaft Ruppin. Altväterisch einfach blieben die Sitten des Landvolks selbst dicht vor den Thoren Berlins, die alte kunstlose Dreifelderwirthschaft herrschte noch überall vor. Doch begann jetzt allmählich die Thätigkeit Albrecht Thaers ihre reichen Früchte zu tragen. Seine Schule zu Möglin im Oderbruch, soeben zur königlichen landwirthschaftlichen Lehranstalt erhoben, lockte eine stetig wachsende Zahl von alten und jungen Landwirthen an, die hier unter den alten Erlen am Teiche die freundlichen Rathschläge des gelehrten und doch so schlicht praktischen Mannes empfingen und draußen auf den Feldern lernten, wie die Brache durch geregelten Fruchtwechsel entbehrlich werden könne. Seit die weichen Vließe des Mögliner Wollmarkts-Königs alle andere Wolle aus dem Felde schlugen, war der Ruf der veredelten Schafzucht fest begründet, die großen Grundbesitzer begannen nach und nach ihren Betrieb nach den Grundsätzen der neuen „rationellen Landwirthschaft" umzugestalten, und Goethe rief dem Reformator des deutschen Landbaues ermunternd zu: „nicht ruhen soll der Erdenkloß, am wenigsten der Mann!"

Wie eine Insel lag die so rasch aufgestiegene Hauptstadt inmitten dieser ackerbauenden Provinz, ganz abgetrennt von den Interessen des platten Landes. Der Charakter des Berliner Lebens ward trotz seiner 188,000 Einwohner noch wesentlich durch den Hof und die Garnison, die Beamten und die Universität bestimmt. Nirgends in Deutschland konnte man feinere Urtheile über Theater und Musik, Philosophie und Geschichte hören als in den einfachen Theegesellschaften der Berliner literarischen Kreise. Wie viele geistvolle Männer dachten noch nach Jahren sehnsüchtig des gastfreien Mendelssohn'schen Hauses in der Leipziger Straße; dort in dem stillen Parke, nahe dem Potsdamer Thore, wo für den Berliner die Welt aufhörte, fanden sich die Künstler, die Gelehrten und Kritiker fröhlich zusammen. Aber die Gesellschaft sonderte sich noch streng nach den Berufsständen. Selbst Gneisenau, der neue Gouverneur, verkehrte fast ausschließlich mit Offizieren, und alle Welt verwunderte sich über die unerhörte Neuerung, als der König im Jahre 1817 im Concertsaale des Opernhauses einige Subscriptionsbälle für Jedermann veranstalten ließ und

selber mit dem Hofe einen Rundgang durch die bunte Gesellschaft hielt; der Eintrittspreis, 1 Thlr. 16 Gr., war allerdings der großen Mehrzahl ganz unerschwinglich. Von Politik ward außerhalb der Kreise der Studenten und Turner selten gesprochen. Die wenigen politischen Schriften, welche nach dem Verstummen der Schmalzischen Fehde noch in Berlin erschienen, bekundeten nur zu deutlich, daß weder die Begeisterung des Krieges noch die schöpferische Wissenschaft der neuen Universität den Geist Nicolais von diesem seinem Heimathboden ganz hatten verdrängen können. Buchholz tummelte sich noch mit gewohnter Selbstgefälligkeit auf den Gemeinplätzen der liberalen Aufklärung, und J. v. Voß erregte die gerechte Erbitterung der neuen Provinzen durch das „Sendschreiben eines Brandenburgers an die Rheinländer". Hier sprach es wieder, das vorlaute anmaßende Berlinerthum von 1806. Von oben herab ertheilte der „im Herzen des Landes Geborene" den Rheinländern seine Rathschläge und kündigte ihnen an, das gebildete Berlin werde mit ihrem „ungemeinen Aberglauben" schon fertig werden — bis Rehfues in Bonn seine schon oft im Kampfe gegen den Bonapartismus bewährte Feder einsetzte und unter dem Jubel der Rheinländer der Berliner Weisheit heimleuchtete.

Erst seit Giovanoli im Jahre 1818 seine Conditorei eröffnete, Spargnapani und andere Engadiner dem Beispiele folgten, gewöhnte sich die gebildete Welt an die Zeitungen. Dort in den dunklen Lesezimmern entspannen sich zuweilen politische Debatten, freilich erschienen die aufgeregten auswärtigen Blätter noch weit anziehender als die zahme Langeweile der preußischen. Großstädtisches Gedränge zeigte sich fast allein in den engen Gassen der inneren Stadt; die grünen Gensdarmen behielten vollauf Zeit, jeden Frevler, der auf der Straße rauchte, unerbittlich einzufangen, und wenn der heiße Sommermittag auf die stillen geraden Häuserzeilen der Friedrichsstadt herniederbrannte, dann meinte man sie schnarchen zu hören — so hieß es draußen im Reiche, wo der Spott über Berlin immer willige Hörer fand. Nach dem zweiten Frieden stellte ein verwegener Unternehmer 32 echte Warschauer Droschken auf den öffentlichen Plätzen auf, und die Gelehrten von Voß und Spener stritten sich lebhaft über die Frage, woher die vielen Menschen zur Benutzung dieses Wagenparks kommen sollten; vor Kurzem erst war ein ähnliches Unternehmen gescheitert, diesmal aber gelang das Wagniß. Den Briefverkehr in der Stadt vermittelte die „löbliche Kaufmannsgilde von der Materialhandlung"; in ihren Kramläden wurden die Stadtbriefe gesammelt, mit mächtigen Klingeln in der Hand zogen ihre Boten durch die Straßen. Die Masse der Bürgerschaft nahm an dem regen geistigen Leben der höheren Gesellschaft wenig Antheil, sie blickte mit Mißtrauen auf die Neuerungen der Gesetzgebung und verharrte zähe bei ihren schlichten kleinstädtischen Sitten. Sehr langsam, erst nach dem Kriege, verwischte sich der

Unterschied zwischen den derben Niederdeutschen und den feiner gesitteten Familien der französischen Colonie.

Im Hochsommer strömte Alt und Jung hinaus um sich beim Stralauer Fischzuge an den Nationalgerichten, Aal, Gurken und Weißbier zu erlaben. Das Königsschießen der Schützengilde stand noch in hohen Ehren, und das neue Reglement von 1813 hielt für nöthig ausdrücklich zu bemerken: auf Steuerfreiheit würden der Schützenkönig und seine beiden Ritter als gutgesinnte Bürger wohl selber keinen Anspruch erheben. Die Kaufleute zerfielen in die zwei scharf getrennten Gilden der Material- und der Tuch- und Seidenhändler. Zweimal wöchentlich veröffentlichten die Makler einen Kurszettel, der nur wenige fremde Papiere aufzählte; der kleine Bürger aber rechnete nur nach Dreiern. Alle Massengüter langten zu Wasser an, da selbst mit Hamburg noch keine ununterbrochene Chausseeverbindung bestand; im Winter stockte das Geschäft, im Frühjahr und Herbst drängten sich die Kähne auf der Spree, doch genügte selbst dann der eine Krahn im königlichen Packhofe um die Waaren der sämmtlichen Fuhrleute und Schiffer abzuladen. Inmitten dieser beschränkten Verhältnisse verriethen sich doch schon die Anfänge eines reicheren Verkehrs. Die Gastwirthe der großen Höfe, wo die Fuhrleute einkehrten und auf Ladung warteten, begannen selber die Vermittlung des Frachtverkehrs zu übernehmen; aus diesen Fuhrmannsherbergen entstanden seit 1816 die großen Speditionsgeschäfte, welche, begünstigt durch die glückliche Lage der Stadt, nach kurzer Zeit den besten Theil des nordostdeutschen Handels an sich zogen. Welch ein Aufsehen, als Cockerill im Jahre des Friedensschlusses auf der Neuen Friedrichsstraße eine Fabrik erbaute, die der Wollmanufactur alle Werkzeuge und Maschinen liefern sollte; dort arbeitete eine Dampfmaschine von beinahe dreißig Pferdekräften, und nicht lange, so erleuchtete man die Werkräume gar mit Kohlengas. Ein Jahr später ward der erste Jacquard'sche Webstuhl in die Berliner Seidenwirkerei eingeführt. Zwar die Wollindustrie, die im Jahre 1803 schon 1465 Stühle beschäftigt hatte, war jetzt auf 420 Stühle herabgekommen; auch die Garnspinner konnten nach der Aufhebung der Continentalsperre kaum noch bestehen, da die Engländer das Geheimniß ihrer Spinnmaschine wohl bewahrten. Aber die Baumwoll-Weber und -Drucker, die Tuchwalker und viele andere Gewerbe schritten rüstig vorwärts. So ward durch die harte Arbeit eines genügsamen, sorgenvollen Geschlechts langsam der Grund gelegt für die Macht der ersten deutschen Fabrikstadt. —

In allen diesen Provinzen waren nur kleine Stücke neuerworbenen Landes einem festen Kerne altpreußischen Gebiets anzuschließen; hingegen das wunderliche Gewirr von zweiunddreißig großen und ungezählten kleinen Herrschaften, das man jetzt die Provinz Sachsen nannte, bedurfte eines vollständigen Neubaus. Mittel- und niederdeutsches, altgermanisches und wendisches Land stießen hier auf einander; die alte Grenze zwischen dem

mainzischen und dem magdeburgischen Kirchensprengel, die so lange den Westen und den Osten Deutschlands geschieden hatte, lief mitten durch dies Gebiet. Dazu die schärfsten Gegensätze des wirthschaftlichen und des kirchlichen Lebens. Hier die üppigen Niederungen der Goldenen Aue und des Magdeburger Landes, dort auf den rauhen Hochebenen und in den feuchten Thalgründen des Eichsfeldes die armen, unter der schlaffen Herrschaft des Krummstabs ganz verwahrlosten Weberdörfer mit ihren zahllosen winzigen Feldstreifen. In dem neuen Regierungsbezirke Merseburg bestand nur eine einzige katholische Kirche; das Geburtsland von Luther, Paul Gerhard, Rinckart, die Heimath der Reformation lebte und webte in protestantischen Erinnerungen. Auf dem Eichsfelde war den Jesuiten des Mainzer Kurfürsten die Arbeit der Gegenreformation, bis auf wenige Dörfer, vollständig gelungen, erst die Preußen hatten im Jahre 1804 in Heiligenstadt evangelischen Gottesdienst wieder eingeführt. Und bei Alledem nicht einmal ein wohlabgerundetes Gebiet. Die Elbe bildete nur für einen kleinen Theil der Provinz, und bei Weitem nicht in gleichem Maße wie der Rhein und die Oder, die gemeinsame Verkehrsader. Die neue Hauptstadt Magdeburg war herabgekommen wie ihr halb verfallener Dom, sie zählte mitsammt den Vororten nur 31,000 Einwohner, sie lebte dem Handel und konnte niemals den Mittelpunkt für das gesammte Culturleben der Provinz bilden, denn die Zeit war längst vorüber, da hier einst die freie Presse der Protestanten ihre letzte Zuflucht gefunden hatte.

Die treuen Magdeburger und Altmärker verhehlten kaum, wie wenig ihnen an der Gemeinschaft mit den kursächsischen Rheinbündnern lag, und diese leisteten die Huldigung mit schwerem Herzen, obwohl manche beflissene Polizeibeamte dem Staatskanzler von lautem Volksjubel berichteten. In jedem Schlosse und jeder Kirche des Kurkreises erinnerte das Wappenschild mit dem Rautenkranze an die alte Geschichte eines Staates, der einst die stolze Vormacht des deutschen Protestantismus gewesen. Hier war man gewohnt aus dem Behagen einer älteren Cultur und höheren Wohlstands auf die brandenburgischen Emporkömmlinge herabzuschauen; nun mußte man die Theilung des Königreichs und darauf noch die Abtrennung der Lausitzen erleben; dann wurden die Universität und die obersten Behörden der Provinz in das Magdeburgische verlegt, obgleich die Merseburger ihre Stadt doch so dringend dem Könige als die einzig geeignete Hauptstadt empfohlen hatten;*) und dazu noch die neue königlich preußische Religion, die das alte Lutherthum zu verdrängen drohte. Der Groll äußerte sich anfangs so lebhaft, daß selbst in den Schulen die Söhne der preußischen Beamten beständig mit den Eingebornen zu raufen hatten. Am Heftigsten zürnte der Adel; denn obwohl die neue Herrschaft seine Interessen

*) Eingabe der Stadt Merseburg an den König, 3. Oktbr. 1815.

behutsam schonte und ihm auch die Pfründen der reichen Domstifter Naumburg und Merseburg beließ, so fühlte er doch, daß er in Sachsen der Herr gewesen und jetzt lernen mußte in den Kreis der Unterthanen hinabzusteigen. Er gewöhnte sich so schwer an das monarchische Regiment, daß der Oberpräsident Bülow im Staatsrathe dringend rieth die neuen Steuergesetze nicht ohne Genehmigung der sächsischen Stände zu erlassen: „sonst würde vielleicht auf immer das leider noch wenig begründete Vertrauen der Bewohner verscherzt." Auch die Beamten klagten bitterlich über den strengen preußischen Dienst, zumal die Richter, die bisher in allen schwierigen Fällen die bequeme Hinterthür der Aktenversendung benutzt hatten und jetzt gezwungen wurden selber Recht zu sprechen; manche, die sich beeinträchtigt glaubten, kehrten wieder in die behagliche alte Heimath zurück.*) Selbst die Einsichtigen zeigten überall jene gemüthliche Vorliebe für das Althergebrachte, welche trotz allem Lärm der liberalen Schriftsteller die eigentliche Gesinnung der Deutschen blieb. Wie viele Kämpfe mußte Johannes Schulze mit dem Rector von Schulpforta, dem trefflichen Ilgen bestehen bis er endlich durchsetzte, daß die alte Fürstenschule sich der preußischen Prüfungsordnung fügte und die städtischen Freistellen nicht mehr nach Gunst und Laune der berechtigten Stadträthe besetzt wurden.

Der Oberpräsident Friedrich v. Bülow war für dies Land der Adelsherrlichkeit ausersehen worden, weil er ähnliche Verhältnisse noch von seiner hannöverschen Dienstzeit her kannte und schon vor Jahren in einer scharfen Schrift wider seinen Landsmann Rehberg bewiesen hatte, wie richtig er die Ueberlegenheit der monarchischen Verwaltung gegenüber der altständischen zu schätzen wußte. In seiner neuen Heimath hatte er sich die Anschauungen des fridericianischen Beamtenthums so gänzlich angeeignet, daß er beim Beginn der Unionsbewegung für nöthig hielt nochmals als Schriftsteller aufzutreten und die Krone vor den Gefahren einer unabhängigen Synodalkirche zu warnen. Doch verfuhr er stets wohlwollend und bedachtsam und kam selbst mit dem sächsischen Adel leidlich aus. Rücksichtsloser trat der Merseburger Regierungspräsident Schönberg auf, ein sächsischer Edelmann, der seit Jahren voll Unmuths die Mißbräuche der adlichen Vetternherrschaft beobachtet hatte und jetzt mit Freuden daran ging, die Grundsätze moderner Rechtsgleichheit in dies Chaos einzuführen. Eine liebenswürdige Natur von sprudelnder Laune und derber Lebenslust genoß er im Volke allgemeiner Gunst; seine Standesgenossen haßten ihn als den Vertreter des „demokratischen Beamtengeistes". Weitaus der tüchtigste unter den Organisatoren der neuen Provinz war doch der Vicepräsident Motz, der, wenig belästigt von seinem Vorgesetzten, einem alten Diplomaten Grafen Keller, den neuen Regierungsbezirk Erfurt verwaltete.

*) Bülows Votum über die Steuervorlagen im Staatsrathe, 23. Mai 1817. Bülow an Hardenberg 9. März, Kircheisen an Hardenberg 2. Juni 1816.

Zu diesem Bezirke gehörten jene ausgesogenen Striche Thüringens, welche einst unmittelbar unter Napoleons Verwaltung gestanden und, als ein unsicheres Besitzthum, die härteste Mißhandlung erfahren hatten. Hier ward denn rücksichtslos aufgeräumt was „der Schlendrianismus" der sächsischen, die Gewaltthätigkeit der französischen Behörden gesündigt hatte, der Unterricht der Gymnasien wie der Volksschulen durch den wackeren Schulrath Hahn neu gestaltet, die Thätigkeit gemeinnütziger Vereine, auch der Turnplätze, erweckt und gepflegt, das arme Volk des Eichsfeldes insoweit unterstützt, daß die Hungerjahre von 1816 und 17 erträglich vorübergingen und Staatsrath Kunth auf seiner Dienstreise die einst so vernachlässigten Feldfluren kaum mehr wiedererkannte.

Ueberall freilich hemmte der unfertige Zustand der altpreußischen Gesetzgebung. Da die dringend nöthige Revision der Stein'schen Städteordnung noch immer ausblieb, so half man sich mit vorläufigen Maßregeln, führte die Stadtverordnetenwahlen nach preußischem Muster und die genaue Prüfung der städtischen Rechnungen ein, bewog die Stadt Naumburg, sich endlich mit ihrem Domhofe und ihren vier Vorstädten über eine gemeinsame Polizeiverwaltung zu verständigen, und als der kleine Jammer dieser mühseligen Verhandlungen überstanden war, begann das Volk allmählich zu fühlen, daß eine bessere Zeit in das Land einzog. Die Provinz holte mit einem Sprunge nach was das kursächsische Adelsregiment zwei Jahrhunderte hindurch versäumt hatte. Zuerst die Bürger und die Bauern, dann auch die Edelleute gewöhnten sich an die neuen Zustände und übertrugen die patriarchalische Verehrung, die sie bisher für König Friedrich August gehegt, auf den neuen Fürsten. Und wie viel einfacher und zugänglicher als der alte erschien der neue Herr, der den grollenden Merseburgern beim ersten Einzuge mahnend zurief: „wir sind ja doch Alle Deutsche." Das Mißtrauen der vormaligen Kursachsen gegen ihre altmärkischen und magdeburgischen Mitbürger verschwand nach und nach; aber da der Deutsche nicht ohne nachbarlichen Haß leben konnte, so begannen jetzt die Sachsen im Königreiche die zufriedenen Torgauer und Eilenburger des Verrathes zu bezichtigen und die preußischen Sachsen als den Auswurf des „preußischen Stammes" zu verwünschen. Wenige Jahre nach der so schmerzlich beweinten Theilung sah man schon in manchen Grenzdörfern einen Sächsischen Hof und einen Preußischen Hof, beide in den Landesfarben prunkend, trutzig neben einander liegen. Die gewaltige Anziehungskraft des preußischen Staates fand, wie die Kenner des Landes schon auf dem Wiener Congresse vorausgesagt, nirgends leichteres Spiel als bei dem bildsamen obersächsischen Stamme. —

Ebenso mannichfaltige und doch einfachere Verhältnisse traten der neuen Verwaltung in der Provinz Westphalen entgegen. Trotz der Verschiedenheit ihrer politischen Schicksale hatten sich die Heimathlande des weißen Sachsenrosses zu allen Zeiten einen starken gemeinsamen Stammes-

stolz erhalten. Die uralte Völkerscheide auf den Höhen über Barmen, welche einst die Sachsen von den Franken trennte, blieb nachher Jahrhunderte lang die Grenze zwischen der Grafschaft Mark und dem Herzogthum Berg; mit einer Abneigung, die von drüben ebenso herzlich erwidert ward, blickte der ernste, verschlossene Niedersachse auf die leichtlebigen, redseligen Rheinfranken und spottete über den „bergischen Wind". Auf den Hochschulen standen die Westphälinger stets unter dem grünweißschwarzen Banner ihrer Landsmannschaft zusammen, hochberühmt als unersättliche Zecher und Schläger, und alle kehrten regelmäßig in die Heimath zurück. Auch die mächtigen Geschlechter der Droste, Spiegel, Galen, Fürstenberg hielten sich dem abenteuerlichen Reislaufen des deutschen Adels fern und blieben zumeist seßhaft daheim; nur jene Nebenzweige der alten Familien, die einst mit dem Deutschen Orden an die Düna gezogen waren, die Ketteler, die Plettenberg, erwarben sich außerhalb der Landesgrenzen Macht und Ruhm. Als nunmehr fast die gesammte rothe Erde unter die preußische Krone kam, da ward die Wiedervereinigung der Lande Wittekinds doch selbst in den Krummstabsgebieten, die dem protestantischen Königthum mißtrauten, mit Freude begrüßt, und man beklagte nur, daß Osnabrück, die Heimath des vaterländischen Classikers Justus Möser nebst einigen Strichen des Münsterlandes bei Hannover und Oldenburg verblieb.

Niemand empfand diese Freude lebhafter als der Oberpräsident Freiherr Ludwig v. Vincke, der schon während des Krieges die provisorische Verwaltung geführt hatte und von allen Seiten als das einzig mögliche Oberhaupt der Provinz angesehen wurde. Ein Verwaltungstalent großen Stiles, durch Reisen und Studien mit dem Staatsleben und der Volkswirthschaft des Auslandes gründlich vertraut, war er doch vor Allem ein westphälischer Edelmann geblieben, derb, formlos, geradezu, so fest verwachsen mit dem Boden der Heimath, wie jener alte Soester Maler, der sich selbst das Abendmahl des Heilands nicht ohne einen saftigen westphälischen Schinken denken konnte. Wohin ihn auch der Staatsdienst führte, in Aurich wie in Potsdam hatte er stets das Ziel im Auge behalten, das ihm schon in jungen Jahren als höchster Lebenszweck erschienen war: „mein Vaterland Westphalen soll dereinst das Bild der vollkommensten Einrichtungen abgeben."

Welch ein Glück, als er nun mit der Verwaltung des wiedervereinigten Landes betraut wurde; nur „die unerträgliche Briefträgerei", die Abhängigkeit von den Ministern in Berlin fiel seinem trotzigen Sinne schwer. Von Jugend auf hatte er fast mit allen den ungewöhnlichen Männern, welche dies classische Zeitalter des preußischen Beamtenthums zierten, in enger Freundschaft gelebt und zwischen den beiden Reformparteien immer eine Mittelstellung eingenommen. Da er wie Stein die politische Freiheit vornehmlich in der Selbstverwaltung eines kräftigen, selbständigen Bürger- und Bauernstandes suchte, so bekämpfte er wie Jener die unbe-

schränkte Theilbarkeit der Landgüter und die radikale Aufhebung der Zünfte. Aber seinen aristokratischen Neigungen hielt die streng monarchische Gesinnung des Beamten stets die Wage; von altständischen Rechten, welche die Einheit des Staatswillens gefährden könnten, wollte er nichts hören. Die Patrimonialgerichte verwarf er als ein „großes Aergerniß", die geplagten Unterthanen der Mediatisirten fanden bei ihm und seinem Regierungsdirektor Keßler, einem erklärten Liberalen, jederzeit treuen Schutz, und obgleich er in Berlin oft zu schonender Behandlung der Katholiken mahnte, so trat er doch jeder Ueberhebung der Hierarchie mit rücksichtsloser Strenge entgegen. Wenn der König mit jungen Referendaren sprach, so pflegte er ihnen den westphälischen Oberpräsidenten als das Muster der Pflichttreue vorzuhalten; denn unter allen den unermüdlichen Arbeitern dieses Beamtenthums war Vincke der fleißigste. Wie oft sahen ihn die Münsterer um Mittag im Sturmschritt nach Hause eilen, wo er dann rasch sein einfaches Mahl verzehrte und sogleich wieder in die geliebten Akten versank. Und doch verachtete dieser gefürchtete Nummerntöder aus Herzensgrunde die Weisheit des grünen Tisches. All sein Wissen war erwandert und erlebt; überall im Lande war er zu Haus, in den Haubergen und Wiesengründen des Siegener Landes, in den Eisenwerken der Grafschaft Mark und den einsamen Bauernhöfen der münsterschen Heiden. Im blauen Kittel, die Pfeife im Munde, den Knotenstock in der Hand, zog der ungestüme kleine Mann mit dem klugen Kindergesichte oft meilenweit über Land um bei seinen lieben Bauern nach dem Rechten zu sehen. In der ersten Zeit widerfuhr es ihm einmal, daß eine Bauerfrau, die er am Butterfasse traf, „dat Jüngesken" derweilen weiter buttern hieß, bis sie den Schulzen draußen zwischen den Wallhecken auf dem Felde aufgefunden hätte; in späteren Jahren kannte jedes Kind den Vater Westphalens.

Das Rheinland ausgenommen ist keine andere deutsche Landschaft durch die Volkswirthschaft des neuen Jahrhunderts so von Grund aus neu gestaltet worden, wie dies Westphalen, das beim Beginne der Friedensjahre noch übel berüchtigt war als ein ödes, unwirthliches Land von großen Erinnerungen und armseliger Gegenwart. In dem mächtigen Soest, das einst seine herrischen Aldermänner bis nach Gotland gesendet und den meisten Städten Niederdeutschlands sein Stadtrecht geschenkt hatte, hauste jetzt ein armes Völkchen kleiner Ackerbürger zwischen den Trümmern der alten Prachtbauten. Stadtberge, die ehrwürdige Sachsenfeste Eresburg, war fast verschwunden, nur die Rolandssäule, der Pranger und zwei verfallene Kirchen schauten noch vom hohen Bergkegel auf das Diemelthal herab; und dicht vor dem Thore der stolzen Hansestadt Dortmund lag der Freistuhl des Vehmgerichts unter den alten Linden so einsam und weltverlassen, daß der Freigraf jetzt am hellen Tage das nackte Schwert und die Weidenschlinge auf den Steintisch hätte legen können. Nur in den altpreußischen

Landstrichen der Provinz, in den überwiegend protestantischen Grafschaften Ravensberg und Mark regte sich schon ein schwunghafter Verkehr. Die Bielefelder hatten ihre altberühmte Leinenweberei selbst durch die Continentalsperre nicht ganz zerstören lassen und eroberten sich gleich nach dem Frieden den amerikanischen Markt für ihre Segeltuche. Den Kohlenwerken und Eisenhämmern des märkischen Sauerlandes war ein wichtiger neuer Absatzweg eröffnet seit Stein die Ruhr schiffbar gemacht, und bereits gingen jährlich an 2½ Mill. Ctr. Steinkohlen thalwärts. Vincke aber sah in Alledem nur die vielverheißenden Anfänge einer neuen Entwickelung; er wußte, welcher Reichthum in den Bodenschätzen seiner Heimath, in der zähen Kraft ihrer Bewohner verborgen lag, und wiederholte seinen Landsleuten gern den alten Lobspruch des Erasmus: kein Volk der Welt ist ausdauernder in der Arbeit. Er fühlte sich als Steins Erbe und wollte für ganz Westphalen vollenden was dieser in der Grafschaft Mark begonnen hatte. Als das untere Ruhrthal mit der benachbarten rheinischen Provinz vereinigt wurde, erbat er sich von dem Könige die Gnade, daß ihm die Aufsicht über den gesammten Stromlauf verblieb, und ruhte nicht, bis er die Mittel erhielt zum Bau des Ruhrorter Hafens, des großen Ausgangsthores der westphälischen Bergwerke. Zugleich traf er die ersten Anstalten um auch die Lippe bis nach Lippstadt hinauf der Schifffahrt zu erschließen.

Schwerere Aufgaben erwarteten den Unermüdlichen in den neuen Gebieten. Das Herzogthum Westphalen hatte Jahrhunderte lang unter dem trägen Regimente des kölnischen Bisthums dahingeträumt, dann als darmstädtische Provinz die Willkür von fünf coordinirten Oberbehörden und zahllosen Unterbeamten ertragen; hier galt es „den Stall des Augias zu säubern". Unbekümmert um die Klagen der Grafschaft Mark setzte Vincke durch, daß die Hauptstadt des westlichen Regierungsbezirks nicht in das rührige Hamm, sondern mitten in das rauhe Bergland des Oberruhrthals auf den abgelegenen Felsriegel von Arnsberg verlegt wurde: Ihr Markaner, meinte er, helft Euch selbst, hier im Herzogthum müssen wir erst das Leben erwecken.*) Um die neue Beamtenstadt mit der Welt zu verbinden, wurde das Straßennetz, dessen Anfänge Stein in der Grafschaft Mark begründet hatte, rüstig ausgebaut, und schon im Jahre 1817 konnte Vincke nach Berlin berichten, daß der Arnsberger Regierungsbezirk 50 Meilen Chausseen und Kohlenwege zähle, während der gesammte Staat erst 523 Meilen Chaussee, die Provinz Pommern noch keine einzige Steinstraße besaß. Freilich pflegten die Straßen dieser Zeit noch grundsätzlich die gerade Linie zu vermeiden, dicht neben dem bequemen Thale in weiten Windungen bergauf bergab zu klimmen, damit

*) Vincke, allgemeine Darstellung des Zustandes vom Herzogthum Westphalen, 9. Mai 1817. Vincke an Hardenberg, 17. Juli 1815, 15. Juli, 14. August 1816.

die Dörfer droben doch auch ihren Verdienst hätten von Fuhrmannszehrung und Vorspann. Da der Oberpräsident die Dürftigkeit des Staatshaushalts genugsam kannte, so versuchte er auch das Capital aus dem Lande selbst für den Straßenbau zu gewinnen und belehrte seine Westphalen in einer Provinzialzeitung: wie die Engländer, wenn ein neuer Verkehrsweg, eine Brücke, ein Canal nothwendig scheine, zuerst alle Betheiligten zu einer Versammlung einlüden, dann einen Ausschuß wählten und Gelder zeichneten. Aber der kühne Aufruf erschien zu früh. Für solche Wagnisse war dies gedrückte Geschlecht verarmter Kleinbürger noch nicht zu gewinnen; es galt schon als ein großer Erfolg, daß doch eine Brücke, auf der Altenaer Straße, durch Actienzeichnung zu Stande kam.

Noch ärger als die kölnischen Kurfürsten hatten die letzten Bischöfe von Paderborn ihr Land vernachlässigt. Mit Entsetzen lernte Vincke dies Irland Westphalens kennen: überall kümmerliche Zwergwirthschaft und baufällige Hütten, wunderbar verschieden von den stattlichen Bauernhöfen am Hellweg; das Volk gutartig, aber trunksüchtig, verwildert, in ewigem Kriege mit dem Gesetze, so daß oft große Banden mit langen Wagenzügen in die Forsten einbrachen, ganze Waldstrecken in einer Nacht entblößten; und zu Alledem „die Pest des Landes", die Wucherjuden in jedem Dorfe.*) Auch hier erwarb sich der Oberpräsident nach einiger Zeit stillen Kampfes das allgemeine Vertrauen, als er mit fester Hand die bürgerliche Ordnung wiederherstellte, neue Schulen anlegte, den alten Lehrern, die oft nur 30 Thlr. Gehalt bezogen, Zuschüsse verschaffte, die Ansiedlung der Juden erschwerte und der Hausindustrie neue Absatzwege eröffnete. Seit im Jahre 1817 die große Irrenanstalt zu Nieder-Marsberg für die Provinz erworben ward, entstanden in langer Reihe jene stattlichen Pflegehäuser für Arme, Kranke, Taubstumme, Blinde, die den Neid der Nachbarländer erregten.

Nur der Adel des Münsterlandes wollte die stolze Geschichte seines reichsunmittelbaren Hochstifts nicht vergessen und bewahrte unversöhnt den alten Groll gegen die preußische Herrschaft. Man gab wohl zu, daß Westphalen geringere Steuerlasten trug als der Osten, und die einzige drückende Abgabe, die von den napoleonischen Beamten sehr ungerecht vertheilte Grundsteuer, erst nach einer langwierigen Katastrirungsarbeit umgestaltet werden konnte; auch über den protestantischen Hochmuth der Beamten und Offiziere, der in der bösen Zeit vor 1806 zuweilen verletzend hervorgetreten war, konnte man jetzt nicht mehr klagen. Gleichwohl blieb der Charakter dieses paritätischen Staates den clericalen Edelleuten des Münsterlandes ebenso widerwärtig wie dem polnischen Adel. In dem munteren, schaulustigen und schönheitsfrohen Volke der rheinischen und süddeutschen Lande hat sich die katholische Bildung stets einen gemüthlichen Zug naiver, harmloser Heiterkeit bewahrt; unter den schweren, grüblerischen Nordländern

*) Vincke, Uebersicht über die Verwaltung Westphalens, August 1817.

erschien sie oft hart, verbissen, fanatisch, und zu allermeist hier in Münster, wo die eisernen Käfige mit den Gebeinen der Wiedertäufer noch am Lambertithurme hingen und das belehrte Volk täglich an die gräulichsten Sünden der Ketzerei erinnerten. Grollend rechnete man nach: unter den Ministern sei kein einziger Katholik, unter den Oberpräsidenten nur Einer, Zerboni, unter den Generalen höchstens zwei oder drei, wo bleibe da die Parität? Das Mißverhältniß erklärte sich leicht, da von den höheren Beamten, welche der Eroberer in den neuen Provinzen vorgefunden, nur sehr wenige in den preußischen Dienst übergetreten waren. Aber auch späterhin blieb die Zahl der Katholiken im Civildienst und vornehmlich im Offiziercorps unverhältnißmäßig gering; denn die Polen hielten sich dem Beamtenstande fern, das gebildete Bürgerthum der gewerbfleißigen Westprovinzen erzog seine Kinder häufiger als im Osten üblich war für die wirthschaftlichen Berufe, auch der katholische Adel des Westens ging selten in den Staatsdienst. Am seltensten sicherlich die alten Geschlechter des Münsterlandes, denen der österreichische Kriegsdienst noch immer vornehmer schien als der heimische; sie saßen schmollend auf ihren Gütern, nur unter sich und mit dem Clerus verkehrend, und auch wenn sie zur Winterszeit in die Provinzialhauptstadt Münster zogen, blieben ihre Paläste den Offizieren und den Beamten fast unzugänglich.

Große Schwierigkeiten bot auch das anspruchsvolle Wesen der zahlreichen mediatisirten Fürsten, die allein im Regierungsbezirk Münster die volle Hälfte des Bodens besaßen. Manche von ihnen, die Arenberg, die Looz, die Croy, waren Belgier und erwiesen dem deutschen Staate eine gesuchte Mißachtung; aber auch die deutschen zeigten sich oft als harte Herren. Jahre lang stritt sich die Arnsberger Regierung mit den Fürsten des Hauses Sayn um dem armen Wittgensteiner Völkchen die Lasten seiner zweifachen Unterthanenschaft etwas zu erleichtern; denn die Regierungen fühlten sich alle stolz als Beschützer der kleinen Leute, sie rühmten, wie der wackere Keßler einst gegen Beyme aussprach, daß ihnen durch die freie collegialische Berathung „eine Art von volksthümlichem Charakter gegeben" sei.*) Diesem Beamtenthum war es auch zu verdanken, daß einige heilsame Neuerungen der Fremdherrschaft, die mit dem preußischen Landrecht nicht im Einklang standen, dem Lande zum Theil erhalten blieben. Die gutsherrliche Polizei wurde blos in den Gebieten der Mediatisirten und des reichsunmittelbaren Adels wieder eingeführt, und die Grundherren vermißten sie nicht. So gründlich war die feudale Gesellschaftsordnung hier im Westen schon zerstört. —

Unter allen Arbeiten der preußischen Verwaltung ward keine für die Nation so fruchtbar wie die stille mühevolle Thätigkeit, welche die beiden rheinischen Provinzen dem deutschen Leben zurückgewann. Wie zuversicht-

*) Keßler, Denkschrift die Einführung einer ständischen Verfassung betreffend, Münster 12. April 1818.

lich hatten noch auf dem Wiener Congresse alle Gegner Preußens die Hoffnung ausgesprochen: an diesem deutschfranzösischen Sonderleben müsse sich der norddeutsche Staat die Stirn einrennen. Der König verbarg sich die gefahrvolle Lage der entlegenen Westmark nicht und erklärte bei der Besitzergreifung offen: „die höhere Rücksicht auf das gesammte deutsche Vaterland entschied meinen Entschluß; diese deutschen Urländer müssen mit Deutschland vereinigt bleiben, sie sind die Vormauer der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands." Das Rheinland wurde für ein Menschenalter das Schooßkind der preußischen Krone, aus dem nämlichen Grunde wie einst Schlesien unter Friedrich II. Auch die Mehrzahl der in den Westen berufenen altständischen Beamten ging voll Besorgniß ans Werk und erkannte erst allmählich, wie dünn der gallische Firniß war, der über diesen kernhaften deutschen Stämmen lag.

Am sprödesten hatten die niederrheinischen Landschaften abwärts von Köln ihre deutsche Eigenart behauptet. Auf dem rechten Ufer in dem freien Lande der Berge erschienen die Preußen nicht als Fremde; hatte doch seine protestantische Kirche mehr denn hundert Jahre lang unter dem Schutze der preußischen Krone, sein Landtag mit dem benachbarten märkischen in ständischer Union gelebt. Der vaterländische Geist, den die bergischen Landstürmer im Jahre 1814 bewährt, stammte nicht von gestern. Noch erzählte man sich gern, wie der „bergische Held" Stücker und seine tapferen Bauern einst beim ersten Einfall der Ohnehosen, gegen den Willen des bairischen Landesherrn, den kleinen Krieg geführt hatten; noch kannte jedes Kind im Lande das Schelmen-Vaterunser, das schon während der fridericianischen Kriege den französischen Plünderern zum Schimpf entstanden war. Der rührige, schon längst an die überseeische Ausfuhr gewöhnte Gewerbefleiß und die bunte Mannichfaltigkeit der kirchlichen Gegensätze gaben hier dem Leben einen freien, großstädtischen Zug. Die Fabrikanten des Wupperthales nannten ihre Doppelstadt Elberfeld-Barmen bereits das deutsche Manchester, die Solinger sprachen mit Selbstgefühl von dem Weltruhm ihrer Klingen, Alle fühlten sich stolz ihren Wohlstand allein sich selber zu verdanken und traten gutes Muths in die großen Verhältnisse des preußischen Staats hinüber, der ihrer rüstigen Kraft ein weites Arbeitsfeld eröffnete. Wohl keine andere Landschaft des Nordens besaß so viele volksthümliche Männer, die auf eigene Faust für das gemeine Wohl, für die Erweckung deutschen Geistes arbeiteten. Da war der allbekannte Eremit von Gauting, Freiherr v. Hallberg, ein wüthender Franzosenfeind, während des Krieges Feldhauptmann des Landsturms an der Sieg und jetzt stets bei der Hand wenn es galt die französische Partei zu bekämpfen; dann der Herr Rath zu Opladen, Deycks, der allgemeine Rechtsbeistand für die Wupperlande, der Pfleger des Gartenbaus und der Ackerbauschulen; dann Zuccalmaglio, der Doctor zu Schlebusch: der hatte noch unter der Fremdherrschaft die

ersten Musikvereine gestiftet, immer in der stillen Hoffnung dereinst den Franzosen zum Tanz aufzuspielen; dann der Burscheider Pastor Löh, der bei allen Religionsparteien gleich angesehen, allen Duldung und Frieden predigte; dann der Prediger Ascheberg, Herausgeber der auch in Westphalen weit verbreiteten und durch Vincke eifrig unterstützten Zeitschrift Hermann. Ueber die Grenzen der Landschaft hinaus reichte die Wirksamkeit des schlagfertigen Polyhistors Benzenberg. Der wackere Patriot hatte sich in seiner gewerbfleißigen Heimath eine volkswirthschaftliche Bildung erworben, die den übrigen deutschen Publicisten noch fehlte, und dann im Verkehr mit Hardenberg und Gneisenau gelernt, wie sich die politischen Dinge von oben betrachtet ausnehmen; er lieh dem Staatskanzler freiwillig seine unabhängige Feder und bekämpfte unverdrossen mit fröhlichem bergischem Freimuth die Vorurtheile der Rheinländer wider den preußischen Staat.

Noch williger als Berg fanden sich die altpreußischen Lande Cleve, Mörs und Geldern in die neue Ordnung: nicht blos Wesel und Duisburg, die alten Burgen des streitbaren Calvinismus, sondern auch die strengkatholischen Landleute des linken Ufers, die bei der gnadenreichen Mutter Gottes von Kevelaer ihren Trost suchten. Das Volk dachte mit Stolz an die lange Reihe glänzender Talente, welche der Staat der Hohenzollern diesem entlegenen Winkel verdankte; eben jetzt hatte die kleine Stadt Cleve dem preußischen Beamtenthum wieder vier seiner besten Männer geschenkt: Maassen, Beuth, Sack und Sethe. In dem treuen Krefeld trat die preußische Gesinnung so trotzig auf, daß die heimkehrenden französischen Gefangenen auf dem Durchmarsch kaum ihres Lebens sicher waren; die Seidenfabriken der rührigen Stadt erlitten durch die Trennung von Frankreich zunächst schwere Verluste, aber so große Firmen wie das Haus v. d. Leyen, so thätige, königliche Kaufleute wie de Greiff trauten sich's schon zu, daß sie die unvermeidlichen Leiden der Uebergangsjahre überstehen würden.

Weiter aufwärts am linken Ufer ward den preußischen Beamten der alte Gegensatz der weltlichen und der geistlichen Landschaften bald fühlbar. Die Grafschafter in dem Saarbrückener Kohlenbecken gedachten noch immer mit Liebe des nassauischen Hauses, das so lange unter ihnen geherrscht und in der alten Kirche von St. Arnual seine Ruhestatt gefunden hatte; die Pfälzer auf dem Hunsrücken und im Nahethale vergaßen der glänzenden Tage nicht, da das kleine Simmern der Stammsitz des mächtigsten rheinischen Fürstengeschlechts gewesen; sie alle, Katholiken wie Protestanten, kannten die Wohlthaten deutschen Fürstenregiments und begrüßten mit Freuden die preußische Herrschaft, da die Rückkehr zu den alten Dynastien doch unmöglich war. In den alten Krummstabslanden dagegen, auch in Aachen und in Jülich regte sich überall eine mißtrauische störrische Unzufriedenheit. Hier fehlten gänzlich die monarchischen Ueberlieferungen, in

denen die Staatsgesinnung der Deutschen wurzelte; denn auch Jülich, das der Düsseldorfer Hof immer als ein Nebenland behandelt hatte, kannte die dynastische Treue kaum. Bereits verstimmt durch die lange wirrenreiche provisorische Verwaltung, traten diese staatlosen Menschen jetzt unter ein völlig fremdes Herrscherhaus, das hier noch von den Zeiten des Krummstabs her als der arge Störenfried im Reiche galt und neuerdings durch das Gespött der Franzosen in den übelsten Ruf gekommen war. So viele politische Stürme waren in kurzen Jahren über den Rhein dahingebraust; warum sollte nicht auch dies so plötzlich ins Land geschneite Preußenthum wieder verschwinden? Das Volk glaubte noch nicht an die Dauer der neuen Herrschaft, lauschte begierig auf das immer wieder auftauchende Gerücht, daß die Provinz gegen das Königreich Sachsen ausgetauscht werden solle, und betrachtete das rücksichtsvolle Vorgehen der preußischen Regierung, das von dem herrischen Gebahren der napoleonischen Präfekten so seltsam abstach, als ein Zeichen der Schwäche.

Was hier von nationalen Erinnerungen noch lebte wies auf die Habsburger und das heilige Reich zurück. Wie dürftig erschien den Bürgern von Aachen das Huldigungsfest der beiden rheinischen Provinzen, nach allen den Kaiserkrönungen, welche die stolze Stadt einst gesehen. Im Kölner Lande meinte man die Preußen zu kränken durch den alten Spruch: „halt fest am Reich du kölnischer Bauer, mag es fallen süß oder sauer;" wie lange noch, bis man erkannte, daß Preußen der Erbe des alten Reiches war! Obgleich das geistlose Regiment des Bonapartismus auch das kirchliche Leben verflacht hatte und der Clerus des Rheinlands zu Anfang der Friedensjahre an Bildung weit ärmer war als die Geistlichkeit Westphalens oder Baierns, so behauptete die Kirche noch immer ihr altes Ansehen. Es war doch nicht blos das sinnliche Behagen der Krummstabsherrschaft und die reiche Pracht ihrer Hof- und Kirchenfeste, was die Kurkölner und Kurtrierer an ihre alte Kirche kettete. Der katholische Glaube wurzelte fest in den Gemüthern, er galt hier wie bei den Romanen als die einzig mögliche Form des Christenthums; der Geistliche war und blieb der verehrte Rathgeber des Volkes in allen Fragen des Lebens. Das hatten schon die Jakobiner erfahren da sie einst, unter dem drohenden Murren der Rheinländer, die Göttin der Vernunft auf den Altar setzten und das Marienbild vom Bonner Schlosse herabzureißen versuchten. Als nun die neuen protestantischen Beamten und Lehrer ins Land kamen, als die paritätische Hochschule eröffnet wurde, als in dem heiligen Trier am Jubeltage der Reformation wieder die evangelische Predigt erklang, zum ersten male seit den Tagen des Erzketzers Olevianus, da begann das katholische Volk zu klagen — nicht eigentlich aus Unduldsamkeit, sondern weil dies neue Wesen dem heimischen Brauche widersprach. Der Provinzialgeist hüllte sich in kirchliche Gewänder: „wir sind Rheinländer, hieß es jetzt, und darum gut katholisch."

Mit gewandten Händen schürte die kleine, aber im Stillen wachsende ultramontane Partei das Feuer des rheinischen Particularismus; sie hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, diese Kernlande der Priesterherrschaft dereinst der weltlichen Gewalt wieder zu entreißen. Wenn der Bischof von Trier jetzt zur Firmung seinen Sprengel bereiste, dann gaben ihm berittene Bauerburschen, mit kurtrierischen Fahnen in der Hand, das Geleite, was sie unter französischer Herrschaft nie gewagt hatten. Nicht minder laut als die Polen klagten die Rheinländer in den Bischofslanden über die Unmasse der fremden Eindringlinge, die ihre Heimath überschwemmten. Die Beschwerde ward so hartnäckig wiederholt, daß sie endlich auch in den freundlich gesinnten niederrheinischen Landschaften Anklang fand und sogar Benzenberg pathetisch versicherte: das „Indigenat" sei das natürliche Recht jedes Volkes, schon der große Kurfürst habe den clevischen Landständen versprochen, nur Landeskinder bei ihnen anzustellen. In der That war eine gründliche Säuberung des rheinischen Beamtenthums erfolgt. Die Präfekten, allesammt Franzosen, hatten das Land verlassen, desgleichen die Unterpräfekten, mit Ausnahme der drei oder vier deutschen; die Gemeindeverwaltung war völlig verwahrlost, da die Maires zumeist kein Französisch verstanden und ihre Geschäfte unwissenden Schreibern überließen. Dennoch verfuhr der König bei der unvermeidlichen Neugestaltung sehr schonend; er sprach es als seinen „unabänderlichen Willen" aus, daß Niemand am Rhein seine Stelle verlieren dürfe, außer im Falle erwiesener Unfähigkeit. Vielen der kaiserlichen Beamten hielt man noch jahrelang ihre Stellen offen bis sie sich in Bonn die wissenschaftliche Bildung erworben hatten, welche das Gesetz von den preußischen Staatsdienern verlangte. Im Jahre 1816 waren an den sechs rheinischen Regierungen angestellt: 207 Rheinländer, 23 Nichtpreußen, 159 aus den anderen Provinzen, die Letzteren zumeist in den subalternen Aemtern, welche den ausgedienten Soldaten vorbehalten blieben: sicherlich ein billiges Verhältniß, zumal da die große Mehrzahl der rheinischen Juristen sich dem Justizfache zugewendet hatte und die Gerichte auch fernerhin fast ausschließlich aus Landeskindern bestanden.*)

Aber die einmal erregte Erbitterung wider „das kalte, starre Preußenthum" fragte nichts nach Zahlen. Froh ihres gesegneten Landes, ihrer um tausend Jahre älteren Cultur, noch gänzlich unbekannt mit der deutschen Welt, die ihnen bei Frankfurt aufhörte, meinten die Rheinländer den Altpreußen in Allem überlegen zu sein; „Litthauer seid Ihr" — rief einmal Görres seinen altländischen Freunden zu, und alle Coblenzer dachten wie er. Besonders anstößig erschien diesem ganz bürgerlichen Volke, daß sich unter den altländischen Beamten auch einige Edelleute befanden. Eine Denk-

*) Kabinetsordre vom 8. November 1816. Uebersicht des Personals der rheinischen Regierungen, 20. Februar 1817.

schrift des liberalen Publicisten J. Weitzel erklärte dem Staatskanzler mit naivem Selbstgefühl: die Gerechtigkeit fordert, daß Jeder von Seinesgleichen gerichtet werde; am Rhein ist diese Wahrheit bereits allgemein anerkannt, „weil es hier eine öffentliche Meinung unter aufgeklärten Menschen giebt", daher dürfen im Rheinlande nur bürgerliche Beamte wirken. Gleichwohl kamen Fälle der Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit jetzt ungleich seltener vor als unter der französischen Regierung, die doch den Ungehorsam weit strenger bestrafte als das preußische Gesetz. Mochte man beim Schoppen über die steifen Preußen klagen, denen die liebenswürdige rheinische Kunst des Lebens und Lebenlassens noch so fremd war: die Natur forderte doch ihr Recht, im Stillen that es diesen deutschen Menschen doch wohl, daß sie mit ihren Beamten wieder in der Muttersprache reden konnten. Unter dem Krummstabe wie unter den Präfekten glaubte alle Welt, jedes Gesetz könne durch List oder Gunst umgangen werden. Bequem war es nicht, daß die Rheinländer diese Meinung jetzt aufgeben und der Majestät des Rechtes sich beugen mußten; aber die makellose Rechtschaffenheit des Beamtenthums und seine trotz vereinzelter Mißgriffe unbestreitbare Einsicht erzwangen sich endlich die Achtung des Volks. Unter vier Augen hörte man schon zuweilen das halb widerwillige Geständniß: „herb ist der Preuß, aber gerecht." Oeffentlich durfte der Preuße freilich nicht gelobt werden.

Die Unzufriedenheit galt gleichsam als das Stammesvorrecht des echten Rheinländers, und sie ward beständig genährt durch die Klagen über den unerhörten Steuerdruck. Die Kirchenzehnten hatte das gläubige Volk der Krummstabslande willig entrichtet, weil Jeder dadurch mit dem Himmel abrechnete; die französischen Steuern galten als Kriegslasten, man zahlte schweigend weil man mußte. Dem protestantischen Könige aber zählte man jeden Bissen am Munde nach, und den Meisten erschien es noch wie eine Ueberhebung, daß der weltliche Arm in Friedenszeiten Abgaben forderte. Als nun gar unbestimmte Gerüchte von der Grundsteuerfreiheit der altländischen Rittergüter an den Rhein drangen, da wuchs der Groll, und ein Menschenalter hindurch glaubten fast alle Rheinländer unerschütterlich, ihr Land werde zum Vortheil des Ostens ausgebeutet. In Wahrheit befolgte Hardenberg den Grundsatz, die schwierige Provinz durch Milde zu gewinnen. In scharfen Worten befahl der König den Behörden, bei der Eintreibung rückständiger Zahlungen Nachsicht zu zeigen, damit nicht um eines Geldgewinnes willen „die vertrauende Anhänglichkeit" des Volks verscherzt werde.*) Während der ersten Jahre erfreuten sich die Rheinländer im Steuerwesen offenbarer Begünstigung; denn stand die Grundsteuer hier etwas höher als im Osten, so blieb man dafür, nach Aufhebung der droits réunis, von indirekten Abgaben fast ganz befreit. Auch als die neuen Zoll- und

*) Kabinetsordre an Sack, 14. Septbr. 1815.

Steuergesetze erschienen, wurden sie im Westen so mild gehandhabt, daß Benzenberg zu dem Schlusse kam: außer Posen und Westphalen sei keine andere Provinz der Monarchie niedriger besteuert. Mochten die Zahlenreihen des beredten Publicisten immerhin der Kritik manche Blößen bieten: unbestreitbar blieb doch, daß die Steuerlast seit der napoleonischen Herrschaft sich erheblich gemindert hatte. Der Regierungsbezirk Aachen zahlte im Jahre 1813 an Steuern 5 Thlr. 2 Sgr. 8 Pf. auf den Kopf, neun Jahre darauf nur 4 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. worunter 14 Sgr. Communalabgaben. An der bescheidenen Höhe der Gemeindeabgaben hatte die neue Regierung auch ein Verdienst; denn sie half den rheinischen Städten bei der Neuordnung ihres verwickelten Schuldenwesens und erließ ihnen die bis zum Jahre 1815 rückständigen Zinsen, so daß die Mehrzahl der Communen am Rhein sich ungleich besser befand als die Städte des Ostens mit ihrer drückenden Kriegsschuldenmasse. Trotz alledem kamen die Klagen über die Steuerlast nie zur Ruhe; man redete, als sei Preußen verpflichtet die Rheinländer für die Befreiung vom fremden Joche besonders zu belohnen.

Schon bei ihrem Einzuge waren die Verbündeten in den alten Krummstabslanden nicht mit so ungetheilter Freude aufgenommen worden wie in Berg; die Abgeordneten des linken Ufers verblieben damals allesammt in dem Pariser Gesetzgebenden Körper — um den Tyrannen desto sicher zu stürzen, wie sie nachher behaupteten. Vollends jetzt, da man über die Preußen murrte, gerieth der furchtbare Druck der napoleonischen Herrschaft bald in Vergessenheit; man dachte nur noch an ihre Wohlthaten, man schwärmte wieder für die glorreichen Ideen von 89, man las mit Vorliebe französische oder belgische Zeitungen — denn die heimische Presse bot noch wenig, selbst die Kölnische Zeitung war noch ein kleines Blatt mit kaum 2000 Abonnenten — und schwor auf die neue Lehre, daß die Sonne über Europa im Westen aufgehe. Und doch bewies dies neu erwachende Franzosenthum der Rheinländer nur, wie kerndeutsch das Volk empfand; der rheinische Liberalismus entsprang derselben conservativ-particularistischen Gesinnung, welche sich in allen anderen preußischen Provinzen jeder Veränderung des alten Landesbrauchs entgegenstemmte. Das Volk liebte das Bestehende weil es bestand, und die Regierung kam diesen Wünschen so weit als möglich entgegen. Die gesammte wirthschaftliche Gesetzgebung der Revolution, die ja im Wesentlichen den Gedanken der Stein-Hardenbergischen Gesetze entsprach, blieb unverändert; desgleichen vorläufig die französische Gemeindeverfassung. Nur die Präfekten und Unterpräfekten mußten den Regierungen und den Landräthen weichen; und selbst diese heilsame Neuerung erregte lauten Tadel. Da sehe man doch, hieß es bitter, daß Preußen nur darauf ausgehe, das Beamtenheer ins Unendliche zu vermehren; so Großes wie der eine Lezay-Marnesia, der unvergeßliche Präfekt des Rhein-Mosel-Departements, werde das gesammte neue Coblenzer Regierungscollegium nicht ausrichten. Immer wieder erzählte man sich von finsteren Anschlägen der Preußen gegen die

rheinische Freiheit, und wer nur auf die losen Worte der Schoppenstecher hörte mochte leicht an dem Lande verzweifeln. Als der treffliche Landwirth Schwerz im Auftrage der Regierung die rheinischen Landgüter bereiste, vernahm er in seiner Vaterstadt Coblenz eine solche Fülle von Zornreden, daß er dem Staatskanzler gestand: „kein Mensch ist mehr hier, der nicht Gott auf den Knien danken würde, wenn das Land wieder unter französischer Botmäßigkeit stünde." Andere wohlmeinende Beobachter verglichen die Provinz einem Vulkane, der jederzeit ausbrechen könne.*)

Erschreckt durch so düstere Berichte glaubte Hardenberg eine Zeit lang ernstlich an einen möglichen Abfall. In Wahrheit wurde die Wiedervereinigung mit Frankreich nur von einer kleinen Minderheit am Rhein aufrichtig gewünscht. Die Rheinländer wußten wohl wie kräftig ihr Wohlstand jetzt wieder aufwuchs, und dies Band der wirthschaftlichen Interessen erwies sich stärker als die französischen Sympathien. Von geheimen Verschwörungen stand hier ohnehin nichts zu fürchten; dafür bürgte die beste Tugend des rheinfränkischen Volks, sein offenherziger Gradsinn. Das Tadeln und Schelten freilich über „die Revolution", wie man den neuen Herrschaftswechsel nannte, nahm in den nächsten Jahren stets zu. Denn das ältere Geschlecht kannte noch aus Erfahrung die Plünderungen der republikanischen Löffelgarde; die Jungen aber, die jetzt heranwuchsen, hatten einst im Lyceum am Napoleonstage und am Austerlitztage die Festreden auf die Glorie der weltbeherrschenden Tricolore mit angehört, sie hatten, in den Jahren, welche der Mehrzahl der Menschen das Leben bestimmen, den großen Kaiser gesehen, wie er in der Poppelsdorfer Allee seine prächtigen Kürassiere musterte. Und da nun der Liberalismus überall die französische Freiheit wieder zu bewundern begann, so prunkte gerade dies Geschlecht, das in den zwanziger und dreißiger Jahren die Stimmung am Rhein beherrschte, gern mit seiner französischen Bildung; der wälsche Befehl „Dutzwitt" klang ihm vornehmer als das deutsche „rasch", die Landsmannschaften der Rhenanen auf den westdeutschen Universitäten trugen allesammt die französischen Farben, und die alten landläufigen Geschichten von den Schandthaten der Sansculotten wurden jetzt den Kosaken nachgesagt.

Das Mißtrauen der Provinz gegen die Regierung fand stets neue Nahrung an den Sonderbestrebungen der rheinischen Ritterschaft. Nirgends im Reiche hatte der Adel schwerere Einbußen erlitten. Vor einem Menschenalter beherrschte er noch das Land durch seine Domcapitel, fast zwei Drittel des Bodens gehörten der Ritterschaft und der Kirche. Jetzt war der Großgrundbesitz so vollständig vernichtet, daß ein Gut von 50 Morgen schon zu den großen Gütern gerechnet wurde. Im trier'schen Regierungs-

*) Regierungsrath Schwerz an Hardenberg, Coblenz August 1816. Bericht eines kölnischen Grundbesitzers an Klewiz, Januar 1817. Oberstltnt. v. Romberg an den Staatskanzler 24. August 1817 u. s. w.

bezirke zählte man nur 102 Grundeigenthümer mit mehr als 300 Morgen Besitz, im Aachener nur 80, im Düsseldorfer nur einen einzigen. Von den alten landtagsfähigen Geschlechtern waren in Berg noch 24, in Cleve gar nur fünf, darunter blos zwei begüterte, übrig. Ein scharfer Unterschied von Stadt und Land, von Grundherren, Bürgern und Bauern bestand nicht mehr, und diese radikale Zerstörung der alten ständischen Gliederung war eine unwiderrufliche Thatsache, denn hier an Deutschlands belebtester Handelsstraße war städtisches Wesen schon im Mittelalter auf das flache Land hinausgedrungen, die Revolution vollendete hier nur mit einem Gewaltstreiche, was durch die intensive Wirthschaft der dichten Bevölkerung längst vorbereitet war. Die wenigen Ritterbürtigen, welche den Untergang der rheinischen Adelsmacht überlebt hatten, die Wylich, Mirbach, Spee, Nesselrode konnten sich in den Umschwung der Dinge nicht finden; sie erwarteten von den Befreiern die Wiederkehr der guten alten Zeit und verlangten sofort im Namen deutschen Rechtes und deutscher Ehre die Herstellung der Zehnten, der Jagdrechte, der Fideicommisse. Die Beamten aber, die eingeborenen wie die altländischen, warnten den Staatskanzler; denn sie wußten, daß der Gedanke der socialen Gleichheit den Rheinländern der theuerste aller politischen Grundsätze war; und während Vincke auf Grund seiner westphälischen Erfahrungen die gebundene Erbfolge vertheidigte, erklärten die rheinischen Präsidenten und Landräthe wie aus einem Munde: auf der freien Theilbarkeit des Bodens beruhe die wirthschaftliche Blüthe des Rheinlandes.*) Daher wurden die Ritterbürtigen höflich abgewiesen, und seit dieser Enttäuschung begannen sie dem preußischen Staate zu grollen; nur die von Altersher durch Bildung und freien Sinn ausgezeichneten Fürstenhäuser von Wied und Solms traten zu der Krone in ein würdiges Verhältniß. Das Volk aber ließ sich's nicht ausreden, daß der Preuße mit dem Adel unter einer Decke liege. Vier Jahre nach der Huldigung schilderte Solms-Laubach die Gesinnungen der Provinz also: So lange nicht das Unmögliche geschieht kann eine vollkommen gute Stimmung nicht bewirkt werden: wenn nicht der Adel seine Zehnten zurückerhält, der Bauer aber nicht mehr zehntet.**)

Trotz alledem verwuchs dies bunte, aus altgeistlichem und neufranzösischem Wesen so eigenthümlich gemischte landschaftliche Sonderleben unmerklich und sicher mit dem neuen Staate. Von den beiden Oberpräsidenten hatte der eine, Minister v. Ingersleben in Coblenz, während des Krieges an der Spitze der pommerschen Verwaltung gestanden und die Rüstung der Landwehr mit Umsicht geleitet; den Rheinländern gefiel der alte Herr durch Wohlwollen und gastfreundliche Heiterkeit. Der Andere,

*) Freiherr v. Wylich an Hardenberg 16. Febr., an Schuckmann 15. Mai 1816. Berichte vom Reg.-Präsidenten v. Schmitz-Grollenburg, Coblenz 9. Okt., Reg.-Präsidenten v. Erdmannsdorff, Cleve 31. Okt. 1817, Landrath Bitter, Hartung u. A.

**) Solms-Laubach, Bericht an Prinz Wilhelm 18. August 1819.

Graf Solms-Laubach in Köln, Steins Freund und Gehilfe bei der deutschen Centralverwaltung, übernahm sein Amt aus patriotischem Pflichtgefühl, arbeitete sich mit großem Fleiß in die Verwaltungsgeschäfte ein und vergaß den mediatisirten Herrn so völlig über dem monarchischen Beamten, daß die begehrlichen Ritterbürtigen ihn bald als einen Abtrünnigen betrachteten; er kannte seine rheinischen Landsleute und verbot seinen Untergebenen den herrischen altpreußischen Ton, den das Selbstgefühl der Rheinfranken nicht erträgt. Keiner von Beiden besaß die Selbständigkeit Vinckes; aber sie fanden kräftige Hilfe bei der Gesammtheit des Beamtenthums, das fast durchweg aus tüchtigen Männern bestand und, von dem geistreichen trier'schen Regierungspräsidenten Delius an bis herab zum letzten Gensdarmen, inmitten der argwöhnischen Bevölkerung fest zusammenhielt.

Wer nur offenen Auges um sich schaute, konnte überall auf Märkten und Gassen bemerken, wie diesem Lande mit der Befreiung vom fremden Joche auch die bürgerliche Freiheit und die alten vaterländischen Bräuche zurückkehrten. Die Schmuggler und die Deserteure, die Landplage der napoleonischen Zeit, verschwanden sofort, mit ihnen das unselige Häscher- und Späherwesen. Die Städte schmückten sich wieder mit ihren stolzen Wappen, die bisher als Symbole des Foederalismus verfehmt waren; auch die alten, von den Franzosen abgeschafften Kirmessen und Schützenfeste lebten wieder auf, freilich sah man in dem Fahnenschmucke der Festplätze fast niemals die Adlerfahne, der das Volk doch das Wiedererwachen der rheinischen Lustigkeit verdankte. Der Kölner Carneval hatte sich unter Napoleon schüchtern in die Häuser zurückgezogen; jetzt klangen die fröhlichen Rufe: Alaaf Köln! und Geck loß Geck elans! wieder auf den Gassen, die kölnischen Funken hielten ihre närrische Parade, und damit den Preußen doch der Dank nicht fehle wurde wohl einmal ein großer, mit einem Lorbeerkranz geschmückter Stockfisch auf hoher Stange plötzlich über die Volksmenge emporgehoben und mit einem stürmischen „Heil Dir im Siegerkranz" begrüßt; der schweigsame König mißfiel den Rheinländern gründlich, wie viel besser lebte sich's doch mit der ausgelassenen Munterkeit des witzigen Kronprinzen. Im Jahre 1822 trat dann ein Verein zusammen, der die Leitung des schönen Volksfestes in die Hand nahm und in seinen glänzenden Maskenzügen den Reichthum und das Behagen der neu aufblühenden rheinischen Hauptstadt mit jedem Jahre deutlicher bekundete. Um dem Rheinlande ihre Duldsamkeit zu zeigen, gestattete die Regierung auch, gegen das napoleonische Gesetz, den öffentlichen Umzug kirchlicher Processionen; seit dem Jahre 1818 wurde das Frohnleichnamsfest in Köln wieder mit dem alten Pomp unter freiem Himmel gefeiert. Wunderbar, wie die romantischen Ideen, die bisher nur in dem engen Kreise der Boisserees gelebt hatten, jetzt mit einem male ins Volk drangen, wie die Rheinländer anfingen sich ihrer großen Geschichte wieder zu erinnern. Als die Franzosen die Kunstwerke aus Köln und Aachen entführten, hatte Nie-

mand viel darnach gefragt; jetzt da die Preußen den Raub zurückbrachten, veranstalteten beide Städte Freudenfeste. Drei Jahre später legte Canonicus Wallraf durch eine großartige Schenkung den Grund für die Kunstsammlungen Kölns. Mit Eifer nahm sich die Regierung der alten Bauwerke des Landes an; als der König und der Kronprinz zum ersten male nach Trier kamen, hielten sie ihren Einzug durch die Porta Nigra, die soeben wieder frei gelegte Thorburg der Caesaren. Ihr Beispiel wirkte heilsam auf die Geistlichkeit, und endlich kam die Zeit, da der bisher so übel berufene rheinische Clerus sich durch Kunstsinn und historische Bildung vor allen seinen deutschen Standesgenossen auszeichnete.

Im Rheinthal begannen sofort mächtige Strombauten; der Leinpfad war unter französischer Herrschaft fast zerstört, das Strombett arg vernachlässigt, und es währte noch sechzehn Jahre bis die Rheinschiffer bei Bingerbrück dem Könige ein Denkmal errichteten, weil er die berüchtigte Durchfahrt durch das Bingerloch auf das Zehnfache hatte erweitern lassen. Etwas besser hatten die Präfekten für den Wegebau gesorgt; doch ist selbst die wichtigste Landstraße der Provinz, die Köln-Coblenzer erst durch Preußen vollendet worden. Von Jahr zu Jahr ward es lebendiger auf dem Hafendamme am Baienthurm zu Köln, wo vor Kurzem noch Gras wuchs. Das verarmte Köln schickte sich schon an das reiche Straßburg zu überflügeln, in dem einst so schmutzigen Coblenz sahen die Rheinschiffer jetzt eine lange Zeile stattlicher Häuser über die neue Festungsmauer aufragen; alle preußischen Städte in den Rheinlanden nahmen rascher zu als die französischen und die kleinfürstlichen. Der niederrheinische Gewerbfleiß erholte sich so schnell, daß die Wupperthaler schon im Jahre 1821 ihre rheinisch-westindische Compagnie gründen konnten, und zu diesen altberühmten Industrieplätzen trat jetzt ein neuer hinzu: das Kohlenbecken von Saarbrücken. Die Staatsbergwerke dort förderten im Jahre 1815 mit 500 Arbeitern 1 Mill. Ctr. Kohlen und steigerten ihren Ertrag in kurzer Zeit auf das Zweifache — zur großen Befriedigung des wackeren Bergmeisters Bleibtreu, der einst zuerst dem Staatskanzler erklärt hatte, wie unentbehrlich dies zukunftsreiche Gebiet für Preußen sei. Dem rheinischen Weinbau war die Verbindung mit dem rebenreichen Frankreich nicht günstig gewesen; jetzt erschloß sich ihm der große norddeutsche Markt, und sobald die beiden fröhlichen Weinjahre 18 und 19 den Winzern nach schweren Mißernten wieder Mittel und Muth verschafft hatten, schritt man überall, vornehmlich an der Mosel, zum Anbau neuer Reben, so daß das Weinland in manchen Gemeinden sich verdoppelte und Trevir metropolis jetzt mit besserem Rechte denn je seinen geistlichen Ehrennamen Baccho gratissima führte.

Eine nahezu hoffnungslose Aufgabe erwuchs der neuen Regierung aus jener gräulichen Waldverwüstung, welche der waldesfrohe Germane den Wälschen unter allen ihren Sünden am wenigsten verzieh. Der bergische Bauer ballte die Faust, wenn ihm Einer von dem alten Stolze

des Landes, dem Königsforst und dem Frankenforst sprach. Von allen den hundertjährigen Eichen und Buchen stand keine einzige mehr; und was die Entwaldung der rauhen Höhen des Hunsrücks und der Eifel für das Klima und den Bodenbau bedeutete, das lernte man erst jetzt mit Schrecken kennen, wenn plötzlich nach einem Gewitter die Gießbäche vom Gebirg ins Moselthal herunterstürzten und in wenigen Augenblicken die Fruchterde hinwegschwemmten, welche der arme Winzer in monatelanger Arbeit die steilen Schieferfelsen hinauf getragen. Und welche Massen von Raubzeug hatte die lässige Jägerei der Wälschen aufwachsen lassen. Dicht hinter Bonn, im Kottenforst schoß man noch Wölfe; noch 1817 wurden ihrer 159 im Regierungsbezirk Trier erlegt. Der erste deutsche Forstmann jener Tage, Landforstmeister Hartig, kam selber von Berlin herüber; er hatte sich einst, in den Zeiten der großen Domänenverkäufe, ein bleibendes Verdienst um die alten Provinzen erworben, als er durchsetzte, daß die Wälder nicht mit veräußert wurden. Hier im Westen versuchte er zu retten was noch zu retten war; manche Aufforstung ward begonnen, eine strenge Forstpolizei eingeführt, die unter den Bauern viel Groll erregte; aber wer konnte den Winden wehren, die über das kahle Schiffelland der Eifel strichen? Die ungeheure Verwüstung war nie wieder ganz zu heilen.

Bessere Früchte trug die Umgestaltung des Unterrichtswesens. Als die Preußen einzogen, fand Joh. Schulze die Schule „ruchlos vernachlässigt."*) Da der französische Staat den Volksschulen niemals eine Unterstützung gewährte, so besaß mehr als ein Drittel der Gemeinden gar keine Schule, viele Bauerschaften meinten genug zu thun, wenn sie einem Wanderlehrer im Winter vier Monate lang einen Platz auf einer Tenne einräumten. Drei Fünftel der Kinder wuchsen ohne jeden Unterricht auf. Auch die niederen Lehranstalten der Städte erhoben sich selten über die Leistungen jener berufenen altbischöflichen Schulen, welche den bezeichnenden Namen Silentium führten; nur da und dort hatte ein tapferer Pädagog, wie der Kreuznacher Rector Weinmann, in schwerem Kampfe mit den französischen Behörden, deutschen Geist unter seinen Schülern wach erhalten. Welch eine Arbeit, bis hier der preußische Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht zur Wahrheit wurde. Die Wohlthat kam vor Allen den Katholiken zu gute, deren Schulen am tiefsten darniederlagen; aber die neuen Lehrer aus dem Seminar zu Trier hatten oft einen harten Stand, da viele der rheinischen Pfarrer einst Mönche gewesen und den Anschauungen des Klosters nicht entwachsen waren.

Unhemmbar fluthete der Strom deutscher Bildung wieder über das befreite Grenzland herein. Bis vor Kurzem war das gesammte Rheinland, selbst das rechte Ufer, für den deutschen Buchhandel noch ein todtes Gebiet,

*) J. Schulze, Denkschrift über die Kirche und Schule am Rhein, 31. Decbr. 1816.

sogar das reiche Wupperthal besaß zu Anfang des Jahrhunderts keine einzige Buchhandlung; jetzt bildete sich in Bonn ein neuer Mittelpunkt für den literarischen Verkehr, und der rührige Perthes knüpfte sogleich seine Geschäftsfreundschaften an. Die alten Kölner Patricier sprachen, wie die Straßburger heute, in Gesellschaft französisch, unter sich im Dialekt; die jungen mußten nun doch ein verständliches Hochdeutsch lernen. Manches Jahr ernsten Kampfes und gehässiger gegenseitiger Verkennung sollte noch dahingehen, bis die neue Provinz ihres Staates froh wurde. Wer aber die geistreichen, erregbaren, bildsamen, für alles Fremde empfänglichen Rheinfranken so gründlich kannte wie der treue Arndt, der bezweifelte schon jetzt nicht, daß diesem Volke die Berührung mit dem scharfen altpreußischen Wesen zum Heile gereichen mußte. Nur die Fäulniß seines Staates, nur die Unnatur der Theokratie und der Fremdherrschaft hatte diesen hochbegabten Stamm so tief herabgebracht; nur ein starker Staat konnte ihn emporheben, und das schönste und älteste aller deutschen Lande wieder mit der rüstigen Kraft des neuen nationalen Lebens befruchten. —

---

Dergestalt befand sich das halbe, oder im Grunde das gesammte Staatsgebiet in einem Zustande der Umbildung. Der Staat bedurfte für einige Jahre der monarchischen Dictatur. Gewiß konnte das Werk der Verwaltungsreform seinen Abschluß nur in der Reichsverfassung finden, deren Nothwendigkeit der König selbst in so vielen Kabinetsordres anerkannt hatte; gewiß konnten die unzähligen widerstrebenden Elemente des Staates nur durch die anhaltende Gemeinschaft politischer Arbeit und Parteiung zu lebendiger Staatsgesinnung erzogen werden; aber die Grundlagen der Verwaltung mußten doch erst feststehen, ehe man die Krone mit parlamentarischen Formen umgab. Diese Millionen schwedischer und polnischer, sächsischer und französischer Herzen bedurften der Zeit, um ihren Kummer auszuweinen, in die neuen Verhältnisse sich zu finden. Wer durfte es verantworten, die particularistischen Vorurtheile, die tausend verletzten örtlichen Interessen eines politisch noch gänzlich ungeschulten Volkes sogleich im parlamentarischen Kampfe auf einander platzen zu lassen? die allgemeine Wehrpflicht, die Steuergesetze, die Eintheilung der Provinzen jetzt schon den Angriffen einer Opposition auszusetzen, die von den Lebensbedingungen eines großen Staates nichts ahnte und zum Theil offenbar landesverrätherische Absichten hegte?

Zu Preußens Unheil war der König nicht mehr in der Lage, den Zeitpunkt für die Begründung der Verfassung frei zu wählen. Er selber hatte sich der Freiheit beraubt, als er jene unselige Verordnung vom 22. Mai 1815 unterschrieb, welche die Berufung einer aus den Provinzialständen gewählten Repräsentation des Volkes verhieß. Im selben

Sinne" versprachen sodann die Besitzergreifungspatente den Schwedisch-Pommern und, im Wesentlichen gleichlautend, den Sachsen: „die ständische Verfassung werden Wir erhalten und sie der allgemeinen Verfassung anschließen, welche Wir Unserem gesammten Staate zu gewähren beabsichtigen." Auch den übrigen neuen Provinzen wurden Provinzialstände und Theilnahme an den Reichsständen zugesagt. Das königliche Wort war verpfändet, und stürmisch forderte die patriotische Presse, deren Gedanken sich allein um das constitutionelle Ideal bewegten, die Einlösung des Versprechens. Rasches Handeln schien den Ungeduldigen um so mehr geboten, da die interimistische Nationalrepräsentation, welche den alten Provinzen die letzten Jahre über als gemeinsames ständisches Organ gedient, im Sommer 1815 endlich aufgelöst wurde. Diese Versammlung selbst hatte noch kurz vor ihrem Ende, am 7. April, auf den Antrag des oberschlesischen Deputirten Elsner v. Gronow beschlossen, den König um schleunige Einführung einer definitiven Landesrepräsentation und Wiederbelebung der Provinzialstände zu bitten.*)

Als Hardenberg den König in Wien zur Gewährung jener verhängnißvollen Zusage bewog, stellte man sich die Erfüllung noch sehr leicht vor; der erste Vorschlag ging dahin, daß schon am 1. Juni unter dem Vorsitz des Staatskanzlers eine aus Beamten und aus Eingesessenen der Provinzen gebildete Commission zusammentreten und bis zum 1. Sept. die preußische Verfassung zu Stande bringen sollte. Dies Aeußerste des Leichtsinns wurde noch glücklich abgewendet, da der Krieg vor der Thür stand; die Verordnung schob den Zusammentritt der Verfassungscommission auf den 1. September hinaus. Aber auch dieser Zeitpunkt konnte nicht eingehalten werden, weil der König und seine Räthe den Pariser Congreß nicht verlassen durften. Als sie endlich heimkehrten, da mußten sie nicht nur die Verfassungsarbeit abermals vertagen wegen der unaufschieblichen Verwaltungsorganisation; es zeigte sich auch bald, daß jene von den Liberalen so hoch gepriesene Verordnung nichts anders war als eine unverantwortliche Leichtfertigkeit Hardenbergs, der schwerste von allen seinen politischen Fehlern. Im Jahre 1808 hatten allerdings auf Steins Veranlassung Vincke, Schön und Staatsrath Rhediger einige Entwürfe und Vorschläge für die künftige Verfassung niedergeschrieben; doch von Alledem war wenig mehr zu gebrauchen seit das Staatsgebiet sich verdoppelt hatte. Die neue Verordnung selber bot auch keinen festen Anhalt, ja sie erwies sich, sobald man schärfer zusah, als eine Kette von Räthseln und Widersprüchen. Die Provinzialstände, so befahl sie, sollten hergestellt und aus ihnen der allgemeine Landtag gewählt werden. Aber bestanden denn wirklich noch Stände, welche als eine Vertretung der soeben erst neugebildeten Provinzen gelten konnten? Besaßen sie noch unbestrittene Rechte? Wie sollte

*) Protokolle der Interimistischen Landesrepräsentation, 7. April 1815.

man die ständische Verfassung der neuen Provinzen erhalten und sie der allgemeinen Verfassung anschließen? Hieß das nicht, diese Provinzen als unabhängige Staaten anerkennen und sie zugleich einem neuen Staate einfügen? Und erhielt man ihre Verfassung, durften sie dann nicht fordern, daß die allgemeine Verfassung nur mit Zustimmung ihrer Stände geschaffen werde? Ein Gewirr verwickelter, unlösbarer Rechtsfragen erhob sich hier; der Staat selber forderte den ständischen Particularismus seiner Landschaften heraus, die unbedachte Zusage der Krone gab das Signal zu einem Verfassungskampfe, der die Grundfesten der schwer errungenen Staatseinheit bedrohte.

So unglücklich die Form der Verordnung vom 22. Mai, ebenso umfassend war der Plan, der ihr zu Grunde lag. Hardenberg nahm die weitgreifenden Reformgedanken aus Steins kräftigsten Tagen wieder auf; er beabsichtigte eine neue Kreis- und Gemeindeordnung für den gesammten Staat, aus den Kreisständen sollten dann die Provinzialstände, aus diesen die Reichsstände hervorgehen. Nichts lag seinen Ansichten ferner als eine geistlose Nachahmung der französischen Charte von 1814; vielmehr versuchte er die Formen der alten deutschen Landstände umzubilden für die Zwecke des modernen Repräsentativsystems. Die königliche Verordnung gebrauchte die Worte „Repräsentation des Volks“ und „Stände“ abwechselnd als gleichbedeutende Ausdrücke; die Absicht war, einen in drei Stände gegliederten Reichstag zu bilden, der aber gänzlich auf dem Boden des Staatsrechtes stehen, nicht die wohlerworbenen Rechte einzelner privilegirter Klassen, sondern die Interessen des gesammten Volks vertreten sollte. Der Plan stimmte zu den Anschauungen der Zeit; denn obwohl die Eintheilung der Nation in Ritterschaft, Bürger und Bauern den Zuständen der modernen Gesellschaft, namentlich im Westen, längst nicht mehr entsprach, so war doch die öffentliche Meinung noch daran gewöhnt. Auch die neuen süddeutschen Verfassungen gingen von ähnlichen Grundsätzen aus: die erste Kammer war überall eine altständische Körperschaft, im Wesentlichen eine Adelsvertretung, die zweite Kammer in der Regel in mehrere ständische Gruppen gegliedert. In Preußen bestanden die neuen Kreisversammlungen, wie die Nationalrepräsentation von 1811, aus den Vertretern der drei Stände; und obgleich der Staatskanzler für sociale Unterschiede keine Vorliebe hegte, so erkannte er doch die Nothwendigkeit, die Neuerungen an das Gewohnte und Hergebrachte anzuschließen.

Aber selbst eine solche zwischen dem Alten und dem Neuen vermittelnde Verfassung begegnete in Preußen einem Widerstande, den die Staaten des Südens nicht zu überwinden hatten; er entsprang den großen, mannichfaltigen Verhältnissen dieses Staats und jener klugen Schonung, welche die Hohenzollern in dem langen Kampfe gegen die ständische Libertät immer bewiesen. In den Staaten des Rheinbundes waren die alten Landtage durch die rohen Fäuste eines despotischen Beamtenthums längst be-

seitigt, der Bau der neuen Verfassungen erhob sich hier auf einer kahlen Fläche; nur in Württemberg versuchten die aufgehobenen Stände ihre Rechte wiederzuerlangen. In Preußen aber hatten sich fast überall noch schwache Reste der alten Territoriallandtage erhalten. Da rief plötzlich die vieldeutige königliche Verheißung uralte längstvergessene Ansprüche in den kraftlosen Körpern wach; der Schutt und Moder der Jahrhunderte stäubte durch die Luft. Der Kampf der Staatseinheit gegen die Kleinstaaterei, nahezu ausgefochten auf dem Gebiete der Verwaltung erneuerte sich in der Verfassungsfrage. Während die Masse des Volkes in tiefer Abspannung verharrte, fanden allein die altständischen Ansprüche rührige, thatkräftige Vertheidiger, und da den Völkern nur geschenkt wird, was sie sich selbst verdienen, so erschienen die alten Landstände mächtiger als sie waren und errangen schließlich noch einen halben Erfolg.

Welch ein Abstand, wenn man hinüberblickte von der monarchischen Verwaltung Preußens zu seinen Landständen! Dort Alles Einheit, Ordnung, Klarheit, hier ein unübersehbares Durcheinander, fast jedes Recht bestritten. Die ständischen Landschaften deckten sich nirgends mit den Verwaltungsbezirken des Staats; ihre Verfassung ruhte durchgängig auf den privatrechtlichen Gedanken des Patrimonialstaats, war von den Rechtsbegriffen des modernen Staats durch eine weite Kluft getrennt; nirgends bestand eine Vertretung aller Klassen. Die Befugnisse der Stände beschränkten sich zumeist auf die Verwaltung der ritterschaftlichen Creditanstalten und Feuersocietäten, auf die Repartition einiger Steuern u. dgl. Weitaus am kräftigsten hatte sich das alte Ständewesen in Ostpreußen behauptet, weil hier doch ein Theil der Bauern, die Kölmer, im Landtage vertreten war. Noch im Frühjahr 1813 hatte der Königsberger Landtag seine Tüchtigkeit erprobt, und recht aus dem Herzen ihrer Landsleute erklärten die Stände des Mohrunger Kreises dem Staatskanzler: diese alte von den Vorfahren ererbte Verfassung sei allein dem deutschen Nationalgeist angemessen.*) In Westpreußen dagegen waren alle ständischen Befugnisse zweifelhaft. Nachdem Friedrich der Große die alten polnischen Stände aufgehoben, hatte sein Nachfolger in seinem Gnadenjahre eine Verordnung über die ständischen Rechte erlassen. Sie blieb unausgeführt. Während der Kriegsjahre berief die Regierung mehrmals ständische Versammlungen, deren Zusammensetzung sie selber bestimmte. Was in Wahrheit zu Recht bestehe, wußte Niemand zu sagen, noch weniger, ob Danzig und die Warschauer Landestheile, die jetzt zu der Provinz hinzutraten, einen Antheil an den ständischen Rechten beanspruchen durften.

In Pommern bestanden noch dem Namen nach die hinterpommersche und die vorpommersche Landstube, eine Vertretung der Prälaten, der Ritterschaft und der Immediatstädte, ohne jede Theilnahme der Bauern und

*) Eingabe der Mohrunger Kreisstände, 4. Sept. 1816.

der kleinen Städte. Aber der vormals übermächtige Landtag war seit 1810 nicht mehr versammelt worden; seit der Bauernstand mit Eifer die neuen Kreisversammlungen beschickte, gerieth die alte Oligarchie dermaßen in Vergessenheit, daß die Stargarder Regierung in Berlin anfragte, ob die Landstuben noch bestünden. Der Bescheid lautete, das werde sich erst entscheiden, wenn über die Herstellung der Provinzialstände beschlossen sei.*) In Schlesien hatte Friedrich der Große die Fürstentage der kaiserlichen Zeit bis auf die letzte Spur beseitigt.

Um so lauter redeten Hardenbergs alte Gegner, die kurmärkischen Stände. Eigenthümlich war diesem Landtage, der wie in Pommern nur die Prälaten, die Ritterschaft und die Immediatstädte vertrat, eine alte überaus verwickelte Schuldenverwaltung, „die kurmärkische Landschaft“. Die Stände hatten im sechzehnten Jahrhundert bedeutende landesherrliche Schulden übernommen und verwalteten seitdem zu deren Verzinsung den Ertrag einiger Auflagen, welche aber nicht von ihnen selbst, sondern von dem vielgeplagten „contribuablen Stande“ bezahlt wurden. Es war das Musterbild einer feudalen Verwaltung, die ja überall, gleich dem feudalen Heerwesen, durch unerreichte Kostspieligkeit sich auszeichnete. Eine Einnahme von 300,000 Thlr. jährlich wurde erhoben mit einem Aufwande von 50,000 Thlr. an Gehalten und Diäten.**) Nachdem die Krone schon in den ersten Jahren der Hardenbergischen Verwaltung die Marsch- und Molestienkasse nebst einigen anderen Eigenthümlichkeiten des ständischen Ausschusses aufgehoben hatte, stand jetzt ein neuer Schlag unausbleiblich bevor. Da der Staat sein Schuldenwesen ordnete, so mußte er auch jene märkische Schuld wieder auf seine eigenen Schultern nehmen; die Tage der kurmärkischen Landschaft waren gezählt. Also begann die kräftigste Stütze der altständischen Macht zu versinken, und schwer besorgt baten einige Deputirte der Ritterschaft den König um Wiederherstellung der alten Verfassung und Anhörung der Stände wegen etwa nöthiger Aenderungen.***) Auch die Neumark besaß ihren „Ober- und Unterstand“, die Altmark und das Cottbuser Land verlangten wieder einzutreten in die Stände Brandenburgs. Die unglückliche Verordnung vom 22. Mai gab allen diesen Bestrebungen neue Kraft und einen Schein des Rechts. Und — so zauberisch wirkte das Wort Verfassung auf dies unerfahrene Geschlecht — der Vertreter des wohlweisen Berlinerthums, der Bonapartist Fr. Buchholz nahm eifrig Partei für den feudalen Adel; er wurde der literarische Wortführer der Altständischen, pries in seinem „Journal für Deutschland“ die alte kurmärkische Verfassung und schloß zufrieden: „so war eine Constitution wirklich vorhanden.“

*) Eingabe der Regierung zu Stargard, 29. April 1814.

**) Bericht der Potsdamer Regierung, 6. Decbr. 1809.

***) Eingabe der kurmärkischen ritterschaftlichen Deputirten 13. August 1814.

Das Ständewesen der alten Provinzen erschien immerhin noch wohl geordnet neben den chaotischen Zuständen der neu erworbenen Landestheile. Wie war Schwedisch-Pommern stolz auf „unsere alte Verfassung"; nur schade, daß Niemand wußte, was darunter zu verstehen sei. Die alte Landschaft „der Kreise und Städte" Vorpommerns war schon 1806 durch König Gustav IV. Adolf aufgehoben und an ihrer Statt die schwedische Verfassung mit ihren vier Ständen eingeführt worden — unter dem Jubel der Bauern, die jetzt endlich eine Vertretung fanden. Vier Jahre darauf brachte ein abermaliger Gewaltstreich der Krone Schweden eine neue Verfassung, die aber niemals ins Leben trat. Der vorpommersche Patriot konnte also nach Belieben für drei verschiedene vaterländische Verfassungen sich begeistern. In der That gebärdeten sich „Kreise und Städte", als sei gar nichts vorgefallen in diesen neun Jahren, sie traten als die rechtmäßige Vertretung des Landes auf und bestürmten den König mit ihren Beschwerden. Die Bauern und Pächter aber — an ihrer Spitze die beiden unermüdlichen Ludwig Arndt und Christ. Lüders — verwahrten sich dawider: sie hätten die Verfassung von 1806 beschworen, könnten nur diese als zu Recht bestehend ansehen.*)

In Posen bestand noch ein Deputirtenrath, das will sagen: ein Generalrath im napoleonischen Stile. Da diese Versammlung von der Warschauer Regierung ernannt war und überdies nur einen Bestandtheil des aufgehobenen Präfektursystems bildete, so wurde sie von Preußen, mit vollem Rechte, nicht als ein ständischer Körper angesehen und am 26. Aug. 1818 aufgehoben.

Eine unglaubliche Verwilderung ständischer Anarchie stellte sich in Sachsen heraus — ein Zustand, wovon Hardenberg offenbar gar nichts ahnte, als er die Verordnung vom 22. Mai entwarf. Jeder der sieben Theile des Herzogthums Sachsen besaß seine eigene Ständeversammlung, und da das Stillleben des Junkerthums hier niemals durch die strenge Hand eines starken Königthums gestört wurde, so schloß sich die ständische Oligarchie durch peinliche Ahnenproben von dem Pöbel ab; noch unlängst hatte König Friedrich August einen Grafen von jungem Adel zurückgewiesen von der heiligen Schwelle der Lausitzer Stände. Man hielt in diesen Kreisen für selbstverständlich, daß den an Preußen gekommenen Stücken der sächsischen Erblande noch alle die Rechte zuständen, welche der Landtag des Königreichs Sachsen besessen, und verlangte sogar ein abgesondertes Staatsschuldenwesen zu behalten. Als der Staatskanzler in der Niederlausitz, die jetzt nur noch einen Bruchtheil der neuen Provinz Brandenburg bildete, den alten Landtag vorderhand nicht einberufen wollte, da erwiderten die Stände der Landschaft: „Der Inhalt dieser Verordnung, die mit wenigen inhaltsschweren Worten uns Alles nimmt, was

*) Eingabe vom 20. Juli 1816.

uns bisher das Theuerste gewesen: unsere wohlbegründete Gerechtsame, unsere verfassungsmäßige Wirksamkeit, unsere gerechten Hoffnungen und unseren kindlichen Glauben — hat uns tief erschüttert." Sie forderten sodann, „als Repräsentanten des Volks, als bisherige Theilhaber an der Verwaltung und Gesetzgebung", gehört zu werden bei der Berathung der neuen Verfassung. Die Stände des Fürstenthums Querfurt versuchten zweimal eigenmächtig sich als Kreisstände zu constituiren, was verboten wurde. Als die preußischen Stempelgesetze in Sachsen eingeführt wurden, richteten die Stände des thüringischen Kreises eine leidenschaftliche Beschwerdeschrift an den König, worin sie drohend erklärten, dieser Schritt habe „alte Erinnerungen geweckt". Die Bürger und Bauern hingegen erhoben hier wie in Vorpommern laute Einsprache wider das Gebahren der adlichen „Repräsentanten des Volks". Bürgerliche Gutsbesitzer der Görlitzer Gegend verlangten, indem sie den gerechten Sinn der neuen Regierung dankend anerkannten, gänzliche Umgestaltung der Landstände, da „der gegenwärtige Zustand nur auf den doch wohl schwachen Anker der Antiquität zu stützen sei". Die gleiche Bitte stellten die Stadtverordneten von Naumburg, denn „die alten Stände vertraten nur ihr eigenes Interesse, die ständische Verfassung verbarg unter dem Scheine der Gesetzmäßigkeit die ärgste Tücke". Präsident v. Schönberg aber sendete dies Schriftstück nach Berlin mit der Versicherung, darin sei das Urtheil aller Gebildeten der Provinz ausgesprochen.*)

Da die Verordnung vom 22. Mai die Wiederherstellung der Provinzialstände, „wo sie mit mehr oder minder Wirksamkeit noch vorhanden sind", anbefahl, so gedachten auch die alten Stände in den Provinzen westlich der Elbe von dem vieldeutigen königlichen Worte Vortheil zu ziehen. Sie waren zwar allesammt durch Frankreich, Westphalen, Berg und Darmstadt aufgehoben. Doch irgend ein verwittertes Trümmerstück aus den altständischen Institutionen war fast überall noch stehen geblieben; überdies berief man sich auf den Artikel 24 des Tilsiter Friedens, kraft dessen die neuen Landesherren alle die Verpflichtungen zu erfüllen hatten, welche bisher dem König von Preußen obgelegen, und schloß daraus, die von den Rheinbundsregierungen beseitigten ständischen Rechte träten jetzt ohne Weiteres wieder in Kraft. Am frühesten regte sich der Adel der Grafschaft Mark, der schon während des Krieges um Herstellung der „alten guten Verfassung" gebeten hatte. Bei der Huldigung erneuerten die Stände ihre Forderung: „wir sind Markaner und lieben als solche unser besonderes Vaterland." Seitdem wurde dies Verlangen von dem Wortführer der Stände, Freiherrn v. Bodelschwingh-Plettenberg, in unzähligen Ein-

*) Eingabe der Stände der Niederlausitz 4. Decbr. 1816. Berichte der Merseburger Regierung, 8. August 1817, 24. Oktbr. 1819. Eingabe von bürgerlichen Gutsbesitzern der Oberlausitz 1. März 1818. Eingabe der Naumburger Stadtverordneten 31. Decbr. 1817.

gaben wiederholt: „Unsere Verfassung hat wohlthätig bestanden, ehe der preußische Staat eine Verfassung hatte. Daß der Entwurf dieser noch nicht vollendet ist, kann daher kein Hinderniß sein die unserige in ihren Grenzen zu lassen." Nach wiederholten Beschwichtigungsversuchen verbot endlich Hardenberg dem unermüdlichen Kläger, den ständischen Titel zu führen und stellte später (10. Mai 1820) den allgemeinen Grundsatz auf: wo die alten Stände durch die von Preußen im Tilsiter Frieden anerkannte Fremdherrschaft aufgehoben sind, da bleiben sie aufgehoben bis zur Einführung der neuen Provinzialstände.*) Der Grundsatz war rechtlich unanfechtbar, da die preußische Regierung für die Gewaltstreiche der Fremdherrschaft nicht einzustehen hatte, und eine politische Nothwendigkeit, denn in dem Augenblicke, da man das Alte neugestalten wollte, konnte der alte Zustand doch nicht einfach wieder hergestellt werden.

Jene Bestrebungen der markanischen Stände bildeten nur ein Glied in der Kette einer weitverzweigten Adelsbewegung, welche die gesammten westphälisch-niederrheinischen Lande durchzog und zunächst darauf ausging, die alte ständische Union von Jülich, Cleve, Berg und Mark wiederherzustellen. Leider schloß sich auch Stein diesem Adel an. Der große Staatsmann erkannte zwar, daß die neue Verfassung unmöglich mit den alten Ständen vereinbart werden konnte; er wollte freie Hand für den König „mit Berathung derer, die er zum Berathen beruft", und warnte seine Landsleute vor den ausschweifenden Forderungen des kurmärkischen Adelshochmuths. Aber voll leidenschaftlichen Hasses gegen Hardenberg, erbittert über den zögernden Gang der Regierung, begünstigte er doch die künstlichen und rechtswidrigen Wiederbelebungsversuche der rheinisch-westphälischen Stände; er sah darin einen heilsamen Stachel für die Regierung, während sie in Wahrheit ein Hemmschuh waren für jede durchgreifende Reform. Sein aristokratischer Sinn ward härter und schroffer, da er alterte; sein Eigenthümerparlament verstand er jetzt als eine Vertretung des Grundeigenthums allein; nicht der große Grundbesitz, sondern der Adel sollte den ersten Stand bilden. Und mit welcher seltsamen Gesellschaft trat der Freiherr jetzt in Verbindung. Da war im Jülichschen jener Mirbach, der die Ahnenprobe für die adlichen Landstände wünschte. Und im Münsterlande Graf Merveldt, der für jedes der alten Territorien Westphalens eine besondere Ständeversammlung forderte; aus ihnen sollten dann die Abgeordneten zum Provinziallandtage gewählt werden: „Diese Monarchie bildet sich aus Ländern und Staaten, welche Verfassungen hatten, die, dem Himmel sei Dank, durch keine Revolution aufgelöst sind". Nun wandten sich auch die Stände des Fürstenthums Paderborn an den

*) Vorstellung der Huldigungsdeputirten der Grafschaft Mark an Minister v. d. Reck 20. Oktbr. 1815. Eingaben der Stände an den Staatskanzler 20. März, 2. Juni 1817 u. s. w. Erwiderungen Hardenbergs 18. Mai 1817, 10. Mai 1820.

König, baten um ihre Wiederherstellung. Noch weiter gingen die Landräthe v. d. Horst und v. Borries als Deputirte der Mindener Stände; sie verlangten Wiederaufrichtung der alten Verfassung, mindestens insoweit, daß die Mindener Nation ihre Steuern selbst bewillige und die Landesbewaffnung von ihren Ständen geleitet werde.*) Die altständische Bewegung griff täglich weiter um sich. Selbst im Herzogthum Magdeburg, dessen Stände schon lange vor den Tagen des Königs Jerome gar nichts mehr gegolten hatten, auch in der Grafschaft Hohenstein und im Eichsfelde wurden Stimmen laut, welche die alten Landtage zurückverlangten.

Solchen Ansprüchen gegenüber konnte die Staatseinheit nur dann gewahrt werden, wenn das Verfassungswerk allein von der Krone ausging. Die Nachrichten aus Württemberg, wo der König soeben mit einer altständischen Versammlung sich vergeblich über eine neue Verfassung zu verständigen versuchte, hinterließen in Berlin tiefen Eindruck. Wer durfte nach diesen Erfahrungen auch nur daran denken, die preußische Verfassung mit zwanzig oder mehr altständischen Landtagen zu vereinbaren? Man bedurfte eines Neubaues. Die neuen Provinzialstände mußten sich anschließen an die modernen Provinzen, nicht an die alten Territorien, und neben dem Adel auch den Städten und dem kleinen Grundbesitze eine angemessene Vertretung bieten. Zugleich lehrte das Wiedererwachen des ständischen Particularismus, wie stark die centrifugalen Kräfte noch waren; darum schien unerläßlich, den Provinzialständen den Reichstag auf dem Fuße folgen zu lassen.

Dies Alles hatte Hardenberg klar erkannt. Unter den Ministern aber herrschte vollständige Rathlosigkeit. Sie standen einem durchaus neuen Probleme gegenüber und betrachteten den zähen Widerstand der neuen Provinzen, den Lärm der alten Stände mit schwerer Besorgniß. Während Ancillon in vertraulichen Gesprächen sich schon der Wünsche der Altständischen annahm, war Klewiz der Erste, der ihnen offen entgegenkam. Ein ehrlicher Gegner der feudalen Partei, hatte der wackere Mann doch von jeher die Berechtigung der particularistischen Kräfte des Staats überschätzt und daher schon in jener Denkschrift, welche die Wiederherstellung der Provinzialminister empfahl, dem Staatskanzler vorgeschlagen: man möge vorläufig nur Provinzialstände bilden, dann werde die Nation die Reichsverfassung ruhig abwarten. Ein halbes Jahr darauf, im Frühjahr 1817, that er noch einen Schritt weiter nach der altständischen Seite hinüber. Er schrieb eine neue Denkschrift „Was erwarten die preußischen Länder von ihrem König und was kann der König ihnen gewähren?“ und beantwortete seine Frage dahin: „Mehr nicht erwarten diese Länder, alte

*) Graf Merveldt, Eingabe an Minister Altenstein 20. August 1817. Bittschrift der Paderborner Stände an den König 31. August 1816. Eingabe der Stände des Fürstenthums Minden an Hardenberg, 10. April 1815.

sowohl wie neue, als woran sie gewöhnt sind und was jemals sie hatten, so weit es mit der Gegenwart noch verträglich ist."*) Er verlangt also Herstellung der Provinzialstände und erhebliche Erweiterung ihrer Rechte, „nicht etwa, weil der Zeitgeist es gebietet, sondern weil der König will, daß die Wohlfahrt seines Staates und nach dessen Beispiel Deutschland und Europa vorschreite. Durch dieses Mehr wird zugleich eine Ausgleichung oder allgemeine Verfassung für die verschiedenen Länder oder Provinzen sich bilden lassen." Dergestalt bleibe die Selbständigkeit des Landesherrn gesichert, die durch einen allgemeinen Landtag leicht geschädigt werden könne. — So war denn zum ersten male in einem amtlichen Aktenstücke die Ansicht ausgesprochen, daß eine Verfassung für den Gesammtstaat überflüssig, ja gefährlich sei; die reactionäre Partei am Hofe wie die Altständischen säumten nicht, die Aeußerungen des ängstlichen Ministers für sich zu benutzen. Hardenberg aber widersprach lebhaft; auch der König war noch nicht gewonnen.

Klewiz schlug ferner vor: „Zuerst müßte das Jemals-Bestandene einzeln ausgemittelt werden;" Abgesandte des Staatsraths sollten die einzelnen Provinzen bereisen, um die altständischen Verhältnisse kennen zu lernen und an Ort und Stelle mit den Eingesessenen über die Verfassungswünsche der Provinzen sich zu besprechen; die Einberufung von Notabeln in die Verfassungscommission selbst, wie sie in der Verordnung vom 22. Mai befohlen war, erscheine hochbedenklich Angesichts der württembergischen Ereignisse. Der Rathschlag war wohlgemeint; denn allerdings konnte bei der zerfahrenen Unsicherheit der öffentlichen Meinung eine Notabelnversammlung in Berlin leicht zum Tummelplatze socialer Leidenschaften und particularistischer Gelüste werden. Da aber das Ministerium sich noch nicht einmal über die Grundzüge der Verfassung verständigt hatte, so erwuchs aus der vorgeschlagenen Bereisung der Provinzen eine andere kaum geringere Gefahr. Aus den Debatten einer Notabelnversammlung mußte doch irgend eine Durchschnittsmeinung hervorgehen; befragte man dagegen einige hundert Notabeln einzeln in ihrer Heimath, so ergab sich nothwendig ein Durcheinander grundverschiedener subjectiver Ansichten, das den schwankenden Entschluß der Krone zu verwirren und zu lähmen drohte. Diese Gefahr wurde nicht erkannt, es überwog die Sorge vor den Wirren einer constituirenden Versammlung. Der König genehmigte die Bereisung der Provinzen. —

Unter solchen Umständen wurde am 7. Juli 1817 die Verfassungscommission zum ersten und einzigen male versammelt. Sie bildete, wie sich von selbst verstand, eine Abtheilung des Staatsraths und bestand aus zweiundzwanzig Mitgliedern desselben. Hardenberg theilte ihr mit, der König halte für einfacher und sicherer, statt die Eingesessenen nach Berlin zu be-

*) Klewiz' Denkschrift vom 28. April 1817, dem Staatskanzler eingereicht am 1. Juni.

rufen, vielmehr drei Commissäre in die Provinzen zu senden. Altenstein war für die westlichen Provinzen bestimmt, Beyme für Pommern und Preußen, Klewiz für Brandenburg, Sachsen, Schlesien, Posen. Erst wenn die Berichte der drei Abgesandten vorlägen, sollte die Commission ihr Gutachten abgeben. Der Staatskanzler erklärte zugleich in einer längeren Ansprache: die älteren Landstände seien wahre Hemmräder in der Staatsmaschine gewesen; seine Verbesserungen und seinen Flor verdanke der Staat dem Genie seiner Regenten; aber da der jetzige Zustand nicht ohne großen Nachtheil fortdauern könne, da die Nation reif und würdig sei, eine dauernde Verfassung und Repräsentation zu erhalten, da sie durch die tapfere Vertheidung des Vaterlandes und die Erkämpfung der Selbständigkeit desselben ein seltenes Beispiel staatsbürgerlicher Tugend und Treue gegen den König gegeben habe, so sei der König zu dem freiwilligen Entschlusse gekommen, eine repräsentative Verfassung zu geben. Daran schloß sich die bestimmte Angabe der Schranken, welche der Monarch seiner Gewährung gesetzt habe: „S. Maj. wollen die künftigen Stände gern über die zu gebenden Gesetze hören, aber Höchst Ihr bestimmter Wille ist, ihnen nur eine berathende Stimme einzuräumen, mit ausdrücklicher Ausschließung von aller Einmischung in die Verwaltung.“

Im Spätsommer und Herbst vollzogen die drei Minister ihre Rundreise. Sie waren beauftragt sich über alle ständischen Institutionen, die jemals in den Territorien bestanden, genau zu unterrichten und für die Zukunft vornehmlich zwei Fragen zu stellen: ob eine Vertretung des Bauernstandes neben Adel und Städten möglich und nützlich sei? und ob man Reichsstände wünsche oder blos Provinzialstände? Im Ganzen wurden gegen 300 Personen um ihre Ansicht befragt (in Schlesien 57 Notable). Die weitaus größere Hälfte gehörte dem Landadel an, was sich aus den bisherigen ständischen Verhältnissen nothwendig ergab; doch gaben auch Kaufleute und Gewerbtreibende, Bürgermeister und Geistliche in großer Zahl ihre Meinung ab, in den Küstenprovinzen wendete sich Beyme mit Vorliebe an die bürgerlichen Klassen. Dagegen wurden aus dem Bauernstande nur Wenige gehört, die Meisten in Schlesien und Magdeburg, kein Einziger in den vormals sächsischen Landestheilen, wo der Bauer kaum erst begann sich von dem Drucke der Adelsherrschaft zu erholen.

Zieht man die Summe aus dem Gewirr der zumeist treuherzig, mit deutschem Freimuth vorgetragenen Ansichten, so erhellt unwidersprechlich: eine durchgebildete öffentliche Meinung oder gar ein leidenschaftlicher Volkswille, der auf die Krone hätte drücken können, bestand noch nicht, die altständische Bewegung fand nicht nur kein Gegengewicht im Volke, sondern eine starke Unterstützung an dem naiven Particularismus der Provinzen. Provinzialstände wünschte man fast überall; sehr vereinzelt stand der Präsident v. Motz, der um der Staatseinheit willen lediglich einen Reichstag verlangte. Dagegen erklärten sich zahlreiche Stimmen für Provinzialstände

ohne Reichsstände, die Einen aus Particularismus, Andere aus Furcht vor der Erschütterung des Thrones. Daß die Provinzialstände an die neugebildeten Provinzen sich anschließen müssen, leuchtet den Meisten ein; jedoch werden mehrfach Landtage für die Regierungsbezirke, öfter noch Stände für die althistorischen Territorien gefordert. Desgleichen von der Form der Reichsstände hegt man grundverschiedene Vorstellungen. Manche denken an ein Parlament, Andere an eine kleine Körperschaft von 40 Köpfen, die zu den Sitzungen des Staatsraths hinzugezogen werden soll. Die Frage: ob Ein- oder Zweikammersystem? wird selten aufgeworfen. Auch über die Vertretung des Bauernstandes ist man nicht einig. Die Mehrzahl spricht dafür, aber viele Edelleute und Bürger bezweifeln, ob sich eine genügende Anzahl „tauglicher Subjecte“ (so lautet der stehende Ausdruck) in dem jungen Stande finden lasse. Dem Landadel graut besonders vor Bauernadvocaten; er verlangt durchaus, daß die Bauerschaft nur durch Bauern vertreten werde. Eine keineswegs unbeträchtliche Minderheit, Männer aus allen Ständen erklären kurzab, das Volk sei noch nicht reif für ständische Vertretung, eine geordnete Verwaltung genüge. Sehr häufig wird als einziger Grund für die Verfassung mit kindlicher Harmlosigkeit angegeben: der König hat sein Wort verpfändet, er muß es einlösen, im Uebrigen erwarten wir Alles von seiner Gnade. Am Erfreulichsten erscheint in diesem Chaos unreifer Ansichten das instinctive Verständniß für den Zusammenhang von Verfassung und Verwaltung, das die Preußen vor den Süddeutschen jener Tage auszeichnete. Dank den alten Traditionen des Staats und vornehmlich den Stein-Hardenbergischen Reformen verstand hier fast Jedermann die Bedeutung der Verwaltungsfragen zu schätzen; man sah in der Verfassung nicht den Beginn eines neuen Staatslebens, sondern die Ergänzung, den Abschluß der in der Gemeinde- und Kreisverwaltung begonnenen Reformen. Der Einfluß französischer Theorien zeigte sich noch fast nirgends, ständische Gliederung galt als selbstverständlich.

Nur die Posener Notabeln standen schon auf der Höhe neufranzösischer Bildung. Wie nach einer stillen Verschwörung stimmten die polnischen Edelleute, welche Klewiz befragte, fast allesammt überein in dem Verlangen nach einem unabhängigen Provinziallandtage, der das Schulwesen leiten, die Beamten vorschlagen und ein gesondertes Budget unter der Controle einer Provinzial-Rechenkammer verwalten sollte. Der unvermeidliche General v. Kosinsky überreicht den Entwurf einer auf dem Gleichgewicht der Gewalten beruhenden preußischen „Foederativverfassung“: C'est la Prusse qui doit faire l'époque dans le siècle constitutionnel. Preußen hat bisher zu seinen Völkern gesagt: „Ihr sollt Heloten sein, zusammengehalten durch Soldaten und eine herrschende Beamtenkaste;“ jetzt muß der Staat seine Pflicht erkennen, „eine um so zärtlichere Mutter zu sein,

da er das Unrecht Europas gegen die unter seinem Adler vereinigten Völker anerkennen muß." Also — Umwandlung Preußens in eine Foederation unabhängiger Provinzen mit Provinzialständen und Provinzialtruppen! Herr v. Bojanowsky verlangt eine „Erklärung der Menschenrechte"; Herr v. Morawsky findet die Menschenwürde nur da vollkommen gewahrt, wo „ein Obermensch" regiert, beschränkt durch einen Sénat conservateur und eine Deputirtenkammer. Auch einzelne Deutsche zeigen sich angesteckt von der diese Landschaft beherrschenden französischen Bildung. Der Regierungsdirector v. Leipziger bringt einen vollständigen „Constitutionsentwurf" nach der wohlbekannten Pariser Schablone (§ 1. Das Haus Hohenzollern regiert in ununterbrochener Linie nach den bestehenden Hausgesetzen. § 16. Die christliche Religion ist die Religion der Nation u. s. w.). Offenbar waren solche Ansichten des polnischen Adels, mit ihren kaum versteckten Hintergedanken, wenig geeignet, die Krone für die Nachahmung französischer Institutionen zu gewinnen; doch sie lehrten noch eindringlicher, wie gefährlich es sei, sich mit Provinzialständen zu begnügen. Auf diesen letzteren Punkt legte der Oberpräsident Zerboni großes Gewicht; er fragte warnend: „wollen wir eine Cantonalverfassung wie in der Schweiz einführen?" „Noch sind wir keine Nation — sagt sein Votum. Wir existiren nur in der Idee und erlöschen mit ihr. Es liegen große Ereignisse im Schooße der Zukunft. Sie wird sie an Preußen anknüpfen. Wir haben keinen Nebenbuhler, wenn wir die Rolle begreifen, die uns zugefallen ist." Darum Reichsstände für den Gesammtstaat, beschließend, nicht blos berathend.*)

Im Rheinland standen sich die Ansichten sehr schroff gegenüber. Auf der einen Seite die altständische Agitation der niederrheinischen Adelichen; zu ihnen gesellte sich jetzt der Freiherr v. Nagel mit einem unerlaubt gründlichen Werke über die jülich-cleve-bergischen Stände, und der alte kurtriersche Syndicus Hommer, der den trierschen Landtag mitsammt seiner geistlichen Curie wiederherstellen wollte. Dem gegenüber die demokratischen Anschauungen einer ganz modernen bürgerlichen Gesellschaft und, namentlich unter den eingebornen Beamten, vereinzelte constitutionelle Ideen, die an Frankreichs Nachbarschaft gemahnten. Zwar die Stadräthe von Köln und Trier erinnerten nur in allgemeinen Sätzen an die verheißene Verfassung, als der König in jenem Sommer die Provinz bereiste, und auch Benzenberg, der sich mit den Gutsbesitzern des Crefelder Kreises an den Monarchen wendete, bat nur um berathende Stände. Präsident Sethe dagegen überreichte dem Minister Altenstein eine Denkschrift, welche den Reichstag allein aus Wahlen hervorgehen ließ, allen selbständigen Staatsbürgern das Wahlrecht gab, nur die Mediatisirten, als nicht steuerpflichtig, ausschloß.

---

*) Klewiz, Bericht über die Bereisung von Posen u. s. w. Zerboni, Votum vom 28. Novbr. 1817.

Ueber die altständische Verfassung sagte er kurzab: „sie war nur ein Schattenbild und Blendwerk von Repräsentation.“ Gleichen Sinnes forderte ein Düsseldorfer Richter eine Interessenvertretung für die socialen Klassen, mit Ausschluß des Adels. Eine andere rheinische Denkschrift verlangt eine erste Kammer von lebenslänglich Berufenen aus den Reihen des Grundbesitzes, des Großkapitals, der Intelligenz, und eine zweite Kammer, die von allen selbständigen Staatsbürgern in indirekten Wahlen gewählt wird und das gesammte Volk vertritt. Das sei die nothwendige Ergänzung der allgemeinen Wehrpflicht. Also kündigten sich hier bereits Gedanken an, welche erst das Jahr 1848 zur Reife bringen sollte. Mächtig waren sie noch nicht; denn die Masse der Rheinländer lebte allein den Sorgen des Handels und Wandels, weder die constitutionelle Bewegung noch die teutonische Schwärmerei der Jugend fand bei ihnen starken Widerhall. In Westphalen scheint Altenstein vornehmlich mit dem Adel gesprochen zu haben; von einer Unterredung mit Stein schieden beide Theile gleich befriedigt.*)

In den östlichen Provinzen stritt man sich vornehmlich über die Frage, ob der kaum erst befreite Bauernstand schon fähig sei zur landständischen Wirksamkeit. Den Adel Vorpommerns fand Beyme noch ganz und gar erfüllt von altständischen Anschauungen; nur wenige Edelleute wünschten Reformen, vor Allen Fürst Putbus, „ein wahrer Bauernfreund“. Mit geringem Erfolge versuchte der Greifswalder Professor Schildener in einer Flugschrift den privilegirten Klassen zu erweisen, daß kein anderer Stand den pommerschen Geist so treu bewahre wie die mißachteten Bauern. Unter den Notabeln von Hinterpommern überwog ebenfalls der Wunsch nach Herstellung der alten Verfassung; indeß hielt man die Aufnahme der Bauern für unvermeidlich. „Der gute und rührige Geist,“ den das Jahr 1813 in Ostpreußen erweckt hatte, berührte den Minister wohlthuend. Hier galt die Vertretung des Bauernstandes überall als nothwendig. In Westpreußen wurde Beyme überrascht durch die allgemeine politische Gleichgiltigkeit: die Städte klagten lebhaft über die ungewohnten Lasten der Städteordnung, der Adel sprach zumeist gegen die Landstandschaft der bürgerlichen Rittergutsbesitzer.**)

Die Mehrzahl der schlesischen Notabeln war für die Vertretung aller drei Stände in Niederschlesien; doch wurde fast allgemein bezweifelt, ob der oberschlesische Bauer für politische Thätigkeit reif sei. Selbst der hochconservative Feldmarschall York erklärte — so stark war der Eindruck des königlichen Worts gewesen: — „Die monarchische Verfassung und Verwaltung, so wie sie unter Friedrich dem Großen war, ist mir die liebste und beste. Indeß ist dem Lande Constitution und Repräsentation ver-

*) Commissionsakten, die Bereisung der westlichen Provinzen betreffend.
**) Beymes Bericht über die Bereisung von Pommern und Preußen.

sprochen, und das Wort muß gelöst werden. Auch so bald als möglich, weil die Fortdauer großer Lasten doch Unzufriedenheit nährt und bei den Waffen in der Hand des Volks gar zu leicht gefährlich werden kann."*)

In den Marken viel Klagen, weil „die alte Verfassung unter die Füße getreten sei", viel Angst vor der drohenden Uebermacht der Bürger und Bauern. Am freisinnigsten zeigte sich der Adel der Altmark; er hatte unter der westphälischen Herrschaft manches alte Vorurtheil verlernt und sprach zumeist für die Vertretung des Bauernstandes. Die Bauern der Kurmark aber, stolz auf die neuen Kreisversammlungen, bezweifelten gar nicht, daß sie auch in den Ständen ihren Mann stehen würden. Der Führer der Feudalen, Minister v. Voß-Buch, hielt sich noch behutsam zurück: eine Constitution nach dem Geiste der Zeit sei fast unvermeidlich, man könne aber vorerst nur mit einer ständischen Verfassung beginnen; also Provinzialstände nach Anhörung der alten Stände. — Nirgends erschien der alte Klassenhaß so schroff wie in Sachsen. Hier wurde die „Reife" der Bauern von den Meisten bezweifelt, von Allen aber das Steuerbewilligungsrecht für die Provinz verlangt. Man erinnerte wehmüthig an die Verschwendung der polnischen Auguste; ein tüchtiger Mann, v. Berlepsch, erklärte, diese Geldsorge sei in Sachsen der einzige politische Gedanke. Wie schwierig das Verfassungswerk auch weltkundigen Männern erschien, das lehrt ein Votum des Grafen Wintzingerode-Bodenstein. Der hatte einst mitgeholfen, als Friedrich von Württemberg die schwäbischen Territorien zu einem „Reiche" zusammenschlug; doch in einem Großstaate sei ein solches Verfahren nicht anwendbar, hier müßten die alten Landschaften hergestellt, die kurmainzische Landtagsordnung für das Eichsfeld mit einigen Verbesserungen wieder aufgerichtet werden.

Nur einer der drei Minister, Beyme, fügte den Reiseberichten eine Darlegung seiner eigenen Ansicht hinzu. Er spricht in Hardenbergs Sinne, bekämpft die alten Stände als „eine Geburt der finsteren Zeiten des Mittelalters, welche das helle Tageslicht nicht vertragen könnte." Er sieht in Amerika „das Ideal einer Verfassung", fordert für Preußen eine Vertretung der drei Stände, vorläufig in einer Kammer, bis sich dereinst ein lebensfähiger Adel bilde, rühmt die Bauern als den jugendlichsten und gesündesten der Stände, das Rheinland als die aufgeklärteste Provinz. Volle Oeffentlichkeit für Reichstag, Provinzialstände und Kreistage. Dazu Grundrechte, den heute bestehenden fast gleich, auch Schwurgerichte für Preßvergehen. — Gewissenhaft wurde von allen drei Abgesandten die Aufgabe gelöst, „das Jemals-Bestandene" zu erforschen. Altenstein ließ sich's nicht verdrießen, in den zahlreichen Territorien, welche die neuen westlichen Provinzen bildeten, die Syndici und andere Würdenträger der alten Landtage aufzusuchen. Es waren zumeist ehrwürdige Herren, hoch in den

*) Yorks Votum, Klein-Oels 12. Sept. 1817.

Siebzig, „mit gutem Gedächtniß“, wie der Minister versicherte; jeden Knopf und jeden Schnörkel von dem altfränkischen Hausrath verschollener Tage hatten sie doch nicht in der Erinnerung behalten. So kam denn mit redlichem Bemühen eine lange Reihe historischer Uebersichten zu Stande. Da standen sorgsam verzeichnet das liberum veto der Polen und die precariae annuae der kurtrierschen Stände, die schlesischen Fürstentage und die Unterherrentage von Jülich, der advocatus patriae des Herzogthums Westphalen und die Bleicheroder Steuerstube der Grafschaft Hohenstein, „das Vest Recklingshausen“ und der Landtag des Fürstenthums Corvey mit seinen fünf Köpfen und drei Ständen — und am Ende war aus dem ganzen Wust nur das Eine zu lernen, daß sich nichts daraus lernen ließ für die lebendige Gegenwart.

Die Bereisung der Provinzen brachte ein dürftiges Ergebniß: ein unfruchtbares Gewirr von alten Erinnerungen und unsicheren Wünschen. Auch die wenigen Publicisten, welche sich mit der Verfassungsfrage beschäftigten, wußten keinen Rath. Der liberale Grävell stellte in seiner Schrift: „Bedarf Preußen einer Constitution?“ die unschuldige Forderung, daß die gesammte Gesetzgebung seit 1806 den Reichsständen zur Prüfung vorgelegt werden solle; er bedachte nicht, wie leicht dieser freisinnige Wunsch zur Zerstörung der Stein-Hardenbergischen Reformen führen konnte. Benzenbergs Buch „über Verfassung“, das König Friedrich Wilhelm freundlich aufnahm, immerhin eine der reifsten politischen Schriften der Epoche, hebt also an: „In einer Entfernung von 21 Millionen Meilen fliegt eine kleine Kugel um die Sonne, deren Durchmesser 1718 Meilen ist“ — und also vom Ei des Ei's beginnend wälzt die Darstellung sich weiter, bis der aufstöhnende Leser endlich auf Seite 504 bei Deutschland anlangt und über Preußen nahezu Nichts erfährt!

Die ernste Frage: ob diese stolze absolute Krone, die soeben wieder durch die Neugestaltung des Heeres, der Verwaltung, der Steuern ihre ungebrochene Lebenskraft bewährte, ihre Vollgewalt ohne Gefahr mit einer Ständeversammlung theilen dürfe — dies große Räthsel erschien nach Vernehmung der Stimmen aus dem Volke fast noch dunkler denn zuvor. Die scheltenden liberalen Schriftsteller draußen im Reich, welche über dem Einen, was Hardenberg nicht zu Stande brachte, das Größere vergaßen was er leistete, sie ahnten nicht, welche Sorgen den Staatskanzler bestürmten. Denn trauriger als alle die anderen Beweise kindlicher politischer Unreife, welche diese Rundreise an den Tag brachte, war doch die Erfahrung, daß mindestens die Hälfte des preußischen Volks noch gar nicht über die Grenzen der heimischen Provinz hinausblickte. Durchaus richtig schilderte Graf Edmund Kesselstadt, einer der einsichtigsten Patrioten am Rhein, die Stimmung der neuen Provinzen also: „der Gedanke einem großen Staate anzugehören ist einem großen Theile der preußischen Unterthanen fremd, da der Gedanke Deutsche zu sein ihnen gewissermaßen immer

fremd war."*) Wenn einem Geschlechte von solcher Bildung das Repräsentativsystem gegeben wurde, so stand freilich zu hoffen, daß die Pflichttreue des gewissenhaften, verständigen Volkes sich mit der Zeit einleben würde in die neue Staatsform. Doch eine Verfassung, jetzt verliehen, wäre nicht das Werk der Nation gewesen, sondern, wie einst die Städteordnung, ein freies Geschenk des dem Volke voranschreitenden königlichen Willens.

Der König aber begann eben jetzt, beunruhigt durch die Nachrichten aus dem Süden, sich den constitutionellen Plänen seines Staatskanzlers zu entfremden.

*) Kesselstadts Votum in Altensteins Reise-Akten.

## Sechster Abschnitt.

### Süddeutsche Verfassungskämpfe.

Die mühselige Arbeit der Wiederherstellung, welche in Preußen alle Kräfte der Staatsmänner auf Jahre hinaus in Anspruch nahm, blieb den süddeutschen Mittelstaaten fast ganz erspart. Diese Kronen hatten sich in allen Kriegen des letzten Jahrzehnts immer rechtzeitig auf die Seite des Siegers geschlagen und darum bei der großen Abrechnung ihren Besitzstand mit geringfügigen Aenderungen behauptet. Ihre Länder waren durch die Nöthe der Feldzüge weit weniger heimgesucht als der Norden, und nichts hinderte hier sogleich an das Verfassungswerk heranzutreten. Mit dem Sturze des Protectors brach auch die harte Dictatur, welche zehn Jahre lang diese jungen Staatsgebilde gewaltsam aufrecht erhalten hatte, unrettbar zusammen. Die Höfe selber fühlten, daß die künstliche Einheit ihrer Staaten jetzt neuer Stützen bedurfte. Sie hofften, durch die Gewährung einiger unschädlichen landständischen Rechte ihre grollenden Unterthanen mit dem Heimathstaate zu versöhnen und den Sinn des Volks dem furchtbaren Gedanken der deutschen Einheit zu entfremden; sie dachten zugleich durch schleunige Erfüllung des Art. 13 der Bundesakte ihre Souveränität gegen jeden Eingriff des Bundestags zu sichern.

Also geschah es, daß die Kernlande des Rheinbunds um ein Menschenalter früher als Preußen die schweren ersten Lehrjahre des constitutionellen Lebens durchmaßen; und wie dürftig auch das politische Ergebniß dieser Lehrzeit blieb, so hat sie doch die schlummernden Kräfte des Südens geweckt und der Welt nach langer Zeit zum ersten male wieder gezeigt, welchen Schatz Deutschland an der alten Cultur, an der schlicht bürgerlichen Bildung und dem warmherzigen Gemeinsinn seines Oberlandes besaß. Diese oberdeutschen Stämme, die an den politischen Kämpfen des achtzehnten Jahrhunderts fast nur leidend theilgenommen hatten, traten mit einem male in den Vordergrund der deutschen Geschichte, und wer die deutschen Dinge nur nach den Zeitungen oder den Schlagwörtern der Parteien beurtheilte, mochte leicht zu dem Irrthum gelangen, als ob die Führung der Nation von dem Staate Friedrichs nunmehr auf die Baiern, Schwaben und Franken übergegangen sei.

Wie einst das Zeitalter unserer classischen Dichtung seine Bühne außerhalb Preußens aufgeschlagen hatte, so fanden jetzt die neuen politischen Ideale, welche die Wortführer der öffentlichen Meinung als den eigentlichen Inhalt der Epoche priesen, in Preußen keinen Boden, und der Staat, dessen gutes Schwert den Deutschen soeben erst die Thore einer neuen Zeit geöffnet hatte, erschien der liberalen Welt wie eine erstarrte Masse, wie ein Bleigewicht, das die freien Glieder der Nation in ihrer Bewegung hemmte. Befangen in dem Glauben, daß alles Heil der Völker in den constitutionellen Formen enthalten sei, hatte man kein Auge mehr für Preußens Heerwesen und Handelspolitik, für die stille Arbeit, welche dort den Neubau des deutschen Staates vorbereitete, und während jede Verhandlung der schwäbischen Kammern in der Presse mit leidenschaftlicher Theilnahme erörtert wurde, blieben die Zustände Preußens draußen im Reiche so unbekannt, daß jedes lächerliche Märchen auf gläubige Hörer rechnen konnte. Die süddeutschen Verfassungen wurden wirklich, wie die Höfe von München und Stuttgart von vornherein gehofft, eine Stütze des Particularismus. Die Redner der kleinen Landtage führten zwar die deutsche Einheit im Munde, aber der Ernst ihrer politischen Arbeit blieb auf die heimischen Grenzpfähle beschränkt, und da am Bundestage die Politik des Absolutismus die Oberhand behielt, so begannen sie bald die Heimath als den constitutionellen Musterstaat, als die Hochburg deutscher Freiheit und Aufklärung zu preisen und gelangten schließlich zu der naiven Ansicht, ihre Landesverfassung stehe über den Bundesgesetzen.

Welch ein Unglück für unsere politische Bildung, daß diese so langsam der Vereinzelung entwachsende Nation ihre ersten constitutionellen Erfahrungen in dem Scheinleben ohnmächtiger, unselbständiger Staaten sammelte. In dieser Enge erhielt der deutsche Parlamentarismus von Haus aus das Gepräge kleinstädtischer und kleinmeisterlicher Beschränktheit. Die schwere Schicksalsfrage des festländischen constitutionellen Staatslebens — die Frage, wie sich die parlamentarischen Formen mit der Macht eines streitbaren Heeres und dem stetigen Gange einer großen europäischen Politik vereinigen lassen — konnte in so abhängigen Gemeinwesen gar nicht aufgeworfen werden. Jeder politische Streit ward hier zum persönlichen Zanke, und da der Bestand des Königthums von Napoleons Gnaden weder Ehrfurcht noch Schonung gebot, so entstand aus dem Unsegen der Kleinstaaterei eine krankhafte Gehässigkeit des Parteikampfes, die weder dem gutherzigen Charakter noch den leidlich gesunden socialen Zuständen unseres Volkes entsprach. Am letzten Ende ward die Haltung der kleinen Höfe durch den Willen Oesterreichs und Preußens bestimmt; so lange diese führenden Mächte sich dem constitutionellen Systeme versagten, blieben die Oppositionsparteien der neuen Ständeversammlungen ohne jede Aussicht jemals selber an das Ruder zu gelangen. In solcher Stellung ohne ernste Verantwortlichkeit gewöhnten sie sich an alle Sünden

des politischen Dilettantismus; sie meinten ihrem staatsmännischen Berufe zu genügen, wenn sie nur die Kernsätze der constitutionellen Doctrin mit gesinnungstüchtiger Entrüstung beharrlich wiederholten, und suchten was ihnen an Macht fehlte durch prahlende Selbstüberhebung zu ersetzen. An die Namen: Verfassung, Volksvertretung, Volksmann heftete sich eine fast abgöttische Verehrung; wer zu den Kronen hielt ward als feiler Stellenjäger verdächtigt. Die schlechten Künste der polizeilichen Verfolgung steigerten dann mit der Erbitterung auch den Hochmuth der Opposition und warben immer neue Anhänger für jene Rotteck'sche Lehre, welche das Mißgeschick der unschuldigen Völker allein aus der Bosheit der Regierenden herleitete. In der schlimmen Schule der bündischen Anarchie und des constitutionellen Kleinlebens wurden die Deutschen allmählich das unzufriedenste und zugleich das gehorsamste aller europäischen Völker. —

Gleich der erste Landtag dieser Friedensjahre, der württembergische, wirkte verwirrend und verbitternd auf die öffentliche Meinung. Denn hier entlud sich der lang verhaltene berechtigte Groll wider den rheinbündischen Despotismus mit einer ungestümen Heftigkeit, die alle Höfe mit Angst erfüllte; die demokratischen Ideen des neuen Jahrhunderts verbündeten sich mit dem Trotze der altständischen Libertät; Recht und Unrecht lagen auf beiden Seiten unzertrennlich vermischt. Der Kampf um die Neubildung der Verfassungsformen erschien hier zugleich als ein Rechtsstreit um wohlerworbene vertragsmäßige Freiheiten, die Machtfragen des constitutionellen Lebens wurden nach den Regeln des Civilprocesses beurtheilt, und die formalistische Staatsanschauung der am Privatrechte geschulten Juristen erlangte schon in diesem ersten Verfassungskampfe des neuen Deutschlands ein Ansehen, das der freien Entwicklung des deutschen Parlamentarismus verderblich wurde.

Unter allen weltlichen Territorien des Reichs hatten Württemberg und Mecklenburg sich das altständische Staatswesen am längsten und treuesten bewahrt; noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, in der Blüthezeit des Absolutismus, wurde in beiden Ländern die ständische Verfassung durch einen Erbvergleich feierlich bestätigt. Während die Massen überall sonst die Vielherrschaft der Herren Stände haßten und die aufstrebende Fürstenmacht als den Schirmherrn der Schwachen verehrten, war in Württemberg das alte gute Recht dem gesammten Volke ein Heiligthum. Jeder Altwürttemberger wiederholte mit Selbstgefühl den Ausspruch von Fox: es giebt in Europa nur zwei Verfassungen, die den Namen verdienen, die englische und die württembergische. In der Vertheidigung des Landesrechts ging dreihundert Jahre lang alle politische Willenskraft dieses Volkes auf, an ihr schulte sich jener trotzige schwäbische Rechtssinn, der in dem Wahlspruche „parta tueri" seinen Ausdruck fand. Männer, Weiber und Kinder eilten dem alten J. J. Moser, dem Märtyrer des guten alten Rechts, festlich entgegen, als er auf die Verwendung

Friedrichs des Großen vom Hohentwiel wieder in die Freiheit zurückkehrte; selbst dem groß angelegten politischen Kopfe Spittlers waren die Gedanken des heimischen Staatsrechts dermaßen in Fleisch und Blut gedrungen, daß er alle Verfassungen der Geschichte unwillkürlich nach dem Maße der schwäbischen Freiheit beurtheilte. Diese Liebe des Volks verdankte der altwürttembergische Staat vornehmlich seinem strengbürgerlichen Charakter.

Hier in dem Lande der Städtebünde und der Bauernkriege, auf dem üppigsten Boden des deutschen Sondergeistes ging auch der Adel von jeher seines eigenen Weges. Er erwarb sich die reichsunmittelbare Freiheit und verschmähte die Theilnahme, als das Land Württemberg im Jahre 1514 mit Herzog Ulrich sein ständisches Grundgesetz, den Tübinger Vertrag, vereinbarte; nur in dem Hof- und Staatsdienste des Hauses Württemberg erschienen die schwäbischen Reichsritter häufig als bevorzugte Gäste. Den Landtag des Herzogthums bildeten allein die Prälaten der lutherischen Landeskirche und die von den Stadträthen erwählten Vertreter der Städte und Aemter — eine bürgerliche Oligarchie, im Kleinen ebenso mächtig wie die Generalstaaten der niederländischen Republik und wie diese beständig im Kampfe mit einer unfertigen monarchischen Gewalt. Der Herzog schaltete als absoluter Herr über seinem großen Kammergute, dessen reicher Ertrag in ruhiger Zeit die Ausgaben des Hofes und der Regierung vollauf deckte. Gerieth er durch Verschwendung oder Kriegsnöthe in Schulden, so erbat er von dem Landtage die Bewilligung von Steuern und erlangte sie nur wenn die ständischen Freiheiten in einem vertragsmäßigen Landtagsschlusse abermals bestätigt und erweitert wurden. In den meisten anderen altständischen Territorien benutzte die aufstrebende monarchische Gewalt die Ausschüsse der Landstände um die Macht des Landtags von innen heraus zu zerstören. Auch der württembergische Landtag wurde im achtzehnten Jahrhundert nur noch selten berufen; aber seine Macht ging nicht auf den Herzog über, sondern auf die beiden Ausschüsse der Stände. Der kleine Ausschuß in Stuttgart war in Wahrheit der Landesherr. Er tagte beständig und ergänzte sich selbst, er erhob und verwendete die Einnahmen der landschaftlichen Steuerkasse nach freiem Ermessen, versorgte die Kinder und Vettern des bürgerlichen „Herrenstandes", die Stockmaier, Pfaff und Teuffel in den ständischen und städtischen Aemtern. Erschienen dann die dem Herzog und der Landschaft zugleich verpflichteten Geheimen Räthe um die Rechnungen der Steuerkasse abzuhören, so wurde der rothe Eilfinger Wein nicht gespart; im Nothfalle that man auch einen Griff in die berüchtigte geheime Truhe des Ausschusses. Sie diente zu allen den Künsten der Corruption, deren die Oligarchie nie entbehren kann, zur „wohlmeinenden Entfernung eines ungebärdigen, alle Mißbräuche rügenden" Beamten oder auch zum Kampfe wider den Landesfürsten. Unerschütterlich vertheidigte der Ausschuß die verbriefte Landesfreiheit gegen jede Regung monarchischen Eigenwillens und

fand Hilfe bald beim Reichshofrath, bald bei dem Hause Oesterreich, das sich seinen Erbanspruch auf Württemberg nicht verscherzen wollte, bis endlich England, Preußen und Dänemark die förmliche Bürgschaft für den letzten großen Freiheitsbrief des Landes, den Erbvergleich von 1770 übernahmen.

Auch die Kirche verwaltete völlig selbständig ihren reichen Kirchenkasten, der über die Einkünfte von 450 Ortschaften gebot; sie allein unter allen den lutherischen Landeskirchen Deutschlands hatte sich das gesammte Besitzthum der alten Kirche ungeschmälert erhalten. Und nicht blos darum hieß Württemberg unter den lutherischen Theologen der Augapfel Gottes. Das kleine Land war der lebendige Mittelpunkt des Protestantismus in Oberdeutschland. Mit der ganzen Innigkeit seines tiefen Gemüths hatte das Volk sich einst freiwillig dem evangelischen Glauben zugewendet und ihn dann unter schweren Prüfungen standhaft behauptet, während die Heere der Habsburger dreimal das Land überschwemmten und seine Selbständigkeit zu vernichten drohten. Die also in Kampf und Leiden bewährte Kirche bestimmte die gesammte Bildung des Volks, sie schenkte dem Lande früh ein leidlich geordnetes Volksschulwesen und hielt unter den Erwachsenen durch die gefürchteten Vermahnungen „ab der Kanzel“ eine puritanische Sittenzucht aufrecht. Die drei hochberühmten Klosterschulen in den stillen Waldthälern von Urach, Blaubeuren, Maulbronn, wo die Söhne des Herrenstandes ihre Bildung empfingen, trugen noch ganz das Gepräge geistlicher Lehranstalten. Auch an der Tübinger Universität gab das theologische Stift den Ton an; der Stiftler, so hieß es, war zu jedem Amte zu gebrauchen. Die Prälatengeschlechter der Andreä, Osiander, Bidenbach theilten sich mit den Bürgermeisterfamilien in die Beherrschung des Landtags.

Die großen Tage dieser bürgerlich-theologischen Oligarchie fielen in die stille Zeit nach dem Augsburger Frieden, da das gesammte deutsche Leben von der Theologie beherrscht wurde. Damals, unter dem guten Herzog Christoph und dem frommen Ludwig, der seine Zeit so stillvergnügt zwischen dem Bierkrug und den symbolischen Büchern theilte, galt Württemberg als das Musterbild eines lutherischen Territoriums. Aber sobald die aufkommenden stehenden Heere der modernen Politik neue Aufgaben stellten, offenbarte sich auch hier wie überall die Unfruchtbarkeit des altständischen Staates. Der kunstvolle Bau dieser wohlgesicherten Ständeherrschaft war auf den ewigen Stillstand der menschlichen Dinge berechnet, die Macht des Landesherrn so unnatürlich eingeengt, daß Altwürttemberg nur die Sünden, niemals die schöpferische Kraft der Monarchie kennen lernte. Dem Volke erschien der Herzog nur als ein lästiger Dränger und Heischer, da er von dem murrenden Ausschuß beständig neue Steuern und Rekruten forderte. Das überspannte fürstliche Selbstgefühl, das im achtzehnten Jahrhundert auch diese Dynastie ergriff, konnte sich

hier nicht in der Stiftung gemeinnütziger Anstalten, in der Pflege des Wohlstandes und der Bildung bethätigen, sondern allein in höfischem Prunk und gelegentlichen Gewaltstreichen. Die üppigen Schlösser des kleinen Hauses Württemberg wetteiferten mit den Prachtbauten der polnischen Auguste, wie der Hohentwiel und der Hohenasperg mit den Kerkern des Königsteins; die alte Landeshauptstadt verarmte, weil es der Dirne Eberhard Ludwigs, der Gräfin Grävenitz beliebt hatte, drei Stunden von dem lieblichen Thalkessel des Nesenbachs ein Trutz-Stuttgart zu erbauen, das öde Ludwigsburg, die pomphafteste und häßlichste unter den zahlreichen künstlichen Residenzstädten Süddeutschlands. Unwürdige Günstlinge, der Jude Süß, Wittleder und Montmartin trieben ihr gieriges Unwesen am Hofe. Der ungeheure Wildstand der herzoglichen Forsten verwüstete die Felder des dichtbevölkerten, gesegneten Gaues; denn der Herzog war nur der Grundherr seines Kammergutes, was kümmerten ihn Wohl und Wehe des „Landes", das sich durch seinen Ausschuß, seine Stadtschreiber und Amtleute selbst regierte?

Unter solchen Erfahrungen entstand im württembergischen Volke jene eigenthümliche, aus dynastischer Anhänglichkeit und grollendem Mißtrauen gemischte Staatsgesinnung, deren Spuren noch heute nicht verschwunden sind. Wie oft hatte dies Land in schwerer Kriegsnoth dem flüchtigen Herzog unerschütterliche Treue bewährt; zahllose Gesänge verherrlichten den Ruhm des alten Fürstenhauses und das Wappenschild mit den Hirschhörnern, von jenen Volksliedern an, welche einst dem verbannten wilden Ulrich zuriefen: „du bist der recht natürlich Herr über's württembergische Land", bis herab zu dem echt schwäbischen Gedichte des jungen Schiller, das „Euch dort außen in der Welt" drohend aufforderte, vor dem Ruhme Eberhard des Greiners die Nasen einzuspannen. Dabei hallte das Land doch beständig wider von berechtigten und unberechtigten Klagen gegen den Hof, und allgemein herrschte die Ansicht, daß die schwäbische Freiheit nur dann bestehen könne, wenn der Herzog wie ein gefährliches Raubthier sorgsam im Käfig bewacht würde. Auf dem festen Grunde der Wehrpflicht und der Steuerpflicht erhob sich in Preußen der moderne deutsche Staat. In Württemberg aber bestand noch ungebrochen die Staatsgesinnung des Mittelalters: alle Abgaben wurden nur als außerordentliche Lasten für Zeiten der Noth betrachtet und die Befreiung vom Waffendienste galt als das kostbarste aller Landesprivilegien. Der unkriegerische Sinn, der dem Stillleben des altständischen deutschen Staates überall eigen war, trat kaum irgendwo unbefangener auf als unter den friedlichen Prälaten und Bürgermeistern des Stuttgarter Landtags. Mit zäher Beharrlichkeit verhinderten die Stände die Bildung einer stehenden Truppenmacht, so daß schon der geduldige Herzog Christoph klagte: „soll mein Land ein Fürstenthum sein, so gehört dazu wie einen Fürsten mich zu halten."

Der Einzige des Hauses, der einigen Sinn für monarchische Größe zeigte, Herzog Friedrich I., erzwang sich durch einen Verfassungsbruch das Recht der Truppenwerbung, weil er mit scharfem Blick die Wirren des dreißigjährigen Krieges voraus sah; aber er starb bevor der Erfolg gesichert war, und sofort entlud sich die Rache des Herrenstandes auf das Haupt seines klugen Rathgebers Enslin. Der Hochverräther, der auf dem Uracher Markte unter Henkershänden fiel, blieb fortan das Schreckbild, das die Herzöge vor kriegerischem Ehrgeiz warnte. Hatte die Noth der Zeit die Aufstellung eines kleinen Heeres erzwungen, so konnte es den Ständen niemals schnell genug entlassen werden, sie ließen sich's nicht verdrießen, dem Herzog Eberhard III. noch 1500 Fl. mehr zu bewilligen, damit er nur außer dem entlassenen Fußvolk auch seine 170 Reiter abdankte; wenige Jahre darauf brach dann ein gräßlicher Raubzug der Franzosen über das ungerüstete Land herein. So ward Altwürttemberg wehrlos. Bei jedem feindlichen Einfall floh der Hof aus dem Lande, um von fremder Hilfe seine Herstellung zu erwarten. Auch im achtzehnten Jahrhundert blieb das Heerwesen kläglich; die kräftigen Söhne des herzoglichen Hauses zogen in auswärtige Dienste, und der erste Kriegsheld unter ihnen, Friedrich Eugen kämpfte unter den Fahnen Friedrichs des Großen gegen seine schwäbischen Landsleute. Der tapfere Stamm, der im Mittelalter allen Deutschen durch kriegerischen Ruhm voranleuchtete, verschwand aus den Annalen unserer neuen Kriegsgeschichte; die einzige leidlich befestigte Territorialmacht, welche seit dem Untergange der Staufer aus dem schwäbischen Ländergewirr emporgestiegen war, blieb zweihundert Jahre lang ohne jeden Einfluß auf Deutschlands Geschicke.

Gleich dem Heerwesen verkümmerte auch das Beamtenthum unter der ständischen Herrschaft. Die gesammte Verwaltung lag in der Hand der übelberüchtigten Schreiber, die ohne akademische Vorbildung als Incipienten bei einem Stadt- oder Amtsschreiber eintraten und von da durch die Gunst der Vetterschaft zu den Stellen der Stadtschultheißen und Amtleute emporstiegen. Für staatsmännische Köpfe, für neue politische Gedanken bot dies in Formen erstarrte Gemeinwesen nirgends Raum; durch lange Jahrzehnte hat die Geschichte Altwürttembergs nur zwei diplomatische Talente aufzuweisen: jene wackeren Unterhändler Burkhardt und Varnbüler, die im Westphälischen Frieden die Wiederherstellung des Herzogthums durchsetzten.

Auf die Dauer litt auch das geistige Leben des Landes unter der Unbeweglichkeit seines Staates. Mit gerechter Freude zählten die Schwaben die stolze Reihe ihrer Dichter und Denker und fragten, welcher andere Stamm außer den Obersachsen der Nation so viele Helden des Geistes geschenkt habe? Feurige Phantasie und forschender Tiefsinn verbanden sich glücklich in der schwäbischen Natur, und grade die eigensten Züge des

germanischen Genius waren ihr gegeben: die oft ins Grenzenlose schweifende Vielseitigkeit und jene schöpferische, ursprüngliche Macht des Denkens, die sich wohl in Unklarheit und Grübelei verlieren, aber niemals platt und leer werden kann. Dem Lande selbst kam von dieser Fülle geistiger Kräfte nur wenig zu gute. Da ein gelehrtes Beamtenthum fast gänzlich fehlte, so blieben die Prälaten und die Helfer nahezu die einzigen amtlichen Vertreter der höheren Bildung. Ihnen genügte es, daß der schwäbische Candidat, neben dem kursächsischen, noch überall in der Welt als der beste Hauslehrer gesucht wurde. Die Zeit war dahin, da die Prinzen aller lutherischeu Fürstenhäuser nach Tübingen in das Collegium illustre zogen; jetzt klagte die Universität bitterlich, daß sie in einem Winkel Deutschlands verkümmern müsse. Die freien Gedanken des neuen Jahrhunderts fanden bei den geistlichen Leitern des württembergischen Schulwesens so wenig Verständniß, daß sich endlich Herzog Karl Eugen entschloß, der starren Theologie des Tübinger Stifts ein Gegengewicht zu schaffen und in seiner Karlsschule der verweltlichten Wissenschaft eine Freistätte eröffnete, die in der kurzen Zeit ihres Bestandes den Ruhm der alten Hochschule ganz verdunkelte. Alle die großen Schwaben, welche an der Arbeit der neuen Literatur theilnahmen, von Schiller bis auf Schelling und Hegel, mußten sich ihren Wirkungskreis außerhalb des Landes suchen, manche erst nach schwerem Kampfe mit den kleinlichen Vorurtheilen der Heimath. Jener tragische Gegensatz geistigen Reichthums und politischer Armseligkeit, die Krankheit unseres achtzehnten Jahrhunderts, zeigte sich nirgends häßlicher als hier.

Die Abgelegenheit des Landes, das seine alten Welthandelstraßen längst verloren hatte; die Mannichfaltigkeit der Bodengestaltung mit ihrem bunten Wechsel von rauhen Hochebenen, waldreichen Alpthälern und lachenden Rebengeländen; das Elend der staatlichen Vielherrschaft und die angeborene unzähmbare Eigenart des Volkes, dem nichts unleidlicher schien als die politische Mannszucht — dies Alles im Verein rief in Schwaben eine kleinlebige Zersplitterung und Vereinzelung hervor, wie sie selbst in Deutschland ohne Gleichen dastand. Die kleinen Städte des Herzogthums lebten unter ihren freund-vetterlichen Stadtschultheißen ganz ebenso still und abgeschlossen für sich hin wie die benachbarten Reichsstädte; das unwandelbare gute alte Recht ließ den Gedanken der Staatseinheit, das Bewußtsein gemeinsamer politischer Aufgaben nicht aufkommen. Ganz Schwaben — Württemberg so gut wie die wunderbaren Staatsgebilde der Reichsstädte, der gefürsteten Propsteien und der reichsritterlichen Condominate — galt in Deutschland als das Paradies kleinbürgerlicher Wunderlichkeit: nahe dem Hohenstaufen lag Krähwinkel, und in Biberach sammelte Wieland den Stoff für seine Abderiten. Was Wunder, daß inmitten dieser engen Welt die reiche vielgeschäftige Phantasie der Schwaben oft auf seltsame Schrullen gerieth; nirgends in

Deutschland waren die schwachen Köpfe seltener, nirgends die Querköpfe häufiger. Kein schwäbisches Städtchen, wo nicht irgend ein verkanntes Genie Abends im Herrenstüble des Löwen oder des Ochsen seine wunderbaren Hirngespinste über Welt und Zeit den eifrig disputirenden Genossen vortrug. Selbst das unermeßlich starke Selbstgefühl des schwäbischen Stammes trug ein absonderliches Gepräge. Der Particularismus äußerte sich nicht, wie bei den Baiern, den Sachsen, den Hannoveranern, in politischem Stolz und Ehrgeiz — denn wer hätte hier von politischer Macht träumen sollen? — sondern in socialen Untugenden: mit gemüthlicher Selbstgefälligkeit wurden unermüdlich alle Herrlichkeiten der Heimath, von Friedrich Rothbart und Kepler an bis herab zu den trefflichen Knöpfle und Kratzete der schwäbischen Küche, preisend aufgezählt, mit dünkelhaftem Mißtrauen alles Ausheimische abgewiesen. Im Bewußtsein seines reichen inneren Lebens betrachtete der blöde, unbeholfene Schwabe die anderen Deutschen, die ihn durch redefertige Gewandtheit so leicht in Schatten stellen konnten, halb mit Argwohn, halb mit Verachtung, und niemals zeigte sich Altwürttemberg ungebärdiger, als wenn der Herzog „wieder so einen Ausländer", der den Landeskindern das Brot wegnahm, an seinen Hof berufen hatte.

Sobald die Revolutionskriege über dies verrottete Gemeinwesen hereinbrachen, gerieth sofort Alles in Gährung. In einem Lande, das so lange mit seinen Fürsten gehadert hatte, mußten die neuen Freiheitslehren einen wohlvorbereiteten Boden finden. Zum ersten male nach Jahrzehnten ward der Landtag selber wieder versammelt. Mehr denn anderthalb hundert Flugschriften erschienen und forderten Beseitigung der alten Mißbräuche, Erweiterung des Wahlrechts, regelmäßige Landtage; freilich wußte keiner dieser Publicisten, auch Spittler nicht, das Räthsel zu lösen, wie aus dem Dualismus des altständischen Vertragsrechts ohne einen Gewaltstreich die moderne Staatseinheit hervorgehen solle. Inmitten dieser Wirren bestieg Herzog Friedrich II. den Thron, der böseste und begabteste Sohn des Hauses Württemberg, der Neugründer des kleinen Staates, ein durchaus unschwäbischer Charakter, dem Volke gleich widerwärtig durch seine Vorzüge wie durch seine Sünden, hart, gewaltthätig, gewissenlos, aber auch staatsklug, rasch entschlossen und frei von Kleinlichkeit. Wie abgeschmackt erschien die schwäbische Kleinmeisterei dem Erbprinzen, als er nach weiten Reisen, nach einem bewegten Dienstleben in Preußen und Rußland endlich wie ein Fremdling in die Heimath zurückkehrte, reich an Erfahrung, vertraut mit allem Glanze und allen Lastern der großen Welt. Die Vollgewalt der absoluten Herrschermacht, wie er sie einst an Friedrich II. und Katharina bewundert hatte, blieb sein Ideal, und seit er gar eine englische Prinzessin heimgeführt, wuchs seine Selbstüberhebung über alles Maß. Mit brennendem Ehrgeiz zählte er die Stunden, bis seine greisen Oheime und endlich auch sein

Vater die Augen schlossen. Als er zur Regierung gelangte, stand er schon im dreiundvierzigsten Jahre, da war keine Zeit zu verlieren.

Es galt zunächst, dem Hause Württemberg eine ansehnliche Beute zu sichern bei dem Raubzuge des deutschen Fürstenstandes gegen seine kleinen Genossen. Aber auf Schritt und Tritt fand sich der Herzog durch seinen Landtag gehemmt. Während er selbst, als ein geschworener Feind der Revolution, auf Oesterreichs Seite trat, verlangten die Stände Neutralität oder Anschluß an das freie Frankreich und schickten ihre eigenen Gesandten nach Rastatt, Wien, Paris um die Politik des Landesherrn zu durchkreuzen. Wiederholte Vermahnungen des Reichshofraths an die Ausschüsse, harte Gewaltthaten des Herzogs gegen die Führer der Stände steigerten die gegenseitige Erbitterung. Als in den letzten Zeiten des Directoriums die Heere Moreaus den Südwesten überschwemmten und die Agenten Frankreichs an dem Plane einer süddeutschen Republik arbeiteten, da entstanden in Schwaben wie in Baiern geheime jakobinische Vereine. Eine Flugschrift warf bereits die Frage auf: „was gewonnen wird, wenn Schwaben eine Republik wird?“ Inzwischen erkannte der Herzog, daß er die ersehnte Gebietsvergrößerung nicht ohne Frankreichs Gunst erlangen konnte. Er näherte sich den Franzosen und brachte durch den Reichsdeputationshauptschluß seine Beute in Sicherheit, bis er dann endlich, überwältigt durch Napoleons dämonische Beredsamkeit, offen unter Frankreichs Fahnen trat, das heilige Reich vernichten half, die souveräne Königskrone errang und den ehrwürdigen Bau der alten Landesverfassung mit einem Fußtritt über den Haufen warf. Der Schlag fiel so plötzlich und wirkte so betäubend, daß im ganzen Lande nur zwei Beamte, Georgii und Sartorius, dem neuen Selbstherrscher den Schwur verweigerten; einige Andere erklärten, daß sie nur der Gewalt gewichen seien; alle Uebrigen sagten sich ohne Widerstand von ihrem alten Verfassungseide los. Bei der gewaltsamen Abrundung seines Staatsgebiets verfuhr König Friedrich mit der ganzen Unbefangenheit eines Wegelagerers und gab den Occupationscommissären, die er mit seinen gefürchteten schwarzen Jägern und Chevauxlegers den kleinen Nachbarn über den Hals schickte, kurzab die Weisung: „wer unter Ihnen am häufigsten von fremden Regierungen bei mir verklagt wird, der soll mir am willkommensten sein.“ Und wie der Herr so die Diener. Welch ein Genuß für den groben, ungebildeten altwürttembergischen Schreiber, wenn er als „königlich württembergischer souveräner Stabsschultheiß“ in ein erobertes Gebiet einziehen oder den stolzen Reutlinger Bürgern durch brutale Willkür „den sakermentschen reichsstädtischen Hochmuth austreiben“ konnte.

Fast auf das Dreifache vergrößert blieb das Reich des neuen Schwabenkönigs noch immer ein sehr bescheidener Mittelstaat, das winzigste unter den Kleinkönigreichen des Rheinbunds. Es umfaßte nicht einmal das gesammte Gebiet des ostschwäbischen Stammes und ragte im Norden nur

wenige Meilen weit in das fränkische Land hinein; das ganze schwäbische Alpenland, der schöne Allgau, kam an Baiern, desgleichen Augsburg, die größte und ruhmreichste aller schwäbischen Städte. Aber auf diesem engen Raume begegneten sich die schärfsten politischen, kirchlichen, wirthschaftlichen Gegensätze. Zu dem harten asketischen Lutherthum Altwürttembergs trat der weltlich heitere Katholicismus Oberschwabens mit seiner josephinischen Aufklärung hinzu; zu der Kleinwirthschaft der Neckar- und Remslande die großen adlichen Güter und die geschlossenen Bauernhöfe des Schussenthals; zu dem bürgerlichen Herrenstande des Herzogthums eine dichte Schaar von Fürsten, Grafen und Reichsrittern — und mindestens im Hohenlohischen bewahrte das Volk seinem wohlwollenden alten Fürstengeschlechte ein starkes Gefühl dynastischer Treue. Die Vorderösterreicher betrachteten den Eintritt in den Kleinstaat von Haus aus als eine Demüthigung, auch die geistlichen Gebiete hielten fest zu dem Kaiserhause, dem alten Gegner der württembergischen Protestanten. Unter den Reichsstädten besaß nur noch Heilbronn ein kräftiges bürgerliches Leben, selbst das reiche Ulm war verarmt und verdumpft; aber alle, bis auf Bopfingen und Aalen herab, empfanden bitter den Verlust der alten Freiheit, am bittersten wohl die demokratischen Reutlinger, die noch auf ihrem Rathhause die alten Siegeszeichen aus den Fehden gegen die Württemberger Grafen bewahrten.

Ein Verkehr zwischen den alten und den neuen Landestheilen hatte bisher kaum bestanden; man kannte einander fast nur aus dem landläufigen freundnachbarlichen Spottgerede. Offene Widersetzlichkeit wagte sich nicht mehr heraus seit die unglücklichen Mergentheimer ihren Aufstandsversuch blutig gebüßt hatten. Aber grollend mieden die Unterworfenen den Umgang mit den königlichen Beamten, selbst auf der Universität lebten die neuen Landsmannschaften der Ulmer und der Hohenloher in ewigen Raufhändeln mit den Altwürttembergern. Diese bunte kleine Welt in die bürgerlich-protestantische Verfassung des alten Herzogthums aufzunehmen war eine offenbare politische Unmöglichkeit und auch rechtlich nicht geboten; denn ein großer Theil der neuen Erwerbungen galt als Ersatz für Mömpelgard, das im Stuttgarter Landtage niemals vertreten war. Einige Jahre lang begnügte man sich mit einem Nothbehelf und behandelte das neue Gebiet, das mit dem alten überall im Gemenge lag, als einen selbständigen Staat; das stille Pfaffenstädtchen Ellwangen wurde die Hauptstadt dieses wunderbaren Reiches Neu-Württemberg, weil die Behörden dort in den stattlichen Palästen der alten Pröpste ein bequemes Unterkommen fanden. Auf die Dauer ließ sich die unnatürliche Trennung der beiden Landeshälften nicht halten, ihre Vereinigung aber blieb undurchführbar so lange die Verfassung Altwürttembergs bestand.

Jener Staatsstreich vom 30. Dec. 1805, der das gute alte Recht beseitigte, entsprang nicht blos der Herrschsucht eines übermüthigen Tyrannen,

sondern auch einem unleugbaren politischen Nothstande. Ueber das vereinigte Alt- und Neu-Württemberg stürzten nun alle Schrecken des Despotismus herein; aber die Selbstherrschaft schenkte dem Lande neben unzähligen Thaten empörender Willkür doch auch die unentbehrlichen Institutionen des modernen Staates. Das Religionsedikt, König Friedrichs bestes Werk, zerstörte die Herrschaft der lutherischen Kirche, gab beiden Bekenntnissen gleiche Rechte. Durch die Secularisation des Kirchenkastens und die Aufhebung der ständischen Kasse wurde die Einheit des Staatshaushalts gegründet und die regelmäßige Steuerpflicht durchgeführt, freilich mit solcher Härte, daß der Grundbesitz fast vier Fünftel seines Reinertrags an Abgaben zu zahlen hatte. Das waffenlose Land erhielt endlich wieder ein kriegstüchtiges kleines Heer, das, wie der König prahlte, mit den Truppen anderer Monarchen in gleicher Linie stand; und wenngleich der alte Unfug des Schreiberwesens nicht gänzlich beseitigt wurde, so entstanden doch durch die neuen Gerichte und Verwaltungsstellen die ersten Anfänge eines monarchischen, akademisch gebildeten Beamtenthums, und jede Begünstigung des alten Herrenstandes fiel hinweg. Selbst das Unterrichtswesen, das der König mit roher Geringschätzung behandelte, gewann mindestens die Möglichkeit einer freieren Entwicklung seit die Leitung in die Hände weltlicher Behörden kam.

Der ganze Umschwung vollzog sich gewaltsam, stoßweise und darum unvollständig: die Patrimonialgerichte fielen, die drückenden Grundlasten und Frohnden, das Jagdrecht und das gänzlich verrottete Zunftwesen blieben bestehen. Immerhin brachte dies Schreckensregiment einige Ordnung in ein Chaos verlebter Territorien und ebnete den Boden, auf dem sich vielleicht dereinst ein gesünderes Staatsleben erheben konnte. Der Feind der Revolution begründete selber in seinem Staate mit revolutionärem Ungestüm die moderne Rechtsgleichheit, nur daß sie hier, wie im napoleonischen Frankreich, zunächst als die gleiche Knechtschaft Aller erschien. Merkwürdig doch, wie viel Lebens- und Arbeitskraft der böse dicke König mitten im Schmutze seiner Ausschweifungen sich bewahrte. Er selber war die Seele seines Reichs und zeigte sich unerschöpflich in neuen Entwürfen: die Hafenstadt Friedrichshafen am Bodensee, das Eisenwerk Friedrichsthal, die Saline Friedrichshall sollten den Caesarenruhm des ersten Schwabenkönigs der Nachwelt überliefern. Alle seine Räthe, die er mit Vorliebe dem deutschen Auslande entnahm, dienten ihm als willenlose Werkzeuge, wohl nur Graf Wintzingerode verstieg sich zuweilen zu einem eigenen Gedanken. Auch dem Protector gegenüber wußte König Friedrich, bei aller Ergebenheit, den fürstlichen Stolz besser zu wahren als die anderen Könige des Rheinbunds; er weigerte sich seine Truppen nach Spanien zu senden, und Napoleon rief einst erbost: wenn dieser Mann hunderttausend Soldaten hätte, so würde ich ihm den Krieg erklären.

Die Masse des Volks konnte für die berechtigten politischen Gedanken,

welche bei dem Umsturz der alten Ordnung mitwirkten, unmöglich ein Verständniß haben. Sie sah ringsum nur die Zerstörung verbriefter Rechte, Beamtenwillkür und Steuerdruck, Unterschleif und Angeberei. Dazu die alte Plage der landesfürstlichen Jagden bis zum Frevelhaften gesteigert; dazu das widerwärtige Schauspiel eines Hofes, der durch geschmacklose Verschwendung, durch die prunkenden Titel seiner Reichskammerherren, Reichsmarschälle und Reichsherolde mit dem Glanze des Weltherrschers zu wetteifern strebte. Dem ehrenfesten Stuttgarter Bürger stieg das Blut in die Wangen, wenn er von der voltairianischen Religionsspötterei seines Landesvaters hörte; nun gar die Frechheit der verworfenen königlichen Lieblinge erinnerte an die Mignons Heinrichs III. von Valois. Soeben wieder erregte ein widerwärtiges Familiendrama im königlichen Hause die Entrüstung der ganzen Welt. Der König hatte einst seine Tochter Katharina zur Ehe mit Jerome Napoleon gezwungen und verlangte jetzt, nach dem Sturze des Kaiserreichs, daß sie sich von ihrem Gatten trennen solle. Die edle Frau erwiderte stolz: „ich habe sein Glück mit ihm getheilt, er gehört mir an in seinem Unglück." Darauf ließ der Vater die Tochter gewaltsam aus Oesterreich nach Württemberg entführen und hielt dann die beiden Gatten ein Jahr lang im Schlosse von Ellwangen fest, um sie durch Drohungen und Mißhandlungen zur Herausgabe ihres Vermögens zu zwingen. Im Lande stieg die Noth und die Erbitterung von Jahr zu Jahr; mancher Verzweifelnde ward nur durch das strenge Verbot der Auswanderung daheim zurückgehalten. Sobald nach dem Tode des Despoten dies Verbot aufgehoben wurde, verließen Viele die Heimath. Die ersten Wellenschläge des großen Stromes der amerikanischen Auswanderung zeigten sich schon 1817 in Württemberg; die abziehenden armen Leute aus dem Heilbronner Lande erklärten laut, daß allein die Härte der Beamten und die Last der Abgaben sie vertreibe.

Nach siebzehnjähriger Regierung war der König seinem Volke noch immer völlig fremd. Wie hätte er sonst glauben können, daß diese treuen steifnackigen Schwaben den Untergang ihres guten alten Rechts so schnell verschmerzen würden? Voll Zuversicht rechnete er auf den unterthänigen Dank seines Volkes, als er aus Wien heimgekehrt sich entschloß, durch die Verleihung einer Verfassung den Beschlüssen des Congresses zuvorzukommen. Er sollte bald erfahren, daß der gefährlichste Augenblick für eine verderbte Regierung immer dann eintritt, wenn sie selber zu Reformen schreitet. Ein königliches Manifest berief einen ungetheilten Landtag für das neue Reich: fünfzig Vertreter des Adels, vier Geistliche, je einen Abgeordneten aus den 64 Oberämtern und den sieben Städten, welche den napoleonischen Titel der guten Städte führten. Noch bevor diese Versammlung zusammentrat, wußte Jedermann in Stuttgart, selbst das diplomatische Corps, daß ein großer Schlag gegen den König im Werke sei. Das unglückliche Volk gewann das so lange unterdrückte Recht der

freien Rede endlich wieder, und alsbald regten sich Alle, welche die Nackenschläge des Despotismus erfahren hatten: die altwürttembergischen Landstände und ihr mächtiger Familienanhang, die unvergeßlich beleidigten Fürsten und Reichsritter, die Reichsstädte und die Prälaten. Der Haß gegen den König erweckte in den alten und den neuen Landestheilen zum ersten male ein Gefühl der Gemeinschaft. Die Alt-Württemberger zeigten sich sofort entschlossen ihre geliebte Verfassung zurückzufordern, die doch in den neuen Gebieten niemals zu Recht bestanden hatte. Die Neu-Württemberger gingen auf den Vorschlag ein, weil die umständlichen Formen des guten alten Rechts ein ganzes Arsenal voll scharfer Waffen zur Abwehr fürstlicher Uebergriffe darboten und die Bändigung der monarchischen Eigenmacht, diesem Könige gegenüber, Allen als die wichtigste Aufgabe erschien; man dachte sich's nicht allzu schwer, durch einige Zusätze über die Gleichberechtigung der Katholiken und die ständische Vertretung des Adels das unförmliche Verfassungsgebäude auch für die Neuwürttemberger wohnlich einzurichten.

Nur König Friedrich ahnte nichts von diesen Plänen. Am 15. März 1815 eröffnete er selbst den Landtag und verkündete, daß er heute den Schlußstein zu dem Gebäude des Staates legen wolle. Darauf ward die neue Verfassung verlesen, der König gelobte feierlich sie zu halten und erklärte, daß sie hiermit sofort für alle seine Unterthanen verbindlich werde. Jeder Satz dieses Grundgesetzes schien darauf angelegt dem Könige für seine Lebenszeit die ungestörte Fortdauer der Selbstherrschaft zu sichern. Ein Landtag, nach denselben Grundsätzen gebildet wie der gegenwärtige, sollte in Zukunft aller drei Jahre zusammentreten um auf den Vorschlag der Krone über neue Steuern und neue Gesetze zu berathschlagen; er durfte also weder die gegenwärtige unerträgliche Steuerlast vermindern, noch jene tausende königlicher Rescripte, welche in den letzten Jahren das Land zur Verzweiflung gebracht hatten, seiner Durchsicht unterwerfen. Um ganz sicher zu gehen hatte der König überdies erst in den jüngsten Tagen einige neue harte Gesetze über die Militärpflicht und die Landesmiliz erlassen. Damit schwand jede Aussicht auf friedliche Besserung der Landesnoth. Der preußische Gesandte v. Küster, ein verständiger Mann, der den Aufenthalt an diesem Hofe kaum zu ertragen vermochte, schrieb tief entrüstet seinem Monarchen: „Ew. Majestät werden selbst leicht beurtheilen, ob eine solche Verfassung den Wünschen der Mächte entspricht.“*) Der König übergab die Urkunde in goldener Kapsel den Präsidenten des Landtags. Aber kaum hatte er das Haus verlassen, so erhob sich der Heißsporn der Mediatisirten, Graf Georg von Waldeck und verlas eine längst vorbereitete Adresse, die in unterthänigen Worten das königliche Geschenk zurückwies und rundweg erklärte: das

*) Küsters Bericht, Stuttgart, 16. März 1815.

Volk habe seine Vertreter nur in der Voraussetzung gewählt, daß keine andere Basis als die von den Voreltern ererbte und von allen Regenten beschworene Constitution Württembergs den Verhandlungen zu Grunde gelegt würde. Einstimmig, in leidenschaftlicher Erregung genehmigte der Landtag die Adresse. Die neue Verfassung blieb unbeachtet auf dem Tische des Hauses liegen, sie ward in wenigen Augenblicken ein werthloses Stück Papier.

Das schroffe Auftreten der Stände gab das Signal für den Losbruch der Volksleidenschaften. Der ständische Trotz der guten alten Zeit, die radikalen Stimmungen der neunziger Jahre, der verhaltene Ingrimm der rheinbündischen Tage und die neuen Freiheitswünsche, welche der Kampf gegen Napoleon erregt hatte, brausten durcheinander. Wie viel näher als die nebelhaften Fragen der deutschen Politik lagen doch diesem Geschlechte die handgreiflichen Nöthe der Heimath! Die Petition an den Bundestag um Erfüllung des Art. 13 fand in Schwaben kaum vereinzelte Unterzeichner; der Stuttgarter Landtag aber ward mit Bittschriften, Beschwerden und Zustimmungserklärungen überschüttet. Eine Unzahl streitbarer Flugschriften trat für die Stände in die Schranken, manche mit jakobinischer Wildheit. Eine „Appellation an die hohen Befreier Deutschlands" trug auf dem Titel die drohende Bemerkung „Imprimatur kraft der Censurfreiheit der württembergischen Landschaft" und stellte die Frage: „Was kostet diese Krone?" Die Antwort lautete: „Einen himmelschreienden Eidbruch, viele tausende erzwungener Meineide, Gewaltthaten ohne Zahl, Erpressungen der Willkür und des Uebermuths, und dazu in den Kauf das Menschenblut von 30—40,000 aus der hoffnungsvollen Jugend der Landeskinder! Das Blut so vieler tausend Geopferter walle, sprudle, glühe um den Stuhl des Despoten!" Eine zweite „Appellation" verlangte „eine Eidverbrüderung aller rechtlichen Männer für Recht und nichts als Recht aber auch für altes gutes Recht, mit der Losung: Gott und unsere Rechte! Rechtlich frei, so rechtlich treu!" Also flog der heilige, deutschen Herzen so unwiderstehliche Name des Rechtes in hundertfachem Widerhall hin und her; mit einigen sophistischen Scheingründen halfen sich die Aufgeregten hinweg über die unbestreitbare Thatsache, daß jenes alte Recht in der größeren Hälfte des Landes niemals bestanden hatte. Begeistert nahm die gesammte deutsche Presse Partei für den Landtag, weil er die beiden heiligsten Empfindungen der Zeit, die treue Liebe zum heimathlichen Brauche und die unbestimmte Freiheitssehnsucht zugleich vertrat. Nur die Münchener Allemannia verfocht wie immer die Sache des rheinbündischen Absolutismus.

Auf die Adresse der Stände folgten scharfe Rechtsverwahrungen der Mediatisirten, der katholischen und lutherischen Prälaten. Sogar die Agnaten des königlichen Hauses protestirten gegen das neue harte Hausgesetz, an ihrer Spitze Herzog Paul, ein wüster Mensch von un-

gezügeltem Ehrgeiz, der gern die Rolle eines schwäbischen Philipp Egalité gespielt hätte. Der König fühlte sich dem ungeheuren Hasse, der von allen Seiten her über ihn hereinstürzte, nicht gewachsen, und da auch sein Kronprinz ihm vorstellte, wie wenig auf eine Sinnesänderung der Stände zu rechnen sei, so that er klüglich einen Schritt zurück und erklärte sich am 16. April bereit, durch seine Commissäre mit vier ständischen Bevollmächtigten zu verhandeln: diese sollten dann angeben, welche Bestimmungen des alten Landesrechts der Landtag noch in das neue Grundgesetz aufzunehmen wünsche. Damit war die soeben erst feierlich verkündigte Verbindlichkeit der neuen Verfassung beseitigt. Jetzt aber zeigte sich, daß der Landtag nichts Geringeres erstrebte als die Wiederherstellung des alten Zustandes mit einigen unwesentlichen Aenderungen.

Die Wahlen der Städte und Oberämter waren, mit Ausnahme von neun Kaufleuten, durchweg auf Juristen, Bürgermeister, Schultheißen und Schreiber gefallen. Begreiflich, daß in einer solchen Versammlung die gewiegten Kenner des historischen Rechts die Oberhand behaupteten: so Weishaar, Bolley und Georgii, tüchtige, von den Ideen des neuen Liberalismus lebhaft ergriffene Rechtsgelehrte, denen die oligarchische alte Verfassung als das sicherste Bollwerk der Volksrechte erschien, dann der wackere Bürgermeister Klüpfel von Stuttgart, endlich Zahn und Feuerlein, zwei Virtuosen der altwürttembergischen Schreibstube, unvergleichlich in allen Künsten kleinlicher Wortspalterei. Im Namen der Mediatisirten führte Graf Waldeck das große Wort, ein unruhiger Kopf, immer bei der Hand wenn der süddeutsche Adel sich zur Wahrung seiner Standesrechte versammelte. Er brachte es über sich, in einem Athem für unbeschränkte Volksfreiheit zu schwärmen und die Privilegien seines Hauses zu vertheidigen: das hochgräfliche Haus Limburg, so ließ er sich vernehmen, habe bisher weder den Deutschen Bund noch das Königreich Württemberg anerkannt und könne sich dazu nur herbeilassen, wenn ihm ein freier Vertrag angeboten würde. Unter dem niederen Adel that sich Freiherr v. Varnbüler hervor, ein echter Reichsritter, tapfer, freimüthig, überaus hartnäckig. Späterhin trat auch Oberst Massenbach in die Reihen der Ritterschaft ein, derselbe, an dessen Namen der Fluch von Jena und Prenzlau haftete; der hatte bereits durch die Herausgabe unsauberer Denkwürdigkeiten sich gerächt für die wohlverdiente Entlassung aus dem preußischen Heere und entfaltete jetzt in der Politik die nämliche phantastische Vielgeschäftigkeit wie einst als Soldat. In wüsten, schreienden demagogischen Schriften forderte er den Adel auf sich bürgerlich taufen zu lassen, und verkündete: „jetzt haben alle Fürsten mit ihren Völkern neue Verträge zu schließen; so weit muß es kommen, daß jeder Staatsbürger seinen Beitrag zur Staatshaushaltung selbst berechnen kann.“

Vorläufig hielt die aus so grundverschiedenen Elementen gemischte Opposition noch fest zusammen; nur fünf vom Adel zogen nachträglich

ihre Zustimmung zu der Adresse zurück, und ein Theil der Mediatisirten trat aus, um zunächst die Entscheidung des Wiener Congresses über die Rechte der vormaligen Reichsstände abzuwarten. Die Form der Berathungen entsprach noch ganz dem altväterischen Brauche: die Abgeordneten verlasen zumeist lange schriftliche Vota und verstiegen sich nur selten, beim Austausch persönlicher Gehässigkeiten, zur freien Rede. Seinen vier Bevollmächtigten stellte der Landtag einen Ausschuß von 25 Mitgliedern an die Seite, der die Stelle des alten großen Ausschusses vertreten sollte und auf jeden Vorschlag der Regierung ein umständliches Gegenbedenken folgen ließ. Und doch konnte selbst die langweilige Förmlichkeit des schriftlichen Verfahrens nicht verhindern, daß die furchtbare Erbitterung gegen den König sich oft in stürmischen Auftritten entlud. Die Stände beantworteten das Entgegenkommen des Monarchen durch eine Zusammenstellung der Landesbeschwerden. Welch ein Eindruck, als dies endlose Schriftstück verlesen wurde und die unglaubliche Willkür der Landvögte, die frevelhafte Verschwendung des Königs selbst an den Tag kam: fünf Millionen Gulden, ein volles Drittel der Landeseinkünfte, hatte der Hofhalt jährlich verschlungen. Alles schwieg erschüttert, Manchem stürzten die Thränen aus den Augen; es war, als ob das tief beleidigte Gewissen des Volks zu Gericht säße über die Sünden dieser neun Jahre. Unterdessen rückte das Verfassungswerk nicht von der Stelle. In den schärfsten Worten erinnerten die Stände den König an seinen gebrochenen Eid; sie wiederholten unablässig, daß all' das „namenlose Elend" der letzten Jahre allein von der „Verachtung des geprüften Alten" komme, und erklärten für den werthvollsten Bestandtheil der alten Verfassung grade jene beiden Institutionen, welche sich mit der Einheit der modernen Monarchie am wenigsten vertrugen: den stehenden Ausschuß und die landständische Kasse. Getreu der altständischen Ueberlieferung betrachteten sie das Verhältniß zwischen Fürst und Volk als einen natürlichen Kriegszustand und scheuten sich nicht dem Könige ins Gesicht zu sagen: für den Fall eines neuen Streites müsse der Landtag eigene Geldmittel besitzen um verfolgte Beamte zu unterstützen.

Nach einem halben Jahre unfruchtbaren Streites riß dem Könige endlich die Geduld. Er beschloß die Versammlung zu vertagen, forderte sie auf, einige Bevollmächtigte zur Fortsetzung der Verhandlungen über das Grundgesetz zurückzulassen und versprach in der Zwischenzeit die Landesbeschwerden streng zu untersuchen. Die Mehrheit des Landtags aber kam von den Formeln des altwürttembergischen Staatsrechts nicht los; sie bestand darauf, daß ein großer Ausschuß als Vertreter der Rechte des Landes zurückbleiben müsse, und als der Monarch diese ständische Nebenregierung zurückwies, gingen die Stände trotzig auseinander ohne Bevollmächtigte für die Verfassungsarbeit zu ernennen. Bevor der Landtag sich trennte spielte er noch seinen höchsten Trumpf aus und wendete sich (26. Juli) an die Bürgen des alten Erbvergleichs, Dänemark, England

und Preußen mit der Bitte um Vermittlung, denn die Annahme des königlichen Entwurfs würde dem Volke als ein „Verrath" erscheinen. So stand es noch um den Nationalstolz des Südens: der vielgefeierte erste Landtag dieser Friedensjahre schloß mit dem Versuche, im Namen der Volksrechte zwei fremde Mächte zur Einmischung in Deutschlands innere Händel zu bewegen.

Mit wachsender Spannung war das Land diesen Kämpfen gefolgt. Der Landtag konnte sich während der letzten entscheidenden Sitzungen nur mit Mühe der Ständchen und Hochrufe des Stuttgarter Volks erwehren. Nach der Vertagung strömte das Landvolk in dichten Schaaren gen Ludwigsburg, und der König ließ seine Reiter vor den Thoren streifen um die einsame Residenz vor dem Getöse der Sturmpetitionen zu sichern. Die rückkehrenden Männer des Volkes aber empfing daheim ein Sturm überschwänglicher Huldigungen, der den Eigensinn und das starre Selbstgefühl der „Altrechtler" bedenklich steigerte. Und wie hätte inmitten dieser brausenden Volksbewegung der edle Dichter schweigen sollen, der für die Herzensgeheimnisse des schwäbischen Volks allezeit das rechte Wort fand und überdies durch seinen demokratischen Bürgertrotz, durch seine juristische Bildung, durch die Ueberlieferungen seiner Familie zu der altwürttembergischen Rechtspartei geführt wurde? Ludwig Uhland begleitete jeden Auftritt des wirrenreichen Kampfes mit den schlichten, volksthümlichen Klängen seiner Vaterländischen Gedichte und wendete — nach dem Rechte der Wiederholung, das dem politischen Dichter wie dem Publicisten zusteht — in mannichfachen Weisen immer nur den einen Gedanken hin und her:

> Du Land des Korns und Weines,
> Du segenreich Geschlecht,
> Was fehlt Dir? All' und Eines:
> Das alte gute Recht!

Die kräftigen Lieder schollen weit über Schwabens Grenzen hinaus und schürten mächtig die unklare Aufregung der Zeit. So würdig und maßvoll die Form war, aus allen sprach doch die radikale Lehre „Alles oder Nichts", aus allen der scharfe Vorwurf, daß die Bosheit ruchloser Gewalthaber die Völker um ihre verbrieften Rechte betrüge. Befangen in dem Gesichtskreise der Heimath übertrug der schwäbische Dichter den Groll, der in der dumpfen Luft des württembergischen Despotismus nicht unberechtigt war, auch auf die Zustände des gesammten Vaterlandes und schilderte schon am dritten Jahrestage der Leipziger Schlacht in dem schönsten und radikalsten seiner politischen Gedichte die Lage Deutschlands als völlig hoffnungslos. In einem Augenblicke, da Preußens Staatsmänner, kaum erst aus Paris heimgekehrt, mit der Einrichtung der neuen Verwaltung noch alle Hände voll zu thun hatten, beschwor Uhland schon den Geist Theodor Körners herauf und ließ ihn zürnend sagen: „untröstlich ist's

noch allerwärts!" Der ungerechte Ausspruch drang der teutonischen Jugend bis ins Mark und wurde von den Parteien der Opposition in Vers und Prosa so lange nachgesprochen, bis nach abermals drei Jahren die Untröstlichkeit wirklich hereinbrach.

Die Anrufung der drei Garanten hatte, wie jeder Unbefangene voraussehen konnte, nur die eine Folge den König von Neuem zu reizen. Keiner der drei Höfe glaubte sich berechtigt, für eine längst aufgehobene Verfassung, deren Bestand nur auf dem Boden des alten Reichsrechts möglich gewesen war, jetzt noch nachträglich einzutreten. Preußen insbesondere hielt sich behutsam zurück, obgleich Hardenberg die Versöhnung zwischen Fürst und Volk aufrichtig wünschte; denn König Friedrich, der sich in der jüngsten Zeit eng an Rußland angeschlossen hatte, bekundete seinen alten Groll gegen die norddeutsche Großmacht so gehässig und herausfordernd, daß der Gesandte Küster mehrmals daran dachte sofort abzureisen. Unter solchen Umständen konnte ein Einmischungsversuch des Berliner Cabinets nur schaden. Aber auch König Friedrich fand auswärts keine Hilfe. Bei allen Höfen stand er im übelsten Rufe; alle ohne Ausnahme verlangten, daß der europäische Skandal des schwäbischen Willkürregiments ein Ende nehmen müsse. Fürst Metternich sprach sich sogar offen für die Sache des Landtags aus, da sein eigenes Geschlecht zu den württembergischen Mediatisirten gehörte und in den letzten Jahren schwere Unbill erfahren hatte.*)

Der einst allmächtige kleine Herr war völlig vereinsamt; unaufhaltsam wuchs die Aufregung im Lande, aus mehreren Oberämtern kamen schon Proteste gegen die neue Steuerausschreibung. Nach seiner entschlossenen Art fand sich der König rasch in die veränderte Lage und berief in seiner Noth den Freiherrn K. A. v. Wangenheim in das Cabinet, einen Thüringer, dessen Name schon für einen ehrlichen Systemwechsel bürgte. Wangenheim war bereits in jungen Jahren als coburgischer Beamter dem unredlichen Regimente des Ministers Kretschmann mit unerschrockenem Freimuth entgegengetreten und zur Strafe des Landes verwiesen worden. Er hatte dann in Franken eine Zuflucht gefunden bei dem ritterlichen Freiherrn v. Truchseß, den die romantische Welt als einen zweiten Sickingen feierte, und dort auf der Bettenburg, in der neuen Herberge der Gerechtigkeit mit dem jungen Dichter Friedrich Rückert Freundschaft fürs Leben geschlossen. Als er einige Jahre nachher im Auftrage eines kleinen thüringischen Hofes nach Stuttgart kam, da gewannen ihm seine geistvollen, von übermüthigen Einfällen sprudelnden Gespräche, seine glänzende Erscheinung und seine unverwüstliche Ausdauer beim Zechgelage das Wohlgefallen des Königs, der ihn sofort in seine Dienste nahm. Die Gnade währte nicht lange; „mein Student", wie der König ihn nannte, erregte bald Anstoß

*) Küsters Berichte 1. Nov. 1815 ff.

durch das offenherzige Aussprechen seiner deutschen Gesinnung, und man war endlich froh ihn als Curator der Universität nach Tübingen zu entfernen. Hier verkehrte er, ein treuer, einsichtiger Förderer der Wissenschaft, freundlich mit allen namhaften Gelehrten der Hochschule, am Liebsten doch mit dem Mystiker Eschenmaier, der den erregbaren, für alle Spiele der Phantasie empfänglichen Dilettanten in die kabbalistischen Formeln seiner naturphilosophischen Staatslehre einweihte. Als der Verfassungskampf sich verschärfte, trat Wangenheim plötzlich mit einer Schrift „die Idee der Staatsverfassung" hervor. Das wunderliche Buch zeigte schlagend, wie unvereinbar das alte gute Recht mit dem modernen Staatsbegriffe sei, und entwickelte sodann mit feierlichem Pathos das Programm einer unfehlbaren, allen Ansprüchen der Idee genügenden Musterverfassung. Es war die alte Montesquieu'sche Doctrin in phantastischem Aufputz: die heilige Dreizahl der Naturphilosophie sollte sich in dem Gleichgewicht der drei Gewalten offenbaren; die Volksmasse erschien als die Vorstellungskraft, die Gemeinde als die Einbildungskraft, der Landtag als das Begehrungsvermögen des Staates. Immerhin verbargen sich hinter der doctrinären Hülle einige gute, ausführbare Vorschläge, und da dem Könige sich nirgends sonst ein Helfer darbot, so beauftragte er diesen literarischen Vermittler mit der Beilegung des Verfassungsstreites.

Voll stolzer Zuversicht folgte Wangenheim dem Rufe. Er krankte bereits an jener maßlosen Selbstüberschätzung, welcher begabte Köpfe in engen Verhältnissen so leicht verfallen, und meinte sich berufen, dem ganzen Deutschland durch eine Verfassung ohne Gleichen ein glänzendes Vorbild zu bieten. Obgleich er den Rheinbund aufrichtig haßte, so konnte er sich doch nicht enthalten, seine geliebte mystische Dreizahl auch auf die gesammtdeutsche Politik zu übertragen und hatte sich längst schon das System einer deutschen Trias ausgeklügelt, das der schmachvollen Dreitheilung der napoleonischen Tage leider sehr ähnlich sah. Oesterreich und Preußen erschienen ihm beide als halbfremde Mächte, Preußen insbesondere als der unersättlich habgierige Feind der angestammten Fürstenhäuser; die Gesammtheit der Kleinstaaten, „das reine Deutschland" sollte diese Mächte in Schranken halten, das Gleichgewicht zwischen beiden herstellen, ihnen in Freiheit und Gesittung immerdar voranleuchten, der Kernstamm aber unter den reindeutschen Kernstämmen blieben die Schwaben. Wangenheim liebte seine neue Heimath bis zur Vergötterung und hing an dem königlichen Hause mit einer ritterlichen Treue, die sich selbst in Augenblicken gerechten Unmuths nie verleugnete.*) Aber er kannte die Landesverhältnisse nur oberflächlich und verstand die eigenrichtigen Köpfe nicht zu behandeln. Schlimm genug

*) Ich benutze hier u. A. eine Sammlung von Briefen Wangenheims an seinen Freund Geh. Rath v. Hartmann, die mir Herr Prof. Hartmann in Stuttgart mitgetheilt hat.

schon, daß er „ein Ausländer" war und durch sein reines Hochdeutsch die schwäbischen Ohren beleidigte; doch als er sich gar in burschikosen Witzen über die „Bocksbeuteleien" der alten Verfassung erging und über die altwürttembergischen Schreiber sagte: solche Subjecte wüßten von Himmel und Erde nichts als Rechnungen zu machen, die Niemand verstehe als wieder ein Schreiber — da erschien er dem Lande wie ein Heiligthumsschänder. Eine Fluth von Spottreden ergoß sich über das Staatsbegehrungsvermögen und die anderen naturphilosophischen Schrullen des „württembergischen Solon".

Im Oktober 1815 wieder einberufen hatte der Landtag abermals in einer zwanzig Bogen langen Adresse die alte Verfassung für das ganze Land gefordert und drohend hinzugefügt: „das Volk fängt an, an der Zukunft zu verzweifeln." Da endlich, in einem Ministerrathe am 11. Novbr., gewann Wangenheim den König für den Vorschlag, daß man den Altrechtlern ihr theures Princip zugeben müsse.*) Zwei Tage darauf überraschte der Monarch die Stände durch eine Botschaft, welche den auswärtigen Diplomaten „fast wie ein Wunder" erschien. Er erklärte darin, daß er die innere Giltigkeit der alten Landesverträge nicht bestreite, sondern nur ihre Anwendbarkeit, und bot sodann in vierzehn Artikeln das unbeschränkte Steuerbewilligungsrecht, die Verantwortlichkeit aller Staatsdiener, endlich und vor Allem die gemeinsame Revision aller seit 1806 erlassenen Gesetze. Die Artikel enthielten in der That Alles was von den altständischen Einrichtungen noch irgend lebensfähig erschien und außerdem noch eine lange Reihe neuer, werthvoller Rechte. Der König schloß mit der Versicherung: würden auch diese Vorschläge verworfen, dann bleibe ihm nichts übrig als in Altwürttemberg das alte Recht wiederherzustellen und den neuen Gebieten eine selbständige neue Verfassung zu geben.

Nach diesen großen Zugeständnissen der Krone begann die öffentliche Meinung außerhalb des Ländchens umzuschlagen; Stein, Gagern und viele andere Wohlmeinende, die bisher auf der Seite der Stände gestanden, riethen jetzt dringend, die Hand der Versöhnung zu ergreifen. Der Landtag dagegen hatte sich bereits zu tief in den Kampf verbissen, der Streit war längst persönlich geworden, die erbitterten Gemüther spotteten aller Vernunftgründe. Die Stände ließen sich zwar herbei, abermals durch einen Ausschuß mit der Krone zu verhandeln; der Ausschuß aber schritt sogleich, unbekümmert um die vierzehn Artikel, an die Ausarbeitung eines unförmlichen Verfassungsentwurfs, der in 25 Capiteln und vielen hunderten von Paragraphen alle die staubigen Kleinodien des alten Rechts, vornehmlich den stehenden Ausschuß und die Steuerkasse, wieder aufzählte.

*) Küsters Bericht 11. Nov. 1815.

Monatelang ward darüber hin- und hergestritten, und um die Verwirrung zu vollenden, griff Wangenheims doctrinärer Eifer auch noch das Einzige an, worüber bisher beide Theile einig waren: das im bürgerlichen Württemberg althergebrachte Einkammersystem. Ohne zwei Kammern konnte die Idee der heiligen Dreizahl sich doch nimmermehr verwirklichen; das aristokratische Element mußte durchaus „das Hypomochlion“ bilden, das zwischen der Demokratie und der Autokratie „ein oscillirendes Gleichgewicht herstellt“! Der König ging auf diese theoretischen Grillen, welche Wangenheim in einer neuen Druckschrift ausführlich entwickelte, um so williger ein, weil sie mit den Berechnungen seiner nüchternen Realpolitik übereinstimmten. Gleich den meisten Rheinbundsfürsten beargwöhnte er den Adel als den gefährlichsten Feind der Krone und hielt für nöthig, die vornehmen Demagogen in einer ersten Kammer abzusperren damit sie den Bürger und Bauer nicht verführten. Aus so wunderlichen Beweggründen entstand der Plan, in einem Kleinstaate, der für eine kräftige Pairie offenbar keinen Raum bot, gleichwohl eine Adelskammer zu bilden. Die Altrechtler widersprachen lebhaft; sie trauten ihren aristokratischen Genossen wenig, aber sie glaubten sich der adlichen Sonderbestrebungen am sichersten, wie bisher, in einer ungetheilten Ständeversammlung erwehren zu können. Leichter verständigte man sich über eine andere deutsche Eigenthümlichkeit, welche die Macht unserer kleinen Landtage noch schwer schädigen sollte, über die Diäten. Daß der Volksvertreter für sein Ehrenamt bezahlt werden müsse, schien Allen selbstverständlich. Die Rücksicht auf die bittere Armuth der gebildeten Klassen wirkte zusammen mit der Standesanschauung der Beamten; ohne Tagegelder konnte sich der Bureaukrat der alten Schule eine außerordentliche Mühewaltung nicht vorstellen. Währenddem brach die despotische Natur des Königs immer von Neuem durch: bald wurden die Unterzeichner einer Adresse an den Landtag, bald ein hitzköpfiger Abgeordneter vor das Strafgericht geladen. Aber auch die Stände erlaubten sich gewaltsame Uebergriffe. Sie behaupteten alle die Befugnisse, welche ihnen die künftige Verfassung erst zugestehen sollte, schon jetzt zu besitzen und verwahrten feierlich ihre Rechte, als der König abermals Steuern ausschreiben ließ, ja sie drohten im Falle der Wiederholung die Unterthanen zur Steuerverweigerung aufzufordern.

So zog sich der Streit, mit jedem neuen Tage langweiliger und unfruchtbarer, abermals durch ein volles Jahr. Im August 1816 richtete Graf Waldeck auf eigene Faust eine zweite Zuschrift an die drei Garanten und an Kaiser Franz als das vormalige Reichsoberhaupt — ein Aktenstück, das in classischen Worten den unbelehrbaren Trotz der Götzendiener des alten Rechts aussprach. „Die altwürttembergische Verfassung, hieß es da, ist durch den Ausspruch des deutschen Kaiserhofs und der hohen Garanten, durch die einhellige Stimme Deutschlands und die Segnungen dreier Jahrhunderte so bündig als ein Werk menschlicher Vollkommen-

heit bewährt, daß die Vernichtung auch nur eines ihrer Bestandtheile eben ihrer künstlerisch zarten Zusammenfügung wegen ihr Ganzes und somit das Wohl des Volks gefährden würde."*) Das ganze Land hallte wider von jenem ungeheuren Geschrei, das seitdem fast alle Kämpfe des deutschen Parlamentarismus begleitete und keineswegs dazu beitrug die Achtung des Auslands für diese Stürme im Wasserglase zu erhöhen. Ein wildes Pamphlet bedrohte den König bereits mit dem Schicksal seines Ahnherrn, des landflüchtigen Herzogs Ulrich, und als ein anonymer Schriftsteller für die Vorschläge der Krone aufzutreten wagte, ward seine Schrift in Stuttgart an den Schnappgalgen genagelt.

Jedermann mußte Partei ergreifen. Auch die vielen berühmten Schwaben außerhalb des Landes sendeten in Briefen oder Druckschriften ihr Urtheil in die Heimath, und es bezeichnet die heillose Verworrenheit des Streites, daß die Todfeinde Schelling und Paulus sich Beide für die alte Verfassung aussprachen, Jener weil ihm das historische Recht ehrwürdig war, Dieser weil er in der altständischen Libertät die constitutionelle Freiheit zu erkennen glaubte. Hegel dagegen kämpfte mit sophistischer Gewandtheit für Wangenheim als den Vertreter der modernen Staatsidee und erwies, ganz im Geiste der rheinbündischen Bureaukratie, daß erst durch den Untergang des verlebten deutschen Reichs wirkliche „deutsche Reiche", die neuen Königreiche, entstanden seien. Mit rührenden Worten beschwor der Neuwürttemberger Justinus Kerner seinen Herzensbruder Uhland, abzulassen von dem „Kassen- und Kastenwesen der Schreiber und Rechtsherren". Es war vergeblich. Als Wangenheims Freund Rückert sodann den Poeten der Altrechtler zu einem Dichterwettstreit herausforderte, da war der Schwabe in der vortheilhaften Lage die warmen Gefühle der Gemüthspolitik gegen die nüchternen Erwägungen der Staatsklugheit zu vertheidigen und bereitete dem Franken eine poetische Niederlage, die in Württemberg als ein politischer Triumph gefeiert wurde. Was half es, daß die beiden besten politischen Köpfe aus der Jugend des Landes, Friedrich List und Schlayer, den Minister eifrig unterstützten? Im Landtage zählte Wangenheim nur zwei Anhänger, den Juristen Griesinger und den Buchhändler Cotta, der seinen kleinstädtischen Landsleuten bald verdächtig ward, weil er als ein Geschäftsmann großen Stils über ihren engen Gesichtskreis hinausblickte. Das schwerste Hinderniß der Verständigung blieb doch der König selber. Kein Zweifel, daß er jetzt ehrlich den Frieden suchte; aber wer wollte ihm trauen?

Da räumte ein freundliches Geschick dies Hemmniß plötzlich aus dem Wege. Am 30. Oktober 1816 starb der König, von Niemand beweint. Den Nachfolger König Wilhelm empfing das Frohlocken des ganzen

*) Graf Waldeck, Vorstellung an die Höfe von Oesterreich, Preußen, Dänemark und England, 31. August 1816.

Landes. Schon seit Jahren pflegte ihn das treue Volk mit dem guten Herzog Christoph zu vergleichen, weil er gleich diesem unter einem tyrannischen Vater eine freudlose Jugend verleben mußte. Von der Gutmüthigkeit jenes alten Herzogs lag freilich gar nichts in der herzlosen, kalt verständigen Natur des neuen Königs. Zu Lüben in der preußischen Garnison geboren war der Prinz in seiner Jugend so gut preußisch gesinnt wie sein Großvater Karl Eugen; damals schrieb er sich noch Friedrich Wilhelm. Als er nach der Jenaer Schlacht die Preußen mißachten lernte, blieb er doch noch immer ein stolzer deutscher Offizier und widersetzte sich entschieden der französischen Politik seines Vaters; der heftige Zwist im königlichen Hause wurde bald landkundig und warb dem Kronprinzen viele geheime Verehrer, obschon der Trotz des lieblosen Sohnes an diesen Händeln ebenso viel Schuld trug als die bonapartistische Gesinnung des harten Vaters. Da der König dem Protector zu Liebe die Hand der anmuthigen Stephanie Beauharnais für seinen Sohn zu erlangen wünschte, schloß der Prinz plötzlich mit der bairischen Prinzessin Karoline Auguste eine Ehe, die für beide Theile unselig wurde. Die Lorbeeren der napoleonischen Siegeszüge reizten ihn nicht; erst als Württemberg zu den Verbündeten übergegangen war, nahm er am Kampfe theil und bewährte sich in dem französischen Winterfeldzuge, namentlich in dem blutigen Treffen von Montereau, als ein tüchtiger Corpsführer, so daß der schwäbische Dichter Wilhelm Hauff den Heimkehrenden als „Prinz Wilhelm, den edlen Ritter“ feierte. Auf seinen Charakter wirkten diese militärischen Erfolge nicht günstig; sie verschärften den Zug menschenverachtender Ueberhebung, den er mit seinem Vater theilte, und da er die kleinstädtischen Vorurtheile seiner Landsleute weit übersah, so ward er auch durch die Erfahrungen des heimischen Verfassungskampfes nur bestärkt in dem Wahne, daß er selber Alles am Besten verstehe.

Ein unbändiger Ehrgeiz nagte rastlos an seiner Seele; allen deutschen Fürsten glaubte er überlegen zu sein. Längst war das Schwabenland seinen Plänen zu klein; schon auf dem Wiener und dem Pariser Congresse wurde die diplomatische Welt mehrmals durch wundersame Entwürfe überrascht, welche dem Helden von Montereau eine glänzende Ehrenstellung, das Feldherrnamt des Deutschen Bundes in Mainz oder die Landesherrschaft im Elsaß zudachten. Die Träume des Prinzen nahmen einen noch höheren Flug, als er, nach Auflösung der Ehe mit der Baierin, die Schwester des Czaren, Großfürstin Katharina heimführte, eine geistreiche, lebhafte, unternehmende Frau, die einst während des russischen Krieges gleich den tapfersten Männern an der Rüstung des Heeres gearbeitet hatte und sich ungern in die kleinen Verhältnisse der neuen Heimath fand. „Wie sollen, schrieb damals Küster, drei so bedeutende, energische und lebhafte Menschen wie Friedrich, Wilhelm und Katharina sich ver-

tragen?" Seitdem entspann sich zwischen dem schwäbischen Thronfolger und dem Prinzen von Oranien ein geheimer Verkehr, zur lebhaften Beunruhigung der conservativen Höfe; man wußte, daß beide Prinzen in radikalen Plänen schwelgten und der Württemberger sich lebhaft geschmeichelt fühlte wenn ihn da und dort ein Politiker der Bierbank als den künftigen deutschen Kaiser feierte. Obwohl der Eine wie der Andere im Grunde der Seele die neuen liberalen Ideen geringschätzte, so erhofften doch Beide als machiavellistische Politiker von einem großen Umsturz ein unbestimmtes Glück für sich selber. Wo der Ehrgeiz ins Spiel kam, da hielt die Nüchternheit des Prinzen Wilhelm nicht mehr Stand, und die luftigsten Phantasiegebilde erschienen ihm möglich. Jahrelang brütete er über dem Gedanken eines deutschen Südbundes, und doch hatte er selber Alles gethan um diesen Triasplänen jeden Boden zu entziehen. Denn hochmüthig gegen den badischen Hof, war er mit dem bairischen tief verfeindet. Der Haß des gestrengen Friedrich gegen den gutmüthigen Max Joseph vererbte sich auf die Söhne. Die phantastische Ueberschwänglichkeit des bairischen Kronprinzen Ludwig war dem trockenen, verschlossenen Wesen des Prinzen Wilhelm unausstehlich; die Freundschaft ward auch nicht inniger als Beide zugleich um die Hand Katharinas warben und der Wittelsbacher den Kürzeren zog.

Die lautere patriotische Begeisterung der Befreiungskriege ließ diesen engherzigen Charakter kalt. Dynastischer Dünkel und persönliche Herrschsucht bestimmten seine deutsche Politik; wie er Napoleon haßte, weil ihm die Herrschaft des Fremdlings über das Haus Württemberg schimpflich schien, so wollte er auch sein souveränes Haus keiner mächtigen deutschen Centralgewalt unterordnen, es sei denn, daß ihm selber die Leitung Deutschlands zufiele, und selbst der gutmüthige Küster errieth, daß der Kronprinz im Herzen ganz ebenso partikularistisch denke wie sein Vater.*) Mit den beiden führenden Mächten des Deutschen Bundes stand er von Haus aus auf schlechtem Fuße. Die Politik des Dualismus lief seinen Triasplänen schnurstracks zuwider; auch konnte er nach seiner kleinlich reizbaren Art ein Gefühl persönlicher Empfindlichkeit gegen die beiden Monarchen nicht unterdrücken. Bald nach seiner Thronbesteigung ließ er dem König von Preußen die Hand einer württembergischen Prinzessin für den jungen Kronprinzen anbieten und empfing die gelassene Antwort, Friedrich Wilhelm wolle den Neigungen seiner Kinder keinen Zwang anthun.**) Das verzieh er nie. Kaiser Franz aber erwählte sich um die nämliche Zeit die geschiedene Gemahlin des Württembergers für seine vierte Ehe; seitdem wuchs sein altes Mißtrauen gegen den unberechenbaren Pläneschmied in Stuttgart und ward von drüben herzlich erwidert.

*) Küsters Berichte, 24. Okt., 11. Nov. 1815.
**) Küster an Hardenberg, Stuttgart 18. Januar; Weisung des Staatskanzlers 24. Februar 1817.

Ueberaus eifrig als Soldat, ein Verwaltungsmann von sicherem Blick und großer Arbeitsamkeit, ein trefflicher Landwirth und ausgezeichneter Pferdezüchter, in seinen Lebensgewohnheiten einfach, geregelt und, obwohl keineswegs sittenstreng, doch frei von der Schamlosigkeit des Vaters — so war der neue König allen den praktischen Geschäften des Lebens, welche durch Klugheit und Energie bewältigt werden können, vollauf gewachsen. Was darüber hinaus liegt war seinem Geiste verschlossen. Die Kirche betrachtete er gleich seinem Vater mit dem Spotte des Voltairianers, nur daß ihm die Religion unentbehrlich schien um den dummen Haufen in Zucht zu halten; die „Ideologie" der freien Wissenschaft blieb ihm ein unbequemes Räthsel, halb lächerlich, halb furchtbar, wie er denn auch als ein echter rheinbündischer Berufssoldat den freien Geist des preußischen Heeres nie verstehen lernte; seine Kunstliebe endlich erhob sich, gleich dem Mäcenatenthum vieler anderen Kleinfürsten, niemals über jene Bildungsstufe, welche das Ideal allein in nackten Weibergestalten findet. Ein solcher Mann, zu unruhig für das Stillleben eines Kleinstaats und doch zu selbstisch um die Hohlheit einer Souveränität ohne Macht einzusehen, konnte in die verschlungenen Fäden der deutschen Bundespolitik nur einige hemmende Knoten mehr einknüpfen; dem gemüthvollen Tiefsinn der schwäbischen Volksnatur blieb er innerlich ebenso fremd wie einst König Friedrich. Der herkömmliche Jubel der ersten Wochen verrauschte schnell. In einer langen Regierung wurde der König, trotz seiner unbestreitbaren Verdienste um den Wohlstand des Landes, nie wieder wahrhaft volksbeliebt; man konnte sich kein Herz zu ihm fassen und lernte auch bald den häßlichsten Zug seines Charakters fürchten, die nachtragende Unversöhnlichkeit.

Das neue Regiment begann sofort mit dankenswerthen Reformen: der tolle Prunk und der Jagdunfug des Hofes wurden beseitigt, mehrere Steuern herabgesetzt, zahlreiche Gefangene begnadigt, einige Günstlinge des verstorbenen Fürsten in der Stille entfernt. Während der Hungersnoth der nächsten Monate bewährte die Königin ihre männliche Willenskraft im weiblichsten Berufe; treu ihrem Ausspruch: „helfen ist der hohe Beruf des Weibes in der Gesellschaft" überspannte sie das ganze Land mit einem Netze von Frauenvereinen, Sparkassen, gemeinnützigen Stiftungen aller Art und zeigte sich bei diesem Liebeswerke so menschlich groß, daß bald nachher ihr früher Tod in jedem Dorfe Schwabens wie ein Landesunglück beweint wurde. Selbst Uhland, der Verächter der Höfe, legte der Volksmutter einen duftigen Kranz auf den Sarg, und Kerner klagte:

Wie sie früh von Gott erlesen,
Eine Heil'ge, uns verschwand.

Auf der Höhe, wo einst die Stammburg des Fürstenhauses gestanden hatte, fand die hochherzige Fürstin ihr Grab, und die Württemberger wallfahrteten zu der Kapelle des Rothenbergs mit ähnlichen Empfindungen wie die Preußen zu dem Charlottenburger Tempel.

Seinem Landtage trat der König mit ungeheuchelter Versöhnlichkeit entgegen. Alle geheimen Pläne seines Ehrgeizes beruhten ja zunächst auf der Hoffnung, daß die Nation ihn als den liberalsten aller deutschen Fürsten feiern sollte. Mochten die landständischen Formen immerhin lästig sein, er fühlte sich stark genug mit diesen Schreibern fertig zu werden und auch als constitutioneller Fürst am letzten Ende seinen Willen durchzusetzen. Darum belieẞ er auch Wangenheim an der Spitze der Geschäfte, obwohl diese beiden grundverschiedenen Naturen eigentlich nur Eins gemein hatten, die Träume der Triaspolitik, und der Minister bald bemerkte, daß der König ihn mit stillem Groll, nicht immer ganz ehrlich behandelte.*) Sofort wurde mit Benutzung des ständischen Entwurfs ein neuer Verfassungsplan ausgearbeitet — es war bereits der dritte in diesem endlosen Streite — und dem Landtage am 3. März 1817 übergeben. Die Erbietungen des Sohnes gingen noch weit über die letzten Vorschläge des Vaters hinaus. Gleichwohl entbrannte von Neuem der hartnäckige Kampf um die alten Streitfragen: Einkammersystem, Steuerkasse, stehende Ausschüsse; und nochmals bekundete der Stuttgarter Pöbel in lärmenden Aufläufen seine Theilnahme für die Altrechtler.

Als dies Treiben wieder ein Vierteljahr gewährt hatte, konnte der König seine soldatische Barschheit nicht mehr bemeistern. Er berieth sich hinter dem Rücken der Minister mit seinem Freunde, dem Freiherrn v. Maucler, dem Führer der einheimischen Bureaukratie, und legte den Ständen ein binnen acht Tagen anzunehmendes und in der That annehmbares Ultimatum vor. Neue stürmische Entrüstung über dies kurz angebundene Verfahren. Am 2. Juni verwarf der Landtag auch dies letzte Anerbieten; die Altwürttemberger, der größte Theil des Adels und eine kleine klerikale Partei bildeten die Mehrheit. Während fast alle besonnenen Politiker außerhalb des Landes jetzt auf die Seite des Königs traten, war die Erbitterung der Landtagsmehrheit von Tag zu Tag gestiegen. Die Altwürttemberger beanspruchten gradezu die itio in partes, so daß sie sich ihre alten Sonderrechte selbst gegen den Willen der neuen Landestheile vorbehalten dürften. Freiherr v. Varnbüler versicherte bei der Schlußabstimmung kurzab: er wolle das Volk unter der gegenwärtigen Regierung lieber ohne Verfassung sehen, als ihm für die Zukunft den Anspruch auf seine alte Verfassung vergeben. Mit dem konnte der Hof nicht fertig werden; als man ihm den Kammerherrnschlüssel abforderte, sendete er das Kleinod durch die Post zurück und schrieb auf den Umschlag: „Sachen ohne Werth.“ Unter allen Zeichen königlicher Ungnade wurde der Landtag aufgelöst und den auswärtigen Mitgliedern sogar der Aufenthalt in der Hauptstadt verboten. Ein Versuch, den königlichen Entwurf durch eine Volksabstimmung durchzusetzen, mißlang gänzlich, und

*) Wangenheim an Hartmann, 3. Februar 1832.

hierauf erklärte der Monarch, daß er zunächst die Beschlüsse des Bundestags über die Rechte der deutschen Landstände abwarten und inzwischen alle die übrigen Verheißungen seines Entwurfs in Kraft setzen werde.

Zwei Jahre lang schaltete der König nun wieder als unumschränkter Herr und gab dem Lande in rascher Folge eine Reihe wohlthätiger Gesetze, welche die beiden „Reformminister“ Wangenheim und Kerner, der Bruder des Dichters, seit Langem vorbereitet hatten. Die Leibeigenschaft fiel endlich hinweg, auch ein Theil — freilich nur ein Theil — der grundherrlichen Abgaben ward für ablösbar erklärt, die Auswanderung wurde frei gegeben, die bisher völlig unselbständigen Communen erhielten das alte Institut der Gemeindedeputirten in verbesserter Gestalt wieder, und an die Stelle der Landvögte traten vier Kreisregierungen. Die katholisch-theologische Facultät in Ellwangen wurde nach Tübingen verlegt, so daß die hartlutherische alte Landesuniversität jetzt in die Reihe der paritätischen Hochschulen eintrat; um für einen Theil der bisher mit Schreibern besetzten Verwaltungsstellen brauchbare Beamte auszubilden unternahm man auch die wenig glückliche Einrichtung einer besonderen Facultät für die Staatswirthschaft. Da sich während der Nothjahre fast überall in dem fruchtbaren Lande ein sehr mangelhafter Zustand des Landbaus herausstellte und die ganz ohne Capital wirthschaftenden kleinen Bauern schaarenweise den Wucherjuden verfielen, so griff der König mit seinem scharfen Geschäftsverstande kräftig ein. Er bildete einen großen landwirthschaftlichen Verein, zur Belehrung und Unterstützung der Grundbesitzer, gründete Gestüte und Musterwirthschaften auf seinen Kammergütern, errichtete in Hohenheim eine landwirthschaftliche Lehranstalt, die unter der Leitung des rüstigen Rheinländers Schwerz bald mit Möglin wetteiferte. Es war sein persönliches Verdienst, daß unter den schwäbischen Landwirthen wieder ein frischer Unternehmungsgeist erwachte; alljährlich drängten sich die Bauern zu dem lustigen landwirthschaftlichen Feste, das seit 1818 in Canstatt abgehalten wurde, und warben mit ihren Rossen und Stieren um die königlichen Preise.

Währenddem blieb die politische Stimmung des Landes noch lange so gereizt, daß selbst Wangenheim noch im Frühjahr 1818 vor der Berufung eines neuen Landtags dringend warnte.*) Nach und nach kehrte doch die ruhige Besinnung zurück. Namentlich die Neuwürttemberger begannen den Eigensinn der Stände zu bereuen, und der „Volksfreund“ Friedrich Lists, der die neuen Ideale der allgemeinen Volksvertretung, der Selbstverwaltung, der öffentlichen Rechtspflege mit Geist und Leidenschaft verherrlichte, fand unter der Jugend wachsenden Anhang. Aber auch der König bereute seine vergeblichen Anerbietungen; er hatte erfahren, daß der Ruhm des liberalsten deutschen Fürsten doch nicht so

*) Wangenheim an Hartmann, 1. April 1818.

leicht zu erwerben sei, und kehrte nun verstimmt zu den Gedanken des bureaukratischen Absolutismus zurück, die seiner natürlichen Neigung entsprachen. Wieder hinter dem Rücken seiner Räthe berief der Monarch den Finanzminister König Jeromes, Malchus in sein Cabinet; Wangenheim und Kerner erkannten bald, daß sie mit diesem Vertreter des Präfektensystems sich nicht verständigen konnten, und nahmen noch im November 1817 ihre Entlassung.

Seitdem begann der Stuttgarter Hof durch ein häßliches Doppelspiel die öffentliche Meinung zu täuschen und zu verwirren. Während Wangenheims Ernennung zum Bundesgesandten für die unveränderte liberale Gesinnung des Königs zu bürgen schien, arbeiteten die württembergischen Diplomaten insgeheim für den Erlaß eines Bundesgesetzes, das die Rechte der deutschen Landtage scharf begrenzen und der Krone die Zurücknahme ihrer eigenen Zusagen erleichtern sollte.*) Noch verderblicher wirkte der unfruchtbare schwäbische Verfassungskampf auf die Stimmung der übrigen Höfe. Frohlockend wiesen alle Reaktionäre auf das Uebermaß stürmischer Leidenschaft in diesen Verhandlungen: nun sei es doch erwiesen, daß man in Deutschland mit einem Landtage nicht regieren könne; war doch sogar eine Adresse an die Armee einmal von den Altrechtlern geplant worden! Die schwäbischen Stände blieben auf lange hinaus eine Warnung für jeden deutschen Fürsten, der an den Art. 13 der Bundesakte erinnert wurde, und Metternich schrieb an Steigentesch nach Petersburg: „Württemberg durch seine unklugen Discussionen mit dem Landtage nützt der Sache der Revolution mehr als der Tugendbund selbst.“ —

---

Schneller als Württemberg, aber auch nicht ohne ernste Kämpfe, gelangte Baiern zum Abschluß seiner Verfassung; wie dort die Krone sich durch den Trotz der alten Landstände gehemmt sah, so hier durch die Ansprüche des römischen Stuhls. Ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß die schroffsten Gegensätze unseres Volkslebens sich immer bei den nahe benachbarten Stämmen zeigen; nur darum blieb der Sondergeist der deutschen Stämme außer Stande das Band der nationalen Einheit gänzlich zu zersprengen, weil die centrifugalen Kräfte stets durch die nachbarliche Eifersucht aufgewogen wurden. Wie im Norden Westphalen und Rheinländer, Pommern und Altpreußen, Märker und Obersachsen durch Stammesart und Geschichte scharf geschieden dicht neben einander hausten, so im Süden die Baiern und die Schwaben. Während Schwaben, längst aller politischen Größe verlustig, allein durch die Fülle seiner Talente seinen Platz im Leben der Nation behauptete, war Baiern der älteste aller deutschen Staaten, der einzige, der sich mit den Kernlanden seiner alten Macht noch

*) S. o. S. 167.

den ehrwürdigen Stammesnamen bewahrte, und darum die Heimath eines zugleich politischen und socialen Particularismus, dessen naturwüchsige Kraft noch heute beweist, daß die Zertrümmerung der vier großen Stammesherzogthümer eine rettende That unseres alten Königthums war. Der bairische Stamm schenkte der Nation einst einen Wolfram von Eschenbach und Aventinus, erst die Gegenreformation drückte ihn in geistige Dumpfheit hinab; doch war er niemals sehr reich an glänzenden Persönlichkeiten, sondern verdankte seine historische Bedeutung wesentlich der politischen Macht seines leiblich abgerundeten Gebietes und der kriegerischen Tüchtigkeit eines rüstigen Menschenschlags, der seine nahe Verwandtschaft mit den alten ostgermanischen Welteroberern nicht verleugnen konnte. Von Baiern aus beherrschten Ludwig der Deutsche und seine karolingischen Nachfolger das deutsche Reich; auch unter den Sachsen, den Saliern, den Staufern behauptete Baiern mehrmals eine bevorzugte Stellung im Reiche, bis endlich Kaiser Ludwig der Baier sein Stammland zur stärksten aller deutschen Territorialmächte erhob.

Aber jenes finstere Verhängniß, das überall den Versuchen deutscher Staatenbildung auf halbem Wege Stillstand gebot, waltete auch über der bairischen Geschichte. Seit Tyrol an die Habsburger verloren ging (1363), trat Baiern in die Stellung einer Binnenmacht zurück. Die junge einst von Baiern aus besiedelte Mark Oesterreich übernahm fortan den Vorkampf gegen die südöstlichen Nachbarvölker, welchen einst Baiern geführt, und überflügelte das Mutterland also, daß die beiden stammverwandten Lande bald in demselben Verhältniß zu einander standen wie Kursachsen und Brandenburg: hier die ältere, vornehmere aber zurückgebliebene Macht, dort der ehrgeizige, glückliche Emporkömmling. Die Wittelsbachische Erbsünde des häuslichen Zwistes und wiederholte Theilungen schwächten die Macht des Fürstengeschlechts. Abgetrennt von den Landen der pfälzischen Vettern gebot Baiern nicht mehr über ausreichende wirthschaftliche Kräfte, denn der Reichthum der niederbairischen Ebene ward durch die Armuth des Gebirgs und des steinigen Alpenvorlands aufgewogen.

Gleichwohl gab das Haus Baiern noch einmal den deutschen Geschicken eine entscheidende Wendung. Die Wittelsbacher versagten sich zuerst der gemeinsamen Sache der Nation und vertrieben, den Beschlüssen des Reichs zuwider, die evangelische Lehre aus dem bairischen Lande schon in jenen hoffnungsvollen ersten Jahren des Reformationszeitalters, da die friedliche Ausbreitung der neuen Lehre über das ganze Deutschland noch möglich war; sie verschuldeten, neben den Habsburgern, die halbe Niederlage der Reformation in Deutschland. Der Falkenthurm in München, wo die ersten evangelischen Märtyrer schmachteten, war die Wiege der deutschen Gegenreformation; und noch im Jahre 1800 pries der Papst „den alten Ruhm" des Landes, das sich wie kein anderes auf der Welt, von der Ketzerei immerdar freigehalten habe. Nachher verwendete der größte Sohn des

bairischen Hauses, der gewaltige Maximilian I. eine seltene staatsmännische Begabung um den Jammer des Glaubenskrieges über sein Vaterland heraufzubeschwören; er stiftete die katholische Liga, er verfolgte, noch unversöhnlicher als der Kaiser selbst, die protestantischen pfälzischen Vettern und führte noch nach dem Westphälischen Frieden, wider das Gesetz des Reichs, seine Siegesbeute, die Oberpfalz gewaltsam zur katholischen Kirche zurück. Kein Ketzer durfte dies Land der Glaubenseinheit bewohnen; allen bairischen Unterthanen war der Aufenthalt in protestantischen Gebieten untersagt. Der Bund des Fürstenhauses mit dem römischen Stuhle stand um so fester, da das Herzogthum keinen eigenen Bischof besaß und die Landesherren der Hilfe des Papstes bedurften um sich der herrischen Ansprüche von sieben benachbarten reichsunmittelbaren Bischöfen zu erwehren. Dem Glanze des Hofes kam diese hart katholische Politik zu gute; sie erwarb ihm die Kurfürstenwürde und verschaffte seinen nachgeborenen Prinzen reiche Versorgung in den großen Stiftern des Reichs, so daß Kurköln fast zweihundert Jahre lang von bairischen Fürsten regiert wurde und drei, zuweilen vier Kurstimmen dem Hause Wittelsbach angehörten. Aber zu der selbstbewußten Haltung einer unabhängigen Macht vermochte die Dynastie seit dem Tode des großen Max nicht mehr zu gelangen; bedroht durch die Eroberungslust des österreichischen Nachbarn schloß sie immer wieder den verhängnißvollen Bund mit dem Versailler Hofe, in München wie in Köln gab der französische Gesandte den Ausschlag.

Unterdessen versank das altbairische Volk in den Seelenschlaf eines behäbigen Sonderlebens. Während Franken und Alemannen sich überall leicht zusammenfanden, stand der conservativste aller oberdeutschen Stämme dem schweren niedersächsischen Volksthum innerlich näher als den oberländischen Nachbarn. Nur die nördlichsten Ausläufer des bairischen Stammes hatten sich etwas mit den Franken vermischt; von dem stammverwandten Oesterreicher war der Baier durch alten politischen Haß getrennt, und gegen Schwaben hin bildete der Lech von Altersher eine starke natürliche Grenze, die den nachbarlichen Verkehr fast gänzlich abschnitt. Neben der unübersehbaren Mannichfaltigkeit des schwäbischen Lebens erschien Altbaiern als eine geschlossene Masse; kaum daß sich in der Oberpfalz ein leiser Unterschied des Dialekts zeigte. Wohl trug der reiche niederbairische Waizengraf seinen Bauernstolz, seine urwüchsige Kraft weit ungeschlachter zur Schau als der beweglichere, sangeslustige Jäger der Alpen oder der schlichte Wäldler aus dem armen Bairischen Walde; im Grunde waren doch alle Baiern wie aus einem Holze geschnitzt. Ueberall dieselben Charakterzüge rüstiger Tapferkeit, unverwüstlicher Lebenslust und gemüthlicher Schlauheit; überall der gleiche naive Stammesstolz, der „das Deutschland" zur Noth noch als ein Nebenland Baierns gelten ließ, und dieselbe unverbrüchliche dynastische Treue. Während Schwaben eine lange Reihe glorreicher Fürstengeschlechter, die Zäh-

ringer, die Staufer, die Hohenzollern in die weite Welt hinaussendete, kam in Baiern frühe schon ein einziges Geschlecht über alle anderen Dynastien empor. Das uralte Haus der Schyren hatte bereits in den Tagen der Karolinger mehrmals den Herzogshut getragen und behauptete jetzt seit mehr denn siebenhundert Jahren ununterbrochen die Landesherrschaft. In Strömen war bairisches Blut für das alte blauweiße Rautenschild geflossen; am Festtag flatterte die Landesfahne selbst auf dem Einbaum, der, noch ganz so plump wie zur Zeit der Pfahlbauer, die stillen Alpengewässer des Chiemsees und des Walchensees durchfurchte.

Das städtische Leben war nie mehr zu kräftiger Entwicklung gelangt, seit die alte Hauptstadt Regensburg sich dem Lande entfremdet hatte. Selbst München mit seinen prächtigen Kirchen und Schlössern, mit seinen siebzehn Klöstern und siebzehn wunderthätigen Bildern besaß um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an bürgerlicher Bildung und Gewerbthätigkeit nicht viel mehr als die Mirakelstadt Deggendorf und die anderen Landstädte, die den Bauern als Schrannenplätze und Wallfahrtsstätten dienten. Die Kraft des Landes lag in den Bauern und einigen angesehenen Adelsgeschlechtern; für das Landvolk aber blieb die Kirche der Mittelpunkt des Lebens und die selber aus dem Bauernstande hervorgegangene Pfarrgeistlichkeit der allmächtige Berather in allen zeitlichen und weltlichen Nöthen. Das Kirchenjahr mit der endlosen Reihe seiner Feiertage bestimmte jeden Brauch des bäuerlichen Hauses; an dem Schmucke der Gotteshäuser und dem Glanze der Processionen zeigte sich, wie viel frischen Farben- und Formensinn dies Volk hinter rauher Hülle barg. Mit athemloser Spannung harrte die Gemeinde zur Pfingstzeit, bis der heilige Geist aus dem Loche in der Kirchendecke herniederschwebte, mit eiserner Ausdauer hielt sie am Schauerfreitag viele Stunden lang ihren Gebetsumgang, um die Felder vor Hagelschlag zu schützen; an jedes Fest der Kirche schloß sich die landesübliche unersättliche Schmauserei. Nirgends in der Welt, so sagte das bairische Sprichwort, war die Religion so bequem und die Andacht so lustig.

Unter dem letzten der bairischen Wittelsbacher, Max III. drang zum ersten male ein Lichtstrahl in diese dicke Finsterniß. Der Rheinländer Ickstatt und einige andere muthige Schüler der neuen Aufklärung begannen eine Reform des Unterrichtswesens und setzten durch, daß akatholische Bücher bei den weltlichen Facultäten der Jesuitenhochschule Ingolstadt zugelassen wurden. Auf dem Boden dieser freieren weltlichen Bildung sind dann viele der Männer aufgewachsen, welche ein Menschenalter später die Neugestaltung des erstarrten Staates vollführten: so auch der geistvolle Humorist Anton Bucher, der, selbst ein Geistlicher, mit derber, volksthümlicher Laune den rohen Aberglauben seiner Landsleute geißelte. Aber wie die Jesuitenherrschaft in den romanischen Ländern überall durch einen natürlichen Rückschlag den frivolen Unglauben förderte,

so erwachte auch in Baiern, sobald das geistliche Regiment ins Wanken kam, der fanatische Kirchenhaß einer unreifen Freigeisterei. Der neue, nach dem Muster der Gesellschaft Jesu gestiftete Geheimbund der Illuminaten kämpfte wider die „Obscuranten" des Kirchenglaubens ebenso unduldsam und ebenso gewissenlos wie die Jesuiten wider die Ketzerei und fand trotz strenger Verbote zahlreiche Anhänger unter den höheren Ständen. Die Reformen Maximilians III. geriethen sogleich ins Stocken, als Karl Theodor von der Pfalz den Thron bestieg. Der Clerus nahm von Neuem die Herrschaft an sich, und in der Verwaltung riß ein schamloser Nepotismus ein; das pfalzbairische Beamtenthum zählte sogar eine Mademoiselle Grenzhauptmauthnerin und eine Frau Oberforstmeisterin unter seinen Mitgliedern. Als die Leiche Karl Theodors durch die Straßen geführt wurde, warf das Volk mit Steinen nach dem Sarge, weil der Pfälzer, der den Baiern immer ein Fremdling blieb, das Land an Oesterreich hatte verkaufen wollen. Der Groll wider diese elende Regierung und das geheime Fortwirken der Illuminaten ebneten den Boden für die Lehren der Revolution. Nach dem Einrücken Moreaus schoß in München eine Schmutzliteratur auf, deren jakobinische Roheit die gleichzeitigen Schriften der unzufriedenen Schwaben noch überbot; wüthende Gedichte verkündeten „Krieg und ewige Bataille jeder heuchelnden Canaille".

In solcher Lage, während die Massen in dumpfem Schlummer verharrten, ein Theil der Gebildeten mit revolutionären Gedanken kindisch spielte, hielt Max Joseph von Zweibrücken seinen Einzug und mit ihm die neue Zeit. Die neue Dynastie vereinigte endlich wieder die so lange getrennten Lande des Hauses der Schyren und hegte den Ehrgeiz, auch die Traditionen der bairischen und der pfälzischen Wittelsbacher zugleich in ihre Staatskunst aufzunehmen. Eine berechtigte Politik, aber sehr schwierig durchzuführen; denn die bairischen Erinnerungen wiesen auf Max und die Liga, die pfälzischen auf den Reformator Otto Heinrich und den Schwedenkönig Karl Gustav!

Durch die Länderschenkungen Napoleons ward eine ganz neue sociale Kraft in das bairische Staatsleben eingeführt: ein strahlender Kranz von schönen hochberühmten Städten gesellte sich zu den altbairischen Bauernlanden. Die meisten dieser stolzen Communen erschienen freilich nur als malerische Trümmerstätten alter Herrlichkeit. Die Veränderung der Welthandelsstraßen hatte die Stapelplätze Lindau und Passau verödet; auch dem alten Regensburg konnten einzelne große Geschäfte, wie die Waffenfabrik von Kuchenreuter, den verlorenen Verkehr nicht wiederschaffen. Die gewaltigen Mauerthürme von Nördlingen umschlossen nur noch eine stille Landstadt, wohin der Bauer aus dem Ries zur Schranne fuhr; der städtische Gewerbfleiß von Bamberg bedeutete nichts mehr neben der Betriebsamkeit der kleinen Gärtner vor den Thoren. Rothenburg mit seinen prangenden Kirchen und Rathhäusern lag wie eine Todtenstadt auf der Höhe

über dem vereinsamten Taubergrunde. Selbst Nürnberg war mit Schulden überlastet und unter der Vetternherrschaft der neunzehn „genießenden" Familien vom Kleinen Rathe ganz verknöchert. In Augsburg allein hatte sich, Dank den unerschöpflichen Wasserkräften des Lechfelds, die altberühmte Weberei seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wieder etwas gehoben. Die bairische Regierung verstand es nicht, dies schlummernde Bürgerthum durch Befreiung des Gewerbes neu zu beleben. Während München, mit königlicher Gunst überhäuft, beständig wuchs, verharrten fast alle anderen bairischen Städte noch bis zur Mitte der dreißiger Jahre in Stillstand und Siechthum, so daß die Rührigkeit der norddeutschen Communen einen weiten Vorsprung gewann.

Eben so langsam verlor sich die alte Abneigung zwischen den Baiern, Schwaben und Franken. Keiner der drei oberdeutschen Stämme war in dem neuen Königreiche stark genug vertreten um die anderen zu beherrschen, ein politisches Gemeingefühl aber konnte in dem künstlichen Staate nicht leicht entstehen. Seit der Abtretung von Salzburg und Tyrol bestand nur noch die Hälfte der Bevölkerung aus Baiern. Ganz fremd stand neben dieser glaubenseinigen bairischen Masse das östliche Schwaben, eine der classischen Stätten deutschen Glaubenszwistes. Hier konnte der Wanderer schon aus den Hauben der Mädchen und aus den Bräuchen der Ackerbestellung die Confession jeder Ortschaft erkennen. Hier wohnten die Bauern der Fugger'schen Herrschaften und der Stiftslande Kempten und Kaufbeuern, ein strengkatholisches Volk, das noch im Jahre 1809 nahe daran gewesen war mit den Tyroler Glaubenskämpfern gemeinsame Sache zu machen. Nahebei lag Memmingen, eine der Bekennerstädte des Protestantismus, und das seit Jahrhunderten von kirchlichem Streite heimgesuchte paritätische Augsburg, wo man selbst die Stadtleutnantsstellen und Kaffeehaus-Gerechtigkeiten gewissenhaft zwischen beiden Bekenntnissen vertheilte. Der Ruf der Duldsamkeit des Hauses Zweibrücken stand freilich so fest, daß in Augsburg die Protestanten williger als die Katholiken unter das Wittelsbachische Scepter traten; doch währte es lange, bis die feingebildeten Patricier der stolzen Schwabenstadt sich an das bairische Wesen gewöhnten.

Noch zäher widerstand das protestantische Franken, die werthvollste Erwerbung des jungen Königreichs. Zwar auf die Herstellung ihrer alten Freiheit hofften die Nürnberger längst nicht mehr; die politische Lebenskraft des ehrwürdigen Gemeinwesens war erloschen, schon im Jahre 1796 hatte die Bürgerschaft einmal mit großer Mehrheit die Unterwerfung unter die Krone Preußen beschlossen. Die Baiern aber galten hier noch von den Zeiten Gustav Adolfs her als Feinde; wie oft hatte die schalkhafte Laune der Reichsstädter, die eben jetzt wieder in den Dialektdichtungen Konrad Grübels hell auflachte, an diesen bösen Nachbarn ihren Uebermuth ausgelassen. Argwöhnisch behütete die Stadt

ihre alten protestantischen Traditionen; da ihre Universität Altdorf durch den neuen Landesherrn geschlossen wurde, so sollte mindestens das Nürnberger Gymnasium den Geist seines Stifters Melanchthon treu bewahren und gleich der nahen brandenburgischen Hochschule Erlangen eine Pflanzstätte evangelischer Bildung in dem neuen paritätischen Staate bleiben. Diese rührige kleine Universität hatte mit der literarischen Bewegung des Nordens immer rüstig Schritt gehalten und ihre treue deutsche Gesinnung auch unter dem Lärm der französischen Waffen nie verleugnet. Das gesammte brandenburgische Frankenland dachte noch immer mit Sehnsucht an das kurze Glück der preußischen Herrschaft. In Ansbach konnte sich das bairische Regiment erst dann befestigen als auch Baireuth mit Baiern vereinigt war; und auch dann noch wollte das treue Volk die Hoffnung auf die Wiedervereinigung nicht aufgeben. Als König Friedrich Wilhelm seine Preußen endlich zu den Fahnen rief, standen auch die Franken des Fichtelgebirges bereit zum Kampfe, und nur die Ungunst des Kriegsglücks verhinderte den Aufstand.

Die katholischen Nachbarn in den reichen fränkischen Bischofslanden hatten so theuere Erinnerungen nicht zu überwinden; die Würzburger begrüßten sogar mit Freude die Abreise ihres Großherzogs Ferdinand von Toscana, der sein deutsches Land als ein unsicheres Besitzthum immer vernachlässigt hatte. Aber die bairische Herrschaft ward auch hier ungern aufgenommen. Froh seiner Weinknochen sah der aufgeweckte, witzige Mainfranke aus der heiteren Anmuth seines halbrheinischen Lebens verächtlich auf das derbe Bajuvarenthum herab; die Reichsritterschaft fühlte sich entwürdigt, sie wollte höchstens einem Habsburger gehorchen. Indeß gelang es der klugen Milde des Generalcommissärs Lerchenfeld die Murrenden zu beschwichtigen. Die Krone wußte, daß sie das unschätzbare Tyrol, dies altbairische, mit seinem gesammten Verkehr auf Baiern angewiesene Land, allein durch die zufahrende Roheit ihrer Beamten verloren hatte, und verfuhr daher jetzt bei der Besitznahme neuer Gebiete sehr behutsam.

Am Behutsamsten in ihrer jüngsten Provinz, der überrheinischen Pfalz; denn hier begegnete ihr ein tiefer Widerwille, der noch länger anhielt als die Abneigung der Rheinländer gegen die Altpreußen. Seit den fernen Zeiten, da die Salier und die Staufer auf der Limburg und dem Trifels Hof hielten, war in dieser gefährdeten Mark niemals wieder eine kräftige Staatsgewalt erstanden. Speyer und Worms, Sickingen und Leiningen, Nassau, Baden, Hessen und Wittelsbach hausten hier neben einander, allesammt beseelt von jener freundnachbarlichen Gesinnung, die sich in den Namen der Grenzthürme „Murr' mir nicht viel“ und „Kehr' dich nicht dran“ bekundete. Der Spielball zweier feindlicher Nationen hatte das anstellige, unermüdlich betriebsame Volk den Unsegen kleinfürstlicher Willkür, wiederholter Religionsverfolgungen, gräßlicher Verwüstungen mit erstaunlicher Lebenskraft überstanden und erst unter den Präfekten

des Kaiserreichs wieder eine gesicherte bürgerliche Ordnung erlangt. Nirgends auf deutschem Boden zog die Revolution tiefere Furchen. Was über die Tage der Franzosenherrschaft hinauslag galt den Pfälzern als finsteres Mittelalter, selbst die vormals Wittelsbachischen Landestheile dachten kaum noch ihres alten Fürstenhauses. Der Adel war verschwunden, die alte Gliederung der Stände völlig vernichtet; auch die neuen Reichen, die Flaschenbarone, die beim Verkaufe der Nationalgüter in den Besitz der gesegneten Weingelände der Hardt gelangt waren, mußten sich dem bürgerlichen Brauche dieses durch und durch modernen Landes fügen.

Die französischen Grundsätze der socialen Gleichheit und des freien wirthschaftlichen Wettbewerbs waren den Pfälzern in Fleisch und Blut gedrungen. In den städtischen Dörfern an der Hardt gedieh eine speculative Kleinwirthschaft, die jeden Winkel Landes verwerthete und der freien Theilbarkeit des Bodens nicht entbehren konnte; der gewitzte pfälzische Bauer trug das städtische Kamisol und rühmte sich, daß ihm selbst der Ochs kalben müsse. Alle Confessionen wohnten bunt durch einander, und über allen lag ein Hauch von calvinischer Nüchternheit und nachsichtiger Aufklärung; nach so vielen Glaubenswechseln hatte man endlich gelernt einander zu ertragen. Nachdem die Stürme der neunziger Jahre verrauscht waren, erfuhr die Pfalz wenig mehr von den Schrecken des kriegerischen Zeitalters. Das fleißige Völkchen verstand von dem großen französischen Markte seinen Vortheil zu ziehen; die Gastwirthe und Posthalter sahen nie wieder so fette Zeiten wie damals, da alle Potentaten der Welt jahraus jahrein auf der Reise nach Paris dies Durchgangsland besuchten. Der Münchener Hof wußte wohl, wie ungern die Pfalz sich von Frankreich trennte, und da er selbst noch lange hoffte diese entlegene Provinz gegen die rechtsrheinische Pfalz zu vertauschen, so ließ der neue Gouverneur Zwackh fast alle Institutionen des Landes vorläufig unberührt. Auch als jene Hoffnung endlich aufgegeben werden mußte, zeigte sich die Regierung zu furchtsam und zu arm an schöpferischer Kraft um noch etwas Wesentliches zu ändern. Nicht blos der Code Napoleon blieb der Provinz erhalten, sondern auch das gesammte System der französischen Verwaltung; jede Warnungstafel auf der Landstraße erinnerte den Fuhrmann an das Gesetz über die voieries publiques. Was hatte auch Altbaiern diesem Lande zu bieten? Neben der rein bureaukratischen und doch schwerfälligen Verwaltung der alten Provinzen erschien die schlagfertige Ordnung des Präfektursystems immerhin als ein Glück.

So blühte denn ein deutsch-französisches Sonderleben ungestört in einem Lande, wo jede Burgruine an die Unthaten der Franzosen erinnerte. Noch lebhafter als in den preußischen Rheinlanden begeisterte sich der Partikularismus hier für die fremden Gesetze. Alles Französische galt für unantastbar, weil es pfälzisch war und als ein Kleinod

heimathlicher Eigenart verehrt wurde. Man nahm es hin wie eine Schickung der Natur, daß die wälsche Wuth von allen den alten Kirchen und Kaiserpfalzen des Landes keine einzige unzerstört gelassen hatte; aber die rothe Jacobinermütze wagte Niemand von dem Landauer Kirchthurme zu entfernen, und an den Mauern der Grenzfestung prangten noch immer die Bilder, welche die Franzosen einst zur Verhöhnung Deutschlands dort angebracht: über dem Französischen Thore die lächelnde, über dem Deutschen Thore die stirnrunzelnde Sonne des großen Ludwig. Den Altbaiern wußte das Volk für ihre nachsichtige Schonung wenig Dank. Anlage, Geschichte und Bildung der beiden Stämme gingen allzu weit auseinander. Mit grenzenloser Verachtung sprach der aufgeklärte Pfälzer von der Finsterniß dieser bairischen Köpfe, obgleich doch sein eigenes Land an dem literarischen Schaffen der Nation auch nur geringen Antheil nahm; seit der Abtrennung von Heidelberg und Mannheim war das geistige Leben der überrheinischen Pfalz unverkennbar gesunken, und die reiche Begabung des geistreichen Völkchens zeigte sich fast allein im Geschäftsleben. Wenn zwei pfälzische Krischer nach der landesüblichen forschen Art einander die Wahrheit sagten, dann schloß der Gedankenaustausch unfehlbar mit dem höchsten Schimpfwort: Du Altbaier! Mit verschwindenden Ausnahmen verschmähten alle Pfälzer den Staatsdienst in den alten Provinzen; grollend sah das durchaus unmilitärische Volk seine Söhne zur Erfüllung der Wehrpflicht „unter die Baiern gehen“. In so unnatürlicher Lage, beständig aufgeregt durch die Parteikämpfe im nahen Frankreich, halb selbständig und doch angekettet an eine ungeliebte, wenig leistende deutsche Regierung verfiel das Land nach und nach einem zungenfertigen vaterlandslosen Radicalismus, der überall in Deutschland die historischen Ueberlieferungen ebenso „worzweg“ auszurotten dachte, wie dies in der fröhlichen Pfalz durch die glorreiche Revolution bereits geschehen war.

Ein Glück nur, daß keine dieser zahlreichen centrifugalen Kräfte für sich allein stark genug war den bairischen Staat zu zersprengen und keine sich mit den andern verbinden wollte. Ein Glück auch, daß der gutherzige König sich die persönliche Anhänglichkeit seiner Unterthanen so rasch zu erwerben verstand. Max Joseph hatte die glücklichsten Tage seiner Jugend als französischer Oberst zu Straßburg verlebt, in einer Stellung, welcher seine Fähigkeiten genügten, und die Vorliebe für Frankreich blieb ihm für sein ganzes Leben, obgleich ihn die Revolution aus dem Elsaß vertrieb. Bald nach seiner Thronbesteigung in Baiern bat er den französischen Geschäftsträger Alquier rundweg, er möge ihn „als einen Franzosen betrachten: so oft ich von den Erfolgen der Heere der Republik hörte, fühlte ich an meiner Freude, daß ich ein Franzose bin.“*)

*) Alquiers Bericht an Talleyrand, München 6. Ventose VII, mir mitgetheilt durch Herrn Dr. P. Bailleu.

Die rheinbündische Politik entsprach nicht blos seinem dynastischen Interesse, sondern auch seiner persönlichen Neigung, und nur ungern gab er sie wieder auf, obschon ihm längst das Herz blutete über alle die Opfer, welche der Protector dem bairischen Lande abforderte. Die Frage, ob er nicht auch politische Pflichten gegen Deutschland habe, kam ihm niemals in den Sinn; die Erhebung von 1813 war ihm ein Räthsel, und willig lieh er den Anklägern der preußischen Jacobiner sein Ohr. Dabei blieb er doch, gleich vielen anderen Rheinbundsfürsten, auf seine Weise ein deutscher Landesvater, ehrlich gewillt sein Volk zu beglücken und mit ihm in Frieden zu leben. Ueberall wo er erschien gewann er durch seine zuthuliche Gutmüthigkeit die Herzen der Menge; selbst in Berg, das ihm nur wenige Jahre angehörte, blieb sein Andenken gesegnet. In Altbaiern ward er als Retter des Landes sofort mit überströmender Freude empfangen und fühlte sich bald von Herzen glücklich. Er lebte sich ein in den gemüthlichen Landesbrauch, der seiner eigenen derben Natürlichkeit zusagte, trug große Ohrringe gleich einem echten Bajuvaren und liebte die rüstigen Mannen des Hochgebirgs, auch die Tyroler Rebellen, wie seine Kinder: das konnte er den Franzosen lange nicht vergeben, daß sie ihm seinen Andree Hofer erschossen hatten. In seinen letzten Jahren pflegte er sein Sommerlager in Tegernsee aufzuschlagen, in der alten Abtei am stillen Waldsee, wo Alles was altbairische Herzen liebten unter einem Dache vereinigt lag: ein Königsschloß, eine Kirche und ein Bräu; da war weitum, bis hinauf zu dem einsamen Wildbade Kreuth, kein Bauernhof, wo Vater Max nicht einmal mit seinen anmuthigen Töchtern zum Besuch erschien oder Gevatter stand oder überreichliche Wohlthaten spendete.

Wäre nur dies unerschöpfliche Wohlwollen nicht mit so viel gedankenloser Schwäche gepaart gewesen! Der Hof ward nicht leer von Gaunern und Bettlern, ganz München kannte die Vorliebe des Königs für liebenswürdige Schuldenmacher; ein Heer von Schmarotzern, darunter sogar ein königlicher Hofnarr, empfing stattliche Pensionen. Die Geldverlegenheiten der Krone nahmen kein Ende, und der Hofbankier Seligmann-Eichthal ward immer reicher, obwohl der König für sich selbst kaum mehr brauchte als vor Jahren, da er aus Straßburg geflüchtet zu Rohrbach an der Bergstraße seinen bürgerlichen Haushalt führte. Wenn die Furcht diesen weichen Gemüthsmenschen überkam, dann verleugnete er Mannesstolz und Fürstenwürde und scheute sich nicht zu kriechen und zu lügen. Alle die Unwürdigkeiten der jüngsten Jahre, alle die Erniedrigungen des Hauses Wittelsbach, die von dem prahlerischen Dünkel des neuen Königthums so häßlich abstachen, gingen von dem Monarchen unmittelbar aus. Baierns zweizüngige Politik beim Ausbruch des Krieges von 1805 ließ sich durch die Noth entschuldigen; verächtlich ward sie erst als König Max dem Kaiser Franz sein Ehrenwort für eine

bewußte Unwahrheit verpfändete.*) Der rege Verkehr mit dem Protector des Rheinbunds war durch die Umstände geboten; schimpflich ward er erst durch die Liebedienerei des Königs, der, oftmals ohne einer Antwort gewürdigt zu werden, den Imperator mit unterthänigen Briefen überschüttete, ihm weit öfter als nöthig war persönlich aufwartete, ihn sogar bei den Heirathsangelegenheiten der königlichen Prinzen um seine Befehle bat und den Werkzeugen Napoleons, den Herzögen von Bassano und Cadore jedes geforderte Trinkgeld unweigerlich gewährte. Dieselbe unkönigliche Haltung zeigte der furchtsame Fürst späterhin, als der Streit um die badische Pfalz begann, gegenüber dem Czaren Alexander.

Den Regierungsgeschäften widmete er sich mit achtungswerthem Fleiße; man hielt ihn für müssiger als er war, weil er seine freien Stunden so gern auf der Straße verbrachte. Aber alle Ordnung war ihm lästig, und da er nur die oberflächliche Bildung eines altfranzösischen Offiziers besaß, so ward er bald abhängig von der überlegenen Sachkenntniß der Minister und des gewandten Cabinetssekretärs Ringel. Selbst vom Heerwesen verstand er wenig, am Abend seines Lebens erschien er nur noch selten unter seinen Truppen und ließ die Kriegstüchtigkeit des Heeres, das sich unter Napoleons Führung so trefflich bewährt hatte, im Frieden rasch verfallen. Dieser unmilitärische Sinn blieb seitdem ein Erbtheil aller bairischen Könige und sollte dem Staate dereinst noch verhängnißvoll werden. Leicht bestimmbar, abhängig von den Eindrücken des Augenblicks hielt Max Joseph doch zwei politische Grundsätze unverbrüchlich fest: er war als geborener Pfälzer so tief überzeugt von der Unhaltbarkeit der altbairischen Zustände, daß er im Nothfall auch vor radicalen Reformen nicht zurückschrak, und er haßte aus Herzensgrund die Herrschsucht des Pfaffenthums. Hier lag seine Stärke: wenn er die norddeutschen Gelehrten in München gegen den bigotten Pöbelwahn beschützte, dann zeigte er eine ganz ungewohnte Festigkeit. Er wußte, was es bedeutete, daß sein Haus jetzt 1,200,000 protestantische Unterthanen beherrschte; sie sollten fühlen, daß sie einem gerechten Staate angehörten. Er freute sich in gemischter Ehe zu leben, und es bleibt sein historischer Ruhm, daß er diesen Geist duldsamer Milde seinen Kindern und Enkeln vermachte. In drei Generationen hat das Land seitdem nur protestantische Königinnen gesehen, und trotz wiederholter Kämpfe und Rückschläge ist der deutsche Gedanke der kirchlichen Parität, den der gute König Max seinem widerstrebenden Volke auferlegte, dem bairischen Staate nicht wieder verloren gegangen.

Seit dem Rieder Vertrage war die Stellung des allmächtigen Ministers Montgelas etwas erschüttert. Die verbündeten Monarchen betrachteten den ersten Staatsmann des Rheinbunds mit begreiflichem Miß-

*) S. I. 221.

trauen und empfingen ihn, als er nach der Hanauer Schlacht in Frankfurt erschien, so unfreundlich, daß er nachher selber Bedenken trug persönlich auf dem Wiener Congresse zu erscheinen. Aber er verwaltete noch immer die drei wichtigsten Ministerien, das Auswärtige, das Innere, die Finanzen, und durfte wohl auf seine Unentbehrlichkeit trotzen; denn nicht umsonst führte er die Königskrone in seinem Grafenwappen. Er war der Schöpfer des neuen bairischen Staates; seit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen hatte die Politik des nackten folgerechten Partikularismus auf deutschem Boden nicht mehr einen so klugen und glücklichen Vertreter gefunden. Obwohl er dem altbairischen Lande durch die Geburt angehörte, zählte Montgelas doch zu jenen diplomatischen Landsknechten, die in der Geschichte der deutschen Mittelstaaten so häufig auftauchen, zu jenen Heimathlosen, die aller politischen Traditionen ledig die Stätte ihres Schaffens überall suchen wo sich dem Ehrgeiz ein freies Feld bietet. Die Freundschaft für den König, dem er schon in der Pfalz nahe getreten war, bildete das einzige gemüthliche Band, das ihn an seine Heimath kettete; Land und Leute blieben ihm verächtlich. Er verzieh es nie, daß er in seiner Jugend als Mitglied des Illuminatenordens das gläubige Baierland hatte verlassen müssen, und urtheilte noch im Alter über cette nation bornée mit der schneidenden Lieblosigkeit des Fremdlings. Aber die Laune des Glücks hatte ihn in das ungeliebte Land zurückgeführt, ein reicher Wirkungskreis that sich ihm auf; im Bewußtsein seiner Kraft hielt er sich berufen diesen Staat zu der Stellung einer selbständigen europäischen Macht emporzuheben. Die Macht war ihm Selbstzweck, und nichts lag ihm ferner als die Frage, wie sie zum Heile Deutschlands zu verwerthen sei; was irgend an die Gemeinschaft des großen Vaterlandes erinnerte, erschien ihm nur als eine lästige Fessel für die Selbständigkeit Baierns. Ein kaltblütiger Spieler, durch sittliche Bedenken niemals, durch Haß und Liebe selten beirrt, rechnete er unbefangen mit der Gunst des Augenblicks und nahm die Freunde wo er sie fand. Sein getreuer Ritter Lang schilderte, als er im Jahre 1814 den Minister wider die leidenschaftlichen Angriffe der Freunde Steins vertheidigen mußte, die Herzensgeheimnisse dieser ideenlosen Schlauheit also: „die einzige echte Maxime der bairischen Politik ist die Selbsterhaltung des Staats; diejenige äußere Macht, welche dieses Princip anerkennt und mit ihrer eigenen Macht verstärkt, ist als die wahrhaft befreundete zu halten."

Darum stand Montgelas, trotz seines halbfranzösischen Blutes und trotz seiner durchaus französischen Bildung, dem Protector des Rheinbunds freier, fester gegenüber als der König. Nicht aus Vorliebe für Frankreich hatte er einst das alte Bündniß mit Preußen aufgegeben, sondern weil er einsah, daß die bairische Vergrößerungslust vorläufig von Preußens Schwäche nichts, von Bonapartes Thatkraft Alles erwarten konnte. An den Kriegen Napoleons gegen Oesterreich und Preußen nahm

er mit beflissenem Eifer theil, weil die Stärke Baierns, wie er sie verstand, durch die Schwäche der deutschen Großmächte bedingt war; aber die Vernichtung der beiden Staaten wünschte er nie, denn auch die Allmacht Frankreichs konnte der bairischen Selbständigkeit bedrohlich werden. Zweimal verhinderte er — und er rühmte sich dessen — den Ausbau der Verfassung des Rheinbunds; immer wieder beschwor er seinen königlichen Freund, nicht durch würdelose Unterthänigkeit gegen den Protector die Freiheit des Staates zu gefährden.

Die Erhebung Deutschlands war dem nüchternen Rechner unwillkommen, da sie ihm jede Hoffnung auf weitere Gebietserwerbungen abschnitt, und nur zögernd entschloß er sich das sinkende Schiff des Bonapartismus zu verlassen. Eine Zeit lang schmeichelte er sich dann noch mit der Hoffnung, daß Baiern innerhalb der großen Allianz den Kern einer süddeutschen Liga bilden und Wrede die Rolle eines anderen Tilly spielen werde.*) Als diese Hoffnung trog, suchte er zunächst die Souveränität der Wittelsbacher gegen Hardenbergs dualistische Pläne sicherzustellen und schürte insgeheim den Unfrieden zwischen den beiden Großmächten. Daher Baierns Eifer für die Wiederherstellung der Krone Sachsen. Zur Zeit des zweiten Pariser Friedenscongresses konnte Montgelas sogar vor dem preußischen Gesandten Küster seine Schadenfreude kaum verbergen: welch ein Glück, wenn der Streit um Elsaß-Lothringen ein dauerndes Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Preußen herbeiführte!**) Auch diese Erwartung erwies sich als irrig, und nunmehr blieb ihm vorderhand nur übrig, die Thätigkeit des deutschen Bundes zu lähmen und das bairische Volk vor den gefährlichen Lehren der norddeutschen Jacobiner sorglich zu bewahren. Mit Genugthuung bemerkte er bald, wie wenig von der Ohnmacht des Bundestags zu fürchten war; die Handvoll Patrioten im Lande aber hielt er mit rücksichtsloser Strenge nieder. Selbst ein Liebling des Königs, Anselm Feuerbach ward als preußischer Emissär angeschwärzt und in die Provinz versetzt, weil er in seiner Schrift „über teutsche Freiheit" den Sturz der Fremdherrschaft verherrlicht und die Forderung aufgestellt hatte: durch die Freiheit des Repräsentativsystems müsse das Blut so vieler Edlen bezahlt werden. Ueber die Unhaltbarkeit der neuen deutschen Zustände täuschte sich der weltkundige Minister nicht; bei der nächsten europäischen Krisis — dies blieb noch im späten Alter seine Hoffnung — konnten vielleicht mit Hilfe einer auswärtigen Macht die kleinsten deutschen Fürsten mediatisirt, Baden und Württemberg in Italien abgefunden und der ganze Südwesten dem Hause Wittelsbach unterworfen werden; mochte dann Preußen immerhin sich im Norden vergrößern, wenn nur das Eine verhindert ward was dem bairischen Staats-

*) Montgelas an Wrede, 21. Okt. 1813, bei Heilmann, Fürst Wrede, S. 268.
**) Küsters Bericht, München 28. August 1815.

manne immer als das Schrecklichste erschien: die Einheit Deutschlands. Bis dahin galt es zu lauern und zu laviren. Die phantastischen Einfälle bajuvarischer Selbstüberschätzung bethörten seinen kühlen Kopf nur auf Augenblicke. Nichts schien ihm kindischer als der Wahn, daß ein Verein von Ohnmächtigen jemals eine Macht bilden könne; darum wies er alle die Entwürfe für einen Sonderbund der deutschen oder der europäischen Mittelstaaten, wie sie in Stuttgart ausgebrütet wurden, lächelnd zurück. Auch die pfälzischen Pläne des Kronprinzen bekämpfte er von vornherein als aussichtslos.

Ein seltsames Freundespaar: der behäbige, aufgeknöpfte, volksthümlich schlichte König, und neben ihm die höfische Gestalt des klugen Ministers — eine ganz altfranzösische Erscheinung, mit gepudertem Haar, in gesticktem rothem Galakleid und langen seidenen Strümpfen; scharfe und doch unstete braune Augen, eine überhängende mächtige Nase über dem großen, faunischen Munde, in allen Zügen der Ausdruck durchdringenden Verstandes. An dem frivolen Tone, der die Münchener vornehme Welt beherrschte, trugen Montgelas und seine Gemahlin reichliche Mitschuld; sein kleines Schloß in Bogenhausen am Englischen Garten bot den Skandalsüchtigen unerschöpflichen Stoff. Für die Thaten der neuen deutschen Literatur und Kunst konnte sich der alte Illuminat niemals recht erwärmen; jedoch er wußte, daß die Wissenschaft für die Reform des Staates unentbehrlich war, und mochte auch bei seinen Tafelfreuden das belebende Gespräch geistreicher Gelehrten nicht missen. Wohl ward er herrschsüchtig durch den langen Genuß der Macht, aber kleinliche Eitelkeit lag ihm fern; neben dem verlogenen Selbstlobe der Aufzeichnungen Metternichs hinterläßt das gehaltene Selbstgefühl, das aus Montgelas' Denkwürdigkeiten spricht, einen wohlthuenden Eindruck.

Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hatte der despotische Volksbeglücker einen radicalen Umsturz vollzogen; aber die neue Ordnung zeigte noch überall Lücken und Widersprüche, überall die Spuren überhasteter Arbeit. Noch am glücklichsten war die Reform des Unterrichtswesens gelungen. Die Volksschule war der Herrschaft der römischen Kirche entrissen, die seit 1802 eingeführte allgemeine Schulpflicht begann sich langsam einzubürgern. Die mittleren Unterrichtsanstalten standen unter der Leitung Niethammers, eines wackeren Vorkämpfers der strengclassischen Bildung; auf dem Münchener philologischen Seminar erzog der Thüringer Friedrich Thiersch in vieljähriger treuer Arbeit einen Stamm von tüchtigen Lehrern, so daß ein Hauch von dem idealistischen Geiste dieses praeceptor Bavariae allmählich in die meisten Gymnasien des Landes drang. Zu den Universitäten Landshut und Erlangen trat jetzt noch Würzburg mit dem reichen fürstbischöflichen Juliushospital hinzu, eine wichtige Pflanzstätte der medicinischen Wissenschaft. Der dumpfe Schlummer der alten Zeiten der Glaubenseinheit war für immer überwunden.

Weit unfertiger erschien die Neugestaltung der Rechtspflege und der Verwaltung. Allerdings ward das Gewirr der alten Territorien zu napoleonischen Departements zusammengeballt, und die Beamten erhielten durch eine verständige Dienstpragmatik eine ebenso gesicherte Stellung wie die preußischen; doch in der untersten Instanz blieben Justiz und Verwaltung vereinigt, und der Schrecken der Bauern, „Gnaden Herr Landrichter“ hauste auf dem flachen Lande mit schrankenloser Gewalt. Auf den großen Landgütern bestanden noch die Patrimonialgerichte, und nicht selten geschah es, daß der Staat seine eigenen Grundholden an begünstigte Edelleute abtrat um diesen die Bildung selbständiger Gerichtsbezirke zu ermöglichen. Das Evangelium der Bureaukratie, das Strafgesetzbuch von 1813, gereichte dem juristischen Scharfsinn seines Verfassers Feuerbach zur Ehre; aber das heimliche Verfahren und die überstrengen Strafen nährten den Geist herrschsüchtiger Härte, der dies Beamtenthum auszeichnete; vornehmlich die barbarischen Zwangsmittel gegen hartnäckig leugnende Angeklagte wurden von den Landrichtern oft mit empörender Roheit gehandhabt. Dazu die Späherkünste und die Brieferbrechungen der ganz nach napoleonischem Muster geschulten geheimen Polizei. Der Druck der Beamten lastete um so schwerer, da Montgelas die Selbständigkeit der Gemeinden noch vollständiger vernichtet hatte als der erste Consul. Welch ein Abstand zwischen der Städteordnung Steins und dem fast gleichzeitig verkündigten bairischen Gemeindegesetze: hier war den Municipalitäten sogar die Verwaltung ihres Vermögens genommen, schlechterdings nichts durften sie beschließen ohne Genehmigung des königlichen Polizeibeamten. Obgleich die neuen Steuergesetze sich gut bewährten, so herrschten doch in der Finanzverwaltung Verwirrung und Unterschleif; der Minister selbst arbeitete viel aber mit der Unregelmäßigkeit des großen Herrn. Für die Jahre 1812—17 ergab sich ein Deficit von 8,8 Millionen Fl., und den wirklichen Betrag der hohen Staatsschuld kannte Niemand.

Dies Alles war für die Massen des Volks noch erträglicher als die völlig verunglückten wirthschaftlichen Reformversuche des Ministers. Hier zeigte sich erst, wie weit die Begabung Montgelas' hinter der staatsmännischen Kraft Steins und Hardenbergs zurückstand. Die sociale Freiheit hatte durch alle die gewaltsamen Neuerungen und pomphaften Verheißungen dieser fünfzehn Jahre nahezu nichts gewonnen. Nur die Leibeigenschaft war beseitigt, aber die lückenhaften Gesetze über die Ablösung der Zinsen und Zehnten gelangten nicht zur Ausführung, neun Zehntel der Bauern blieben noch zinspflichtige Grundholden. Das alte Zunftwesen, das nirgendwo ärger entartet war, als in Altbaiern, sollte durch die Einführung polizeilicher Gewerbscheine verdrängt werden, und mit der landesüblichen Ruhmredigkeit verkündete der Gesetzgeber, daß er den alten deutschen Grundsatz „Kunst erbt nicht“ wieder zu Ehren bringen

wolle. Trotzdem wurden die theuer erkauften realen Gewerbegerechtigkeiten nicht aufgehoben; jede Zunft verfolgte nach wie vor die Arbeit der Pfuscher, die Bortenmacher und die Posamentirer lebten noch immer in ewigem Grenzstreite, und wer das Glück hatte in den streng geschlossenen kleinen Kreis der bürgerlichen Essenkehrermeister Münchens hineinzuheirathen war all irdischen Sorgen ledig. Die Reform blieb Stückwerk und erregte nur den Groll der Handwerker. Von der Erlaubniß zu selbständigem Gewerbebetriebe hing aber in den Städten das Recht der Eheschließung ab; da nun überdies auf dem Lande die Grundherren befugt waren jede Heirath zu untersagen und die Untheilbarkeit der Bauernhöfe die Versorgung der jüngeren Söhne erschwerte, so geschah es, daß dies derbsinnliche, doch keineswegs unsittliche Volk sich durch die Masse seiner unehelichen Kinder vor allen Völkern Europas traurig auszeichnete. In Niederbaiern kam fast ein Viertel aller Kinder außer der Ehe zur Welt. In der Pfalz dagegen blieb die Zahl der unehelichen Geburten fast dreimal geringer, denn hier bestand die sociale Freiheit der französischen Gesetzgebung und das harte, aber heilsame Verbot der Vaterschaftsklage.

Für die Lebenszeit des Königs glaubte Montgelas der Herrschaft sicher zu sein. Die große Mehrzahl des Beamtenthums war von dem Geiste des napoleonischen Despotismus durchdrungen, und in der Hauptstadt bestanden nur zwei starke Parteien, beide gleich undeutsch, beide gleich particularistisch: hier die Clericalen, die unter Max Joseph niemals an's Ruder gelangen konnten, dort die Anhänger des aufgeklärten Ministers. Die kleine Kolonie von norddeutschen und schwäbischen Gelehrten, welche in München noch fast allein die politischen Ideale des Befreiungskrieges festhielt, besaß keinen Einfluß und durfte den Minister nicht offen bekämpfen, da er ihr doch einen Rückhalt bot gegen den Fremdenhaß der fanatischen Altbaiern; einer der Besten aus diesem Kreise, der Philolog Jacobs war schon wieder nach Thüringen heimgezogen, der feinfühlende Mann konnte es nicht ertragen beständig geschmäht zu werden als ein nordischer, im bairischen Kanaan gemästeter Bettler. Stärker war die Unzufriedenheit in Franken; hier zitterte die Begeisterung der Kriegsjahre noch lange nach, die Gemeinden grollten über den Verlust ihrer selbständigen Verwaltung, und eine pathetische Schrift des Bambergers Hornthal, die an den Art. 13 der Bundesakte erinnerte, fand lebhaften Anklang. Doch auch diese Opposition schien ungefährlich. Voll Zuversicht sangen die unbekehrten Rheinbündler in Aretins Alemannia noch immer das Lob des großen Ministers, unter wüthenden Schimpfreden gegen die Deutsch-Michelei, den Borussismus und die Anglomanie. Als in Franken der Jahrestag der Leipziger Schlacht gefeiert wurde, erzählten diese Alemannen in einem Festberichte: die schöne Feier habe mit einer Thierschau geendet und der beste Ochse sei mit dem Orden des eisernen Kreuzes geschmückt worden.

In der Hofgesellschaft, die noch mit Vorliebe französisch sprach, gewann der Bonapartismus neuen Anhang, seit der Schwiegersohn Max Josephs, Eugen Beauharnais als königlicher Prinz und Herzog von Leuchtenberg in München Hof hielt und eine Schaar unzufriedener Franzosen um sich versammelte. Der Liebenswürdigste der Napoleoniden gewann sich bald die Herzen der Bürgerschaft und arbeitete in emsiger geheimer Thätigkeit für die Herstellung des Kaiserreichs. Sein Adjutant General Bataille unterhielt den Verkehr mit den Bonapartisten in Mailand.*) Der Polizeidirector aber drückte beide Augen zu, auch viele Postbeamte zählten zu den Vertrauten des Leuchtenbergischen Palastes. Nachher fand auch Eugens Schwester Hortense, die vormalige Königin von Holland, mit ihren beiden Söhnen in Augsburg eine Zuflucht, spielte mit bezaubernder Anmuth die Rolle der bürgerfreundlichen Fürstin und wob noch eifriger als der Bruder an den Fäden der napoleonischen Verschwörung. Unbekümmert um die dringenden Warnungen der beiden deutschen Großmächte ließ der König seinen Liebling Eugen gewähren. Baiern blieb noch jahrelang das Nest des deutschen Bonapartismus.

Niemand litt unter diesen unwahren Verhältnissen schwerer als die hochherzige Königin Karoline und ihr Stiefsohn der Thronfolger. Beide hatten im Jahre 1813 bei der glücklichen Wendung der Münchener Politik redlich mitgeholfen und sahen nun mit Besorgniß, daß ein ehrliches Verhältniß zu dem neuen Deutschen Bunde unmöglich blieb, so lange dieser Unberechenbare am Steuer stand. In dem erregbaren Gemüthe des Kronprinzen lag eine grundehrliche Schwärmerei für Deutschlands Größe unvermittelt neben einem ebenso phantastischen großbairischen Machtdünkel. Zu Straßburg geboren hatte der Prinz nachher im Exil viel mit elsassischen Emigranten verkehrt, die Franzosen und ihre Revolution schon in jungen Jahren hassen gelernt. Sein ganzes Leben seitdem war ein beständiger Kampf gegen die französische Politik des Vaters. Nach der Austerlitzer Schlacht mußte er in seiner Geburtsstadt die Siegesfeste der Kaiserin Josephine mit ansehen und sagte mit seiner gewohnten ehrlichen Rücksichtslosigkeit: „das sollte mir die liebste Siegesfeier sein, wenn meine Heimath wieder eine deutsche Stadt würde.“ Als er ein Jahr darauf an der Weichsel gegen die Preußen und Russen focht, faßte er schon den Plan, den großen Männern seines Vaterlandes eine prächtige Walhalla zu errichten und forderte die Teutschen in stolpernden Versen auf, die Ketten des Corsen zu sprengen. Niemals, selbst nicht im Angesicht des Imperators, hatte er seinen deutschen Stolz verleugnet. In Montgelas sah er nur den Frohnvogt des fremden Zwingherrn; er hatte seines Widerwillens kein Hehl, behandelte seinen Schwager Eugen Beauharnais öffentlich mit der äußersten Geringschätzung und ersehnte den

*) Küsters Berichte, München 17. Mai, 20. August 1815 ff.

Sturz des Ministers um so ungeduldiger, da sein eigner Lieblingsplan, der Anschlag auf die badische Pfalz, ohne das Wohlwollen der deutschen Großmächte nie gelingen konnte.

Für diese Bestrebungen fand er einen mächtigen Bundesgenossen an dem gefeierten neuen Feldmarschall des bairischen Reichs. Wrede haßte die norddeutschen Patrioten noch ingrimmiger als der Minister selbst; diesen Narren, diesen Teufel von Stein wollte er im Feldzuge von 1814 — so schrieb er an Montgelas — am Liebsten in eine Haubitze laden um ihn als Geschenk an Napoleon hinüberzusenden. Vornehmlich aus gekränkter Eitelkeit war der tapfere Landsknecht im Jahre 1812 aus einem ergebenen Diener ein Feind Bonapartes geworden, weil ihm der Imperator den großen Adler der Ehrenlegion versagte. Aber er durfte sich rühmen, daß er rascher als Montgelas den rechten Zeitpunkt für den Abfall erkannt und den Rieder Vertrag halb gegen den Willen des zaudernden Ministers zu Stande gebracht hatte. Seitdem hielt er sich nicht nur für den Feldherrn, sondern auch für den diplomatischen Retter der bairischen Nation. Sein Praetorianertrotz sprach allem Anstande, ja selbst den Staatsgesetzen Hohn. Völlig eigenmächtig verhieß er im Feldzuge von 1815 den Offizieren der vier Reiterregimenter und achtzehn Legionen, die nur für den Krieg gebildet waren, sie sollten im Frieden nicht entlassen werden; als Montgelas nachher wegen der verzweifelten Finanzlage die dringend gebotene Verminderung des Heeres verlangte, trat der Feldmarschall im Ministerrathe als „Repräsentant der Armee“ auf und setzte bei dem Monarchen seinen herrischen Einspruch durch. Was Wunder, daß ihn Montgelas den bairischen Friedländer nannte und den neuen Fürstentitel dieses Schooßkindes der Fortuna mit schelen Augen betrachtete. Seit dem Wiener Congresse war Wrede ganz für Oesterreich gewonnen, dasselbe Oesterreich, das er noch kürzlich so oft in seinen donnernden Proclamationen als „unseren ewigen Feind“ gebrandmarkt hatte; auch er hielt, als geborener Pfälzer, seine begehrlichen Blicke auf Heidelberg und Mannheim gerichtet und wußte, daß dies Ziel nur durch die Gunst der Hofburg erreicht werden konnte.

Der Haß dieser beiden mächtigen Gegner verschärfte sich noch durch das Verhalten des Ministers in der Verfassungssache. Obwohl der Kronprinz wie der Feldmarschall mit ihrem starken despotischen Eigenwillen sich Beide gleich wenig für das constitutionelle Staatsleben eigneten, so verkannten sie doch nicht, daß nach so vielen feierlichen Verheißungen die Verfassung endlich zu Stande kommen müsse. Montgelas dagegen ward mit den Jahren immer starrer in seiner bureaukratischen Gesinnung. Er ließ die traurige Constitution von 1808 unausgeführt, und der Mann, der durch ein System unerbittlicher Centralisation jedes selbständige Leben in den Provinzen vernichtet hatte, gelangte allmählich zu derselben Ansicht, wie die feudale Partei in Preußen: er meinte, zunächst müßte durch

Provinzialstände die politische Bildung erweckt werden, da der Deutsche das Repräsentativsystem nicht verstehe. Der Minister konnte nicht hindern, daß der König, um den Beschlüssen des Wiener Congresses zuvorzukommen, eine Commission zur Durchsicht jenes papiernen Grundgesetzes einberief; er gab jedoch den Einberufenen unzweideutig zu verstehen, daß die bairischen Landstände nicht mehr bedeuten dürften als die parlamentarischen Institutionen Napoleons. Wagte sich einmal eine freiere Meinung in der Commission heraus, dann hieß es kurzab: der König und seine Beamten seien als die eigentlichen Repräsentanten der Nation zu betrachten; unbegreiflich, wie man von der Erweiterung der ständischen Rechte auch nur reden könne, da doch der König nur aus besonderer Gnade auf einige seiner Souveränitätsrechte verzichtet habe.

Die Commission, die zum größten Theile aus ergebenen Dienern des Ministers sowie aus einigen hochconservativen altbairischen Edelleuten bestand, nahm sich diese Winke zu Herzen und brachte einen wunderbaren Entwurf zu Stande, der allen Wünschen der Bureaukratie und des Junkerthums gleichmäßig entsprach. Ein Oberhaus, mit dem bescheidenen Namen „Kammer der Reichsräthe" geschmückt, und eine Deputirtenkammer bilden zusammen die bairische „Nationalrepräsentation." Für die Deputirtenstellen werden durch indirekte Wahl je drei Candidaten vorgeschlagen, aus denen der König, nach dem bewährten napoleonischen Brauche, einen ernennt; die Grundholden aber, die Masse der Bauernschaft, bleiben von der Repräsentation gänzlich ausgeschlossen, weil sie schon durch ihre Grundherren vertreten sind. Der Zusammensetzung dieser Volksvertretung entspricht auch das Maß ihrer Rechte: unter dringenden Umständen darf die Krone sogar direkte Steuern einseitig ausschreiben, die Staatsgüter kann sie jederzeit veräußern ohne die Kammer auch nur zu benachrichtigen. Eine solche Verfassung erschien wie Spott. Der Kronprinz fühlte es und bewog den König seine Zustimmung zu versagen als der unglückliche Entwurf im Februar 1815 in Wien anlangte. Die Commission ward aufgelöst. Montgelas aber sah dem Schiffbruch mit stiller Schadenfreude zu und ließ fortan zwei Jahre hindurch die leidige Sache gänzlich ruhen. Daß der verhaßte preußische Nebenbuhler sein Verfassungswerk früher beendigen würde, stand ja nicht mehr zu befürchten; auch der Bundestag drängte nicht, und von einer altständischen Bewegung zeigte sich in Baiern keine Spur. Die stolze Macht der altbairischen Landtage, die einst in den stürmischen Tagen des Löwlerbundes so oft das Recht des bewaffneten Widerstandes geübt hatten, war schon seit dem sechzehnten Jahrhundert gebrochen; bei seiner Thronbesteigung hatte Max Joseph nur noch einen leblosen Landtags-Ausschuß, die Verordnung, vorgefunden und dies letzte Trümmerstück fast ohne Kampf beseitigt. Vergeblich versuchte jetzt der Würzburger Professor Rudhart, durch seine gelehrte Geschichte der bairischen Landstände

das Andenken der alten ständischen Freiheit wieder zu beleben; er erwarb sich nur den Dank der Wissenschaft, auf die politische Stimmung des Landes wirkte sein Buch nicht ein. —

Unterdessen richtete Montgelas seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Verhandlungen mit dem römischen Stuhle, eine Unterhandlung, die für das gesammte Deutschland folgenreich werden und auch auf die bairische Verfassungsarbeit ganz unerwartet zurückwirken sollte. Trotz ihrer streng römischen Gesinnung hatten die alten Wittelsbacher doch jederzeit, gleich den Allerchristlichsten Königen Frankreichs, die Kirchenhoheit ihres Staates kräftig behauptet. Die Bildung einer bairischen Landeskirche — so weit dies unbeschadet der katholischen Glaubenseinheit möglich war — blieb durch Jahrhunderte das Ziel der wittelsbachischen Kirchenpolitik; zu derselben Zeit, da Baiern die Protestanten austrieb, ward in München der Geistliche Rath eingesetzt, eine vom Landesherrn ernannte oberste Kirchenbehörde, ähnlich den Consistorien der Lutheraner. Sobald der Reichsdeputationshauptschluß die benachbarten reichsunmittelbaren Bischöfe, die alten Gegner des landesfürstlichen Kirchenregiments, der bairischen Landeshoheit unterworfen hatte, nahm der Münchener Hof jene altwittelsbachischen Pläne mit neuem Eifer auf. Er traute sich's zu, mit dem Papst ein ebenso vortheilhaftes Concordat abzuschließen, wie kurz zuvor der erste Consul, und hoffte auf die Errichtung von Landesbisthümern, deren Grenzen mit denen des Staatsgebietes zusammenfallen sollten. Bald genug mußte er erfahren, wie unerschütterlich der heilige Stuhl selbst in jenen Tagen seiner Demüthigung die alten herrischen Grundsätze festhielt. Der päpstliche Unterhändler Cardinal della Genga, derselbe, der späterhin als Leo XII. den Thron bestieg, forderte nichts Geringeres als die Rückkehr zu dem alten Systeme der Glaubenseinheit: die Gleichberechtigung der Protestanten, die Anerkennung der gemischten Ehen, die Aufsicht des Staates über die Schulen, alle die segensreichen Reformen, auf denen die Rechtsordnung des paritätischen neuen Königreichs ruhte, sollten wieder verschwinden. Im Jahre 1809 wurden die Verhandlungen abgebrochen. Gleichwohl gab man in München die Hoffnung nicht auf: wie konnte die Curie einem Hofe widerstehen, der sich so gern rühmte nach Oesterreich die erste katholische Macht in Deutschland zu sein? Als der Fürstprimas Dalberg in jenen rheinbündischen Tagen unermüdlich luftige Pläne für eine deutsche oder rheinbündische Nationalkirche entwarf, fand er an Montgelas seinen entschiedensten Gegner. Auch auf dem Wiener Congresse bewährte Baiern seine stolze Selbstgenügsamkeit und erlangte, daß die kirchlichen Angelegenheiten der Competenz des Deutschen Bundes entzogen wurden.

Eine Aenderung dieses entscheidenden Beschlusses war, bei der Schwäche der neuen Bundesgewalt, weder erreichbar noch wünschenswerth; denn wer mochte die schwierigen Unterhandlungen mit der Curie diesem Bundestage anvertrauen? Der Particularismus hatte auch in dieser

Frage, wie überall, einen vollständigen Sieg davon getragen. Alle deutschen Staaten sahen sich nunmehr auf denselben Weg gedrängt, welchen Baiern und Württemberg schon unter dem Rheinbunde eingeschlagen hatten: sie mußten, einzeln oder in Gruppen, mit dem römischen Hofe verhandeln um die Errichtung neuer Landesbisthümer durchzusetzen. In diesem wohlberechtigten Wunsche waren die Höfe allesammt einig. Denn nach den zahllosen Grenzverschiebungen der letzten Jahre konnten die Diöcesen des heiligen Reichs schlechterdings nicht mehr unverändert bleiben; die alten Bisthümer waren überdies sämmtlich, bis auf fünf, verwaist und befanden sich, da die Secularisationen der katholischen Kirche Deutschlands ein jährliches Einkommen von mindestens 21 Mill. Fl. entrissen hatten, durchweg in einer wirthschaftlichen Noth, welche allein durch die Hilfe der Staatsgewalt geheilt werden konnte.

Auch die preußischen Staatsmänner, die auf dem Wiener Congresse so lebhaft für eine gemeinsame deutsche Kirchenpolitik eingetreten waren, mußten jetzt diesen Gedanken, gleich den Bundeszollplänen und so manchen anderen patriotischen Entwürfen jener hoffnungsvollen Tage, als unausführbar fallen lassen. Die preußische Bundesgesandtschaft wurde angewiesen, keine Einmischung des Bundes in kirchliche Dinge zu dulden, schon weil Preußen nimmermehr die Anwesenheit eines Nuntius in Frankfurt gestatten dürfe; der König denke vielmehr selbständig vorzugehen und durch freisinnige Gewährungen den anderen deutschen Staaten ein Muster zu geben.*) Humboldt schlug dann noch vor, der preußische Staat solle die Rechte, welche er der römischen Kirche zu gewähren gedenke, förmlich unter den Schutz des Bundes stellen und dafür fordern, daß auch die Rechte der Protestanten in den katholischen Staaten durch die Bürgschaft des Bundes gesichert würden. Der Staatskanzler aber lehnte den Vorschlag ab; er sah voraus, daß weder Oesterreich noch Baiern jemals auf einen Plan eingehen konnten, welcher der Krone Preußen die Stellung des Protectors der deutschen Protestanten verschafft hätte. Da Baiern nun doch seines eigenen Weges zog und Oesterreich von vornherein aus dem Spiele blieb, so konnte Hardenberg auch von einer gemeinsamen Verhandlung mit den Kleinstaaten sich keinen Erfolg versprechen; die Absichten der verschiedenen Höfe gingen allzu weit auseinander. Der preußische Staat beherrschte allein mehr katholische Unterthanen als Baiern und die kleinen Staaten zusammen; er allein hatte schon unter dem alten Reiche Landesbischöfe gehabt und sich in der Schule einer reichen Erfahrung feste kirchenpolitische Grundsätze gebildet, die mit einigen Aenderungen auch dem Bedürfniß der Gegenwart genügen konnten. Die kleinen protestantischen Dynastien des Westens dagegen, Württemberg, Baden, Hessen, Nassau waren mit einem male in den Besitz ausgedehnter katho-

*) Instruction für die Bundesgesandtschaft 30. Nov. 1816, § 31.

lischer Gebiete gelangt und standen den neuen Aufgaben, die sich hier ergaben, noch ziemlich rathlos gegenüber. Sie wußten wohl, daß die altprotestantische Kirchengewalt der Landesherren unter den neuen Verhältnissen sich nicht mehr halten ließ, und waren ehrlich gewillt der römischen Kirche etwas größere Freiheit als bisher zu gewähren; jedoch sie hegten noch immer sehr überspannte Begriffe von den Rechten der Staatsgewalt, eine Selbsttäuschung, welche Hardenberg nicht theilte. Daher erhielt Niebuhr schon von Paris aus die Weisung, daß er bestimmt sei für Preußen allein mit Rom zu verhandeln und vor Allem die Wiederherstellung der unentbehrlichen Landesbisthümer herbeizuführen.

Nur Heinrich von Wessenberg gab den Gedanken einer deutschen Nationalkirche, den er auf dem Wiener Congreß so nachdrücklich vertreten hatte, auch jetzt noch nicht auf. Bei den Höfen galt der vielgeschäftige Constanzer Generalvicar zugleich als ein willkommener Bundesgenosse und als ein lästiger Störenfried; denn sie wünschten gleich ihm die Macht des Papstes über die deutschen Prälaten möglichst zu beschränken, aber der Kern seiner Pläne konnte nüchternen Staatsmännern nur als ein unmöglicher Anachronismus erscheinen. Wessenberg verkannte, wie gründlich der politische Charakter der katholischen Kirche Deutschlands durch die Secularisationen und die Beseitigung der adlichen Pfründen sich verändert hatte. Er träumte von einem deutschen Kirchenstaate, der unter dem Schutze des Bundes, geleitet von einem Fürsten-Primas, wohlausgerüstet mit adlichen Prälaten, National- und Diöcesan-Synoden, dem Papstthum wie den Landesherren gleich unabhängig gegenüberstehen sollte. Und diese aristokratische Kirchenverfassung nannte er mit naiver Anmaßung „die deutsche Kirche", obgleich die große Mehrheit der Deutschen außerhalb Oesterreichs dem Protestantismus angehörte. Von Landesbisthümern, deren die moderne Staatseinheit doch nicht entrathen konnte, wollte er nichts hören; seine vornehmen Bischöfe sollten in mehreren Staatsgebieten zugleich ihre geistliche Gewalt ausüben. Welch eine Aussicht auf ewigen Streit zwischen dem Papste, dem Primas, dem Bundestage, den Einzelstaaten und diesen halbsouveränen, keiner Landeshoheit ausschließlich unterworfenen Bischöfen!

Und woher sollte ein deutscher Primas jetzt noch die seiner Würde unentbehrliche landesfürstliche Selbständigkeit gewinnen? Dalberg selbst, der Fürstprimas des Rheinbunds, hatte den patriotischen Entwürfen seines Freundes Wessenberg bereits den Boden unter den Füßen hinweggezogen, als er im Oktober 1813 zu Gunsten Eugen Beauharnais' auf das Großherzogthum Frankfurt verzichtete. Der Unwille der Verbündeten wider den bonapartistischen Kirchenfürsten ward durch diesen schimpflichen politischen Selbstmord nur verstärkt und milderte sich auch nicht, als der wetterwendische Enthusiast schon im nächsten Jahre wieder umschlug und dem rächenden Erzengel Europas, dem Czaren Alexander

seine Huldigung darbrachte. Der Entthronte zog sich sodann in sein Bisthum Regensburg zurück und verbrachte dort noch die zwei Jahre bis zu seinem Tode (Febr. 1817) in apostolischer Einfachheit, ganz den Pflichten des geistlichen Amts und der christlichen Barmherzigkeit dahingegeben. Manchen politischen Gegner versöhnte der heitere Gleichmuth des freundlichen Alten; die eigenthümliche Anmuth dieses aus Begeisterung, Eitelkeit und Zagheit so seltsam gemischten Geistes erschien am Abend seines Lebens fast noch unwiderstehlicher als vor Jahren, da Schiller und W. Humboldt sich seines Umgangs gefreut hatten. Aber mit seiner Landeshoheit war auch sein Primat unrettbar verloren; einem bairischen Unterthan und Landesbischof wollte kein deutscher Staat die Rechte eines deutschen Oberhirten zugestehen, am wenigsten Preußen, das den rheinbündischen Primas-Titel ohnehin nicht für rechtsgiltig ansah. Daher fand Wessenberg fast überall kühle Aufnahme, als er im Jahre 1815 einige Höfe bereiste und die Diplomaten in Frankfurt für seine nationalkirchlichen Pläne zu gewinnen suchte. Noch nicht entmuthigt, forderte er im December die deutschen Regierungen auf, sich vor Beginn der römischen Verhandlungen mindestens über gemeinsame Grundsätze zu vereinigen und den Bundestag als obersten Richter in allen Streitfragen zwischen Staat und Kirche anzuerkennen. Dem Vetter Metternichs und Bruder des k. k. Geheimen Rathes Wessenberg mochte es wohl unbedenklich erscheinen, wenn die Angelegenheiten preußischer Bischöfe der Mitentscheidung des Kaisers von Oesterreich anheimgegeben würden. In Berlin dachte man anders.

Am Unfreundlichsten aber wurde Wessenberg in München aufgenommen: Baiern sei sich selbst genug, hieß es hier kurzab, und werde keinen weiteren Eingriff in seine Souveränität dulden. Montgelas war bei seinen kirchenpolitischen Neuerungen in dem bigotten altbairischen Volke nur schwachem Widerstande begegnet und schloß daraus mit dem Hochmuthe des glaubenlosen Weltkindes, daß auch die römische Kirche wenig Lebenskraft mehr besitze. Die Hoffart der Aufklärung verleitete den klugen Mann zu einem Irrthum, der allerdings von den meisten Staatsmännern jener Zeit getheilt wurde, aber diesem geharnischten Vertreter der Staatsallmacht am übelsten anstand. Er hoffte von dem Papste nicht blos eine Circumscriptionsbulle zu erlangen, welche die Grenzen der neuen bairischen Landesbisthümer feststellen sollte. Er hielt es auch für unbedenklich, das Rechtsverhältniß zwischen Staat und Kirche durch ein Concordat vertragsmäßig zu ordnen und erkannte nicht, wie schwer die Souveränität des Staates schon durch den Abschluß eines Concordats gefährdet wird; denn jeder Staat ist befugt den Umfang seiner eigenen Hoheitsrechte selbst zu bestimmen und kann sich dies unveräußerliche Recht nicht durch Verträge mit auswärtigen Mächten schmälern lassen, am wenigsten durch einen Vertrag mit der Curie, die von jeher alle Zu-

geständnisse an die weltliche Gewalt nur als Indulgenzen, als widerrufliche Gnaden betrachtet hat. Aber die Hoffnung das napoleonische Concordat noch zu überbieten schmeichelte dem bairischen Stolze, und schlimmsten Falls blieb ja die Krone der Wittelsbacher stark genug das Concordat eigenmächtig abzuändern, sich über die Beschwerden des Papstes hinwegzusetzen. Verfehlt wie der Grundgedanke des ganzen Unternehmens war auch die Wahl des Unterhändlers. Das schwierige Geschäft wurde in die Hände des achtzigjährigen Bischofs Häffelin gelegt. Montgelas wähnte an dem weichmüthigen Prälaten ein ganz abhängiges Werkzeug zu besitzen und übersah, daß der schwache Greis mit seiner Eitelkeit und seinen vierzehn unehelichen Kindern auch den Lockungen wie den Drohungen des Vatikans gleich zugänglich war.

Unter solchen Umständen schöpfte die ultramontane Partei frischen Muth; sie hatte sich schon seit dem Jahre 1812 in ganz Süddeutschland fester zusammengeschlossen und, ungeschreckt durch Montgelas' harte Verbote, rührende Bilder und Erzählungen von der Gefangenschaft des Papstes unter dem gläubigen Volke verbreitet. Ihr Heerd war die Curie des Bischofs von Eichstädt, Grafen Stubenberg; von hier empfingen während des Wiener Congresses die Oratoren der katholischen Kirche ihre Weisungen. Ihr literarischer Wortführer, der Würzburger Weihbischof Zirkel zog gegen Wessenberg zu Felde und forderte als ein begeisterter Romantiker unter dem hochtönenden Namen der Kirchenfreiheit die unbeschränkte Herrschaft des Papstes über die deutsche Kirche. Bei Hofe besaßen die Clericalen noch immer mächtige Freunde; auch auf den Thronfolger glaubten sie rechnen zu können, da der Prinz durch den Hofpfarrer Sambuga streng kirchlich erzogen und ein schwärmerischer Jünger der romantischen Schule war.

Der Uebermuth des Ministers bestrafte sich schnell. Bischof Häffelin spielte im Vatican eine klägliche Rolle und übersendete endlich im Herbst 1816 einen römischen Concordats-Entwurf, worin der katholischen Kirche „alle die Rechte, die ihr nach den kanonischen Vorschriften gebühren," vorbehalten wurden. Das hieß, wenn man die Worte ehrlich verstand, Zurücknahme der Gleichberechtigung der Protestanten, Aufhebung der sämmtlichen kirchenpolitischen Gesetze des letzten Jahrzehnts. Für diese unerhörte Forderung gewährte die Curie nur ein wichtiges Zugeständniß, dessen Folgen sie glücklicherweise selber nicht ganz übersah: sie wollte gestatten, daß das Concordat als bairisches Staatsgesetz verkündet würde. Die klugen Monsignoren hofften offenbar, dem Vertrage durch eine solche Verkündigung größere Sicherheit zu geben und bedachten nicht, daß der König ein Staatsgesetz jederzeit einseitig ändern durfte. In Montgelas' rücksichtslosen Händen konnte diese unvorsichtige Gewährung zu einer scharfen Waffe werden; so lange er am Ruder blieb, stand eine Demüthigung der Krone vor dem Papste nicht zu befürchten.

Da erfolgte plötzlich, zur allgemeinen Ueberraschung des Landes, der Sturz des Ministers. Im November 1816 war der König nach Wien gereist um seine soeben mit dem Kaiser Franz vermählte Tochter Karoline Auguste zu besuchen und auch die politische Freundschaft, die seit den Salzburger Händeln arg gestört war, wiederherzustellen. Er blieb dort fast ein Vierteljahr und ward mit Ehren überhäuft; aber sobald er politische Fragen berührte, stieß er auf eine wohlberechnete Zurückhaltung und mußte endlich einsehen, daß der Groll der Hofburg gegen seinen Montgelas unversöhnlich blieb. Dieser Haß ward eben jetzt aufs Neue entfacht, da eine Depesche des französischen Gesandten Mercy, die über Montgelas' Verhalten im Herbst 1813 unerfreuliche Aufschlüsse bot, in die Hände des Wiener Hofs gerathen war. Vor dem preußischen Gesandten gab sich Metternich freilich den Anschein, als ob er sich um diese bairischen Dinge nie bekümmert hätte. Als der König seine Anschläge gegen Baden enthüllte, empfing er von dem Kaiser wie von Metternich nur die trockene Zusage, sie würden seinen Absichten nicht entgegen sein. Und selbst diese Verheißung war nicht ehrlich gemeint; denn gleichzeitig ließ Metternich den preußischen Staatskanzler wissen, das Versprechen sei nur als eine Abfindung (par manière d'acquit) gegeben und in der Ueberzeugung, daß die bairischen Pläne bald auf allen Seiten mächtigen Widerspruch finden würden.*) Unterdessen erging sich die neue Kaiserin, eine erklärte Freundin der Jesuiten, in lebhaften Anklagen wider den kirchenfeindlichen Minister, der allein noch der guten Freundschaft der beiden Höfe im Wege stand; die Diplomaten der Curie halfen getreulich nach, auch aus München liefen wiederholte Beschwerden von Seiten des Kronprinzen und des Feldmarschalls Wrede ein.

Verstimmt, aber noch keineswegs entschlossen kehrte der König am 1. Februar 1817 nach München zurück und ließ dem Minister auf den nächsten Vormittag seinen Besuch ankündigen. Der Wagen war bereits bestellt, die Unterredung konnte, nach früheren Erfahrungen, nur mit einer neuen Versöhnung der beiden Freunde endigen. Da setzte der Kronprinz im letzten Augenblicke alle Hebel ein. Er war nach einer schweren Krankheit noch an das Zimmer gefesselt und durfte grade jetzt auf freundliches Gehör bei dem zärtlichen Vater rechnen. In einem beweglichen Briefe stellte er noch einmal alle seine Klagen gegen den Hochmuth und die nachlässige Amtsführung des Ministers zusammen und erbat sich als einen Beweis königlicher Gnade die Entlassung des unheilvollen Mannes. Mit diesem Schreiben erschien Wrede am Vormittag des 2. Februar bei dem Monarchen. Zitternd, in höchster Angst, genehmigte der König endlich die Bitte des Thronfolgers. Der gutmüthige Schwächling verfällt fast immer in Härte wenn er sich stark zeigen will; so entließ auch Max Joseph

*) Krusemarks Bericht, Wien 8. Febr. Hardenbergs Weisung an Küster 25. März 1817.

den Staatsmann, der ihm die Königskrone errungen hatte, in den schnödesten Formen, ganz nach dem Brauche jener launischen altwürttembergischen Despoten, die ihre Günstlinge mit einem theatralischen Fußtritt zu beseitigen pflegten. Um Mittag empfing der Minister statt des erwarteten königlichen Besuchs ein Handschreiben, das ihm mit dürren Worten den Abschied gab. Der Schlag fiel so unvermuthet, daß die Münchener anfangs meinten, der allmächtige Minister müsse ein Staatsverbrechen begangen haben. Der Kronprinz aber triumphirte laut und sagte zu dem preußischen Gesandten: „so ist meine Krankheit doch zu etwas gut gewesen.“ Das ganze Land athmete auf bei dem Sturze des verhaßten Bureaukraten. Auch die beiden Großmächte verbargen ihre Freude nicht; auf Befehl Hardenbergs mußte Küster die lebhafte Befriedigung seines Hofes aussprechen.*)

Der Erfolg der Katastrophe war zweischneidig: sie beseitigte das schwerste Hinderniß des Verfassungswerks, aber auch die einzige Kraft, welche den unseligen Concordatsverhandlungen noch eine leidliche Wendung geben konnte. Die Clericalen sahen sich eines furchtbaren Feindes entledigt, jedoch zur Herrschaft gelangten sie nicht. Noch am nächsten stand ihnen der neue Minister des Auswärtigen, Graf Aloys Rechberg; für das Finanzwesen dagegen ward Frhr. v. Lerchenfeld berufen, ein offener Gegner der römischen Ansprüche und eifriger Förderer der Verfassungsarbeit; der Minister des Innern Graf Thürheim, ein bekehrter Illuminat, zeigte sich schwach und unfähig. Zudem erhielten die Generaldirectoren der Ministerien jetzt erweiterte Befugnisse, so daß sie fast wie Mitglieder des Cabinets erschienen; auch Wrede und der Generalsekretär Kobell mischten sich beständig ein. Kein Wunder, daß der alte Häffelin in Rom unter dieser steuerlosen Regierung sich nicht mehr zu helfen wußte. Wohl erhielt er von Thürheim eine scharfe, noch unter Montgelas verfaßte Instruction, welche das Recht des Staates die äußeren Rechtsverhältnisse der Kirche selbständig zu ordnen nachdrücklich verwahrte; aber er meinte an diese Weisung nicht ernstlich gebunden zu sein seit der Wind in München umgeschlagen war. Schritt für Schritt ließ er sich in die Enge treiben; der Günstling der Bourbonen, Graf Blacas, der ebenfalls in Rom wegen eines Concordats unterhandelte, ermahnte den Baiern zur Nachgiebigkeit. Am 5. Juni unterzeichnete Häffelin, seinen Instructionen zuwider, ein Concordat, das allen Hoffnungen der Ultramontanen genügte; gleich im Eingang war die übermüthigste Forderung des Vaticans zugestanden: die römische Kirche sollte aller der Rechte theilhaftig werden, welche ihr nach Gottes Ordnung und den kanonischen Vorschriften gebühren.

Als die unbegreifliche Nachricht in München eintraf, wollten die

*) Küsters Berichte, 12., 16. Febr.; Hardenbergs Weisung 4. März 1817.

Minister anfangs kaum daran glauben; der König polterte wider den hundsföttischen Vertrag. Aber die einzige Antwort, die in solcher Lage einer stolzen Krone geziemte, unterblieb: der pflichtvergessene Unterhändler wurde nicht abberufen. Vergeblich forderte Lerchenfeld, daß ohne ausdrücklichen Vorbehalt der Rechte des Staates kein Abkommen geschlossen werden dürfe. Graf Rechberg war bei früheren Verhandlungen mit dem Cardinal della Genga zu der entgegengesetzten Ueberzeugung gelangt; er meinte, ein stillschweigender Vorbehalt genüge auch, da die Curie es mit der Ausführung der Verträge so genau nicht nehme. Man beschloß endlich, den in Eichstädt wohlbeliebten Bruder des Ministers, Xaver Rechberg nach Rom zu senden, und dieser brachte mit Blacas' Beihilfe ein Concordat zu Stande, das bis auf wenige unwesentliche Punkte mit dem Vertrage vom 5. Juni vollständig übereinstimmte. Der neue Vertrag ward am 24. Oktbr. vom Könige genehmigt. Er enthielt außer jener grundsätzlichen Anerkennung des kanonischen Rechts noch die Zusage, daß alle nicht im Concordate selbst erwähnten kirchlichen Angelegenheiten nach der vigens ecclesiae disciplina behandelt werden und in zweifelhaften Fällen stets eine neue Vereinbarung zwischen dem Papste und dem Könige erfolgen solle. Im Art. 17 war sogar die Aufhebung aller dem Concordate widersprechenden Gesetze und Verordnungen angekündigt. Die Bischöfe sollten über die Reinheit des Glaubens und der Sitten in den öffentlichen Schulen wachen und durften von der Staatsgewalt die Unterdrückung gefährlicher Bücher verlangen. Auch die Einrichtung neuer Klöster und die unbeschränkte Befugniß zum Gütererwerb ward der Kirche zugesichert. Um solchen Preis bewilligte der Papst die Gründung der so lange erstrebten bairischen Landeskirche mit zwei Erzbischöfen und sechs Bischöfen; die beantragte Bildung eines einzigen Erzbisthums für das ganze Königreich wurde in Rom abgelehnt, denn wie leicht konnte nicht ein solcher Metropolitan die Rolle eines Primas spielen! Als katholischer Souverän erhielt der König das Recht, drei seiner Landesbischöfe unbedingt, die fünf anderen auf Grund einer Candidatenliste zu ernennen. Hierin und in der stillschweigenden Anerkennung des landesherrlichen Patronats über die Pfarrstellen lag die einzige Sicherung der Rechte der Staatsgewalt. Wollte man unredlich verfahren, so blieb als letzte Waffe freilich noch der Art. 18, der in einem Athem versprach, das Concordat solle unverbrüchlich gehalten und — als Staatsgesetz verkündigt werden.

So der Inhalt dieses ersten Probstücks der Münchener europäischen Politik. Es war die schimpflichste Demüthigung, welche jemals ein moderner Staat von dem heiligen Stuhle dahin genommen, die wohlverdiente Strafe für den particularistischen Dünkel, der sich zuerst von den übrigen deutschen Staaten abgesondert hatte und nun ihnen um jeden Preis zuvorkommen wollte. Selbst Küsters Nachfolger, der hochconservative alte General Zastrow erschrak über „den vollständigen Sieg Roms"

und schrieb dem Staatskanzler, der alle kirchlichen Händel mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte: „der Clerus wird die diesem Boden erst seit ganz neuer Zeit zu theil gewordene Aufklärung wieder in das Dunkel und Verderben des Aberglaubens herunterstürzen.“*) Die Curie frohlockte und sprach dem Könige „gebührendes Lob“ aus. Max Joseph aber vergaß seiner Würde so gänzlich, daß er brieflich beim Papste den Cardinalshut für den ungetreuen Gesandten Häffelin erbat. Die Bitte ward erfüllt, unter dem Unwillen aller guten Baiern; selbst die Cardinäle klagten, auf solchen Schultern werde der Purpur entweiht.

Einen so glänzenden Triumph konnte der Vatican der Welt nicht lange vorenthalten. Schon im December wurde das Concordat durch die Curie einseitig veröffentlicht, und sofort veranlaßte der Eichstädter Bund die höchsten geistlichen Behörden, der Krone ihren Dank auszusprechen. Das Generalvicariat in Bamberg verlangte das Einschreiten der Behörden gegen eine fränkische Zeitung, die sich der Sache Wessenbergs annahm; unter den Heißspornen der clericalen Partei vernahm man bereits die Forderung: alle Kinder gemischter Ehen und alle Findlinge sollten der römischen Kirche überwiesen und der Uebertritt zum Katholicismus Jedem ohne Unterschied des Alters freigestellt werden. Unerhörte Ansprüche, die sich doch mit gutem Grunde auf die Eingangsworte des Concordats berufen konnten! Die Protestanten sahen das Dasein ihrer Kirche selbst bedroht; welches Recht der Evangelischen stand denn noch fest, wenn wirklich die kanonischen Vorschriften allen bairischen Staatsgesetzen vorgingen? Die Consistorien und viele protestantische Städte beschworen den König in beweglichen Bittschriften um Aufrechterhaltung der paritätischen Grundsätze des Religionsedikts von 1809; auch der Hofprediger der Königin Schmitt erhob seine mächtige Stimme, Niemand aber schürte die Bewegung eifriger als Anselm Feuerbach, der seinem Beinamen Vesuvius wieder einmal Ehre machte. Unter den Katholiken trat Ignaz Rudhart mit gewohntem Freimuth für die bedrohte Parität auf; selbst viele Geistliche verhehlten ihre Besorgnisse nicht.

Die Aufregung hielt an und wuchs, da gleichzeitig in Frankreich ein Sturm gegen das neue von Blacas abgeschlossene Concordat losbrach, und die Süddeutschen bereits anfingen jedem Wellenschlage der öffentlichen Meinung im Nachbarlande gelehrig zu folgen. Auch der Kronprinz begann, trotz seiner romantischen Phantasien, doch bedenklich zu werden und erinnerte den Vater an das Vorbild seines Ahnherrn Ludwigs des Baiern. Max Joseph selbst schämte sich seiner Schwäche; er konnte es nicht leugnen, dies Concordat war ein Abfall nicht blos von den Grundsätzen seiner eigenen Kirchenpolitik, sondern auch von allen guten Traditionen der alten Wittelsbacher. Aber nachdem er sein königliches Wort feierlich ver-

*) Zastrows Bericht 10. Decbr. 1817.

pfändet hatte, blieb ihm nur noch eine Hinterthür offen: jener Art. 18 nämlich, kraft dessen das Concordat als Staatsgesetz verkündigt werden sollte. Die Regierung beschloß — so gestand der Minister Rechberg dem preußischen Gesandten im tiefsten Vertrauen — „den Vertrag nach Möglichkeit zu interpretiren;“ sie dachte das Concordat als Gesetz für das Königreich zu veröffentlichen, aber gleichzeitig auch ein zweites Gesetz, das den Gewährungen des Concordats die Spitze abbrechen und die Protestanten beruhigen sollte.*) Ein kläglicher Ausweg aus einer selbstverschuldeten kläglichen Lage, aber nach Allem was geschehen immerhin noch das einzige Mittel um die preisgegebenen Rechte der Staatsgewalt zurückzuerlangen.

Den bequemsten Anlaß zur Ausführung dieses Vorhabens bot die Einlösung des Verfassungsversprechens. Am 11. Februar 1818 beschloß das Staatsministerium auf den Antrag des Generaldirectors v. Zentner, der Verfassung ein Edict über die Rechtsverhältnisse der christlichen Religionsgemeinschaften beizulegen. So hatte die Nachgiebigkeit gegen den römischen Stuhl doch die eine günstige Folge, daß die stockende Verfassungsarbeit wieder in Fluß gerieth. Auch die Finanznoth kam den Wünschen der Verfassungsfreunde zu statten; sie war unter diesem vielköpfigen Regimente so hoch gestiegen, daß der Kronprinz kurzweg erklärte, nur die Berufung der Landstände könne den zerrütteten Staatscredit wiederherstellen.**) Stärker als alle diese Rücksichten wirkte der dynastische Ehrgeiz. Die Erwerbung der badischen Pfalz blieb nach wie vor der leitende Gedanke der bairischen Staatskunst, und da der Schiedsspruch der großen Mächte noch ausstand, so begannen im Frühjahr 1818 die beiden Höfe von München und Karlsruhe einen wunderlichen Wettlauf um die Gunst der öffentlichen Meinung, die doch sehr wenig bedeutete. Beide Gegner betrieben mit fieberischem Eifer ihre Verfassungsberathungen, um den Beistand der Tagespresse für die Entscheidung der Gebietsfrage zu gewinnen. Darum vornehmlich hielten der Kronprinz und der Feldmarschall standhaft zu der constitutionellen Partei.

Seit dem Februar 1818 wurde die Durchsicht der Constitutions-Entwürfe von 1808 und 1814 wieder aufgenommen. Im Verlaufe dieser Berathungen gewann Zentner täglich an Ansehen, neben Lerchenfeld der beste Kopf des Münchener Cabinets, vormals Professor in Erlangen, aber frei von jenem doctrinären Eigensinn, welcher die deutschen Gelehrten in der praktischen Politik fast immer Schiffbruch leiden läßt; Bureaukrat durch und durch, beredt, klug, sachkundig, ganz erfüllt von dem Gedanken der Allmacht des Staates, im persönlichen Verkehre geistreich und liebenswürdig, wenngleich das geckenhafte Wesen des alten Junggesellen zuweilen ein Lächeln erregte. Als Generaldirector im Ministerium des

*) Zastrows Berichte, 15. Febr., 15. April 1818.
**) Zastrows Bericht 15. März 1818.

Innern nahm er dem Grafen Thürheim bald alle Arbeitslast und damit die Herrschaft aus den Händen. Er wurde der Neuordner des bairischen Beamtenthums, brachte zuerst wieder einige Zucht und Pünktlichkeit in den verwahrlosten Dienst und erwies Allen, die den hellblauen Amtsfrack trugen, nachdrücklich, daß sie Gunst und Ehre allein von ihm zu erwarten hatten. Einem solchen Manne konnte das parlamentarische Leben nicht verlockend erscheinen; doch er begriff, daß die junge Krone der Volksgunst, die unfertige Staatseinheit einer neuen Klammer bedurfte, und traute sich die Kraft zu, den Geist des Absolutismus auch unter den constitutionellen Formen aufrecht zu erhalten. Durch ihn ward die Verfassungsarbeit überraschend schnell gefördert, so daß man den badischen Mitbewerber um mehrere Monate überholte.

Am 26. Mai ritt der blauweiße Reichsherold durch die Straßen Münchens um siebenmal ein königliches Manifest zu verlesen, das die Verleihung des neuen Grundgesetzes verkündigte und „die dankbare Anerkennung dieser landesväterlichen Handlung von den Herzen aller Baiern" beanspruchte. So war denn Baiern der erste größere Bundesstaat, der die Verheißung der Bundesakte im Geiste der herrschenden constitutionellen Doctrin erfüllte. Mit kindlicher Freude nahm das Land die Gabe seines Königs auf; selbst das brandenburgische Franken zeigte jetzt zum ersten male eine Anwandlung wittelsbachischer Gesinnung. Ein allegorisches Bild, das die Vertreter des Wehr-, Lehr- und Nährstandes in zärtlichem Reigen die Königskrone umtanzend darstellte, gab den Gefühlen des Volkes einen angemessenen Ausdruck. Wenn sich nur mit dieser erklärlichen Befriedigung nicht ein so widerwärtiger particularistischer Hochmuth vermischt hätte! Bei jedem Erfolge der constitutionellen Bewegung im Süden ergoß sich eine Fluth des Hohnes auf das zurückgebliebene Preußen, und die alten Rheinbundsgedanken tauchten in liberalem Gewande wieder auf. Kaum waren nach Montgelas' Fall die Hoffnungen der bairischen Verfassungsfreunde wieder erwacht, so übergab Feuerbach dem Minister Rechberg schon eine Denkschrift über einen Fürstenbund aller Kleinstaaten, der, auf England, Dänemark, Holland gestützt, seinen natürlichen Feind Preußen in der Mitte zerspalten und „das freundlich große Bild freier Verfassungen" den Völkern der beiden Großmächte als Gegenstand der Sehnsucht, ihren Regierungen als Medusenhaupt vor die Augen halten sollte.

Das freundlich große Bild der bairischen Verfassung entsprach in der That billigen Erwartungen. Sie gewährte die Gleichheit vor dem Gesetze und eine nicht allzu ängstlich beschränkte Preßfreiheit. Bei der Zusammensetzung der beiden Kammern war die altgewohnte ständische Gliederung schonend berücksichtigt: die Kammer der Reichsräthe sollte aus den Großwürdenträgern des Reichs, aus erbberechtigten adlichen Grundherren und einer Minderzahl von der Krone ernannter Mitglieder bestehen, die Abgeordnetenkammer zu einem Viertel von dem kleinen Grundadel und

der niederen Geistlichkeit, zu einem Viertel von den Städten, zur Hälfte von den Bauern erwählt werden; die also Gewählten vertraten aber nicht die Rechte ihres Standes, sondern die Interessen des gesammten Landes. Die beste Gewähr für ein leidliches Gedeihen dieser constitutionellen Formen bot das neue, der Städteordnung Steins nachgebildete Gemeinde-Edict, das einige Tage vor der Verfassung veröffentlicht wurde. Wohl stand dies Gesetz weit hinter seinem preußischen Vorbilde zurück; ein großer Theil der städtischen Geschäfte ward noch immer nicht von der Bürgerschaft sondern von bezahlten Gemeindeschreibern besorgt, die Landgemeinden blieben auch fernerhin sehr abhängig von den Schreibern der Landgerichte, und viele der tüchtigsten Bauern weigerten sich darum das Amt des Gemeindevorstehers zu übernehmen. Aber mindestens der Grundsatz der communalen Selbstverwaltung wurde anerkannt, die Gemeinden erhielten die Verfügung über ihr Vermögen, die freie Wahl der Magistrate und Gemeindebevollmächtigten. Ein Boden praktischer Volksfreiheit war doch endlich gewonnen, ein Boden, in dem die neue Verfassung vielleicht feste Wurzeln schlagen konnte.

Als Anhang der Verfassung erschien neben neun anderen organischen Gesetzen ein Religionsedikt, das dem Concordate die ersehnte „Interpretation" gab. Darin wurden die bewährten Grundsätze der neuen bairischen Kirchenpolitik noch einmal zusammengestellt, die Parität der Bekenntnisse unumwunden anerkannt, bei gemischten Ehen die Trennung der Kinder nach dem Geschlechte vorgeschrieben und der Krone das altbairische Recht des Placet gewahrt. Kein Satz darin, der nicht den leitenden Gedanken des Concordats gradezu widersprach. Der Curie erschien es wie Hohn, daß nunmehr auch das Concordat, selbstverständlich unter Vorbehalt der Rechtsgrundsätze des Religionsedikts, als Staatsgesetz verkündigt wurde. Sie klagte heftig über den offenkundigen Vertragsbruch und ließ sich auch nicht beschwichtigen, als der König den Canonicus Helfferich, einen der ultramontanen Oratoren des Wiener Congresses, mit beruhigenden Versicherungen nach Rom sendete. Da wagte der alte Häffelin, der jetzt im glücklichen Genusse des Cardinalspurpurs alle Scham verlor, eine neue grobe Pflichtverletzung. Er versicherte, wieder eigenmächtig und ohne Helfferichs Vorwissen: das Religionsedikt gelte nur für die Akatholiken; und der Papst säumte nicht, diese schimpfliche Erklärung in einer triumphirenden Allocution der Welt zu verkündigen.

Zum zweiten male war die Ehre der bairischen Krone durch den ungetreuen Gesandten öffentlich bloßgestellt; einige der Minister forderten dringend die Bestrafung des „Staatsverbrechers". Aber auch diesmal war Max Josephs gutmüthige Schlaffheit unbezwinglich. Er begnügte sich, seinen Kreisregierungen durch ein Rescript einzuschärfen, daß das Religionsedikt für Jedermann im Königreiche gelte, und mußte nunmehr neuen beschämenden Händeln mit dem erbitterten Papste entgegensehen. Solche Winkelzüge

konnten das Ansehen des bairischen Hofs bei den großen Mächten, das ohnehin seit dem Hervortreten der pfälzischen Eroberungspläne tief gesunken war, nicht erhöhen; jedoch dem Papste gegenüber stand Baiern im Vortheil. Die Curie war in ihren eigenen Netzen gefangen; sie hatte selber gehofft, die Veröffentlichung des Concordats als eines Staatsgesetzes könne ihr zum Nutzen gereichen, und sah sich nun fast wehrlos, als dies Staatsgesetz durch ein anderes Gesetz von Rechtswegen eingeschränkt wurde. Das große Publikum blieb ohne nähere Kenntniß von allen den häßlichen Wendungen dieser verworrenen Händel und freute sich unbefangen des Sieges der weltlichen Gewalt. Einige Monate lang genoß Baiern die wohlfeile Freude, von der gesammten deutschen Presse als der liberalste aller deutschen Staaten verherrlicht zu werden.

---

In Baiern befreite die Erfüllung des Art. 13 den weltlichen Arm von der Last des Concordats, in Baden rettete sie den Bestand des Staates selber. Schon seit einigen Jahren befand sich das junge Großherzogthum in einem gefährlichen Zustande arger Zerrüttung, und fast schien es als sollte dies künstliche Staatsgebilde ebenso schnell wie es entstanden war wieder verschwinden. Das alte Haus der Zähringer hatte einst weithin am Oberrhein bis in das schweizerische Uechtland hinauf geherrscht und mit den Staufern um die schwäbische Herzogswürde gerungen; seine Städtegründungen Bern und die beiden Freiburg erzählten von seinem Ruhme. Aber schon im dreizehnten Jahrhundert begann der Verfall, die Zähringer sanken zurück in die Reihe der kleinen Dynasten. Als Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Herrschaft antrat, gebot er über ein Ländchen von kaum dreißig Geviertmeilen, das von der Schweizer Grenze bis über Karlsruhe hinab in mehreren Stücken zerstreut lag und zum Reichsheere ein Simplum von 95 Mann stellte. Als seine zweiundsechzigjährige Regierung im Jahre 1811 zu Ende ging, hatte sich das Gebiet fast verzehnfacht. Zuerst wurde das katholische Baden-Baden mit dem lutherischen Durlach vereinigt; dann schüttete Napoleon das buntscheckige rechtsrheinische Ufergelände von Constanz bis Mannheim zu einem seltsamen Staate zusammen, der sechzig Meilen lang am Rheine hingedehnt, an seiner schmalsten Stelle nur zwei Meilen breit, fast allein aus Grenzbezirken bestand. Die vorderösterreichischen Landschaften Nellenburg, Breisgau, Ortenau, die rechtsrheinische Jungpfalz und Bruchstücke der Bisthümer Constanz, Straßburg, Speier wurden mit zahllosen kleineren Gebieten von Fürsten, Grafen, Reichsrittern und Reichsstädten zusammengeworfen. Zwei Drittel der Unterthanen der protestantischen Dynastie waren katholisch, fast ein Drittel des Landes gehörte

den unzufriedenen mediatisirten Häusern der Fürstenberg, Leiningen, Löwenstein. Von lebendigen historischen Erinnerungen war diesem Ländergewirr nahezu nichts gemeinsam; auch im Breisgau, wo der Stammsitz des Fürstenhauses lag, dachte Niemand mehr an die alten zähringischen Zeiten.

Und doch war diese ganz moderne Territorialbildung gar so unnatürlich nicht. Auf dem Kamme des Schwarzwalds, fast auf den nämlichen Stellen, wo jetzt badisches und württembergisches Land aneinander stieß, standen einst in den Anfängen der christlichen Zeitrechnung die Grenzzeichen der Kelten und der Germanen, und auch als nachher die Alemannen westwärts bis zu den Vogesen vordrangen, blieb der Schwarzwald noch immer eine natürliche Grenze. Auf der Ostseite erhielt sich das schwäbische Volksthum, abgeschieden von der Welt, in seiner ursprünglichen Kraft und Schwere. Die westlichen Thäler des Schwarzwalds und die reiche Ebene davor wurden früh in die Regsamkeit des rheinischen Lebens hineingezogen; durch das oberrheinische Land ging die große Heerstraße zwischen dem Süden und dem Norden, während nach Schwaben nur wenige stille Gebirgswege hinüberführten und auch der Verkehr mit dem Elsaß durch das ungebändigte Wildwasser des Rheins erschwert wurde. Von Alters her, seit die Römer im Thale von Baden und auf der Höhe von Badenweiler ihre üppigen Bäder errichteten, war der sorglose Genuß in diesem gesegneten Lande zu Haus; nirgends in Deutschland lebte man besser, und der schwerfällige Schwabe verlästerte seine alemannischen Stammgenossen am Oberrhein, in deren Adern allerdings viel keltisches und römisches Blut floß, als windige Franzosen. Ungleich empfänglicher und beweglicher als die schwäbischen Nachbarn, aber auch ärmer an schöpferischen Köpfen hatte sich das oberrheinische Volk zu allen Zeiten den neuen Ideen, welche die Welt entzündeten, mit lärmender Begeisterung zugewendet. So lange die Kirche durch die demagogischen Mittel der Kreuzpredigten und der Bettelorden die Massen zu erregen verstand, war kein deutsches Land kirchlicher gesinnt als der Oberrhein. Mit dem gleichen Ungestüm stürzte sich das Volk nachher in die Kämpfe der Reformationszeit, aber nur die Minderheit besaß die Kraft, in den Tagen der Prüfung beim evangelischen Glauben auszuhalten. Und wieder als die alamodische Bildung der Franzosen eindrang, fand sie nirgends in Deutschland eifrigere Schüler.

Die Verstandesweisheit der neuen Aufklärung, die alles historisch Gewordene nur als Willkür betrachtete, mußte unwiderstehlich auf dies erregbare Völkchen wirken, das drei Glaubensbekenntnisse und eine Unzahl kraftloser, zufälliger Territorialgebilde auf engem Raume durcheinander gewürfelt sah. Sie blieb hier obenauf, auch nachdem die classische und die romantische Dichtung im übrigen Deutschland längst schon den historischen Sinn geweckt hatten; und als nun fremde Willkür alle diese

alten Zufallsstaaten zu einem neuen, der aus dem Nichts entstand, zusammenballte, da ward dies Land die natürliche Heimath eines staat- und geschichtslosen Liberalismus, der sich das politische wie das kirchliche Leben schnellfertig nach den untrüglichen Grundsätzen des sogenannten Vernunftrechts zurecht legte und durch die aufregende Nachbarschaft Frankreichs und der Schweiz zu immer kühneren Forderungen ermuthigt wurde.

Wohl hatten sich auf den geschlossenen großen Bauernhöfen des Schwarzwalds noch manche altväterische Sitten und Trachten erhalten; weniger freilich als nahebei im Elsaß, wo die Fremdherrschaft das Volk von der neuen deutschen Bildung absperrte. Auch die streng kirchliche Gesinnung behauptete sich noch in einigen Schlupfwinkeln. Einzelne altlutherische Gemeinden saßen da und dort zerstreut, vornehmlich bei Pforzheim; ein Theil der Seeschwaben blieb immer clerical; die Franken aus den entlegenen Thälern des hinteren Odenwalds wallfahrteten fleißig zum heiligen Blut nach Walldürn und standen in ihrem katholischen Glaubenseifer kaum hinter den Münsterländern zurück, denn wie in Westphalen die Wiedertäufer, so hatten hier im malerischen Taubergrunde die Mordbanden des Bauernkriegs ihre blutige Spur zurückgelassen, das Bauernschlachtfeld von Königshofen und die schändlich verstümmelte Herrgottskirche von Creglingen erzählten noch von den Saturnalien der lutherischen Gecken. Aber die vorherrschende Gesinnung des Landes war durchaus modern, städtisch, weltlich aufgeklärt. Im Breisgau und den anderen vorderösterreichischen Gebieten schlugen die kirchlichen und politischen Grundsätze Josephs II. weit tiefere Wurzeln als in den östlichen Kronlanden des Hauses Lothringen; der philosophische Kaiser ward hier allgemein als das Fürstenideal gefeiert. Die Pfälzer andererseits wollten nach allen den gräßlichen Glaubenskriegen, die ihre schöne Heimath verwüstet, nun endlich des confessionellen Friedens genießen, und er war nirgends unentbehrlicher als hier wo fast in jedem Städtchen eine Simultankirche stand; sie rühmten sich ihres Karl Ludwig, des duldsamen Kurfürsten, der in Mannheim die Friedenskirche für alle drei Bekenntnisse errichtet hatte. In Heidelberg gaben Paulus und Voß, in Freiburg Rotteck den Ton an. Der protestantische Rationalismus des Unterlandes reichte dem josephinischen Katholicismus des Oberlandes die Hand, und was die Köpfe der gebildeten Klassen erfüllte drang tief in die Massen des Volks hinab; denn die ungebundene oberrheinische Lebenslust ließ eine so scharfe Trennung der Stände, wie sie im Norden noch bestand, nicht aufkommen; in den zahllosen kleinen Städten fand sich überall ein behagliches Wirthshaus, wo der Bauer am Markttag mit den studirten Leuten verkehrte.

Es war kein Zufall, daß grade in diesem Lande der demokratischen Sitten die ersten wirklichen Volksbücher unserer neuen Literatur erschienen. Seit dem Verfasser des Simplicissimus, Grimmelshausen, hatte der Oberrhein keinen bedeutenden Dichter mehr gesehen; jetzt freute sich

Hoch und Niedrig an den köstlichen Kalendergeschichten des Rheinischen Hausfreunds und an den alemannischen Gedichten Hebels, die in der treuherzigen Volkssprache von dem Glücke des gemüthlichen Oberlandes erzählten, von seinen dunklen Wäldern und plaudernden Bächen, von den Kästenbäumen und dem Markgräflerweine, von dem Frohsinn, der Schelmerei, dem kräftigen Verstande seiner aufrechten Mannen und schönen Dirnen. Sonne und Mond, Tages- und Jahreszeiten, alle Schicksalsmächte, die das Leben des Landvolks bestimmen, nahmen in diesen lieblichen Idyllen die Gestalt und Sprache alemannischer Bauern an, so daß Goethe rühmte, der oberländische Poet verbauere auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum. Und auch darum erschien Hebel als ein echter Volksdichter, weil er ganz erfüllt war von dem Geiste der Aufklärung, der hier zu Lande in der Luft lag. Ein kindlich frommer Rationalist sah er über den Streit der Bekenntnisse mit einer Milde hinweg, die den kirchlichen Eiferern fast bedenklich vorkam, und versäumte selten den lustigen Geschichten seines Hausfreundes eine hausbackene moralische Nutzanwendung, die doch immer in den Schranken der Kunst blieb, anzuhängen.

Der Schwerpunkt des neuen Staates lag in dem überwiegend katholischen Oberlande. Wohl währte es lange, bis die Breisgauer sich über die Trennung von dem geliebten Kaiserhause trösteten. Der Adel vergaß die Schließung seines Freiburger Ständehauses nicht und unterhielt erst mit den französischen Emigranten, dann mit dem Wiener Hofe einen verdächtigen Verkehr; die Bürger beklagten, daß die Altbadener im Staatsdienste bevorzugt würden, die alten Markgrafenlande immer die tüchtigsten Amtleute erhielten. Am Ende mußten die vorderösterreichischen Alemannen die Verbindung mit den badischen Stammgenossen doch natürlich finden.

Weit langsamer gewöhnten sich die pfälzischen Franken des Unterlandes an den neuen Landesherrn. Was konnte Badens bescheidene Geschichte aufweisen gegen die stolzen Erinnerungen des ältesten rheinischen Kurfürstenthums, das so lange den Reichsapfel des Kaisers getragen und, ein gefürchteter Störenfried der geistlichen Nachbarn ringsum, der streitbaren reformirten Kirche dort am Unterlaufe des Neckars eine feste Burg errichtet hatte? Trotz allem Jammer der letzten kurfürstlichen Zeiten blieb das Volk noch bei dem alten Spruche: fröhlich Pfalz, Gott erhalt's. Man sprach noch gern von den alten Tagen, da es so hoch herging am großen Faß zu Heidelberg; und die glückliche Mutter sagte stolz von ihrer schönen Tochter: sie schaut aus wie eine Pfalzgräfin. Die freieren Köpfe wendeten sich, als sie ihr geliebtes altes Gemeinwesen zusammenbrechen sahen, den nationalen Ideen zu. Keine Landschaft im Süden war so gut deutsch gesinnt. Die rechtsrheinischen Pfälzer hatten sich vor ihren überrheinischen Mitbürgern immer durch ein regeres geistiges Leben ausgezeichnet und auch als das linke Rheinufer der Fremdherrschaft verfiel, die Fühlung

mit der norddeutschen Bildung nie verloren; wie sollte das Franzosenthum des Ueberrheins hier Wurzeln schlagen, wo man die Hunde mit den Namen der gallischen Mordbrenner Duras und Melac rief? Von badischer Staatsgesinnung aber zeigte sich noch keine Spur; auch die alte Hochschule wollte immer nur dem ganzen Vaterlande angehören, obgleich sie ihre neue Blüthe dem badischen Fürstenhause verdankte. In Mannheim, der Residenz der letzten Kurfürsten, bestand noch eine starke Wittelsbachische Partei, die den begehrlichen Plänen des Münchener Hofes willig entgegenkam. Die alten pfalzbairischen Beamten und der sittenlose Adel sehnten sich zurück nach dem frivolen Hofe Karl Theodors; auch die Bürgerschaft hatte in jenen lustigen Tagen viel verdient und beklagte überdies den Verfall ihres Theaters, das einst unter Dalbergs und Ifflands Leitung mit den besten Bühnen Deutschlands gewetteifert und Schillers Räuber zuerst aufgeführt hatte. Die neue Landeshauptstadt Karlsruhe wollte in der Pfalz Niemand gelten lassen. Der langweilige Ort, hundert Jahre zuvor durch die Laune des Markgrafen Karl Wilhelm gerade an der häßlichsten Stelle des schönen Landes gegründet, wuchs noch immer sehr langsam aus den Alleen des Hardtwaldes heraus; die eintönigen Häuserzeilen des regelrechten Straßenfächers erschienen nur noch öder, seit Weinbrenner sie mit seinen Tempelbauten schmückte und den Beweis führte, daß unter allen Formen des Zopfstils keine so geistlos ist wie der classische Zopf.

So starke widerstrebende Kräfte im Frieden einem neuen Gemeinwesen einzufügen konnte nur dem persönlichen Ansehen des ehrwürdigen alten Karl Friedrich gelingen. Der greise Herr galt seit Langem als das Muster eines kleinen Landesvaters. Durchaus aufgeklärt und duldsam, ein Freund Karl Augusts von Weimar, hielt er doch seinen altväterischen Christenglauben fest und begünstigte unter den Talenten der neuen Literatur vornehmlich jene, die ein warmes religiöses Gefühl zeigten, Klopstock, Herder, Lavater, Jung Stilling; empfänglich für die Ideen des neuen Frankreichs, ein Bewunderer der physiokratischen Wirthschaftslehre, blieb er doch ein kerndeutscher Mann, immer darauf bedacht, wie durch einen Fürstenbund dem wankenden alten Reiche neues Leben gebracht, durch eine deutsche Akademie „der Allgemeingeist" der Nation geweckt werden könne, und es war wahrlich ein unverdientes, grausames Schicksal, daß dieser treue Patriot am Abend seines Lebens den Fluch der Kleinstaaterei erfahren und schweren Herzens die Fesseln des Fremdlings tragen mußte. Er förderte die Bildung und den Wohlstand seines Landes durch eine umsichtige Gesetzgebung, die in Süddeutschland ohne Gleichen dastand, und verstand sich auch auf jene Sprache des Herzens, welche dem patriarchalischen Völkchen unserer Kleinstaaten von jeher noch werthvoller war als das politische Verdienst. In jedem altbadischen Wirthshause hing die „Badische Landestafel": das Bild des Fürsten und darunter seine väterliche Antwort auf die Danksagungen, welche ihm sein Land nach der

Aufhebung der Leibeigenschaft gesendet. Und welch ein Jubel vollends, als Karl Friedrich dem wackeren Holzhändler Anton Rindeschwender, dem Wohlthäter des Murgthals, der Landesherr dem Unterthan, ein Denkmal errichtete. Herder meinte, das sei der erste Fürst ganz ohne Fürstenmiene.

Daher fand die Propaganda der Franzosen, als sie von Basel aus die Verfassungsurkunde der Deutschen Republik im Oberlande verbreiteten, in den zufriedenen Markgrafenlanden nur vereinzelte Anhänger, ungleich weniger als in Württemberg und Baiern. Auch in den neuen Landestheilen verfuhr der Organisator der badischen Verwaltung Geh. Rath Brauer weit schonender als die harten Bureaukraten der Nachbarstaaten; nur der Clerus beklagte, daß selbst dieser fromme Christ das Mißtrauen gegen die katholische Kirche, das allen altbadischen Beamten eigen war, nicht überwinden konnte. Da der Adel in der Pfalz und im Breisgau den neuen Staat mit stillem Grolle ansah, so bewahrte sich das Beamtenthum seinen überwiegend bürgerlichen Charakter; auch die thörichte rheinbündische Erfindung des Personaladels für Ordensritter, die in Baiern und Württemberg manchen eitlen Kopf verdrehte, blieb hier unbekannt. Die neue Ordnung fand ihren Abschluß durch die Einführung des badischen Landrechts, einer geschickten Bearbeitung des Code Napoleon. Alles in diesem Staate war modern.

Erst nach Karl Friedrichs Ableben traten die Mächte des Zerfalls, welche der neue Staat umschloß, drohend hervor. Sein Enkel, der junge Großherzog Karl war durch eine herrschsüchtige Mutter aller ernsten Arbeit entfremdet worden und hatte sich früh in Ausschweifungen gestürzt, in der Blüthe der Jahre die Lebenskraft verloren. Begabt und liebenswürdig von Natur versank er bald in ein dumpfes, träges Brüten; ganze Zimmer seines Schlosses lagen angefüllt mit Akten, Briefen, Zusendungen aller Art, die er weder selbst erledigen noch irgend einem Menschen anvertrauen wollte. So lebte der arme Kranke dahin, freundlos, verschlossen, unergründlich, immer mit seinen schönen schlauen Augen um sich spähend, wer ihn wohl betrügen wolle; nur seine Gemahlin Stephanie Beauharnais, die er einst auf Napoleons Befehl widerwillig geheirathet hatte, trat ihm jetzt näher, da er einem frühen Tode entgegenwelkte, und beglückte ihn durch den Reichthum ihres fröhlichen Herzens.

Unter einem solchen Fürsten ward Alles unberechenbar. Unterstützt durch den französischen Gesandten Bignon gelangte eine bonapartistische Partei ans Ruder, und unternahm, den kleinen Staat sofort nach dem Pariser Muster umzugestalten; durch Härte und Willkür ging alles Vertrauen, das sich die neue Landesherrschaft mühsam erworben hatte, wieder verloren. Die Beamten verwilderten erstaunlich schnell; sie hatten sich schon in der guten alten Zeit durch ihren bureaukratischen Bevormundungseifer ausgezeichnet, jetzt wurde Baden neben Darmstadt und Nassau das classische Land des unnützen Vielregierens. Auf mancher

Landstraße konnte der Wanderer die numerirten Obstbäume bewundern, und am Eingange eines breiten Feldwegs begrüßte ihn zuweilen die Inschrift: „Dieser Weg ist erlaubt.“ An bestimmten Terminen hielt der Amtmann den berüchtigten „Unzuchtstag“ zur Abstrafung aller der Schwangerschaft verdächtigen Mädchen, und für die abgeschaffte Tortur wußte er sich genügenden Ersatz zu schaffen, indem er jeden Angeklagten, der im Verhör eine Unwahrheit sagte, von Rechtswegen ausprügeln ließ. Und bei all ihrer Vielgeschäftigkeit zeigten sich diese kleinen Despoten gewissenlos, saumselig im Dienst seit sie das Auge „des Herrn“ — so hieß der Großherzog schlechtweg — nicht mehr zu fürchten hatten. Die Finanzen geriethen bald in arge Bedrängniß, durch die Kriegsnöthe und durch die Schuld der leichtfertigen Verwaltung; für das Jahr 1816 berechnete man ein Deficit von 1,1 Mill. Fl. In den letzten Jahren des napoleonischen Zeitalters wurde durch zwei treffliche junge Finanzmänner, Böckh und Nebenius, ein gleichmäßiges Steuersystem eingeführt, das sich späterhin gut bewährte und im Wesentlichen noch heute besteht; doch Jahre vergingen, bis sich das Volk an die neuen Lasten gewöhnte. Die Mißstimmung stieg unaufhaltsam; überall erklang der Ruf: nur ein Landtag könne den Sultanismus dieses Beamtenthums noch in Schranken halten. Den Mediatisirten und den Reichsrittern war sogar die grundherrliche Gerichtsbarkeit, den Verheißungen der Rheinbundsakte zuwider, genommen worden; sie äußerten ihren Groll mit der höchsten Erbitterung und verhehlten nicht, daß sie an die Zukunft dieses Staates von gestern nicht mehr glaubten. Das Werk Karl Friedrichs krachte in allen Fugen, und zu den inneren Nöthen gesellte sich noch die Bedrängniß von außen: die Begehrlichkeit der Wittelsbacher. Sie mußte den Großherzog um so tiefer verletzen, da König Max Joseph seine pfälzischen Pläne immer nur den großen Mächten vortrug und den Schwager in Karlsruhe nicht einmal einer Nachricht würdigte.

Der Münchener Hof stützte seine vorgeblichen Ansprüche nicht blos auf die Versprechungen des Rieder Vertrags, sondern auch auf die Behauptung, daß die Dynastie der Zähringer dem Erlöschen nahe sei. Markgraf Karl Friedrich hatte nämlich im hohen Alter eine zweite Heirath mit der Freiin von Geyersberg, die er zur Gräfin von Hochberg erhob, geschlossen und gleich bei der Hochzeit den Sprößlingen dieser Ehe das Thronfolgerecht ausdrücklich vorbehalten für den Fall des Aussterbens seiner übrigen Nachkommen. Da die sämmtlichen Agnaten diesen Vorbehalt anerkannten und andere Anwärter nicht vorhanden waren, so ließ sich der Anspruch der Grafen von Hochberg auf die Thronfolge nicht bestreiten; überdies war das Haus Baden seit dem Untergange des Reichs souverän und mithin befugt seine Hausgesetze selbständig zu ordnen. Aber das Capitel von der Ebenbürtigkeit gehört bekanntlich zu den jedem menschlichen Scharfsinne unlösbaren Controversen, woran das

deutsche Fürstenrecht so reich ist; die Thronbesteigung des Sohnes einer unebenbürtigen Mutter war in den größeren deutschen Fürstenhäusern immer nur als ein seltener Ausnahmefall vorgekommen, und obgleich sowohl die Zähringer als die Wittelsbacher selbst Frauen vom niederen Adel zu ihren Stammmüttern zählten, so ergriff doch das bairische Cabinet begierig den willkommenen Vorwand und ließ an allen Höfen versichern, von einem Erbfolgerechte der Hochberge könne nicht die Rede sein. Die Hofburg schenkte der dreisten Betheuerung willig Glauben; alle die geheimen Verträge über den Rückfall der Pfalz beruhten auf der Voraussetzung des bevorstehenden Aussterbens der Zähringer.

Für diesen Fall hielten die bairischen Kronjuristen noch einen zweiten, ebenso erstaunlichen Rechtsanspruch bereit. Die Grafschaft Sponheim an der Nahe hatte einst durch vier Jahrhunderte den Häusern Pfalz und Baden gemeinsam gehört, und nach dem Beinheimer Entscheide vom Jahre 1425 sollte beim Erlöschen des einen Hauses die gesammte Grafschaft an das überlebende Geschlecht fallen. Unzweifelhaft war der alte Erbvertrag längst erloschen, da beide Besitzer die Grafschaft im Luneviller Frieden an Frankreich abgetreten und für ihren Verlust fünffache Entschädigung erhalten hatten. Gleichwohl verlangte Baiern jetzt nochmals Entschädigung für den Fall, daß der letzte Nachkomme aus der ersten Ehe Karl Friedrichs stürbe. Der erloschene Erbanspruch auf Sponheim sollte dem bairischen Kronprinzen die ersehnte „Wiege“ seiner Väter, das Heidelberger Schloß nebst Mannheim und dem herrlichen Lobdengau zurückbringen: welch ein Ersatz für das arme Ländchen auf dem Hunsrücken, für ein Gebiet von 23,000 Einwohnern! Es war ein Gewebe schlechter Advokatenkünste, das noch einmal zeigte, wie gründlich die rheinbündische Politik alle Scham und alles Rechtsgefühl an den kleinen Höfen verwüstet hatte.

Die Lage des Karlsruher Hofs ward mit jedem Tage unheimlicher. Noch schwächer als zuvor war der Großherzog vom Wiener Congresse heimgekehrt. Er betrachtete seinen Neffen, den Kronprinzen von Baiern als seinen geschworenen Feind und scherzte bitter: das sei doch unerhört, daß ein erwachsener Mann sich so lebhaft nach seiner Wiege sehne. In Augenblicken krankhafter Erregung argwöhnte er sogar, daß ihm die Baiern in Wien Gift unter die Speisen gemischt hätten. Im Jahre 1812 hatte er seinen Erbprinzen bald nach der Geburt verloren; da ward ihm im April 1817 wieder ein Erbe geboren, aber auch dieser Sohn starb nach wenigen Tagen plötzlich dahin. Finstere Gerüchte durchschwirrten die Stadt: warum mußte der Tod grade die beiden Söhne des Fürsten treffen, während die Prinzessinnen sämmtlich am Leben blieben? konnten die rastlosen Wittelsbachischen Erbschleicher nicht auch hier die Hand im Spiele haben? Der bairische Gesandte beförderte selber den thörichten Verdacht, da er mit schadenfrohem Behagen das Unglück überall besprach und bedeutsam hinzufügte, an solchen Heimsuchungen erkenne man

das Verhängniß eines untergehenden Staats.*) Nunmehr war aus der älteren Linie der Zähringer nur noch ein Erbe am Leben, der unverheirathete Oheim des Großherzogs, Markgraf Ludwig; starb auch dieser, so kam die Krone an den Grafen Leopold von Hochberg, dem der Münchener Hof die Thronfolge bestritt.

Nur der Schutz der großen Mächte vermochte die Dynastie vor dem Untergange zu bewahren; gleichwohl konnte der Großherzog sich nicht zur Entlassung des elenden Ministers entschließen, der an der verzweifelten Lage des Landes die Hauptschuld trug und bei allen Höfen im schlechtesten Rufe stand. Freiherr von Hacke, ein roher, frivoler Schlemmer aus der Schule des alten Mannheimer Hofs, war dem Imperator ein williger Scherge gewesen und trieb auch jetzt noch, soweit seine unverbesserliche Trägheit dies vermochte, rheinbündische Politik: schon auf dem Pariser Friedenscongresse hatte er versucht einen Sonderbund der Mittelstaaten zu stiften, dem Bundestage gegenüber verfuhr er als verstockter Partikularist. Die bairischen Ansprüche behandelte er mit unverantwortlichem Leichtsinn, selbst die Abtretung der Pfalz gegen ein Stück Geldes schien ihm nicht unannehmbar, und der preußische Geschäftsträger Varnhagen schrieb dem Staatskanzler: „soll das Großherzogthum Baden bestehen, so muß es gleichsam dazu gezwungen werden.“**)

Auch die Verfassungsangelegenheit rückte nicht von der Stelle. Auf die dringenden Vorstellungen Steins und des Czaren Alexander hatte der Großherzog noch von Wien aus eine Commission zur Berathung des neuen Grundgesetzes einberufen, und diese brachte im Frühjahr 1815 eine Verfassung zu Stande, auf Grund eines Entwurfes, den ihr der Freiherr v. Marschall, ein wackerer Patriot aus Karl Friedrichs guter Zeit, vorgelegt. Aber der Kriegslärm des folgenden Sommers warf Alles wieder über den Haufen. Darauf regte sich der Adel des Unterlandes und forderte in wiederholten drohenden Eingaben die Erfüllung des Art. 13, ganz so trutzig wie einst die Landschaden von Steinach und die anderen ritterlichen Genossen des Sickingers zu ihren Nachbarfürsten geredet hatten; Massenbach und Graf Waldeck, die ständischen Demagogen aus Württemberg, halfen eifrig mit; auch aus bürgerlichen Kreisen liefen mahnende Bittschriften ein. Die Regierung aber suchte, nach altem Rheinbundsbrauche, die klagenden Ritter mit harten Strafen heim, und der Heidelberger Strafrechtslehrer Martin mußte seinen Lehrstuhl verlassen. Indeß kam die Verfassungsarbeit doch wieder in Gang; im März 1816 verhieß der Großherzog seinem Volke feierlich die Einberufung einer Ständeversammlung auf den 1. August, und im Laufe des Sommers wurde in der That ein dritter und ein vierter Entwurf ausgearbeitet.

*) Varnhagens Bericht, Karlsruhe 11. Mai 1817.

**) Varnhagens Bericht 4. Januar 1817.

Aber auch diesmal gelangte man zu keiner Entscheidung. Während der ehrlich constitutionelle Marschall dringend rieth, die unzufriedene Ritterschaft durch die Bildung einer ersten Kammer zu versöhnen, sprachen sich die bonapartistischen Beamten, die geheimen Gegner der Verfassung, entschieden für das Einkammersystem aus, weil sie den Adel als den geborenen Feind des grünen Tisches beargwöhnten, und der doctrinäre Adelshaß des preußischen Geschäftsträgers arbeitete ihnen vielgeschäftig in die Hände. Gänzlich unberufen, ohne in Berlin auch nur anzufragen, ertheilte Varnhagen dem Karlsruher Hofe seine Rathschläge, die allesammt mit dem unfehlbaren Vernunftrechte seines Freundes Rotteck merkwürdig übereinstimmten. „Eine Adelskammer wird nur allzu leicht dem Throne auf Kosten des Volks gefährlich. Wer führte in Württemberg zuerst eine wahrhaft aufrührerische Sprache?" Will man durchaus eine erste Kammer, so berufe man Männer, die durch ihr Alter oder ihr Amt ausgezeichnet sind. Diese Sätze, so schloß er mit der ganzen Selbstgefälligkeit des jungen Liberalismus, sind „triviale Wahrheiten, von denen die Nachwelt nicht wird begreifen können, wie so nicht Alles darin übereinstimmte."*)

Ueber diesen und anderen Streitigkeiten verging wieder eine geraume Zeit, bis es den Gegnern der Reform endlich gelang den unentschlossenen Fürsten zu einem neuen Aufschube zu bereden. Am 29. Juli, gerade in dem Augenblicke da Jedermann die versprochene Einberufung des Landtags erwartete, wurde das Land durch ein Rescript überrascht, das die Verkündigung der Constitution für jetzt vertagte; erst müsse der Bundestag die leitenden Grundsätze für die deutschen Landesverfassungen aufstellen. Und dies aus dem Munde desselben Fürsten, der sich mit den Verfassungsplänen nur darum befaßt hatte, weil er seine Souveränität gegen die Eingriffe des Bundes sichern wollte! Allgemein war die Enttäuschung, die Entrüstung. Die Thorheit der unbedachten Versprechungen bestrafte sich hier, wo so viel Grund zum Klagen vorlag, noch härter als in Preußen. Eine giftige Schmähschrift „Gemälde des Großherzogthums Baden" verhöhnte den schlemmenden Minister Hacke, der das ganze Land in Spanferkel und Spargel verwandeln wolle. Dazu die Noth des Hungerjahres, der wachsende Steuerdruck, und im Oberlande lauter Unwille, als plötzlich bekannt wurde, daß die Regierung aus Rücksichten der Sparsamkeit die Freiburger Universität mit der Heidelberger zu vereinigen gedenke. Alle Breisgauer verwünschten diesen Plan als einen Eingriff in ihr altes Landesrecht; Rotteck nahm sich seiner Landsleute kräftig an, er wußte wohl, daß seine josephinische Gesinnung in der protestantischen Luft der Pfalz auf die Dauer nicht gedeihen konnte. Diesem erbitterten Widerspruche fühlte sich die Regierung nicht gewachsen; sie gab den unglücklichen

*) Varnhagen an Berstett, 8. Mai 1816.

Gedanken auf, und die ehrwürdige Albertina blieb erhalten, eine bescheidene aber fruchtbare Bildungsstätte für das Oberland, noch immer ein Brunnen des Lebens, wie es ihr Stifter Erzherzog Albrecht ihr einst gewünscht hatte. —

Mittlerweile ward das geplagte Land auch durch kirchliche Wirren heimgesucht: durch einen Streit mit der Curie, der für die deutsche Kirchenpolitik fast ebenso folgenreich werden sollte wie der Kampf um das bairische Concordat, denn er vollendete die Niederlage der nationalkirchlichen Bestrebungen. Seit Jahren verwaltete Heinrich von Wessenberg als Generalvicar das Bisthum Constanz. Geistliche und Laien rühmten seine Milde, seine gewissenhafte Thätigkeit, die apostolische Reinheit seines Wandels und nahmen aus der Hand des allbeliebten Oberhirten willig einige Neuerungen hin, welche der josephinischen Aufklärung des Oberlandes entsprachen, aber mit der strengen Einheit der römischen Kirche sich kaum noch vertrugen. Wessenberg führte deutsche Andachtsbücher in den Gemeinden ein, ließ die Bibel, die er gern das Buch der befreiten Menschheit nannte, in deutscher Uebersetzung unter seiner Heerde verbreiten; er verminderte die Ueberzahl der Feiertage und gestattete die Einsegnung gemischter Ehen, wenn nur die Kinder nach dem Geschlechte zwischen beiden Bekenntnissen getheilt würden. Beim Gottesdienst suchte er die Formenschönheit des katholischen Cultus mit der eindringlichen Lehre der Protestanten zu verbinden; noch heute erzählen die alten Leute am Bodensee gern, wie erbaulich es damals in der Kirche gewesen, da die Predigt noch neben dem Meßopfer zur vollen Geltung kam. Sein Meersburger Priesterseminar gab den jungen Geistlichen tüchtigen wissenschaftlichen Unterricht und erzog sie in den Grundsätzen einer friedfertigen, weitherzigen Duldung, welche freilich zuweilen zu unkirchlicher Verschwommenheit führte. Nicht lange, so begann die kleine clericale Partei des Bisthums sich über den ketzerischen Neuerer in Rom zu beschweren; die Curie sprach ihm mehrmals ihr Mißfallen aus, der Nuntius in Luzern lebte mit ihm in offener Fehde.

Er aber ahnte nicht, daß die grandiose Consequenz der römischen Kirche dem Christen nur die Wahl läßt zwischen der Unterwerfung und dem Abfall; er wähnte den Mahnungen des Papstes widerstehen und doch ein katholischer Kirchenfürst bleiben zu können. Dieser frommen, liebreichen Natur war es nicht gegeben, die großen Gegensätze des kirchlichen Lebens in ihrer unerbittlichen Schärfe zu erkennen. Durch eifriges Lesen und im Verkehre mit den gelehrten Prälaten der alten Zeit erwarb er sich eine Fülle mannichfaltiger Kenntnisse und gelangte doch nicht über den wissenschaftlichen Dilettantismus hinaus. Die zahlreichen poetischen, philosophischen, politischen und kirchengeschichtlichen Schriften, die er zur Erbauung „christlich gesinnter Menschenfreunde“ herausgab, verliefen zuletzt allesammt in wohlgemeinten moralischen Betrachtungen; ganz flach wurden sie niemals, aber auch niemals tief, mächtig, eigenthümlich; keines seiner

Bücher errang sich einen Platz in der Literatur. Von Kindesbeinen an aufgewachsen in der Verehrung Josephs II., hatte er sich einst an Sailers mildem Katholicismus begeistert, ohne doch in die geistvolle Mystik des bairischen Prälaten einzudringen, und lebte nun in dem ehrlichen Glauben, daß es möglich sei das Rad der Zeit zurückzuschrauben, die fest centralisirte Kirche der Gegenreformation kurzerhand zu den Reformgedanken des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuführen.

Gleichwohl blieb er ein tief überzeugter Katholik und verwarf, bei aller Duldsamkeit, „die maßlose Subjectivität“ des Protestantismus. Wenn er die Evangelischen, zum Entsetzen der Clericalen, als eine Partei innerhalb der Kirche ansah, so bewies er auch damit nur, wie fest er an die Einheit der sichtbaren Kirche, an die dereinstige Rückkehr ihrer abgefallenen Kinder glaubte. Seine Geistlichen, die er häufig in Pfarrerversammlungen um sich zu vereinigen pflegte, verehrten ihn wie einen Heiligen; dem plebejischen neuen Clerus, der jetzt heranwuchs, fühlte er sich überlegen, als weltkundiger vornehmer Herr, seinen adlichen Standesgenossen galt er als ein Wunder von Gelehrsamkeit. So gelangte er doch allmählich zu starker Selbstüberschätzung, obgleich der Hochmuth seiner weichen Seele ursprünglich fremd war. Er sah die Jesuiten im Begriff „ein Gemisch von gesetzlichem Judenthum und neuem selbstgeschaffenem Heidenthum an die Stelle der Religion des Geistes, der Liebe, der Wahrheit zu setzen“ und hielt sich berufen diesen Schlag von der Kirche abzuwehren. Als die Gesellschaft Jesu wiederhergestellt wurde, erkannte er sogleich den Ernst dieser folgenschweren That und schrieb warnend an seinen Vetter Metternich: auf das Andringen der katholischen Höfe sei dieser Orden einst beseitigt worden; jetzt erdreiste sich die Curie ihn ohne jede Rücksprache mit den Mächten zu erneuern; welch eine Aussicht für die Zukunft! Metternich aber erwiderte gleichmüthig, sein Kaiser habe nichts zu fürchten, in Oesterreich würden die Jesuiten niemals Aufnahme finden.

Um dieselbe Zeit ernannte Dalberg als Bischof von Constanz eigenmächtig seinen Generalvicar zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge. Sofort empfing er aus Rom einen scharfen Verweis und zugleich den Befehl, diesen berüchtigten Wessenberg auch seines Generalvicariats zu entsetzen (2. Nov. 1814). Der ängstliche Primas hielt die Bulle sorgfältig geheim, wagte aber auch nicht die Ernennung durchzuführen. In diesem sonderbaren Zustande verblieb die Diöcese bis Dalberg starb und das Domcapitel nunmehr einstimmig den Generalvicar zum Bisthumsverweser erwählte. Abermals erklärte der Vatican die Wahl für nichtig. In einem Breve vom 21. Mai 1817 setzte der Papst sodann dem Großherzog auseinander, warum er sich bewogen finde, diesen Mann, „den alle Guten verabscheuen, der Unseren Beifall ganz und gar nicht hat“, zurückzuweisen. Der Großherzog, der die Wahl bereits genehmigt hatte, wollte seinem Prälaten wohl, dessen allezeit verständigen Rath er auch in poli-

tischen Angelegenheiten öfters einzuholen pflegte, und fühlte sich zudem in seiner fürstlichen Ehre gekränkt; denn nach der josephinischen Doctrin des badischen Beamtenthums gehörte die Ernennung der Bischöfe zu den unveräußerlichen Hoheitsrechten des Landesherrn. Obwohl der träge Hacke von dem Streite abrieth, so entschloß sich der Fürst doch auf Marschalls Rath,*) in einem scharfen Antwortschreiben seine vermeintlichen Rechte zu verwahren und den Angeschuldigten zu vertheidigen (16. Juni).

Wessenberg aber meinte jetzt den Augenblick einer großen Entscheidung gekommen. Ausgerüstet mit einem Empfehlungsbriefe seines Hofes ging er selbst nach Rom; er hoffte, wie er offen aussprach, entweder den Papst durch die Macht seiner persönlichen Erscheinung umzustimmen oder durch seinen Mißerfolg die öffentliche Meinung der Nation zu einem tapferen Entschlusse aufzurütteln. Seine ungeschickten Lobredner, deren er in der Presse nur allzu viele besaß, versäumten auch nicht, diese Romfahrt mit der Wormser Reise Martin Luthers zu vergleichen, obgleich dieser neue Luther unter dem mächtigen Schutze der österreichischen Gesandtschaft stand und im Palazzo di Venezia jederzeit ein sicheres Obdach finden konnte. Im Vatican empfing man den deutschen Idealisten mit der geringschätzigen Ruhe einer alten Weltmacht, die längst daran gewöhnt ist, immer einige ihrer zahllosen Diöcesen in Unordnung zu sehen. Bei dem Papste ward er nicht vorgelassen. Cardinal Consalvi führte die Verhandlung, kühl und klug wie immer, und legte dem Prälaten einen Widerruf vor, der nach römischer Anschauung sehr mild gehalten war: Wessenberg sollte einfach mißbilligen was Se. Heiligkeit mißbilligt habe. Einige Monate hindurch wurden dann noch Anklagen und Vertheidigungsschriften zwischen den Beiden gewechselt. Consalvi blieb unerschütterlich. Wessenberg hatte sein Spiel verloren, denn er wollte weder dem Beispiele seines geliebten Fenelon folgen und einen Widerruf leisten, „der ihn zur Knechtschaft gegen die römische Curie verpflichtet hätte," noch sich lossagen von seiner heiligen Kirche. Am 16. Dec. theilte er dem Cardinal mit, er gehe jetzt nach Baden zurück und überlasse das Weitere seinem Landesherrn.

Daheim empfingen ihn manche Zeichen warmer Zustimmung. Fast sein gesammter Clerus blieb ihm treu ergeben; die Beamten, denen die Kirchenpolitik der süddeutschen Kleinstaaten anvertraut war, standen alle auf seiner Seite, so Werkmeister in Württemberg, Koch in Nassau, desgleichen Klübers streitbare Feder und die große Mehrzahl der Zeitungsartikel und Flugschriften, die sich des Falles bemächtigten. Aber von einer stürmischen Volksbewegung zeigte sich keine Spur; wie sollte die weichmüthige Halbheit starke Leidenschaften erwecken? Die badische Regierung ließ den Verfolgten die Verwaltung seiner Diöcese unangefochten

*) Varnhagens Bericht, 1. Juli 1817.

weiter führen, und die Curie war klug genug vorläufig zu schweigen. Rom konnte warten, denn der Großherzog wünschte dringend die Errichtung eines badischen Landesbisthums, und diese war unmöglich ohne den Papst. Noch blieb eine Hoffnung: — der Bundestag. In einer ausführlichen Denkschrift (v. 17. Mai 1818) legte der Karlsruher Hof dem Deutschen Bunde den Hergang dar und erklärte schließlich, er halte den Constanzer Streit „nunmehr für eine allgemeine Kirchenangelegenheit der deutschen Nation". Aber da die Kirchensachen unzweifelhaft nicht zu dem Geschäftskreise des Bundes gehörten, so wagte Baden nicht einmal einen Antrag in Frankfurt zu stellen, und der Bundestag vermied jede Besprechung. Die Denkschrift wurde fast in alle Sprachen Europas übersetzt, an den Höfen und unter dem Clerus weit verbreitet; Rotteck und seine Freunde redeten noch eine Weile in den Zeitungen hochpathetisch von dem großen „deutschen Kirchenstreite". Dann erlosch die Bewegung, die niemals tief in die Massen des Volks gedrungen war. Nur an den kleinen Höfen des Südwestens behauptete Wessenberg noch einigen Einfluß. Sie hatten einst aus partikularistischer Angst seine nationalkirchlichen Pläne bekämpft; jetzt aber erschien er ihnen als ein brauchbarer Kampfgenosse gegen den römischen Stuhl. Auch er selber begann nunmehr die Unausführbarkeit seiner früheren Träume einzusehen und veröffentlichte bald nach seiner Heimkehr eine anonyme Schrift „Betrachtungen über die Verhältnisse der katholischen Kirche Deutschlands", worin er die Errichtung von Landesbisthümern empfahl, aber zugleich verlangte, daß die deutschen Regierungen, so viele sich freiwillig dazu bereit fänden, zusammentreten sollten um gemeinsam mit der Curie zu verhandeln und ihre Landesbischöfe einem gemeinsamen Erzbischof unterzuordnen. So schrumpfte die deutsche Nationalkirche zu einem kirchenpolitischen Sonderbunde deutscher Einzelstaaten zusammen.

Eben diesen Gedanken hatten die Höfe von Karlsruhe und Stuttgart schon seit einiger Zeit ergriffen. Nachdem Baiern in Rom eine so schimpfliche Niederlage erlitten, trauten sie sich doch nicht mehr die Kraft zu, einzeln bei der Curie etwas auszurichten; wenn aber Mächte wie Baden, Württemberg und Nassau sich zusammenthaten, dann mußte der Papst unfehlbar nachgeben. Mit Feuereifer betrieb Wangenheim in Frankfurt diese Pläne. Hier bot sich ihm endlich die Gelegenheit, den ersehnten Bund im Bunde, die deutsche Trias zu begründen und durch die Demüthigung Roms die Macht des „reinen Deutschlands" vor aller Welt zu erweisen. Wunderliche Widersprüche vertrugen sich friedlich in diesem vielseitigen Kopfe; wie er trotz seiner naturphilosophischen Schwärmerei ein doctrinärer Liberaler blieb, so auch ein Vorkämpfer der josephinischen Staatsallmacht. Von der Lebenskraft des römischen Stuhls dachte er sehr niedrig; er wähnte schon die Anzeichen eines Schismas in Deutschland zu bemerken, obgleich die ungeheure Mehrheit der deutschen Katho-

liken in unverbrüchlicher Treue an ihrer alten Kirche hing, und hoffte zuversichtlich, die Curie werde schon aus Furcht Alles was man ihr vorlege annehmen. Im December 1817 wendete sich Wangenheim an die Bundesgesandten von Baden, Nassau, beiden Hessen, Hannover, Oldenburg, Luxemburg und lud diese Höfe ein, durch Bevollmächtigte in Frankfurt die Grundsätze eines gemeinsamen Concordats zu vereinbaren. Der beigelegte Vertrags-Entwurf stimmte mit den Gedanken Wessenbergs nahezu überein: er verlangte als unerläßlich das Placet und die Ernennung der Bischöfe durch die Landesherren, desgleichen die Erziehung der Geistlichen durch den Staat. Dies Alles dachte der phantasiereiche Staatsmann durch ein Ultimatum bei dem heiligen Stuhle alsbald durchzusetzen, obschon Jedermann wußte, daß der Papst die Ernennung der Bischöfe noch niemals einem akatholischen Fürsten förmlich zugestanden hatte. Baden, Nassau und die beiden Hessen entsprachen der Einladung, und im März 1818 begannen unter Wangenheims Vorsitz die Frankfurter Conferenzen. Einige norddeutsche Kleinstaaten, die sich anfangs angeschlossen, traten bald zurück. Das so ruhmredig angekündigte Unternehmen beschränkte sich schließlich auf den Plan der Errichtung einer kleinen gemeinsamen Erzdiöcese für die Landesbisthümer der oberrheinischen Kleinstaaten.

Auch den preußischen Bundesgesandten hatte Wangenheim einer Einladung gewürdigt. Unterwarf sich der Berliner Hof der kirchenpolitischen Führung Württembergs, so mochte er theilnehmen; wo nicht, so war das reine Deutschland sich selbst genug. Selbst der gutmüthige Goltz fand es doch befremdlich, daß Preußen so beiläufig als ein Nebenland der zukünftigen oberrheinischen Kirchenprovinz behandelt wurde, und konnte nicht begreifen — so schrieb er dem Staatskanzler — warum grade Württemberg immer und überall sich vordrängen müsse.*) Hardenberg aber verschmähte einen Notenwechsel und begnügte sich seinen deutschen Gesandtschaften mitzutheilen: Preußen bleibe „den Conventikeln der kleinen Höfe" fern, da die eigenthümlichen kirchlichen Interessen der Monarchie „keine Vermischung vertrügen", und der herrische Ton der Kleinstaaten bei dem römischen Stuhle gar nichts erreichen würde. Auch Metternich hielt die Unternehmung der Frankfurter Verbündeten für aussichtlos.**) Beide Großmächte wußten, daß man nicht mehr der gefügigen Curie des achtzehnten Jahrhunderts gegenüberstand; sie wußten auch, daß Consalvi die Frankfurter Conferenzen als ein Werk Wessenbergs und darum von vorn herein mit Argwohn betrachtete. Wohl war es ein Unheil, fortwirkend bis zum heutigen Tage, daß auch diese große gemeinsame Angelegenheit dem Partikularismus anheimfiel. Aber so lange Deutschland des nationalen Staates entbehrte, blieb die deutsche Nationalkirche ein unmögliches Traumbild. —

*) Wangenheim an Goltz 13. Decbr. Goltz's Bericht 18. Decbr. 1817.

**) Krusemarks Bericht, Wien 22. April. Weisung an Krusemark 20. Mai 1818.

Inzwischen war am Karlsruher Hofe ein glücklicher Umschwung erfolgt. Hacke wurde entlassen, die Freiherren von Reitzenstein und Berstett traten in das Ministerium ein: Dieser ein unbedeutender Mann, nicht besser unterrichtet als der Durchschnitt seiner alten Kameraden von der österreichischen Reiterei, aber pflichteifrig, pünktlich, dem fürstlichen Hause unbedingt ergeben und trotz seiner hochconservativen Gesinnung doch nicht so ängstlich, daß er sich vor einem Karlsruher Landtage gefürchtet hätte; Jener dagegen ein staatsmännischer Kopf, wohl würdig eines größeren Wirkungskreises, der vertraute Rathgeber Karl Friedrichs in dessen letzten Jahren. Den Franzosen als deutscher Patriot verdächtig hatte Reitzenstein bei allen Reformen jener schweren Zeit mitgewirkt. Die Wiederbelebung der Heidelberger Universität war vornehmlich ihm zu verdanken; selbst der Zunftstolz der Professoren ließ den geistreichen, gelehrten, durchaus freisinnigen Curator als einen Ebenbürtigen gelten. Er erkannte sogleich, daß nach dem Tode des Erbprinzen vor Allem eine endgiltige Entscheidung der Erbfolgefrage geboten war, und bewog den Großherzog, am 4. Okt. 1817 ein Hausgesetz zu veröffentlichen, das die Untheilbarkeit des Landes festsetzte und das Thronfolgerecht der Grafen von Hochberg nochmals anerkannte. Der bairische Hof war entrüstet, der diplomatische Verkehr wurde stillschweigend abgebrochen. Auch Metternich, der die Baiern noch immer mit halben Worten hinhielt, zeigte sich verletzt. Ein so eigenmächtiger Schritt, sagte er zu Krusemark, sei nur aus dem Schwindelgeiste, der die kleinen Fürsten jetzt beherrsche, zu erklären; das Hausgesetz gemahne doch stark an die eine und untheilbare Republik der Franzosen.*)

Der unerschrockene Minister in Karlsruhe ließ sich nicht beirren. Auf Reitzensteins Rath entschloß sich der Großherzog den Stier bei den Hörnern zu packen, dem Gegner, der das kleine Land seit Jahren aus dem Dunkeln heraus bedrohte, offen entgegenzutreten. In einem Briefe an König Max Joseph (12. März 1818) verwahrte sich der bedrängte Fürst dawider, daß Oesterreich seine Schulden „mit Provinzen, die mir gehören," abzutragen suche. „In so ernster Lage, fuhr er fort, ist es mir unmöglich, die bairische Regierung von ihrem Monarchen zu trennen, in diesem noch meinen Schwager und Freund zu sehen, während jene sich als mein blutigster Feind zeigt." Will Baiern Gewalt brauchen, „dann werde ich die öffentliche Meinung zu Hilfe rufen, und Ew. Maj. wird schwer einen mächtigeren Bundesgenossen finden." Sichtlich verlegen wußte Max Joseph der scharfen Anklage nach seiner Gewohnheit wieder nur eine furchtsame Unwahrheit entgegenzustellen: niemals, so betheuerte er, habe die bairische Regierung feindselige Pläne gegen Baden gehegt; sie begnüge sich „schweigend" die Entscheidung der großen Mächte abzuwarten.

*) Krusemarks Bericht, 18. Okt. 1817.

Diese beiden Briefe wurden einigen befreundeten Höfen im tiefsten Vertrauen mitgetheilt; bald darauf erschienen sie gedruckt in einer Hamburger liberalen Zeitung, zur Freude aller Lästerzungen, der Radikalen daheim und der Feinde Deutschlands im Auslande.

Der Verräther war Varnhagen von Ense, der eitelste und unzuverlässigste aller Diplomaten Preußens. Der jugendliche Gatte der gefeierten Rahel brannte vor Begier, durch staatsmännische Thaten sich des Ruhmes seiner Frau würdig zu zeigen. Er hatte während des Wiener Congresses der Sache Preußens seine Feder gewidmet und dann von dem dankbaren Staatskanzler, der sich durch geistreiches Gespräch und vielseitige Bildung leicht blenden ließ, den schwierigen Karlsruher Posten angewiesen erhalten. Mit der ganzen Unbefangenheit des literarischen Schöngeists begann er hier sogleich Politik auf eigene Faust zu treiben, überschüttete den badischen Hof mit unerbetenen Rathschlägen, vertheidigte radikale Doktrinen, welche der Meinung Hardenbergs gradeswegs zuwider liefen, und trat mit der liberalen Partei in einen vertrauten Verkehr, der sich mit seiner Amtspflicht nicht vertrug. Dieser kühne Freisinn hinderte ihn jedoch keineswegs, vor dem Staatskanzler in byzantinischer Ergebenheit unterthänigst zu ersterben, beständig um eine Rangerhöhung zu bitten und mit umständlichem Behagen zu erzählen, wie lange Großherzog und Großherzogin sich mit ihm zu unterhalten geruht hätten. Nichts süßlicher als seine Briefe an den Minister Berstett, den er haßte und nachher in seinen Denkwürdigkeiten verleumdete; eine wohlgedrechselte Riesenperiode von zwanzig Zeilen genügt ihm kaum um auszudrücken, wie inbrünstig er „den erwünschten und, ich darf sagen, mit steigendem Antheil in mir zum Voraus belebten Zeitpunkt“ der Rückkehr aus dem Urlaube und des erneuten Verkehrs mit dem hochverehrten Manne „erwarten und beschleunigen mag“.*) In endlosen Berichten theilte er dem Staatskanzler seine Urtheile über die große Politik und seine tiefgeheimen Nachrichten mit, fast durchweg werthlose Klatschereien, ganz im Stile seiner späteren Tagebücher. Zuverlässige Nachrichten über die geheimen Vorgänge am Karlsruher Hofe erhielt er nur selten, da Niemand der Katzenfreundlichkeit des glatten Mannes recht traute; als die Constitution endlich zu Stande kam, wußte Varnhagen nicht einmal wer ihr Verfasser war und nannte dem Staatskanzler zuversichtlich zwei falsche Namen.**)

Sein Verhalten in den bairisch-badischen Händeln war ihm von Berlin aus genau vorgeschrieben: er sollte dem Großherzog versichern, daß Preußen keine Gewaltthat gegen Baden dulden werde, doch im Uebrigen sich zurückhalten und vor Allem verhindern, daß der häßliche Streit in einen offenbaren Skandal ausarte. Demgemäß berichtete er zuerst über

*) Varnhagen an Berstett, 8. Okt. 1817.
**) Varnhagens Bericht, 26. August 1816.

den Brief des Großherzogs: das Schreiben werde allgemein getadelt „als ein unangemessenes, im besten Falle überflüssiges Vortreten, bei welchem man nichts anders als eine Zurückweisung erwarten kann.“ Gleich nachher brach er das Amtsgeheimniß und sendete den tadelnswerthen Brief an jene Hamburger Zeitung. Der Schlag gelang; fast die gesammte Presse sprach sich für das gute Recht Badens aus, selbst die Augsburger Allgemeine Zeitung nahm Partei gegen Baiern, da der kluge Cotta die Gunst des Königs von Württemberg nicht verlieren wollte. Und nun schrieb Varnhagen unschuldsvoll: die unbefugte Veröffentlichung errege großes Aufsehen, der Erfolg scheine aber dem badischen Hofe günstig; „die Berufung auf die öffentliche Meinung in dem Schreiben des Großherzogs zeigt deren Gunst mit Macht auf die Seite, wo sie sich geschmeichelt fühlt.“*)

Sollte diese Gunst der öffentlichen Meinung der badischen Sache erhalten bleiben, so mußte man entschlossen in das Fahrwasser der constitutionellen Politik einlenken. Reitzenstein täuschte sich nicht darüber; er sah auch ein, daß die Verkündigung der Verfassung das einzige Mittel war um dem murrenden Volke wieder Vertrauen auf die Zukunft des Staates einzuflößen und zugleich dem Hause Zähringen die Gnade des Kaisers Alexander wiederzugewinnen. Der Czar zeigte sich sehr kühl gegen das Recht seiner badischen Vettern; er war es sogar, der auf dem Wiener Congresse den unglücklichen Gedanken des Rückfalls der Pfalz zuerst angeregt hatte — so versicherte wenigstens Wrede dem General Zastrow.**) Von München aus ward nichts versäumt um den russischen Gönner bei guter Stimmung zu halten; der Gesandte Graf Bray legte alle die neuen Verfassungsgesetze, die für Baiern geplant wurden, dem Czaren zur Genehmigung vor, und diesem war niemals ein Vorschlag freisinnig genug.***) Die christlich-liberale Begeisterung des Selbstherrschers erreichte eben in diesen Tagen ihren Siedepunkt. Für die besorgten Briefe Metternichs, der seinem Freunde Nesselrode beständig „die schwere Krankheit Europas“ schilderte, hatte Alexander nur ein überlegenes Lächeln; wie viel stolzer klang es doch, wenn der bewegliche Kapodistrias, jetzt sein nächster Vertrauter, in feuriger Rede den Kernsatz ausführte: „Institutionen sind die große Forderung des Jahrhunderts!“ Am 27. März 1818 eröffnete der Kaiser den ersten Reichstag des neuen Königreichs Polen mit einer schwungvollen Thronrede, die in ganz Europa mächtig widerhallte. Sie forderte die Polen auf, den Zeitgenossen zu beweisen, daß die liberalen Institutionen mit der Ordnung vereint das wahre Glück der Völker begründen, und versprach den Russen, auch sie sollten in einiger Zeit des gleichen Glückes theilhaftig werden.

*) Varnhagens Berichte, 18. März, 6. Mai 1818.
**) Zastrows Bericht, München 2. Nov. 1818.
***) Blittersdorffs Bericht, Petersburg 17. August 1818.

Zwei Tage darauf unternahm Kapodistrias den kühnen Versuch, in einer Denkschrift „über die Akte vom 26. Sept. 1815“ den europäischen Höfen darzulegen, daß die neue constitutionelle Herrlichkeit nichts anderes sei als das nothwendige Ergebniß der Ideen der Heiligen Allianz. Die von dem Heiligen Bunde anerkannten Grundsätze der christlichen Sittenlehre — so betheuerte er salbungsvoll — hätten jetzt in Polen ihre Anwendung gefunden; möge nun die hohe Weisheit der Verbündeten Sr. Majestät den Werth dieses Beispiels würdigen. „Dies Beispiel wird den Staaten, welche sich bereits liberaler Institutionen erfreuen, zeigen, daß allein die väterliche Gewalt der Fürsten berechtigt ist Verfassungen zu verleihen, und daß diese Institutionen, also zum Zwecke des allgemeinen Wohles angewendet, nicht nur mit der Ordnung sich vertragen, sondern sogar deren stärkste Bürgschaft werden. Polens Beispiel wird endlich den Völkern beweisen, daß die Laufbahn der bürgerlichen Freiheit fortan allen Nationen eröffnet ist. Vielleicht, hieß es zum Schluß, wird man diese Betrachtungen auch jetzt noch in das Reich der Träume verweisen wollen. Gleichviel. Seien wir nur selber versichert, daß sie keine Träume sind, und suchen wir denen, die uns Ergebenheit beweisen, dieselbe Ueberzeugung beizubringen.“*) So stellte sich Rußland feierlich an die Spitze der liberalen Bewegung Europas. Die deutschen Cabinette aber wußten wohl, warum sie dies wundersame Programm des christlichen Liberalismus tief geheim hielten. Schon die Thronrede des Czaren hatte die ungeduldigen Constitutionellen lebhaft erregt; die gesammte liberale Presse erging sich in Vergleichungen zwischen der polnischen Freiheit und der deutschen Knechtschaft. Metternich, Wellington, Richelieu verhehlten ihre Besorgnisse nicht. Gentz beklagte bitter die Rücksichtslosigkeit des Czaren gegen seine Nachbarn; auch muthigere Männer fragten verwundert: warum man also mit dem Feuer spiele inmitten der Polen, die sich bereits wieder in Geheimbünden gegen das russische Joch verschworen?

Dem badischen Hofe blieb jetzt keine Wahl mehr. Immer wieder meldete Blittersdorff, wie dringend ihn Kapodistrias an die verheißenen „Institutionen“ erinnere. Auch Hardenberg ließ wiederholt dieselbe Mahnung aussprechen und empfahl zugleich den gerechten Wünschen der Mediatisirten entgegenzukommen; dann würde man Baierns „Bemühungen ganz neutralisiren“.**) Bereits im April war die Verfassungscommission wieder zusammengetreten; der wackere Finanzrath Nebenius, der gelehrteste Kenner der Volkswirthschaft in Deutschland, arbeitete mit treuem Fleiße einen fünften Entwurf aus und nahm sich dabei das Meisterwerk des russischen Gönners, die glorreiche polnische Verfassung zum Muster. Da kam die Schreckensnachricht aus München: Baiern hatte seine Constitution voll-

*) Kapodistrias, Mémoire sur l'Acte du 26 Septembre. Warschau 29. März 1818.
**) Weisung an Varnhagen, 11. Juli 1818.

endet, den Nebenbuhler in dem großen Wettlaufe um eine Kopflänge überholt! Aengstlichen Gemüthern klang der dröhnende Beifallsruf der liberalen Welt schon wie das Grabgeläute des Hauses Zähringen. Max Joseph aber hielt es nicht für unköniglich, eben jetzt zur Kur nach Baden-Baden zu reisen, wo er dann nach seiner lustigen Art gegen Jedermann äußerte: wie schön, daß Baiern mit seiner Verfassung früher fertig geworden! Großherzog Karl verließ, als ihm der freundnachbarliche Besuch angekündigt wurde, sofort sein Schloß in Baden und ging in das stille Schwarzwaldbad Griesbach; auch die gesammte Hofgesellschaft zog sich aus Baden zurück. Nur Einer blieb — natürlich Varnhagen. Der konnte sich's nicht versagen, sein politisches Licht auch vor dem bairischen Könige, bei dem er gar nicht beglaubigt war, leuchten zu lassen; er drängte sich an Max Joseph heran und gab ihm, abermals eigenmächtig, so taktlose und unrichtige Erklärungen über die Absichten des preußischen Hofes, daß ein großer diplomatischer Streit entstand; ein scharfer Verweis aus Berlin brachte die böse Zunge endlich zur Ruhe.*)

Mittlerweile hatte der Großherzog am Abend seines traurigen Lebens noch einen persönlichen Freund gefunden, den kecken russischen Reiterführer aus dem Befreiungskriege, General Tettenborn, ein badisches Landeskind. Der lebenslustige Landsknecht wurde der tägliche Begleiter des Kranken und verwendete seinen Einfluß zum Heile des Landes; durchaus kein Freund der Liberalen besaß er doch den sicheren Soldatenblick für das Nothwendige. Ihm und dem treuen Reitzenstein war es zu verdanken, daß der Fürst den Nebenius'schen Entwurf ernstlich prüfte und ihn schließlich, bis auf einen einzigen Paragraphen, gänzlich unverändert annahm.**) Noch in den letzten Wochen fehlte es nicht an peinlichen Zwischenfällen. Das neue Wahlgesetz mußte der geplagte Nebenius zweimal ausarbeiten, weil der Großherzog das Aktenstück verschlossen hatte und sich nicht entschließen konnte die Kiste öffnen zu lassen.

Genug, am 22. August 1818 wurde die Verfassung unterzeichnet, und die Wirkung dieses Entschlusses war hier fast noch stärker als kurz zuvor in Baiern. Die Unzufriedenen in den neuen Landestheilen verstummten augenblicklich; an das Krankenlager des sterbenden Fürsten drangen noch die Freudenrufe eines dankbaren Völkchens, das sich von der neuen Freiheit ein unbestimmtes, wunderbares Glück versprach. Die untrügliche Richterin aber, die öffentliche Meinung Deutschlands, das will sagen die liberale Presse, gab ihren Wahrspruch über den beendeten Wettkampf dahin ab: Baiern habe sich zwar flinker gezeigt in der Erfüllung der Volkswünsche, doch der Preis gebühre dem freisinnigen Baden. Allerdings trug das badische Grundgesetz, dem Charakter des Landes gemäß, einen modernen Anstrich.

*) Weisungen an Varnhagen, 22. Juli, 22. August 1818.
**) F. v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung. S. 93 f.

Während der bairische Landtag überwiegend aus Grundbesitzern bestand, ging Nebenius, als echter Sohn eines literarischen Geschlechts, von der Ansicht aus, daß vornehmlich die Bildung vertreten werden müsse, und da er wie alle Liberalen die Bildung in den Städten suchte, so gab das badische Wahlgesetz vierzehn Städten 22 Abgeordnete, den weit stärker bevölkerten ländlichen Wahlbezirken nur 41 Vertreter. Im Uebrigen gereichte das Werk dem praktischen Sinne des gelehrten Verfassers zur Ehre. Das Grundgesetz war nicht mit Einzelbestimmungen überladen, so daß noch Raum blieb für die Lehren der constitutionellen Erfahrung, und lehnte sich nur äußerlich, in der formellen Anordnung, an das traurige polnische Vorbild an. Der Adel wurde durch die Errichtung einer ersten Kammer zufriedengestellt; der Landtag erhielt ein wirksames Recht der Controle, da ihm aller zwei Jahre das gesammte Budget vorgelegt werden sollte. Selbst Haller, der Restaurator, mußte das deutsche Rechtsgefühl, das aus dieser Verfassung sprach, anerkennen, „obschon sie den Hauptfehler hat eine Constitution zu sein".

Mit alledem war die Pfalz noch immer nicht gesichert. Die vier Mächte, denen die Entscheidung zustand, hatten sich verabredet, auf dem Congresse, der noch in diesem Herbst stattfinden sollte, den Handel endlich aus der Welt zu schaffen. Die Ungeduld des Münchener Hofs war jedoch kaum mehr zu bändigen, seit der Zustand des kranken Großherzogs sich täglich verschlimmerte. Max Joseph und sein Minister Rechberg erklärten Beide dem preußischen Gesandten: sie seien bereit zu einem Vergleiche; sollte aber der Großherzog vor ausgemachter Sache sterben, dann werde Baiern die Pfalz als heimgefallen betrachten und seine Rechte geltend machen.*) Bald nachher liefen in Karlsruhe von allen Seiten Warnungen ein: Baiern rüste und ziehe seine Truppen an der pfälzischen Grenze zusammen. Der Großherzog befahl nunmehr die Beurlaubten einzuberufen. Auch der König von Württemberg fühlte sich schwer bedroht; sein Lieblingsplan, die rein deutsche Trias zerschmolz ihm unter den Händen. Sein Gesandter Gremp mußte den bairischen Minister (25. September) schriftlich befragen: ob es denn wirklich wahr sei, daß der König beim Ableben seines Schwagers einen Handstreich auszuführen denke; ein solcher Schritt müsse „den faktischen Austritt Baierns aus dem Deutschen Bunde zur gewissen Folge haben"; eine bestimmte Widerlegung des Gerüchts scheine dringend geboten „grade im gegenwärtigen Augenblicke, wo ein aufrichtiges Verständniß der rein-deutschen Bundesstaaten so wichtig ist." In einer schnöden und herrischen Erwiderung sprach darauf Rechberg sein äußerstes Befremden aus: „S. Maj. haben bisher den Gedanken an ein in belobter Note vorhergesehenes Ereigniß, welches Allerhöchstdieselben mit dem tiefsten Kummer erfüllen müßte, noch keinen Augenblick

*) Zastrows Berichte, 5., 30. August 1818.

Raum gegeben."*) Die grobe Unredlichkeit dieser Betheuerung bewies genugsam, daß der Verdacht des Karlsruher Hofes nicht grundlos war. Zum zweiten male binnen zwei Jahren drohte der Ehrgeiz der Wittelsbacher einen Bürgerkrieg über Deutschland heraufzuführen. Die Presse des Auslandes bemächtigte sich bereits der neuen querelle Allemande; Badens gute Sache fand einen zweifelhaften Anwalt an dem napoleonischen Diplomaten Bignon, der fortan bei allen deutschen Händeln regelmäßig seine gewandte Feder für die Rechte bedrängter Kleinfürsten einsetzte. Indeß das schwache Lebenslicht des Großherzogs erlosch so schnell noch nicht; die vier Mächte behielten Zeit den bairischen Uebermuth in seine Schranken zurückzuweisen. —

---

Auch in Nassau verliefen die Anfänge des constitutionellen Lebens nicht ohne Stürme. Dort war schon vor dem Wiener Congresse, am 1. Sept. 1814 eine Verfassung verkündigt worden, und der allmächtige Minister Marschall rühmte sich dem gesammten Deutschland vorangeschritten zu sein. Aber die liberale Welt ließ ihrem Liebling Karl August von Weimar den Ruhm des ersten constitutionellen Fürsten nicht abstreiten, und sie war im Rechte. Denn obwohl alle Beamten bereis auf die Verfassung beeidigt waren, so währte es doch noch viertehalb Jahre bis man den Landtag einberief, und Marschall benutzte diese Frist um ein Füllhorn organischer Gesetze über das Ländchen auszuschütten und eine neue Größe in die deutsche Geschichte einzuführen: den centralisirten nassauischen Einheitsstaat. Während die gewaltigen Nassau-Oranier in den Niederlanden die Welt mit ihrem Kriegsruhm füllten, wußte die Geschichte der letzten Jahrhunderte von den deutschen Nassauern kaum mehr zu erzählen, als daß sie sich beharrlich und immer von Neuem in Linien theilten. Sie betrieben diese dem deutschen Kleinfürstenstande eingeborene Liebhaberei mit einer Ausdauer, die selbst von den Wettinern nicht überboten wurde; eine Zeit lang hausten sogar in der kleinen Stadt Siegen zwei Linien Nassau-Siegen, die eine katholisch, die andere reformirt, jede in ihrem eigenen Schlosse, die beiden Hälften der Stadt durch eine hohe Mauer und wüthenden Nationalhaß getrennt. Aber das Glück war dem treufleißigen Bemühen nicht hold; die mit so großer Sorgfalt angepflanzten neuen Linien starben immer wieder aus. Im Jahre 1816 starb auch der letzte Usinger, und nunmehr trat die Linie Weilburg in den alleinigen Besitz jener Länderbrocken, welche einst Gagerns plastische Hand — wie Stein spottete — in Paris und Wien für das Gesammthaus Nassau zusammengebracht hatte. So prahlerisch wie Marschall verstand kein anderer

*) Note des Gesandten v. Gremp 25. Sept., Antwort Rechbergs 29. Sept. 1818.

deutscher Minister die Legitimität des angestammten Fürstenhauses zu preisen, und doch klang dies Selbstlob nirgends lächerlicher als hier, in einem Ländchen von 85 Geviertmeilen, das vor wenigen Jahren noch unter siebenundzwanzig verschiedenen Landesherren vertheilt gewesen.

Nach der Abtretung von Saarbrücken, Lahr, Siegen blieb von dem alten nassauischen Hausbesitze wenig übrig. Auch die altoranischen Landschaften hatten mit dem deutschen Herzogshause nicht viel mehr als den Namen gemein. Was konnte ein Kleinstaat diesem tapferen Volke bieten, über dem einst der Sonnenschein weltgeschichtlichen Ruhmes geleuchtet hatte? Dort auf den rauhen Bergen des Westerwaldes und in dem abgelegenen Winkel des Dillthals erzählte sich jedes Haus von den Hollandsfahrten der Väter; dort stand noch die Linde, unter deren Schatten Wilhelm der Schweiger die Gesandten der niederländischen Rebellen empfangen hatte; dort lag Herborn, vor Zeiten die kampflustige Hochschule des Calvinismus, jetzt zogen statt streitbarer Theologen friedliche Ackerbürger durch die Chaldäergasse des stillen Landstädtchens. Noch gleichgiltiger standen die pfälzischen, trierschen, hessischen Aemter des Rheinthals dem neuen Fürstenhause gegenüber. Den bigotten Kurtrierern kam es hart an, daß sie mit den protestantischen Katzenellenbogenern unter einen Hut geriethen und die trutzigen Grenzfesten der beiden feindlichen Nachbarvölker, die Katz und die Maus nun in Trümmern lagen; aber noch härter, daß die wunderreiche Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Mutter Gottes von Bornhofen durch den nassauischen Amtmann sofort geschlossen wurde. Am Allerwenigsten wollte sich der kurmainzische Rheingau mit dem neuen Regimente befreunden, das Paradies der rheinischen Lebenslust, das wonnige Land, wo die Poesie des Weines selbst die Armuth froh erhält. Hier in den verkehrsreichen Flecken und städtischen Dörfern, die sich dichtgedrängt wie eine einzige Stadt im Strome wiederspiegeln, lag der radicale Uebermuth in der Luft, und der Minister that das Seine um dem Gespött des lustigen Völkchens täglich neuen Stoff zu bieten.

Da ein Staatsministerium und daneben noch ein Staatsrath, ein Armee-Commando und eine Rechenkammer für die Glückseligkeit von 300,000 Seelen offenbar nicht ausreichten, so setzte der nassauische Organisator noch eine Landesregierung darunter, die mit dem Ministerium unter einem Dache wohnte aber nur schriftlich mit der vorgesetzten Behörde verkehren durfte; darunter wieder 25 Aemter, unter diesen die Gemeinden, deren Schultheißen die Regierung ernannte. Dazu außer den Untergerichten zwei Appellationsgerichte und ein Oberappellationsgericht. Dies mächtige uniformirte Beamtenheer war für sich und seine Kinder von der Militärpflicht befreit, genoß eines privilegirten Gerichtsstandes und wetteiferte mit dem Minister in despotischer Grobheit. Der wackere Präsident Ibell, ein strenger, aber wohlmeinender und gescheidter Beamter, der an der neuen Gesetzgebung das Beste gethan, kam gegen Marschalls übles Beispiel

nicht auf. Die preußischen Behörden hatten beständig über die händelsüchtige Anmaßung dieser Nachbarn zu klagen; den bereits vereinbarten Vertrag über eine preußische Etappenstraße wollte Marschall nachträglich noch abändern, und erst als ihn General Wolzogen mit einer Pistolenforderung bedrohte, gab er die versprochene Unterschrift. Zwecklos erging sich der bureaukratische Aktenfleiß im reinen Genusse seines Daseins. Als das neue Herzogthum nach einem halben Jahrhundert wieder verschwand, war noch nicht einmal die Landstraße durch das dichtbevölkerte Rheinthal vollendet; wer fahren wollte, mochte drüben auf dem linken Ufer die preußische Chaussee benutzen.

Also wurde die neue Organisation der Behörden und der Gemeinden ohne den Landtag begründet, obgleich die Verfassung den Landständen die Mitwirkung bei neuen Gesetzen versprach. Daran schloß sich die Trennung der Domänen- und der Steuerkasse, eine scheinbar harmlose Maßregel, die einen argen Gewaltstreich vorbereiten sollte. Die Kassentrennung war kaum vollzogen, so überraschte Marschall das Land durch die Behauptung, daß die gesammten Domänen dem Landesherrn allein gehörten, und eröffnete damit die endlose Reihe jener Kämpfe um das Kammergut, welche seitdem durch viele Jahrzehnte eine ekelhafte Eigenthümlichkeit der deutschen Kleinstaaterei blieben und den monarchischen Sinn dieser gutmüthigen Bevölkerung zu untergraben halfen. Die Frage, ob das Kammergut dem Staate oder dem fürstlichen Hause gehöre, war allerdings nicht leicht und nicht überall auf die gleiche Weise zu beantworten, da die meisten der kleinen Territorien noch bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts nach den Grundsätzen des Patrimonialstaats regiert wurden und mithin den Unterschied von Staats- und Privatrecht kaum kannten. Das politische Königthum der Hohenzollern hatte schon hundert Jahre zuvor die Domänen für Staatsgut erklärt; Baiern und einige andere größere Fürstenhäuser folgten jetzt diesem Beispiele. Den kleinen Fürsten dagegen lag die Versuchung nahe, das Land nur als ein Rittergut, die Herrschaft nur als ein nutzbares Recht zu betrachten; sie fühlten, daß ihre Macht wesentlich auf ihrem Reichthum ruhte, und beeilten sich ihr Haus gegen die Wechselfälle der Zukunft zu sichern, da ihnen das Schicksal der Mediatisirten vor den Augen stand. So fand der Großherzog von Baden an dem Nebenius'schen Verfassungsentwurfe nur einen Punkt bedenklich: er bestand darauf, daß die Domänen seinem Hause als Patrimonialgut zugewiesen würden. In Nassau war mindestens ein Theil der Ansprüche des Landesherrn durchaus unberechtigt; denn die kurmainzischen Kammergüter, jene herrlichen Rebgärten des Rheingaus, deren Weine in dem berühmten Eberbacher Klosterkeller lagerten, hatten unzweifelhaft dem Erzstifte, dem Staate gehört.

Eine neue, noch erstaunlichere Forderung des Herzogs Wilhelm brachte endlich das ganze Land in Harnisch. Im Jahre 1808 waren die

Leibeigenschaftsgefälle aufgehoben und die Grundherren dafür entschädigt worden, eine Denkmünze erinnerte noch an diese befreiende That des Hauses Nassau; und jetzt trat der Herzog, der willenlos seinem herrischen Minister folgte, plötzlich mit dem Verlangen hervor: die Landeskasse solle ihm 140,000 Fl. jährlich bezahlen für die längst aufgehobenen Leibeigenschaftsgefälle des Kammerguts, das er sich soeben erst durch einen Machtspruch angeeignet hatte! Der Freiherr vom Stein, der von seinem Schlosse Nassau an der Lahn dies Treiben aus der Nähe betrachten konnte, fand kaum Worte genug um seine Verachtung auszudrücken: „die Zeit wird kommen, wo dieser Frevel bestraft wird und die Vorsehung ein strenges Gericht über die Frevler hält; ich habe daran nicht den mindesten Zweifel."

Im März 1818 wurde der Landtag endlich einberufen, und er begann sogleich mit einem Auftritt, der die ganze Armseligkeit dieses Beamtenthums an den Tag brachte: mit der Ausschließung Steins. Als preußischer Unterthan konnte der Freiherr den Eid, welcher den Mitgliedern der ersten Kammer abverlangt wurde, nicht ohne Vorbehalt leisten; die Regierung aber rührte keine Hand um durch ein geringfügiges Zugeständniß dies Formbedenken zu beseitigen, sie ließ es geschehen, daß der erste Mann des Landes aus der Kammer ausschied. Was hätte er auch hier leisten können, in dem widerlichen Gezänk um die Domänen und den unersättlichen Geldbeutel des Landesvaters? Die Stände folgten bald dem Beispiel der Altwürttemberger und verbissen sich in einen unfruchtbaren Rechtsstreit; wie jene setzten sie Unrecht gegen Unrecht, indem sie alle Domänen für Staatsgut erklären wollten. So währte es noch fast zwanzig Jahre, bis der Landtag dem Herzog einen Theil seiner Geldforderung bewilligte; die Rechtsfrage aber ist niemals, so lange dies Herzogthum bestand, vollständig erledigt worden. Inzwischen regierte Marschall nach seiner alten Weise wohlgemuth weiter und entschied Alles was ihm beliebte durch Verordnungen; bis zum Jahre 1848 wurden dem Landtage nur sechs einigermaßen wichtige Gesetze vorgelegt. Gleichwohl blickte der Nassauer im Hochgefühle seiner constitutionellen Freiheit mitleidig auf die preußische Knechtschaft hernieder. —

Später als die übrigen süddeutschen Territorien gelangte Hessen-Darmstadt zum Abschluß seiner Verfassung, das künstlichste unter den Staatsgebilden des Rheinbunds. Das buntgemischte Nassauer Land bildete immerhin ein zusammenhängendes Gebiet; die Landschaften aber, welche jetzt den Namen des Großherzogthums Hessen und bei Rhein empfingen, lagen in zwei größeren und einer nur wenigen Eingeweihten bekannten Anzahl kleiner Stücke zerstreut vom württembergischen Neckarthale bis hinein ins westphälische Gebirge. Zumal in der Frankfurter Gegend, wo das Großherzogthum mit vier anderen Staaten zusammenstieß, entfaltete sich eine reiche Mannichfaltigkeit abenteuerlicher Grenzlinien, welche der Bundesstadt die Gunst aller Strolche Mitteldeutschlands verschaffte:

wer über die Darmstädter Grenze zur Stadt hinausgeschoben wurde, zog nach einem kurzen Spaziergange durch Homburg oder Nassau fröhlich zu einem anderen Thore wieder ein. Im Odenwald lag gar ein badisch-hessisches Condominat, dessen Grenzen sich immer von Neuem veränderten sobald ein Bauer eine Parcelle verkaufte. Und diese Zierden der deutschen Landkarte waren nicht wie die ebenso zerhackten Gebietstrümmer Thüringens ein Vermächtniß des heiligen Reichs, sondern ein Werk der allerneuesten deutschen Politik.

In den zwei Jahrhunderten seit ihrer Trennung von dem Hauptzweige hatte die jüngere Linie des hessischen Hauses ihren Besitzstand sehr häufig verändert. Die Darmstädter Landgrafen geboten anfangs nur über die obere Grafschaft Katzenellenbogen am Odenwalde und einige Striche der Wetterau. Nach deutschem Fürstenbrauche bewiesen sie ihre Selbständigkeit durch beständige Händel mit den Stammesvettern und hielten als glaubensstarke Lutheraner immer zu Oesterreich, während Kassel sich dem reformirten Bekenntniß näherte und mit Schweden, nachher mit Preußen verbündet war; der reformirten Marburger Hochschule trat das lutherische Gießen entgegen. Nachher wurde die Grafschaft Hanau-Lichtenberg erworben, und bereits begann sich der Schwerpunkt des Territoriums nach dem linken Rheinufer hinüberzuschieben: der Hof wohnte mit Vorliebe in dem schönen Schlosse von Buchsweiler und schuf sich in Pirmasenz ein süddeutsches Potsdam für seine weltberühmte Riesengarde. Selbst die Freundin Friedrichs des Großen, „die große Landgräfin“ Karoline Henriette vermochte die geistlose Langeweile aus diesem Lande der Soldatenspielerei nicht zu verbannen; auch der Minister Karl Friedrich von Moser mußte aus seiner schimpflichen Entlassung lernen, daß hier kein Raum war für einen Feuergeist, der „den Deutschen die Hundedemuth abgewöhnen wollte“. Nur durch Merk und seinen Freundeskreis unterhielt das stille Darmstadt einigen Verkehr mit der neuen deutschen Bildung. Während der Revolutionskriege gingen die überrheinischen Besitzungen wieder verloren, und die Dynastie empfing zur Entschädigung unter Anderem das weit entlegene Herzogthum Westphalen. Nach Napoleons Sturz wurde auch diese unnatürliche Erwerbung wieder aufgegeben und dafür der schmale linksrheinische Ufersaum von Worms bis Bingen eingetauscht. So erhielt das neue Großherzogthum erst durch die Wiener Verträge, später als die anderen oberdeutschen Staaten, seinen politischen Charakter; die Kämpfe zwischen dem linken und dem rechten Ufer machten fortan seine Geschichte aus.

Bis auf einige westphälische Gebietstheile war das ganze Land süddeutsch, fränkisch; die Grenze zwischen nord- und süddeutscher Sitte lief seit alten Zeiten quer durch das obere Lahnthal zwischen Gießen und Marburg. Aber welche Gegensätze innerhalb dieser Bruchstücke des fränkischen Stammes. Von den beiden rechtsrheinischen Provinzen war Ober-

hessen ganz auf den Verkehr mit dem Norden angewiesen, Starkenburg mehr auf den Süden. In beiden Landschaften hatte sich das städtische Leben wenig entwickelt; weder die Reichsstädte Friedberg und Wimpfen noch die lieblichen Städtchen an den Rebenhängen der Bergstraße besaßen ein starkes Bürgerthum, das dem Beamtenheere des Großherzogs mit Selbstgefühl begegnen konnte. In den einsamen Waldthälern des Odenwalds und auf den unwirthlichen Höhen des Vogelsbergs, ja selbst in der reichen Ebene der Wetterau bewahrten sich die Bauern noch manchen ehrenfesten altväterischen Brauch. Die Unterthanen der zahlreichen Mediatisirten, der Erbach, Isenburg, Solms, Leiningen hielten noch in alter Treue zu den angestammten kleinen Dynasten. Namentlich die Grafschaft Erbach blieb noch eine kleine Welt für sich. Wenn die Odenwälder alljährlich zu dem beliebten Volksfeste, dem Eulbacher Markte zusammenströmten, dann sprachen sie nur von dem Stifter des Festes, dem kunstsinnigen Grafen Franz, dessen Sammlungen im Erbacher Schlosse das Darmstädter Museum weit überboten; die hessische Herrschaft verwünschte Jedermann, weil sie zunächst nur doppelte Steuerlast gebracht hatte.

Wie sollte sich der neugewonnene überrheinische Landstrich, der nun den abgeschmackten Namen Rheinhessen erhielt, an diese patriarchalischen Zustände gewöhnen? Dort war der Bauer fast noch städtischer als in der bairischen Pfalz, fast noch eifriger auf das „Profitiren" bedacht, der Bürger durch den Weltverkehr seines Stromes an große Verhältnisse gewöhnt. Verächtlich blickte der Mainzer auf die traurige neue Hauptstadt in der Sandebene am Darmfluß und spottete über ihre bedientenhafte Bevölkerung, über den einen Referendar, der Mittags in ihrer Rheinstraße wimmelte. Von den großen Tagen der Vorzeit, von der Macht der alten Reichserzkanzler, von der Bürgergröße der Walpoden und der Gensfleisch war freilich im goldenen Mainz kaum noch die Rede. Die Bischofsstadt des heiligen Bonifacius, die sich einst so gern die eigentliche Tochter der römischen Kirche genannt, blieb ein Menschenalter hindurch die radicalste und die am eifrigsten französisch gesinnte Stadt des Rheinlands. Das Illuminatenthum und die Sittenlosigkeit der letzten kurfürstlichen Zeiten hatten hier einen leichtsinnigen, zungenfertigen Uebermuth groß gezogen, der in dem wüsten Treiben der republikanischen Clubisten seinen Fasching feierte und erst während der gestrengen napoleonischen Herrschaft verstummte. Jetzt aber, unter einer zugleich schwachen und verhaßten Regierung, trat er wieder keck hervor. Vor Kurzem erst hatte die Bürgerschaft die deutschen Eroberer als Befreier begrüßt und die abziehenden Franzosen verwünscht, die in dem geschändeten Dome und fast auf jeder Gasse die Spuren ihrer Roheit zurückließen. Bald war das Alles vergessen. Man dachte nur noch an die Verdienste des trefflichen Präfekten Jean Bon St. André, an die mannichfache Gunst, welche der Imperator seiner deutschen Lieblingsstadt erwiesen, und betrachtete den

Code Napoleon als das Bollwerk rheinhessischer Freiheit. Der neue Landesherr verbürgte der Provinz in der That den ungestörten Genuß ihrer französischen Institutionen, aber die Mainzer wußten wohl, wie unwillig das althessische Beamtenthum diese Zusage aufnahm, und witterten hinter jedem Erlaß des Ministeriums einen Angriff auf ihre Landesfreiheit. Die widerwärtigen Händel zwischen den Truppen der Bundesgarnison konnten das Ansehen der deutschen Herrschaft nicht verstärken; der Bundestag vollends ward schon darum verspottet, weil er in Frankfurt tagte und jedes Mainzer Kind den Haß gegen die Nachbarstadt mit der Muttermilch einsog. Von den Segnungen des Friedens bekam das hessische Rheinland auch nur wenig zu spüren. Vor Zeiten, so lange die Thalfahrt überwog, hatte Mainz den vornehmsten Platz unter den Rheinstädten behauptet. Seit der Kolonialhandel emporwuchs und die Bergfahrt in den Vordergrund trat, mußte der Schwerpunkt des rheinischen Verkehrs nothwendig der Mündung näher rücken. Die unfreie Gesetzgebung der kurfürstlichen und der napoleonischen Tage griff noch eine Zeit lang hemmend ein, ließ die holländischen Häfen auf Kosten Kölns gedeihen; erst unter dem Schutze der preußischen Gesetze trat die Natur der Dinge in ihr Recht, und Köln wurde der erste Handelsplatz am Rheine. Die Mainzer aber schrieben dies natürliche Wachsthum ihrer alten Nebenbuhlerin zumeist den Unterlassungssünden der Darmstädter Regierung zu.

Der französische Partikularismus der Rheinländer wurde für Hessen ungleich gefährlicher als für Preußen oder Baiern, da Rheinhessen fast ein Drittel der Bevölkerung des Großherzogthums umfaßte und in seiner wirthschaftlichen Entwicklung den rechtsrheinischen Landestheilen weit voranstand. In solcher Bedrängniß wußte sich Großherzog Ludwig I. vorerst nur durch ein scharfes bureaukratisches Regiment zu helfen, eine Politik, welche ohnehin seinen Neigungen und Gewohnheiten entsprach. Er war der Neugründer dieses Staates, blieb seit 1790 vierzig Jahre lang am Ruder und wurde von unterthänigen Darmstädtern gern mit Karl Friedrich von Baden verglichen. An den Geist und die Hochherzigkeit des Zähringers reichte er freilich nicht heran, aber seinen ehrlichen Willen bewährte er schon beim Antritt seiner Regierung, als er dem mißhandelten K. F. v. Moser die gebührende Genugthuung gab. Dem Imperator gegenüber zeigte er sich nicht knechtischer als die Mehrzahl der Rheinbundsfürsten; die Liebedienerei ward dem Prinzen Emil überlassen, der sich die besondere Gnade Napoleons erwarb und nach dem Frieden noch lange die bonapartistische Gesinnung in der tüchtigen kleinen Armee wach hielt. Dem Lande brachten die schweren Zeiten des Rheinbunds ein napoleonisches Präfektensystem, die Vernichtung aller Gemeindefreiheit und die unvermeidliche Aufhebung der alten ständischen Verfassungen, aber auch manche heilsame Reformen, so die Beseitigung der Leibeigenschaft und die Anfänge jener verständigen agrarischen Gesetzgebung, welche fortan der Stolz des darm-

städtischen Beamtenthums blieb. Die Hauptstadt verdankte dem kunstsinnigen Fürsten das Theater, die Bibliothek, das Museum, das Erwachen eines regeren geistigen Lebens; auf dem anmuthigen Lustschloß ihres patriarchalischen Herrn, auf dem Fürstenlager im Odenwalde, hielten die guten Familien Darmstadts alljährlich ihre Sommerfrische.

Gleich den anderen süddeutschen Fürsten hatte der Großherzog auf dem Wiener Congresse eingesehen, daß eine ständische Verfassung unvermeidlich war. Aber als er nun heimkehrte und mit der schwierigen Einverleibung Rheinhessens vollauf zu thun fand, da verschob er den entscheidenden Beschluß von Jahr zu Jahr. Unterdessen begann das von den Hungerjahren schwer heimgesuchte Land unruhig zu werden; der Steuerdruck und die Willkür des Beamtenthums war nicht mehr zu ertragen. Unehrerbietige, drohende Bittschriften mahnten den Großherzog an sein Versprechen, radicale Flugblätter vertrösteten das Landvolk auf die nahende Revolution. Auf der Gießener Hochschule stießen die Parteien hart aneinander; der geistvolle Philolog F. G. Welcker mußte seinen Lehrstuhl verlassen, weil er sich mit dem berüchtigten Bonapartisten Crome nicht vertragen konnte. Endlich wagte man gar große Landesversammlungen abzuhalten, die den Fürsten um die ersehnte Constitution, das sichere Heilmittel aller irdischen Nöthe baten. Noch immer vergeblich.

So war die Lage des Südens im Herbst 1818. In Württemberg und Hessen bedenkliche Gährung; in Baiern und Baden lautes Frohlocken über die glücklich errungene neue Verfassung und kindliche Träume von der wunderbaren Freiheit, die da kommen sollte. Und dazu in der akademischen Jugend eine brausende Bewegung, die den geängsteten Regierungen das Nahen eines allgemeinen Umsturzes zu verkünden schien.

---

## Siebenter Abschnitt.

### Die Burschenschaft.

Zu allen Zeiten hat die Jugend radikaler gedacht als das Alter, weil sie mehr in der Zukunft als in der Gegenwart lebt und die Mächte des Beharrens in der historischen Welt noch wenig zu würdigen weiß. Es bleibt aber immer ein Zeichen krankhafter Zustände, wenn die Kluft zwischen den Gedanken der Alten und der Jungen sich allzu sehr erweitert und die schwärmende Begeisterung der Jünglinge mit der nüchternen Thätigkeit der Männer gar nichts mehr gemein hat. Ein solcher innerer Zwiespalt begann sich nach dem Frieden in Norddeutschland zu zeigen. Die jungen Männer, die im Waffenschmucke den Anbruch ihres eigenen bewußten Lebens und den Anbruch ihres Vaterlandes zugleich genossen oder auf der Schulbank klopfenden Herzens die Kunde von den Wundern des heiligen Krieges vernommen hatten, waren noch trunken von den Erinnerungen jener einzigen Tage; sie führten den Kampf gegen das Wälschthum und die Zwingherrschaft im Geiste weiter und fühlten sich wie verrathen und verkauft, da nun die Prosa der stillen Friedensarbeit von Neuem begann. Wie sollten sie verstehen, welche quälenden wirthschaftlichen Sorgen den Aelteren die Seele belasteten? In alten Zeiten — so etwa lautete die summarische Geschichtsphilosophie des jungen Volks — in den Tagen der Völkerwanderung und des Kaiserthums war Deutschland das Herrenland der Erde gewesen; dann waren die langen Jahrhunderte der Ohnmacht und der Knechtschaft, der Verbildung und Verwälschung hereingebrochen, bis endlich Lützows wilde verwegene Jagd durch die germanischen Wälder brauste und die heiligen Schaaren der streitbaren Jugend das deutsche Volk sich selber zurückgaben. Und was war der Dank? Statt der Einheit des Vaterlandes entstand „das deutsche Bunt", wie Vater Jahn zu sagen pflegte; die Alten aber, denen der Heldenmuth der Jungen das fremde Joch vom Nacken genommen, versanken wieder in das Philisterthum, saßen am Schreibtisch und in der Werkstatt als sei nichts geschehen.

Hatte Fichte nicht recht gesehen, als er einst weissagte: dies in Selbstsucht verkommene alte Geschlecht müsse erst verschwinden bis auf den letzten

deutscher Minister die Legitimität des angestammten Fürstenhauses zu preisen, und doch klang dies Selbstlob nirgends lächerlicher als hier, in einem Ländchen von 85 Geviertmeilen, das vor wenigen Jahren noch unter siebenundzwanzig verschiedenen Landesherren vertheilt gewesen.

Nach der Abtretung von Saarbrücken, Lahr, Siegen blieb von dem alten nassauischen Hausbesitze wenig übrig. Auch die altoranischen Landschaften hatten mit dem deutschen Herzogshause nicht viel mehr als den Namen gemein. Was konnte ein Kleinstaat diesem tapferen Volke bieten, über dem einst der Sonnenschein weltgeschichtlichen Ruhmes geleuchtet hatte? Dort auf den rauhen Bergen des Westerwaldes und in dem abgelegenen Winkel des Dillthals erzählte sich jedes Haus von den Hollandsfahrten der Väter; dort stand noch die Linde, unter deren Schatten Wilhelm der Schweiger die Gesandten der niederländischen Rebellen empfangen hatte; dort lag Herborn, vor Zeiten die kampflustige Hochschule des Calvinismus, jetzt zogen statt streitbarer Theologen friedliche Ackerbürger durch die Chaldäergasse des stillen Landstädtchens. Noch gleichgiltiger standen die pfälzischen, trierschen, hessischen Aemter des Rheinthals dem neuen Fürstenhause gegenüber. Den bigotten Kurtrierern kam es hart an, daß sie mit den protestantischen Katzenellenbogenern unter einen Hut geriethen und die trutzigen Grenzfesten der beiden feindlichen Nachbarvölker, die Katz und die Maus nun in Trümmern lagen; aber noch härter, daß die wunderreiche Wallfahrtskirche zur schmerzhaften Mutter Gottes von Bornhofen durch den nassauischen Amtmann sofort geschlossen wurde. Am Allerwenigsten wollte sich der kurmainzische Rheingau mit dem neuen Regimente befreunden, das Paradies der rheinischen Lebenslust, das wonnige Land, wo die Poesie des Weines selbst die Armuth froh erhält. Hier in den verkehrsreichen Flecken und städtischen Dörfern, die sich dichtgedrängt wie eine einzige Stadt im Strome wiederspiegeln, lag der radicale Uebermuth in der Luft, und der Minister that das Seine um dem Gespött des lustigen Völkchens täglich neuen Stoff zu bieten.

Da ein Staatsministerium und daneben noch ein Staatsrath, ein Armee-Commando und eine Rechenkammer für die Glückseligkeit von 300,000 Seelen offenbar nicht ausreichten, so setzte der nassauische Organisator noch eine Landesregierung darunter, die mit dem Ministerium unter einem Dache wohnte aber nur schriftlich mit der vorgesetzten Behörde verkehren durfte; darunter wieder 25 Aemter, unter diesen die Gemeinden, deren Schultheißen die Regierung ernannte. Dazu außer den Untergerichten zwei Appellationsgerichte und ein Oberappellationsgericht. Dies mächtige uniformirte Beamtenheer war für sich und seine Kinder von der Militärpflicht befreit, genoß eines privilegirten Gerichtsstandes und wetteiferte mit dem Minister in despotischer Grobheit. Der wackere Präsident Ibell, ein strenger, aber wohlmeinender und gescheidter Beamter, der an der neuen Gesetzgebung das Beste gethan, kam gegen Marschalls übles Beispiel

nicht auf. Die preußischen Behörden hatten beständig über die händelsüchtige Anmaßung dieser Nachbarn zu klagen; den bereits vereinbarten Vertrag über eine preußische Etappenstraße wollte Marschall nachträglich noch abändern, und erst als ihn General Wolzogen mit einer Pistolenforderung bedrohte, gab er die versprochene Unterschrift. Zwecklos erging sich der bureaukratische Aktenfleiß im reinen Genusse seines Daseins. Als das neue Herzogthum nach einem halben Jahrhundert wieder verschwand, war noch nicht einmal die Landstraße durch das dichtbevölkerte Rheinthal vollendet; wer fahren wollte, mochte drüben auf dem linken Ufer die preußische Chaussee benutzen.

Also wurde die neue Organisation der Behörden und der Gemeinden ohne den Landtag begründet, obgleich die Verfassung den Landständen die Mitwirkung bei neuen Gesetzen versprach. Daran schloß sich die Trennung der Domänen- und der Steuerkasse, eine scheinbar harmlose Maßregel, die einen argen Gewaltstreich vorbereiten sollte. Die Kassentrennung war kaum vollzogen, so überraschte Marschall das Land durch die Behauptung, daß die gesammten Domänen dem Landesherrn allein gehörten, und eröffnete damit die endlose Reihe jener Kämpfe um das Kammergut, welche seitdem durch viele Jahrzehnte eine ekelhafte Eigenthümlichkeit der deutschen Kleinstaaterei blieben und den monarchischen Sinn dieser gutmüthigen Bevölkerung zu untergraben halfen. Die Frage, ob das Kammergut dem Staate oder dem fürstlichen Hause gehöre, war allerdings nicht leicht und nicht überall auf die gleiche Weise zu beantworten, da die meisten der kleinen Territorien noch bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts nach den Grundsätzen des Patrimonialstaats regiert wurden und mithin den Unterschied von Staats- und Privatrecht kaum kannten. Das politische Königthum der Hohenzollern hatte schon hundert Jahre zuvor die Domänen für Staatsgut erklärt; Baiern und einige andere größere Fürstenhäuser folgten jetzt diesem Beispiele. Den kleinen Fürsten dagegen lag die Versuchung nahe, das Land nur als ein Rittergut, die Herrschaft nur als ein nutzbares Recht zu betrachten; sie fühlten, daß ihre Macht wesentlich auf ihrem Reichthum ruhte, und beeilten sich ihr Haus gegen die Wechselfälle der Zukunft zu sichern, da ihnen das Schicksal der Mediatisi[illegible] vor den Augen stand. So fand der Großherzog von Baden an [illegible] Nebenius'schen Verfassungsentwurfe nur einen Punkt bedenklich: er be[illegible] darauf, daß die Domänen seinem Hause als Patrimonialgut zu[illegible] würden. In Nassau war mindestens ein Theil der Ansprüche des [illegible] herrn durchaus unberechtigt; denn die kurmainzischen Kammer[illegible] herrlichen Rebgärten des Rheingaus, deren Weine in dem berüh[illegible] bacher Klosterkeller lagerten, hatten unzweifelhaft dem Erzstifte, [illegible] gehört.

Eine neue, noch erstaunlichere Forderung des Her[illegible] brachte endlich das ganze Land in Harnisch. Im Jahre [illegible]

Leibeigenschaftsgefälle aufgehoben und die Grundherren dafür entschädigt worden, eine Denkmünze erinnerte noch an diese befreiende That des Hauses Nassau; und jetzt trat der Herzog, der willenlos seinem herrischen Minister folgte, plötzlich mit dem Verlangen hervor: die Landeskasse solle ihm 140,000 Fl. jährlich bezahlen für die längst aufgehobenen Leibeigenschaftsgefälle des Kammerguts, das er sich soeben erst durch einen Machtspruch angeeignet hatte! Der Freiherr vom Stein, der von seinem Schlosse Nassau an der Lahn dies Treiben aus der Nähe betrachten konnte, fand kaum Worte genug um seine Verachtung auszudrücken: „die Zeit wird kommen, wo dieser Frevel bestraft wird und die Vorsehung ein strenges Gericht über die Frevler hält; ich habe daran nicht den mindesten Zweifel."

Im März 1818 wurde der Landtag endlich einberufen, und er begann sogleich mit einem Auftritt, der die ganze Armseligkeit dieses Beamtenthums an den Tag brachte: mit der Ausschließung Steins. Als preußischer Unterthan konnte der Freiherr den Eid, welcher den Mitgliedern der ersten Kammer abverlangt wurde, nicht ohne Vorbehalt leisten; die Regierung aber rührte keine Hand um durch ein geringfügiges Zugeständniß dies Formbedenken zu beseitigen, sie ließ es geschehen, daß der erste Mann des Landes aus der Kammer ausschied. Was hätte er auch hier leisten können, in dem widerlichen Gezänk um die Domänen und den unersättlichen Geldbeutel des Landesvaters? Die Stände folgten bald dem Beispiel der Altwürttemberger und verbissen sich in einen unfruchtbaren Rechtsstreit; wie jene setzten sie Unrecht gegen Unrecht, indem sie alle Domänen für Staatsgut erklären wollten. So währte es noch fast zwanzig Jahre, bis der Landtag dem Herzog einen Theil seiner Geldforderung bewilligte; die Rechtsfrage aber ist niemals, so lange dies Herzogthum bestand, vollständig erledigt worden. Inzwischen regierte Marschall nach seiner alten Weise wohlgemuth weiter und entschied Alles was ihm beliebte durch Verordnungen; bis zum Jahre 1848 wurden dem Landtage nur sechs einigermaßen wichtige Gesetze vorgelegt. Gleichwohl blickte der Nassauer im Hochgefühle seiner constitutionellen Freiheit mitleidig auf die preußische Knechtschaft hernieder. —

Später als die übrigen süddeutschen Territorien gelangte Hessen-Darmstadt zum Abschluß seiner Verfassung, das künstlichste unter den Staatsgebilden des Rheinbunds. Das buntgemischte Nassauer Land bildete immerhin ein zusammenhängendes Gebiet; die Landschaften aber, welche jetzt den Namen des Großherzogthums Hessen und bei Rhein empfingen, lagen in zwei größeren und einer nur wenigen Eingeweihten bekannten Anzahl kleiner Stücke zerstreut vom württembergischen Neckarthale bis hinein ins westphälische Gebirge. Zumal in der Frankfurter Gegend, wo das Großherzogthum mit vier anderen Staaten zusammenstieß, entfaltete sich eine reiche Mannichfaltigkeit abenteuerlicher Grenzlinien, welche der Bundesstadt die Gunst aller Strolche Mitteldeutschlands verschaffte:

hessen ganz auf den Verkehr mit dem Norden angewiesen, Starkenburg mehr auf den Süden. In beiden Landschaften hatte sich das städtische Leben wenig entwickelt; weder die Reichsstädte Friedberg und Wimpfen noch die lieblichen Städtchen an den Rebenhängen der Bergstraße besaßen ein starkes Bürgerthum, das dem Beamtenheere des Großherzogs mit Selbstgefühl begegnen konnte. In den einsamen Waldthälern des Odenwalds und auf den unwirthlichen Höhen des Vogelsbergs, ja selbst in der reichen Ebene der Wetterau bewahrten sich die Bauern noch manchen ehrenfesten altväterischen Brauch. Die Unterthanen der zahlreichen Mediatisirten, der Erbach, Isenburg, Solms, Leiningen hielten noch in alter Treue zu den angestammten kleinen Dynasten. Namentlich die Grafschaft Erbach blieb noch eine kleine Welt für sich. Wenn die Odenwälder alljährlich zu dem beliebten Volksfeste, dem Eulbacher Markte zusammenströmten, dann sprachen sie nur von dem Stifter des Festes, dem kunstsinnigen Grafen Franz, dessen Sammlungen im Erbacher Schlosse das Darmstädter Museum weit überboten; die hessische Herrschaft verwünschte Jedermann, weil sie zunächst nur doppelte Steuerlast gebracht hatte.

Wie sollte sich der neugewonnene überrheinische Landstrich, der nun den abgeschmackten Namen Rheinhessen erhielt, an diese patriarchalischen Zustände gewöhnen? Dort war der Bauer fast noch städtischer als in der bairischen Pfalz, fast noch eifriger auf das „Profitiren“ bedacht, der Bürger durch den Weltverkehr seines Stromes an große Verhältnisse gewöhnt. Verächtlich blickte der Mainzer auf die traurige neue Hauptstadt in der Sandebene am Darmfluß und spottete über ihre bedientenhafte Bevölkerung, über den einen Referendar, der Mittags in ihrer Rheinstraße wimmelte. Von den großen Tagen der Vorzeit, von der Macht der alten Reichserzkanzler, von der Bürgergröße der Walpoden und der Gensfleisch war freilich im goldenen Mainz kaum noch die Rede. Die Bischofsstadt des heiligen Bonifacius, die sich einst so gern die eigentliche Tochter der römischen Kirche genannt, blieb ein Menschenalter hindurch die radicalste und die am eifrigsten französisch gesinnte Stadt des Rheinlands. Das Illuminatenthum und die Sittenlosigkeit der letzten kurfürstlichen Zeiten hatten hier einen leichtsinnigen, zungenfertigen Uebermuth groß gezogen, der in dem wüsten Treiben der republikanischen Clubisten seinen Fasching feierte und erst während der gestrengen napoleonischen Herrschaft verstummte. Jetzt aber, unter einer zugleich schwachen und verhaßten Regierung, trat er wieder keck hervor. Vor Kurzem erst hatte die Bürgerschaft die deutschen Eroberer als Befreier begrüßt und die abziehenden Franzosen verwünscht, die in dem geschändeten Dome und fast auf jeder Gasse die Spuren ihrer Roheit zurückließen. Bald war das Alles vergessen. Man dachte nur noch an die Verdienste des trefflichen Präfekten Jean Bon St. André, an die mannichfache Gunst, welche der Imperator seiner deutschen Lieblingsstadt erwiesen, und betrachtete den

Code Napoleon als das Bollwerk rheinhessischer Freiheit. Der neue Landesherr verbürgte der Provinz in der That den ungestörten Genuß ihrer französischen Institutionen, aber die Mainzer wußten wohl, wie unwillig das althessische Beamtenthum diese Zusage aufnahm, und witterten hinter jedem Erlaß des Ministeriums einen Angriff auf ihre Landesfreiheit. Die widerwärtigen Händel zwischen den Truppen der Bundesgarnison konnten das Ansehen der deutschen Herrschaft nicht verstärken; der Bundestag vollends ward schon darum verspottet, weil er in Frankfurt tagte und jedes Mainzer Kind den Haß gegen die Nachbarstadt mit der Muttermilch einsog. Von den Segnungen des Friedens bekam das hessische Rheinland auch nur wenig zu spüren. Vor Zeiten, so lange die Thalfahrt überwog, hatte Mainz den vornehmsten Platz unter den Rheinstädten behauptet. Seit der Kolonialhandel emporwuchs und die Bergfahrt in den Vordergrund trat, mußte der Schwerpunkt des rheinischen Verkehrs nothwendig der Mündung näher rücken. Die unfreie Gesetzgebung der kurfürstlichen und der napoleonischen Tage griff noch eine Zeit lang hemmend ein, ließ die holländischen Häfen auf Kosten Kölns gedeihen; erst unter dem Schutze der preußischen Gesetze trat die Natur der Dinge in ihr Recht, und Köln wurde der erste Handelsplatz am Rheine. Die Mainzer aber schrieben dies natürliche Wachsthum ihrer alten Nebenbuhlerin zumeist den Unterlassungssünden der Darmstädter Regierung zu.

Der französische Partikularismus der Rheinländer wurde für Hessen ungleich gefährlicher als für Preußen oder Baiern, da Rheinhessen fast ein Drittel der Bevölkerung des Großherzogthums umfaßte und in seiner wirthschaftlichen Entwicklung den rechtsrheinischen Landestheilen weit voranstand. In solcher Bedrängniß wußte sich Großherzog Ludwig I. vorerst nur durch ein scharfes bureaukratisches Regiment zu helfen, eine Politik, welche ohnehin seinen Neigungen und Gewohnheiten entsprach. Er war der Neugründer dieses Staates, blieb seit 1790 vierzig Jahre lang am Ruder und wurde von unterthänigen Darmstädtern gern mit Karl Friedrich von Baden verglichen. An den Geist und die Hochherzigkeit des Zähringers reichte er freilich nicht heran, aber seinen ehrlichen Willen bewährte er schon beim Antritt seiner Regierung, als er dem mißhandelten K. F. v. Moser die gebührende Genugthuung gab. Dem Imperator gegenüber zeigte er sich nicht knechtischer als die Mehrzahl der Rheinbundsfürsten; die Liebedienerei ward dem Prinzen Emil überlassen, der sich die besondere Gnade Napoleons erwarb und nach dem Frieden noch lange die bonapartistische Gesinnung in der tüchtigen kleinen Armee wach hielt. Dem Lande brachten die schweren Zeiten des Rheinbunds ein napoleonisches Präfektensystem, die Vernichtung aller Gemeindefreiheit und die unvermeidliche Aufhebung der alten ständischen Verfassungen, aber auch manche heilsame Reformen, so die Beseitigung der Leibeigenschaft und die Anfänge jener verständigen agrarischen Gesetzgebung, welche fortan der Stolz des darm-

städtischen Beamtenthums blieb. Die Hauptstadt verdankte
sinnigen Fürsten das Theater, die Bibliothek, das Museum,
eines regeren geistigen Lebens; auf dem anmuthigen Lu
patriarchalischen Herrn, auf dem Fürstenlager im Odenwald
guten Familien Darmstadts alljährlich ihre Sommerfrische.

Gleich den anderen süddeutschen Fürsten hatte der Gr
dem Wiener Congresse eingesehen, daß eine ständische Verfa
meidlich war. Aber als er nun heimkehrte und mit der schwie
leibung Rheinhessens vollauf zu thun fand, da verschob er de
den Beschluß von Jahr zu Jahr. Unterdessen begann das von
jahren schwer heimgesuchte Land unruhig zu werden; der Ste
die Willkür des Beamtenthums war nicht mehr zu ertragen. U
drohende Bittschriften mahnten den Großherzog an sein Vers
cale Flugblätter vertrösteten das Landvolk auf die nahende
Auf der Gießener Hochschule stießen die Parteien hart ane
geistvolle Philolog F. G. Welcker mußte seinen Lehrstuhl verl
sich mit dem berüchtigten Bonapartisten Crome nicht vertr
Endlich wagte man gar große Landesversammlungen abzuha
Fürsten um die ersehnte Constitution, das sichere Heilmittel
Nöthe baten. Noch immer vergeblich.

So war die Lage des Südens im Herbst 1818. In
und Hessen bedenkliche Gährung; in Baiern und Baden la
über die glücklich errungene neue Verfassung und kindlich
der wunderbaren Freiheit, die da kommen sollte. Und dazu
schen Jugend eine brausende Bewegung, die den geängste
das Nahen eines allgemeinen Umsturzes zu verkünden

emdkragen überdeckte den
Und diesen fragwürdigen
utsche Tracht. Welch ein
nen Rosse des Lysippos
abnahmen um sie nach
der riesige Recke neben
gen, hielt den deutschen
Siegesgöttin mit wuch-
e prahlerische Trompete.
lachte ihm im Leibe, so
ßen und einander zu-

rnschule: „Frisch, frei,
In hellen Haufen eilte
hasenhaide und zu der
. Von den Studenten
s wider die Ehre, daß
hen und man sich mit
Klassen fand die neue
ständig mit dem Körper
rst zu bedürfen. Um so
lamann'schen Lehranstalt,
nnasien und den anderen
Teutonen hatten dem hei-
r vor Begier, jetzt das Ver-
rüstige Fäuste ihre Deutsch-
wenn ihnen Jahn in seinen
ten Turners schilderte: „Tu-
und ringfertig, wehrhaft und
mal sagen, daß sie nicht „als
en dürften, wie die gründlich ver-
die vom Grenzgraben der Hasen-
undert zuschauten. „Nicht Quaas
Weben soll beim Volksfeste vor-
te es auf dem Turnplatze, wenn die
acken von ungebleichter Leinwand, mit
r gleich dem Meister, ihre unerhörten
nd den Bratenwender, das Kippen und
n Schwebehang, die Affen-, Frosch- und
auch- und Rückenwellen und die Krone von
ickt rühmte das Turnlied:

urnermeister der alte Jahn
Volks urheilige Rechte

Mann ehe die Zeit der Freiheit und der Klarheit den Deutschen tagen könne? Und war es nicht an der Jugend, den erschlafften Alten ein Vorbild wahrer Deutschheit und damit aller echten menschlichen Tugend zu geben? Sie allein besaß ja schon „das durchaus neue Selbst", das der Philosoph seinem Volke erwecken wollte, und verstand den Sinn seines stolzen Ausspruchs: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend." Nicht umsonst hatte der Redner an die deutsche Nation gelehrt: „die Jugend soll nicht lachen und scherzen, sie soll ernsthaft und erhaben sein." Stolz wie er selber, mit erhobenem Nacken und trotzig gekräuselten Lippen schritt dies kriegerische junge Geschlecht einher, durchglüht von dem Bewußtsein einer großen Bestimmung, gleich dem Meister entschlossen, nicht sich der Welt anzupassen, sondern die Anderen für sich zurechtzulegen. Seine Sehnsucht war die That, die aus freier Selbstbestimmung entsprießende That, wie sie Fichte gepriesen, und jeder Blick der strafenden Augen schien zu sagen: „was kommen soll muß von uns kommen!" Niemals vielleicht ist ein so warmes religiöses Gefühl, so viel sittlicher Ernst und vaterländische Begeisterung in der deutschen Jugend lebendig gewesen; aber mit diesem lauteren Idealismus verband sich von Haus aus eine grenzenlose Ueberhebung, ein unjugendlicher altkluger Tugendstolz, der alle Stille, alle Schönheit und Anmuth aus dem deutschen Leben zu verdrängen drohte. Die rauhen Sitten des jungen Geschlechts erinnerten nur zu lebhaft an den Ausspruch des Meisters: „eine Liebenswürdigkeitslehre ist vom Teufel." Wenn diese Spartaner auf Abwege geriethen, dann konnten die Verirrungen des überspannten sittlichen Selbstgefühls leicht verderblicher wirken als die holde Thorheit des gedankenlosen jugendlichen Leichtsinns.

Wer darf sagen, ob Fichte bei längerem Leben versucht haben würde diese thatendurstige Jugend in den Schranken der Bescheidenheit zu halten oder ob die Enttäuschungen der Friedenszeit den radikalen Idealisten selber verbittert hätten? Er starb schon im Januar 1814, vom Lazarethfieber dahingerafft, ein Opfer des Krieges, dessen Sinn und Ziele er so groß und rein verstanden hatte; und nun gerieth die Jugend, die immer nach einer Führung verlangt, unter den Einfluß anderer Lehrer, von denen keiner hoch genug stand um den Uebermuth des jungen Geschlechts zu mäßigen. Unter den Lützow'schen Jägern hatte der Turnvater Jahn wenig gegolten, der unbändige Polterer paßte nicht in die strenge Ordnung des militärischen Dienstes. Erst während der Friedensverhandlungen machte er wieder von sich reden, als er zum Entzücken der Gassenbuben in den Straßen von Paris umherzog, den Knotenstock in der Hand, beständig scheltend und wetternd gegen die geilen Wälschen. Das lange Haar, das dem treuen Manne einst nach der Jenaer Schlacht in einem Tage ergraut war, hing ungekämmt auf die Schultern hernieder; der Hals war entblößt — denn das knechtische Halstuch ziemte dem freien Deutschen

so wenig wie die weichliche Weste; ein breiter Hemdkragen überdeckte den niederen Stehkragen des schmutzigen Rockes. Und diesen fragwürdigen Anzug pries er wohlgefällig als die wahre altdeutsche Tracht. Welch ein Fest, als die Oesterreicher eines Tages die ehernen Rosse des Lysippos von dem Triumphbogen des Carrouselplatzes herabnahmen um sie nach Venedig zurückzuführen; mit einem male stand der riesige Recke neben dem Erzbilde der Victoria droben auf dem Bogen, hielt den deutschen Soldaten eine donnernde Rede und schlug der Siegesgöttin mit wuchtigen Fäusten auf ihren verlogenen Mund und ihre prahlerische Trompete. Seitdem kannte ihn die ganze Stadt; das Herz lachte ihm im Leibe, so oft ihn die Pariser mit feindseligen Blicken maßen und einander zuflüsterten: Le voilà! Celui-ci!

Nach der Heimkehr eröffnete er wieder seine Turnschule: „Frisch, frei, fröhlich, fromm ist der Turngemein Willkomm!“ In hellen Haufen eilte die Berliner Jugend auf den Turnplatz in der Hasenhaide und zu der Schwimmschule des Obersten Pfuel am Oberbaum. Von den Studenten kam freilich nur ein Theil, den meisten ging es wider die Ehre, daß unter den Turnern vollkommene Gleichheit herrschen und man sich mit den Gnoten duzen sollte; auch bei den niederen Klassen fand die neue Kunst zunächst nur wenig Anklang, denn wer beständig mit dem Körper arbeitet, glaubt der Schulung des Leibes nicht erst zu bedürfen. Um so eifriger betheiligte sich das kleine Volk aus der Plamann'schen Lehranstalt, wo Jahn einst Lehrer gewesen, aus den Gymnasien und den anderen Schulen der höheren Stände. Diese jungen Teutonen hatten dem heiligen Kriege fern bleiben müssen und brannten vor Begier, jetzt das Versäumte nachzuholen, durch trutzigen Muth und rüstige Fäuste ihre Deutschheit zu erweisen; ihre Augen leuchteten, wenn ihnen Jahn in seinen wunderlichen Stabreimen das Bild des echten Turners schilderte: „Tugendsam und tüchtig, keusch und kühn, rein und ringfertig, wehrhaft und wahrhaft!“ Sie ließen sich's nicht zweimal sagen, daß sie nicht „als müßige Ecker mit dem Bahgesichte“ dastehen dürften, wie die gründlich verachteten „Kuchenbäcker“ dort, die Bürger, die vom Grenzgraben der Hasenhaide den Kraftproben der Jugend verwundert zuschauten. „Nicht Quaas und Fraß, meinte Jahn, Leben und Weben soll beim Volksfeste vorwalten;“ und wie lebte und webte es auf dem Turnplatze, wenn die Jungen, allesammt in grauen Jacken von ungebleichter Leinwand, mit nacktem Halse und langem Haar gleich dem Meister, ihre unerhörten Künste übten: den Kiebitzlauf und den Bratenwender, das Kippen und das Wippen, das Nest und den Schwebehang, die Affen-, Frosch- und Karpfensprünge, die Bein-, Bauch- und Rückenwellen und die Krone von Allem, die Riesenwelle. Entzückt rühmte das Turnlied:

Als der Turnermeister der alte Jahn
Für des Volks urheilige Rechte

Vortrat zu der Freiheit Rennlaufbahn,
Da folgt' ihm ein wehrlich Geschlechte.
Hei wie schwungen sich die Jungen
Frisch, froh, fromm, frei!
Hei wie sungen da die Jungen:
Juchhei!

Wenn die Ferienzeit nahte, dann nahm Jahn gern seine Axt auf die Schulter und brach mit einer kleinen Schaar von Getreuen zu einer weiten Turnfahrt auf; über Stock und Stein ging es dann vorwärts bei Wind und Wetter, in gewaltigen Märschen, bis nach Rügen oder ins schlesische Gebirge. Nachts lagerten sich die Graujacken gern beim Wachfeuer unter freiem Himmel, Alles zur Mehrung der frommen Deutschheit, und stolz erklang das Turnwanderlied des biderben Maßmann:

Stubenwacht, Ofenpacht,
Hat die Herzen weich gemacht.
Wanderfahrt, Turnerart
Macht sie frank und hart.

Zur Nahrung diente oft nur trockenes Brot, und selten ward etwas Anderes als Milch oder Wasser getrunken; denn auch die Mäßigkeit rechnete der Turnvater zu den eigenthümlichen Tugenden der Deutschen, was vor ihm noch nie ein Sterblicher behauptet hatte. Langsame Köpfe durften nicht murren, wenn ihnen der jähzornige Meister durch Verabreichung einer „Dachtel" die Gedankenarbeit beschleunigte; das war keine gemeine Ohrfeige, sondern hing, nach Jahns Etymologie, mit „Denken" zusammen. Verging sich aber Einer gar zu gröblich gegen die Grundsätze des Deutschthums oder begegnete der waidlichen Schaar sonst etwas Anstößiges, etwa eine französische Inschrift oder ein geputzter Modegeck, ein „Schnürling", dann wurde „Entsatz gemacht", dann kauerten sich die jungen Unholde im Kreise um den Gegenstand des Entsetzens, reckten die Zeigefinger vor und brüllten: äh äh!

In tapferen Völkern müssen alle schulmäßigen Leibesübungen kriegerischen Zwecken dienen, wenn sie nicht zu läppischer Spielerei ausarten sollen. Eingefügt in den regelmäßigen Schulunterricht konnte das Turnen der überfeinerten Bildung der Zeit ein heilsames Gegengewicht bieten und die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht erleichtern. In diesem Sinne hatte Gneisenau schon vor Jahren die kriegerische Ausbildung der gesammten Jugend empfohlen; ähnlich, wenngleich etwas überschwänglich, äußerte sich noch jetzt ein Breslauer Turnfreund, Hauptmann v. Schmeling in seiner Schrift „Turnen und Landwehr". Jener wunderliche Heilige aber, der sich schon bei Lebzeiten durch seine Eulenspiegeleien zu einer sagenhaften Person erhoben sah, konnte auch das Vernünftige nur auf närrische Weise betreiben. Er war aufgewachsen im Hasse gegen den Kamaschendienst des alten Heeres und besaß weder die Bildung noch die

Beweglichkeit des Geistes um die Bedeutung des neuen Wehrgesetzes zu verstehen. Da nach dem Frieden manche unnütze Paradekünste wieder aufkamen und die eleganten Gardeoffiziere Berlins die langhaarigen Rüpel der Hasenhaide ersichtlich nur mit mäßigem Wohlgefallen betrachteten, so meinte Jahn, die Armee sei wieder in den Zustand von 1806 zurückgesunken, und polterte nach seiner alten Weise wider „die geworbenen Söldnerschaaren, die auf dem Prahlplatze gedrillt werden". Die gedankenlose Jugend verfiel natürlich nicht auf die einfache Frage: wo denn in Preußen die geworbenen Söldnerschaaren sein sollten? — sondern ging gelehrig auf den Hohn ein und sang jubelnd:

Es hat der Held- und Kraft-Uhlan
Sich einen Schnürleib angethan,
Damit das Herz dem braven Mann
Nicht in die Hosen fallen kann.

Die Turnplätze wurden die fruchtbaren Heimathstätten jener Parteilegenden, welche dem Volke die Geschichte seines Befreiungskrieges verfälschten: nicht die Künste der Männer des Corporalstocks, sondern die Begeisterung der Landwehr, des Landsturmes und vornehmlich der Freischaaren hatte den Sieg errungen. Alle die Großthaten, welche Jahn mit seinen Lützowern vorgehabt aber leider nicht zu Stande gebracht hatte, vollendeten sich jetzt nachträglich in den prahlerischen Gesprächen seiner Turngenossen. Wer diesen Kraftmenschen glaubte, mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß beim nächsten Einfall der Franzosen die deutsche Turnerschaft nur eine einzige ungeheure Bauchwelle zu schlagen brauchte um den Feind zu zermalmen. „Wir Sturmerprobten, versicherte das Turnlied, wir zittern vor Söldnerschlachten nicht" — und wieder:

Sold mag hinaus senden zum Strauß
Buntes Gewürme:
Thürme und Stürme
Sind wir, die Zügel und Flügel im Strauß!

Wie mit dem Heere, so wollte Jahn auch mit den Schulen nichts gemein haben: seine Turnplätze sollten eine Welt für sich bleiben, die Pflegestätten der Deutschheit, durchaus von seinem Geiste erfüllt. So fromm und ehrlich er war, die unmäßige Bewunderung, die ihm von so vielen begabteren Männern gespendet ward, brachte ihn doch aus dem Gleichgewichte. Mußte er sich nicht endlich selber für den Schutzheiligen der deutschen Jugend halten, seit Schenkendorf über das schöne Lied: „Wenn Alle untreu werden, so bleiben wir doch treu" die Aufschrift gesetzt hatte: „Erneuter Schwur an den Jahn!" Da stand es ja klärlich zu lesen, daß wenn Alle falschen Götzen trauen, der Jahn allein und seine Getreuen noch „predigen und sprechen vom heiligen deutschen Reich". Zwei Universitäten, Jena und Kiel, sendeten ihm fast gleichzeitig ihr Doctordiplom und feierten mit dem ganzen Pompe akademischer Amtsberedsamkeit

den Begründer der ars tornaria, den Erwecker der Jugend, den Retter deutscher Sprache, den anderen Martin Luther. Friedrich Thiersch widmete ihm seine Ausgabe des Pindar und schilderte in einem schwungvollen Vorwort, wie die Gymnastik bei den Hellenen und den Deutschen mit allen idealen Bestreben der Menschheit verschwistert sei; und doch erinnerten leider die stämmigen Gestalten der Vorturner von der Hasenhaide weit öfter an die Gladiatorenbilder aus den Thermen des Caracalla als an die lorbeergeschmückten Sieger von Olympia.

Wenn geistreiche Gelehrte den handfesten Priegnitzer Bauer so seltsam überschätzten, wie hätten die Jünglinge ihn nicht vergöttern sollen? Alles ahmten sie ihm nach, am gelehrigsten seine Untugenden: die barbarische Sprache, die Grobheit und Unfläthereí. Seine Lust an kräftigen, volksthümlichen Redewendungen wurde bald zur Manier, da ihm jede Selbstkritik fehlte; die jungen Turner und die wüthenden Franzosenfeinde der Berliner „Gesellschaft für deutsche Sprache“ überboten noch die Thorheiten des Meisters, veranstalteten unter dem Vorwande der Sprachreinigung eine gewerbmäßige Jagd auf alle Fremdwörter, nannten die Universitäten Vernunftturnplätze, sprachen im Concertsaale vom Einklangswettstreite des Klangwerks, von den Tiefknüppeln und Tiefgeigen und gelangten also zu einem schwülstigen Kauderwälsch, das ebenso undeutsch und um Vieles geistloser war als die mit ausländischen Brocken gespickte Sprache des siebzehnten Jahrhunderts. Jahns Sitten aber blieben noch immer ebenso ungeschlacht wie einst in den Tagen seiner akademischen Heldenthaten, da er seinen Gegnern Kuhfladen ins Gesicht warf und sich am Abhange des Giebichensteins in einer Höhle verschanzte um auf die anstürmenden Hallenser Landsmannschafter Felsblöcke herabzuschleudern.

Die Jugend verwilderte unter der Führung eines Banausen, dem die Kunst und das Alterthum, die ganze Welt des Schönen verschlossen blieb. Mit Muth und Rüstigkeit war das neue Deutschthum überreich gesegnet; aber andere nicht minder deutsche Tugenden, die Bescheidenheit, der wissenschaftliche Sinn, der entsagende Fleiß, die Ehrfurcht vor dem Alter und dem Gesetze geriethen in Mißachtung. Der sittenpredigende Eifer steht Keinem wohl an, im Munde unreifer Burschen klang er ebenso abgeschmackt wie das Prahlen mit der Keuschheit, die doch nur Werth hat, wenn sie schamhaft und verschwiegen bleibt. Alle verständigen Lehrer begannen zu klagen, wie patzig und unlenksam ihre Schüler würden und wie das Küchlein stets klüger sein wollte als die Henne. Wie oft hatten die Ausländer schon gelächelt über den seltsamen Widerspruch, daß die Deutschen von der Würde der Frauen vielleicht höher dachten als irgend ein anderes Volk und doch in ihren Umgangsformen dies Gefühl so wenig zeigten; erst durch die Anmuth der neuen Literatur war dies männische Wesen etwas gebändigt und die Frau in der deutschen Gesellschaft wieder zu ihrem guten Rechte gelangt; und nun reckte sich der ungeleckte

germanische Bär wieder brummend aus, die jungen Männer setzten ihren Stolz darein, den Weibern unausstehlich zu erscheinen. Auch hinter der gerühmten teutonischen Wahrhaftigkeit verbarg sich viel Selbstbetrug; der biderbe Ton war eine Mode wie andere auch, die Roheit oft ebenso erkünstelt wie bei anderen Nationen die Höflichkeit. Unter dem Terrorismus deutschthümelnder Kraftworte und Kraftsitten verkümmerte was den Kern alles deutschen Wesens bildet, die stolze Freiheit der persönlichen Eigenart. Die gespreizte Unnatur dieses bewußten und gewollten Berserkerthums bewies nur, daß die menschlich heitere Tugend der Athener dem deutschen Geiste näher steht als die gemüthlose Sittenstrenge der Spartaner.

Das Wunderlichste blieb doch, daß diese neue das ganze Vaterland mit ihren Träumen umfassende Deutschheit sofort in den unausrottbaren alten kleinstädtischen Zunftgeist zurückfiel und gleich damit begann eine streng geschlossene Sekte mit eigenem Brauch und eigener Sprache zu bilden. Hier war der Turnstaat, das Turnleben, das Turnbekenntniß, hier allein blühte die wahre Freiheit und Gleichheit:

> So hegen wir ein freies Reich,
> An Rang und Stand sind Alle gleich.
> Freies Reich! Alle gleich! Heisa juchhe!

In den Turnliedern erklingen nur selten die hellen Töne unbefangener jugendlicher Fröhlichkeit; die meisten der jungen Poeten werfen sich in Fechterstellung, fahren herausfordernd, drohend, scheltend auf die Feinde der löblichen Turnkunst los: „rührt's auch den Aar, wenn ihn verlacht ein Sperling auf dem Mist?" Und wie thöricht nährte Jahn selber diesen Sektengeist. Wer dem geweihten Kreise fern blieb war ein Meindeutscher, ein Siemännlein, ein Zwingherrnknecht und wurde von den Zunftgenossen ganz wie ein Bönhase mit der gröbsten Unduldsamkeit behandelt. In seinem siebenten Turngesetze befahl Jahn geradezu: jeder Turner solle ihm sogleich eine Anzeige machen, wenn er etwas erführe „was für und wider die Turnkunst derselben Freund oder Feind sprechen, schreiben oder wirken, damit zu seiner Zeit und an seinem Orte aller solcher Kunden mit Glimpf oder Schimpf könne gedacht werden!" So wuchs allmählich in aller Unschuld ein kleiner Staat im Staate empor; die harmlose Turnerei nahm Vieles von den Unarten des politischen Parteifanatismus an, und manches ängstliche Gemüth fühlte sich durch das Puritanerthum der deutschen Langhaare an die englischen Rundköpfe erinnert oder verglich die teutonischen Sanscravatten gar mit den Sansculotten der Revolution.

An den Thorheiten der Jugend sind die Erwachsenen immer mitschuldig. Die Anmaßung des jungen Volks wäre nie so hoch gestiegen, wenn nicht die Alten das kindische Spiel in Lob und Tadel mit einer Ueberschätzung behandelt hätten, die uns heute im Gedränge unserer ernsten Parteikämpfe schon unbegreiflich vorkommt. Das öffentliche Leben in Preußen

schien ganz erstorben, die große Arbeit der Wiederherstellung des Staates spielte sich in der Stille der Amtsstuben ab. Die Zeitungen wiesen dem Vaterlande nur ein bescheidenes Plätzchen am Ende des Blattes, hinter den ausländischen Nachrichten an und wußten oft wochenlang aus der Heimath von nichts zu berichten, als von fürstlichen Besuchen und Manövern oder von dem „gewiß seltenen" Feste eines Amts-Jubiläums, wobei der Jubelgreis den rothen Adlerorden empfangen und über „diesen gewiß seltenen Beweis Allerhöchster Gnade" Thränen der Rührung vergossen hatte. Nur die Turnplätze gaben noch Stoff zum Erzählen: die Blätter wurden nicht müde zu schildern „wie tief gemüthlich und kindlich fromm, wie starkmüthig und voll sinniger Tiefe" diese streitbare Jugend sei, obgleich die Mehrzahl ihrer ruheseligen Leser im Stillen „die ungebleichten Racker" verwünschte. Der prahlerische Lärm der Turnfahrten erinnerte stark an das aufgeregte Treiben der Geißlerschaaren des Mittelalters; in manchem kleinen Orte empfing der gesammte Stadtrath die Turnerschaar wie ein siegreiches Heer am Thore, und als Jahn seine Getreuen zum ersten male nach Breslau hinüberführte, war ihm die halbe Stadt auf der Landstraße entgegengezogen, stundenweit schritten die schweißtriefenden, durch den langen Dauerlauf keineswegs verschönerten jungen Helden zwischen dem Spalier der gaffenden Bürger dahin.

Neben solchen Philistern mußten sie sich wohl selber als auserwählte Vorkämpfer „der guten Sache" fühlen. Wohl gab es auch unter den Alten noch Einzelne, „die nicht Geisteskrüppel waren" und den Turnern gleich das wälsche Wesen, die französische „Schmutz- und Giftsprache" tapfer bekämpften. So der Jurist Theodor Welcker in seiner Schrift: „warum muß das Französische weichen?" So Willemer in Frankfurt, der Gatte von Goethes Suleika; der schrieb ein „Wort an Deutschlands Frauen" um die Pariser Tracht zu verdrängen. Denselben Gedanken führte dann Hofrath Becker in Gotha weiter aus, unter heftigen Ausfällen wider „die Putzpüppchen und die läppische Gesetzgeberin Mode"; das sauber gemalte Musterbild des „deutschen Feyerkleides", das er seinem Buche beigab, war nur leider nichts anderes als eine Nachbildung der schwarzen spanischen Tracht des siebzehnten Jahrhunderts. Die deutschen Frauen aber wollten die bunten Farben nicht aufgeben, die Männer den Gedankenaustausch mit der französischen Cultur nicht missen. Da die Alten also sich im Wälschthum verstockten, so blieb die Deutschheit allein auf die Jugend angewiesen, und hier ward sie täglich hochmüthiger. Mancher Vater sendete seine Söhne nur darum auf den Turnplatz, weil er sie vor dem Hohne der Genossen bewahren wollte. Wo immer ein junger Mann einen andern traf, der gleich ihm selber einen Dolch an stählerner Kette über dem schäbigen altdeutschen Rocke trug, da fanden sich die Beiden rasch zusammen wie die Mitglieder einer unsichtbaren Kirche und schwärmten selbander für ihre „Ueberzeugung". Dieser Ausdruck hatte sonst nur die von außenher,

durch das Zeugniß Anderer gewonnene Erkenntniß bezeichnet, jetzt erhielt er einen neuen pathetischen Sinn, der ihm bis heute geblieben ist. Ueberzeugung war die Stimme des Gewissens, das wahre Ich des Deutschen, Ueberzeugungstreue die höchste aller Tugenden, seine Ueberzeugung ändern hieß sich selber und die Deutschheit verrathen. Im Hochgenusse der gemeinsamen Ueberzeugung fühlte sich das junge Volk der Zukunft sicher, und der Gießener Sartorius, genannt der Bauer, sang in seinem „Turnleben“:

> Ueber jede Schicksalsbeugung
> Schwingt uns unsre Ueberzeugung.
> Diese macht uns Alle gleich,
> Stiftet unser neues Reich.

Worin diese heilige Ueberzeugung eigentlich bestehe? — das wußte freilich von den jungen Schwärmern Niemand zu sagen. Am wenigsten vielleicht der Turnvater selber. Nichts lächerlicher als der Vorwurf geheimer Verschwörungskünste gegen ihn, der sich nur wohl fühlte wo geschrien und gepoltert ward. Jahns Königstreue stand außer jedem Zweifel; wie oft hat er noch in späteren Jahren seine jungen Freunde belehrt, daß alles Heil Deutschlands nur von Preußen kommen könne. Sein Traum blieb die Einheit des Vaterlandes. Er fühlte, und sprach es oft in kräftigen Worten aus, daß ein Coalitionskrieg mit verkümmertem Erfolge nicht genügte um den schlummernden Nationalstolz zu wecken: „Deutschland braucht einen Krieg auf eigene Faust um sich in ganzer Fülle seiner Volksthümlichkeit zu entfalten.“ In seinen Runenblättern (1814) schilderte er, noch nachdrücklicher aber auch noch wunderlicher als einst in seinem Deutschen Volksthum, wie die Seele des Volkes in der Kleinstaaterei verkümmert: „Das Vaterland muß Hochgefühle wecken, Hochgedanken erzeugen, ein Heiligthum sein und Heldenthum werden. Erbärmlichkeit ist das Grab alles Großen und Guten. Rhein und Rinnstein, Berlin und Berlinchen, Wien und Winzig, Leipzig und Lausig.“ Er hoffte wie Fichte auf einen Zwingherrn zur Deutschheit: „den Waltschöpfer und Einheitsschaffer verehrt jedes Volk als Heiland und hat Vergebung für alle seine Sünden.“ Doch über die Formen und die Mittel der deutschen Einheit hatte er niemals irgend nachgedacht; ihm galt es gleich, ob das Kaiserthum einem Hause erblich übertragen würde oder zwischen den deutschen Fürsten reihum ginge „wie die Braugerechtigkeit in manchen Städten“.

Vor der Masse seiner Turner sprach er selten über Politik, und manche strengconservative junge Männer, wie die Gebrüder Ranke nahmen an den Uebungen theil ohne irgend ein Aergerniß zu bemerken. Um so schwerer versündigte sich Jahn durch unnütze Reden im Kreise seiner vertrauten Genossen: da schimpfte er unbändig auf Menschen und Dinge, welche weit über seinen Gesichtskreis hinausragten, da prunkte er mit nahenden Kämpfen gegen unbekannte Feinde. Was sollte sich der junge

Heißsporn Heinrich Leo dabei denken, wenn ihn der Turnvater ausführlich belehrte: mit dem Dolche müsse man zuerst nach den Augen zielen und dann, wenn das Opfer die Arme vor den Kopf halte, nach der ungedeckten Brust stoßen —? Franz Lieber aber, der geistvollste und aufgeregteste unter den jungen Schwarmgeistern, trug alle „Goldsprüchlein aus Vater Jahns Munde" gewissenhaft in sein Taschenbuch ein und verschönerte sie zuweilen noch durch die Weisheit seines eigenen achtzehnjährigen Kopfes; wenn der Meister die gewichtigen Worte sprach: „Wort gegen Wort, Feder gegen Feder, Dolch gegen Dolch" so fügte der Schüler auf eigene Faust den Schluß hinzu: „nehmen sie mich fest, wohlan!" — und das sinnlose Bramarbasiren klang wie das Losungswort einer Verschwörung. Mit der Vertreibung der Franzosen war Jahns politischer Gedankenvorrath erschöpft; die öffentlichen Vorlesungen über das Deutschthum, die er im Jahre 1817 hielt, brachten außer einzelnen guten Einfällen nur noch hohle Schlagworte. Am Liebsten wollte er zwischen Deutschland und Frankreich eine große „Hamme" einrichten, eine von Bären und Auerochsen bewohnte Wildniß; da dies leider nicht mehr anging, so mußte mindestens jeder Verkehr mit den Wälschen aufhören: „wer seine Tochter französisch lernen läßt thut nichts Besseres als wer sie die Hurerei lehrt." Dazwischenhinein heftige Angriffe auf die geheime Rechtspflege der „Schmiergerichte mit ihrem Förschlerverfahren", und ein ganzes Wörterbuch von Schimpfreden wider die Hofleute und Staatsmänner, diese Vorgemachshasen, Steigemänner, Schürzenkrebse, Kuppelpelze, Wettergänse. Zum Schluß rief er: „Gott segne den König, mehre die Deutschheit und verleihe gnädig und bald das Eine was noth thut, eine weise Verfassung."

Was er sich unter der weisen Verfassung dachte, blieb ihm selber dunkel. Das junge Volk aber säumte nicht, im thörichten Absprechen über unverstandene Fragen den Meister noch zu überbieten. Der Cynismus der Turnerei, ihr Haß gegen allen Glanz und allen Adel wurzelte freilich in unausrottbaren Eigenheiten des deutschen Charakters; die Sehnsucht nach der formlosen Einfachheit ursprünglichen Menschenlebens war unserem Volke immer geblieben und hatte sich schon oft, sobald das germanische Blut in Wallung gerieth, in ungestümer Roheit Luft gemacht, so in den grobianischen Schriften des sechzehnten Jahrhunderts und neuerdings wieder in der Zeit der poetischen Stürmer und Dränger. Doch auch der politische Gleichheitsfanatismus der verabscheuten Jakobiner wirkte unbewußt auf die Gedanken der Turner ein. Wenn Buri's „Turnruf" die Eitlen vom Ringplatze hinwegwies mit den Worten: „fort aus der Gleichheit Heiligthum, das Knecht' und Herren haßt," so konnte es nicht ausbleiben, daß junge Hitzköpfe dies Evangelium der Gleichheit kurzerhand auf das politische Leben übertrugen. Waidliche Scheltworte wider die „Schmarotzer, Komödianten, Huren, Pferde und Hunde" der prassenden Höfe gehörten zum Turnerbrauche, und in den Schulstuben vergnügte man sich an einer

Rechenaufgabe, die ein gesinnungstüchtiger teutonischer Lehrer aufgebracht hatte: wenn ein fürstlicher Hof zwei Millionen Thaler kostet, wie viel kosten dreiunddreißig? Manche der schönen Lieder des Befreiungskrieges erhielten jetzt im Frieden einen anderen Sinn; der Volkszorn, den sie aufriefen, wendete sich, nun der fremde Zwingherr gestürzt war, unwillkürlich wider die heimischen Feinde; und bald tauchten neue Gesänge auf, welche offen den Kampf der freien Turnerschaft gegen die Kronen verherrlichten:

> Noch ficht mit der Wahrheit gekrönter Wahn,
> Noch kämpft mit dem Teufel die Tugend . . .
> Der Freiheit Wiege, dein Sarg, Drängerei,
> Wird gezimmert aus dem Baume der Turnerei!

So ward der lautere Enthusiasmus der Jugend für die Einheit des Vaterlandes nach und nach durch radicale Phrasen getrübt. Für die bürgerliche Ordnung stand von solchem Wortschwall wenig zu fürchten; aber die Rechtschaffenheit des heranwachsenden Geschlechts ward gefährdet, wenn das junge Volk also in hochmüthigen Drohungen zu schwelgen begann und ganz verlernte, daß Worte einen Sinn haben.

Den streng militärischen Anschauungen des Königs war die Roheit der Turner von Haus aus verhaßt. Hardenberg dagegen, dankbar und wohlwollend wie er war, vergaß der Verdienste nicht, die sich Jahn in der Zeit der geheimen Rüstungen erworben hatte, und behandelte seine Schrullen mit großer Nachsicht. Eine freundliche Verwarnung konnte er ihm freilich nicht ersparen, als ein Hausvater, der seine Tochter französisch lernen ließ, sich über Jahns Schmähungen beschwerte. Die Wiederholung jener öffentlichen Vorlesungen wurde untersagt; im Uebrigen blieb Jahn unbelästigt und bezog Gehalt aus der Staatskasse. Auch Altenstein erkannte den Nutzen der Turnübungen unbefangen an und beschäftigte sich mit dem Plane ihrer Einführung in die Schulen. Beide Staatsmänner waren bereit, dem Turnvater eine Versorgung, etwa als Landwirth, zu verschaffen; nur für das akademische Amt eines Lektors der deutschen Sprache, das er sich wünschte, fanden sie ihn nicht befähigt.*)

Der erste ernste Angriff auf die Turnerschaft ging von literarischen Kreisen aus. Nach dem Berliner Vorbilde wurden zuerst in Breslau, dann in vielen anderen Städten Turnplätze eingerichtet; Jahns Buch über die deutsche Turnkunst, das er mit seinem Schüler Eiselen herausgab, diente beim Unterricht überall als Leitfaden. Da erhob Steffens seine warnende Stimme gegen die Ausartung der Turnerei, zuerst 1817 in dem Buche: „die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden", nachher in den Caricaturen des Heiligsten und anderen Schriften, und nun begann unter allgemeiner Theilnahme der große Breslauer Turnstreit, einer jener mehr literarischen als politischen Kämpfe, in denen sich die patriotische Leidenschaft

*) Hardenberg an Altenstein, 8. Dec. 1817. Altensteins Antwort, 19. Jan. 1818.

dieser Uebergangszeit zu entladen pflegte. Steffens urtheilte über die fratzenhaften Unarten der Turner allzu hart; seine feine ästhetische Natur verkannte, wie selten ein echter Germane ohne ein vollgerütteltes Maß jugendlicher Roheit zu männlicher Kraft und Haltung gelangt; auch fehlte ihm der behagliche Humor, der doch nöthig war um den ehrenwerthen Kern hinter Jahns Wunderlichkeit herauszufinden. Aber das schwere sittliche Gebrechen der Turnplätze, den heillosen Hochmuth des jungen Geschlechts erkannte er richtig, und die ehrliche Gesinnung des feurigen Redners, der im Frühjahr 1813 die Breslauer Jugend durch Wort und Beispiel begeistert hatte, ließ sich nicht in Abrede stellen. Wackere Männer standen hüben und drüben, Freunde und Brüder gingen im Zorne auseinander. Karl v. Raumer trennte sich von seinem Schwager und Waffengefährten Steffens; sein Bruder Friedrich und dessen Fachgenosse der Historiker Karl Adolf Menzel hielten die Partei des Anklägers. Unter den Vertheidigern der Turnplätze that sich außer dem Pädagogen Harnisch namentlich Passow hervor, der gelehrte Lexikograph. Seine freimüthige aber auch sehr leidenschaftliche Schrift „Turnziel“ stellte der Turnkunst gradeswegs die Aufgabe „der allmählichen Entwicklung zu den höchsten Zielen der Menschheit“; dies sei ein edlerer Zweck als die Ausbildung von „Söldnern und Miethlingen für die Blutbank der Willkür“. Wenn die Alten mit so feierlichem Ernst von der culturfördernden Macht des Recks und des Barrens redeten, dann konnte die Jugend allerdings nicht mehr bezweifeln, daß sich die Welt um sie drehe.

Durch Steffens' Auftreten wurden einige ängstliche Leute in Berlin, welche schon längst unheimliche demagogische Zwecke hinter der Turnerei gewittert hatten, zu neuen Angriffen ermuthigt: der Oberlehrer Wadzeck, der Schriftsteller Scheerer und nicht zuletzt der berüchtigte Cölln, dessen Schmähschrift „die Feuerbrände“ noch von den Zeiten des Tilsiter Friedens her in üblem Andenken stand. Die Gehässigkeit solcher Denunciationen vergiftete nun vollends den unbefangenen Sinn der Jugend. Jahn polterte wider „diese vielköpfige Otter, dies Gezücht, das sich mit Recht Schriftsteller nennt, weil es wirklich Anderer Schriften nachstellt“. Seine Jungen sangen ein Trutzlied mit dem eleganten Wortspiele „nicht zecken und nicht scheeren soll uns ein fauler Bauch“ und nannten die Holzköpfe, die sie auf der Hasenhaide mit dem Ger herunterschossen, Wadzecks. Eine krankhafte, völlig ziellose politische Aufregung nahm auf den Turnplätzen mehr und mehr überhand. Mit Bedauern sah Altenstein diese Wendung. Er wußte, daß der Unwille des Königs täglich zunahm, und schrieb dem Staatskanzler besorgt: „wenn schon das Turnen so mißbraucht und so falsch aufgefaßt wird, so verliert man die Hoffnung auf Größeres, auf die Verfassung u. A.“*) So lange als möglich bewahrte er seine

*) Jahn an Schuckmann, Nov. 1819. Altenstein an Hardenberg, 15. Sept. 1818.

wohlwollende Haltung; erst als das lärmende Treiben der akademischen Jugend die Reaktion entfesselt hatte, brach die Verfolgung auch über die Turnplätze herein. —

---

Die Turnerei ging von Berlin aus, die Wiege der Burschenschaft stand in Thüringen. Und wo hätte auch dieser romantische Studentenstaat so zuversichtlich, so selbstgefällig, so ganz unbekümmert um die harten Thatsachen der Wirklichkeit sein naives Traumleben führen können, wie hier inmitten der gemüthlichen Anarchie eines patriarchalischen Völkchens, das den Ernst des Staates nie gekannt hatte? Unter allen den Unheilsmächten, welche unserem Volke den Weg zur staatlichen Größe erschwerten, steht die durchaus unpolitische Geschichte dieser Mitte Deutschlands vielleicht obenan. Fast alle anderen deutschen Stämme nahmen doch irgend einmal einen Anlauf nach dem Ziele politischer Macht, die Thüringer niemals. Unsere Cultur verdankt ihnen unsäglich viel, unser Staat gar nichts. Schon in den ältesten Zeiten vermochten sie nicht sich ein eigenes Stammesherzogthum zu schaffen. Späterhin unter der Herrschaft seiner Landgrafen errang sich Thüringen zum ersten male einen glänzenden Platz in dem geistigen Leben der Nation, nicht durch die Fülle seiner eigenen Talente, sondern durch eine weitherzige, verständnißvolle Gastfreundschaft, wie sie der centralen Lage des Landes entsprach. Frau Aventiure hielt auf der Wartburg ihren heiteren Hof, und die ritterlichen Sänger aus allen Gauen des Reichs warben mit dem Wohllaut ihrer Reime um die Gunst Hermanns des Milden. Aber an den großen Machtkämpfen jener staufischen Zeiten nahm das liederfrohe Land nur geringen Antheil. Auch als nachher die Wettiner die Herrschaft antraten, blieb Thüringen immer ein Nebenland; der sächsische Rautenkranz verdrängte den alten gestreiften Landgrafenlöwen. Der politische Schwerpunkt der wettinischen Hausmacht lag in der Mark Meißen, im Kurkreise und im Osterlande, und nicht lange, so ward der aufblühende mitteldeutsche Staat wieder zerstört durch jene verhängnißvolle Theilung, welcher die selbstmörderischen Bruderkämpfe der Ernestiner und der Albertiner entsprangen.

Zum zweiten male stieg ein lichter Tag geistigen Ruhmes über Thüringens Bergen empor, als der größte Sohn des Landes unter dem Schutze seiner frommen Fürsten den Kampf für das Evangelium begann und die Burg des ritterlichen Minnesanges die Geburtsstätte der deutschen Bibel wurde. Doch eben diese reiche Zeit entschied auch den politischen Verfall des Landes. Die deutsche Geschichte kennt nur wenige so tragische Schicksalswechsel wie den jähen Zusammenbruch der Ernestinischen Macht; kein anderes unserer fürstlichen Geschlechter hat die Versäumniß großer Stunden so bitter, und die alte Wahrheit, daß die politische Welt dem kühnen Wollen gehört, so schmerzlich empfinden müssen. Als Kaiser

Max die Augen schloß, war Kurfürst Friedrich der Weise das Haupt unseres Fürstenstandes, der Führer der Reformpartei im Reiche, und es lag in seiner Hand, der Nation ein deutsches, ein evangelisches Kaiserthum zu schaffen; er aber wies die Krone zurück, denn „die Raben wollen einen Geier haben". Seinen beiden Nachfolgern bot eine seltene Gunst des Glückes wieder und wieder die Gelegenheit das Versäumte nachzuholen. Auf jedem Reichstage blickte das Volk erwartungsvoll nach dem Pfauenfederhelmbusch der Ernestiner. Bei dem Protest von Speyer, bei der Uebergabe der Augsburger Confession, überall wo es nur gilt ein Zeugniß abzulegen für das Wort Gottes, da stehen sie „wohl auf dem Plan" und bewähren ihren ehrenfesten Wahlspruch: „gradaus giebt einen guten Renner." In ihrem Lande bildet sich die erste evangelische Landeskirche, unzertrennlich verwächst ihr Name mit allen großen Erinnerungen des Protestantismus. Doch über die passiven Tugenden der Standhaftigkeit und Treue reicht ihre Begabung nicht hinaus. Der einzige Entschluß, der retten kann, der Entschluß zum offenen Kampfe wider die spanische Fremdherrschaft wird in gewissenhafter Bedachtsamkeit und träger Thatenscheu verschoben und verschoben, bis endlich die beispiellose politische Unfähigkeit des phlegmatischen Zauderers Johann Friedrich der überlegenen Staatskunst der Habsburger und der Albertinischen Vettern kläglich erliegt.

Kaum ein Menschenalter nach jener kleinmüthigen Entsagung Kurfürst Friedrichs bekommen seine Enkel selber die scharfen Fänge des hispanischen Geiers zu spüren; der Kurhut mitsammt den alten wettinischen Stammlanden geht an die Albertiner verloren, und die Vormacht der deutschen Protestanten trägt aus dem schmalkaldischen Kriege statt der Lorbeeren des Helden nur die Märtyrerkrone des Bekenners davon. Ein unheimlicher Anblick, wie die gedemüthigte glorreiche Dynastie nunmehr, nach einem schwächlichen Versuche der Wiedererhebung, sich so gelassen in die neuen kümmerlichen Verhältnisse findet und, jedes politischen Gedankens baar, ganz befangen in kleinbürgerlichen Hausvatersorgen, die geretteten Trümmer ihrer alten Macht durch eine endlose Reihe von Theilungen und Mutschirungen so lange zerstückelt, bis sie schließlich auf die unterste Stufe des deutschen Fürstenstandes hinabsinkt. Auch die in Thüringen abgefundenen Nebenlinien der Albertiner verfallen der gleichen Verblendung. Immer neue Linien entstehen und verschwinden wieder, die thüringischen Lande sind in ewiger Bewegung wie die walzenden Grundstücke einer Dorfflur; in anderthalb Jahrhunderten wechselt die Herrschaft Römhild fünfmal ihren Herrn, mit jeder neuen Theilung verwirren und verfitzen sich die Grenzen, in Ruhla scheidet ein Bach mitten in der Dorfstraße weimarisches und gothaisches Gebiet, und der Jenenser Student kann auf einer kurzen Nachmittagswanderung leicht mit der Polizei von drei oder vier Landesherren in Händel gerathen.

So ward Thüringen neben Schwaben das gelobte Land des deutschen Kleinlebens. Als der moderne Staatsgedanke endlich auch in diesen Hausherrschaften erwachte, als Ernst August von Weimar die Primogenitur-Ordnung einführte und die Ernestinischen Vettern allmählich, Meiningen erst im Jahre 1801, dem guten Beispiele folgten, da war die Zertrümmerung schon vollendet, und die Kleinstaaterei zeigte sich hier lebenskräftiger als im Südwesten, weil sie ausschließlich in den Formen weltlicher Fürstenherrschaft erschien. Zur Zeit des Friedensschlusses vertheilten sich die 700,000 Menschen, welche das kleinfürstliche Thüringen — mit Ausschluß der preußischen und hessischen Gebiete — bewohnten, unter fünf sächsische Häuser, zwei Schwarzburg und drei Linien Reuß, von denen die Bundesakte leider nur zwei anerkannte. Und diese neun oder zehn Staaten standen einander als souveräne Mächte, völlig selbständig gegenüber; an gemeinsamen Institutionen besaßen sie nichts als die Universität, die von den fünf sächsischen durchlauchtigsten Nutritoren unterhalten wurde, und das neue Jenenser Oberappellationsgericht. Dem Volke kam wohl zuweilen eine Ahnung von der Jämmerlichkeit dieser Zustände. In der Gegend von Roth, zwei Stunden von Hildburghausen, sang man das Lied:

Hildburghäuser Gebot
Langt bis Roth;
Da hat's a Krümm
Und kehrt wieder üm.

Im Grunde fühlte man sich doch glücklich in dieser traulichen Enge, wo Fürstengnade und Vetterngunst jedem halbwegs brauchbaren Menschen den Lebensweg so behaglich ebneten; die häusliche Tugend der wackeren Ernestinischen Betefürsten stand dem Volke näher als die dämonische Gestalt jenes Bernhard von Weimar, der einmal doch mit dem Schmettern seines Schwertes die eintönige Idylle dieser Landesgeschichte unterbrach. Niemals, auch nicht in der Fieberhitze des Jahres 1848, haben die Thüringer ernstlich an die Mediatisirung ihrer kleinen Herren gedacht.

Wie überall in Mitteldeutschland drängte sich auch hier eine bunte Mannichfaltigkeit volksthümlicher Sitten und Bräuche auf engem Raume zusammen. Der einsame Rennsteg auf dem Kamme des Thüringer Waldes, vor Zeiten der Grenzweg zwischen Thüringen und Franken, bildete noch immer eine scharfe Stammesscheide: südwärts der stark fränkisch gefärbte hennebergische Dialekt und das rein süddeutsche Volk im Coburgischen, nördlich das eigentliche Thüringen zwischen Saale und Werra, und von diesem wieder verschieden das mit slavischen Elementen gemischte Volksthum östlich der Saale. Auch in den neuen, so spät und zufällig entstandenen dynastischen Gebieten bildete sich bald ein zäher Partikularismus aus, harmlos und philisterhaft, doch immerhin stark genug um jede Aenderung zu erschweren. Alle guten Meininger

fühlten sich beglückt, als ihr händelsüchtiger Herzog Anton Ulrich, um den Vettern in Weimar und Gotha das erhoffte Erbe zu entziehen, noch in seinen sechziger Jahren eine zweite Ehe schloß und dann aus eitel Bosheit noch acht Kinder erzeugte. Gotha und Altenburg, lange unter einem Herzogshute vereinigt, behaupteten sich unerschütterlich als zwei selbständige Staaten, erkannten nicht einmal gegenseitig ihre Münzen an; und nur der Willenskraft Karl Augusts gelang es nach schweren Kämpfen die drei Fürstenthümer Weimar, Jena und Eisenach zu einem Gesammtstaate zu vereinigen. Die natürliche Hauptstadt des Landes, Erfurt, hatte unter der Herrschaft des Mainzer Krummstabs immer eine Sonderstellung in ihrer protestantischen Umgebung eingenommen und führte nachher, seit dem Untergange ihrer Universität das stille Dasein einer Festungs- und Beamtenstadt.

So rieselte das politische und geistige Leben in dünnen Bächlein zertheilt dahin. Unter den größeren Städten fand sich fast keine, die nicht einmal einem fürstlichen Hause zum Wohnsitz gedient hätte; aber keine dieser winzigen Residenzen kam aus der Dürftigkeit lakaienhafter Kleinstädterei hinaus. Ueberall die Ansätze eines reicheren geistigen Schaffens, kleine Sammlungen und gemeinnützige Anstalten, sieben öffentliche Bibliotheken nahe bei einander, nirgends etwas Ganzes und Großes. Das Land war mit Schlössern, Parks und Wildgehegen übersäet wie kein anderer Gau im schlösserreichen Deutschland. Manche dieser Fürstensitze blieben dem Volke durch bedeutsame Erinnerungen theuer, so die Wartburg und der vielumkämpfte Friedenstein, so Altenburg, die Stätte des Prinzenraubes, so die Feste Coburg, wo Luther sein Asyl gefunden, und die Fröhliche Wiederkunft, wo Johann Friedrich beim edlen Waidwerk sich von den Aengsten der spanischen Haft erholt hatte. Viele andere aber erzählten nur von den possirlichen Schrullen eines unbeschäftigten Kleinfürstenstandes, der mit seiner Zeit und Kraft nichts anzufangen wußte: hier hatte einer der Schwarzburgischen Günther seiner Gemahlin zum Possen in den Waldbergen der Hainleite das Jagdschloß „der Possen“ erbaut, dort Christian von Weißenfels zur Verewigung seiner Cäsarengröße sein eigenes Conterfei erst dreimal in riesigen Reliefs an den rothen Felsmauern der Weinberge des Unstrutthals, umgeben von Vater Noah und herbstenden Winzern, dann noch einmal als vergoldetes Reiterstandbild auf dem Freiburger Markte aushauen lassen.

Unterthänige Federn nannten das anmuthige Land einen von Fürstenhänden gepflegten Garten Gottes; in Wahrheit blieb die treufleißige Sorgsamkeit der kleinen Landesväter bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein sehr unfruchtbar. Die Geister verknöcherten unter der langjährigen Herrschaft des harten Lutherthums. Einzelne Fürsten, wie Ernst der Fromme von Gotha, verstanden wohl ein kräftiges kirchliches Leben zu wecken, den meisten war die Theologie nur ein geistloser Zeit-

vertreib; glücklich der Hof, der unter seinen Prinzen einen „durchlauchtigen achtjährigen Prediger“, wie Wilhelm Ernst von Weimar, aufweisen konnte. Späterhin drangen mit der weltlichen Bildung auch viele Sünden des höfischen Absolutismus ein. Grobe Sittenlosigkeit war unter den ehrbaren Ernestinern selten, aber die Soldatenspielerei und der Menschenverkauf nahmen arg überhand, und der allwissende Bevormundungseifer der neuen fürstlichen Vollgewalt verstieg sich in dieser kleinen Welt oft bis zum Aberwitz. Noch im fridericianischen Zeitalter erfand Ernst August von Weimar die berühmten mit kabbalistischen Zeichen bemalten Feuerteller, welche in die Flammen geworfen jeden Brand sofort ersticken sollten, und zwang alle seine Gemeinden zur Anschaffung dieses Löschgeräths.

Erst durch Karl August kam wieder ein freierer Zug in das thüringische Leben. Zum dritten male ward die Mitte Deutschlands der warme Heerd unserer nationalen Cultur. Wieder wie in den Tagen Hermanns des Milden rief eine hochherzige Gastfreundschaft die Helden deutscher Dichtkunst aus Nord und Süd herbei, und herrlicher als einst der Ruhm der Wartburg leuchtete jetzt der Name der kleinen Stadt an der Ilm:

> O Weimar, dir fiel ein besonder Loos,
> Wie Bethlehem in Juda klein und groß!

Und es war wirklich „vortheilhaft, den Genius bewirthen“, wie Goethe seinem fürstlichen Freunde gesagt. Denn obwohl die großen Gäste Thüringens der ganzen Nation angehörten und in ihrer kleinen Umgebung niemals völlig heimisch wurden, so ließen sie doch der Landschaft, die sie so traulich aufgenommen, das Gastgeschenk des Genius zurück. In der kurzen Blüthezeit der Universität Jena wuchs eine neue Generation von tüchtigen Lehrern und Beamten auf. Die meisten der kleinen Höfe und ein großer Theil des Adels suchten nach dem Maße ihrer Kräfte mit der jungen Literatur Schritt zu halten; wie oft ist Goethe zu dem gothaischen Minister Frankenberg hinübergefahren um sich in der guten Schmiede zu Siebeleben an geistreicher Geselligkeit zu erfreuen. In Gotha lehrten zur Zeit des Wiener Congresses Döring, Rost und Wüstemann am Gymnasium, Stieler begann seine kartographischen Arbeiten und bald nachher schlug Perthes dort seine große Buchhandlung auf. Auch dem Ansehen des Ernestinischen Hauses in der Welt brachte die Wirksamkeit des großen menschlichen Fürsten, wie Humboldt ihn nannte, bleibenden Gewinn; die halbvergessene ruhmreiche Dynastie gewann sich von Neuem die dankbare Liebe der Nation und sühnte in der edelsten Weise die noch immer nicht verschmerzten Schläge des schmalkaldischen Krieges.

Die unausrottbaren Gebrechen der Kleinstaaterei konnten freilich durch den literarischen Ruhm nicht geheilt werden. Ueber die altständischen Verfassungen dieser kleinen Territorien gingen die Stürme der napoleonischen Kriege spurlos dahin; selbst Herzog August von Gotha, der ein-

gefleischte Bonapartist, wagte seine Herren Stände nicht anzutasten. Der Adel war von dem Bürgerthum durch Kastenstolz und mannichfache Privilegien scharf getrennt, obwohl er sich weder durch reichen Besitz noch durch historischen Ruhm auszeichnete. Im Gothaischen Landtage spielten die beiden Bürgermeister eine traurige Rolle neben der stolzen Grafencurie, die aus dem einen Vertreter des Hohenlohischen Hauses bestand, und der dichten Schaar der Ritterschaft: wer einen Antheil an einem Ritterlehen besaß war Landstand, so daß einst zweiundzwanzig Wangenheime auf einmal erschienen. Auch der sprichwörtliche Jammer des thüringischen Heerwesens war unverändert geblieben. Noch erzählte sich das Volk gern von den Schrecken des Wasunger Kriegs: wie damals die Gothaer und die Meininger in dem thüringischen Abdera Wasungen feindlich auf einander gestoßen und beide Kriegsheere mehr vorsichtig als heldenmüthig von dem wichtigen Platze wieder abgezogen waren. Aber auch in den ernsten Kriegen der jüngsten Zeit hatte sich die Hilflosigkeit dieser Kleinstaaterei ebenso tragikomisch gezeigt. Im siebenjährigen Kriege stellte der Herzog von Gotha einige Bataillone gegen englische Subsidien in das Heer Ferdinands von Braunschweig, während sein Reichscontingent gegen Preußen focht; im Jahr 1813 stand ein Theil der Weimarischen Truppen beim Yorkschen Corps, ein anderer unter Napoleons Fahnen. Durch das Machtgebot des Imperators war endlich einige Ordnung in das Gewirr dieser winzigen Contingente gekommen; mehrere der allerkleinsten hatte er, ohne alle Ehrerbietung für den Unterschied des Rudolstädter und des Sondershäusener Nationalcharakters, in einem anonymen Bataillon des Princes untergesteckt. Nach dem Kriege aber wurde der größte Theil der Truppen zur Freude des Volks wieder entlassen. Für den Schutz des Landes mochte Preußen sorgen. Die friedfertigen Thüringer erfreuten sich lieber an dem herrlichen Anblick der gothaischen Gardereiter, die mit breiten Schlachtschwertern, mit hohen Reiterstiefeln und klirrenden Sporen einherstolzirten; es waren biedere Handwerker, die gegen billigen Tagelohn das Waffenhandwerk als Reihedienst besorgten und bei der Ablösung die Uniformen der Abmarschirenden anzogen; Pferde waren dieser Reiterei ebenso unbekannt wie den gleich prächtigen weimarischen Husaren. Zum Ueberfluß besaß Gotha eine Festung auf dem Gipfel des einen der Drei Gleichen; drohend blickten die vier Feuerschlünde der Wachsenburg nach den beiden anderen Gleichen hinüber, welche ihr neuer Landesherr, der König von Preußen, leichtsinnigerweise unbefestigt ließ.

Auch für die Förderung des Verkehrs reichten die dürftigen Mittel nirgends aus, da der Ertrag des reichen Kammerguts großentheils für den Unterhalt der Höfe verwendet wurde. Alle Welt lachte über den scheußlichen Zustand der gothaischen Landstraßen, Niemand herzlicher als die preußischen Zollbeamten bei Langensalza; denn regelmäßig pflegten die Frachtwagen dicht vor dem preußischen Schlagbaum in dem berüchtigten

Henningslebener Loche stecken zu bleiben oder umzuwerfen, also daß das Zollgeschäft mit Sicherheit und Gemüthsruhe besorgt werden konnte. Auf der Leipzig-Frankfurter Straße erhob der weimarische Geleitsreiter unerbittlich das Geleitsgeld, obgleich die Fuhrleute seit unvordenklicher Zeit nicht mehr von geharnischten Reisigen begleitet wurden. Die mit grundherrlichen Gefällen stark belasteten Bauern führten ihre Wirthschaft noch ganz nach der Urväter Weise; nur des heiligen Reiches Gärtner, die Erfurter, behaupteten den alten Ruhm ihrer kunstvollen Blumenzucht. Ueberall trieb der Gemeindehirt noch das gesammte Vieh des Dorfes, Pferde, Rinder, Ziegen und Gänse bunt durch einander, auf die unvertheilte Gemeinheit. Der Gewerbfleiß arbeitete ausschließlich für den bescheidenen Bedarf der nachbarlichen Kundschaft; fast allein die Strümpfe von Apolda und die Sonneberger Waaren, die niedlichen Spielsachen der Hausindustrie der Walddörfer, gelangten in den großen Weltverkehr. In harmloser Fröhlichkeit, liederlustig wie die Singvögel, die in keinem Hause droben auf dem Walde fehlen durften, unendlich genügsam trieben die kleinen Leute ihr bescheidenes Tagewerk, zufrieden wenn sie sich dann und wann auf dem Tanzboden bei dünnem Bier oder sauerem Naumburger Weine erholen konnten. Der gutmüthige Rationalismus, der in den gebildeten Ständen vorherrschte und an dem Gothaer Superintendenten Bretschneider einen gewandten Wortführer fand, störte das Volk wenig in seinen naiven religiösen Gefühlen; Bonifacius, der Apostel Thüringens war noch unvergessen, das Bild Luthers mit dem Schwane hing in unzähligen Kirchen, einzelne abgelegene Gemeinden auf dem Walde hatten sich auch noch die feierliche alte lutherische Liturgie mit ihren Chorknaben und weißen Priestergewändern bewahrt.

Von seinen Fürsten verlangte das Volk vor allem Leutseligkeit. Wie fühlte man sich geehrt, als der Meininger Herzog bei der Taufe seines Erbprinzen sein ganzes Land zu Gevatter bat und dem Kleinen die verheißungsvollen Namen Bernhard Erich Freund beilegte; als aus diesem Prinzen ein sehr wackerer kleiner Landesherr geworden war, da pflegte er am Geburtstage seiner Gemahlin in den anmuthigen Gärten des Altensteins ein Volksfest zu veranstalten, wobei jeder Mann die Herzogin um einen Tanz bitten durfte. Dafür ertrug man auch in Demuth die Narrenstreiche der Kleinstaaterei. Im Jahre 1822 starb der letzte regierungsfähige Sproß des Hauses Gotha-Altenburg, und die Stammesvettern rüsteten sich schon auf die neue Theilung. Da holte der Minister Lindenau plötzlich den unzweifelhaft blödsinnigen Prinzen Friedrich herbei und ließ ihm als Herzog huldigen, obgleich es schwer fiel den armen Kranken während der feierlichen Handlung ruhig auf dem Throne festzuhalten. So wurde dem Reiche Gotha-Altenburg sein Dasein noch um vier Jahre verlängert; die Gothaer aber freuten sich ihres blödsinnigen Landesvaters und mehr noch des Aergers der enttäuschten Nachbarhöfe.

An der lächerlichen Großmannssucht seiner freundlichen Dynasten nahm das kleinlebige Volk keinen Anstoß. Im Gothaer Wappen prangten die Schilde von dreiundzwanzig Herzogthümern, Fürstenthümern und Grafschaften; die Schwarzburger führten sogar den Doppeladler, noch von den Zeiten des Gegenkaisers Günther her, und ließen selbst die Warnungstafeln in dem herrlichen Wildpark des Schwarzathals mit blauen Lettern auf weißem Papier bedrucken, damit der Unterthan seiner Landesfarben nicht vergäße. Wie dort Alles blauweiß, so prangte in den Landen der Reußischen Fürsten Alles schwarzrothgelb. Auch dieses kleine vogtländische Herrengeschlecht hatte einst auf den Höhen der Geschichte gestanden, als die beiden gewaltigen Heinrich von Plauen, die finsteren Helden des Deutschen Ordens, die Verzweiflungskämpfe gegen die Polen führten; in der langen Zeit seitdem war sein Dasein der Welt freilich nur selten bemerkbar geworden. Alle diese kleinen Dynasten dünkten sich im Vollgenusse der neuen Souveränität jedem Könige der Erde gleich; in Wahrheit blieb ihre Stellung unter den deutschen Fürsten recht bescheiden. Als einer von ihnen einst seine Blicke zu der Tochter eines größeren Fürstengeschlechts zu erheben wagte, erbat er sich erst von König Friedrich Wilhelm den rothen Adlerorden, „um am großherzoglichen Hofe einen günstigeren Eindruck zu machen“, und ließ sodann durch General Lestocq, den gemeinsamen Vertreter der kleinen Thüringer in Berlin einen kühn entworfenen diplomatischen Feldzug beginnen; aber obwohl der Gesandte sein Bestes that, erlangte sein junger Souverän schließlich doch nur den Orden, nicht die Hand der Prinzessin.*) —

Seltsame Laune des Schicksals, daß grade Karl August in diese Welt der Kleinheit, wo alle Geschichte sich in Anekdoten auflöste, verschlagen wurde. Wie stürmisch hatte es einst in ihm gekocht und getobt, als er in früher Jugend schon die Herrschaft antrat und nun sogleich Goethe und Herder berief, die französischen Formen des Hoflebens sprengte, mit fridericianischem Eifer in die Rechtspflege, das Schulwesen, den Landbau fördernd eingriff, alle die Keime einer freieren Bildung, welche seine edle Mutter Anna Amalia in ihrer langen vormundschaftlichen Regierung gelegt, zur fröhlichen Entfaltung brachte und bei Alledem doch nicht seinen Frieden fand. Verwundert blickte das Volk auf den genialischen Uebermuth des Weimarischen Musenhofes, und alle die Lästerzungen des deutschen Parnasses, die ihre großen Genossen um das warme Nest beneideten, wußten nicht genug zu erzählen von dem unsteten Treiben des jungen Herzogs, wie er bald auf wilden Gelagen und glänzenden Maskenfesten die Nächte durchraste, bald auf der Ettersburg vor den Laub-Coulissen des Gartentheaters saß und den Dramen seines Freundes lauschte, bald wieder hinausjagte in tollem Ritt über Gräben und Hecken oder mit den

*) Frankenbergs Berichte, Berlin 13. Nov. 1827 ff.

Bauerdirnen auf der Dorfkirchweih „mieselte“ und dann wieder tagelang in der Borkenhütte seines Parks sich vergrub, allein mit der unendlichen Sehnsucht seines Herzens. Was ihn damals so rastlos umhertrieb war nicht blos die natürliche Ungeduld vollsaftiger Jugend, sondern der unbefriedigte Ehrgeiz eines thatenfrohen Geistes, dem das Schwerste grade leicht genug schien, der die Unwahrheit einer Fürstenwürde ohne Macht bitter empfand

> und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
> mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.

„Mit Hilfe Goethes und des guten Glücks“ hatte er dann doch gelernt sich in sein enges Schicksal zu fügen und im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu sammeln.

Seit vierzig Jahren verehrte ihn die Nation als den menschlich größten unter den Mäcenaten der neuen Geschichte. Jene berechnende Klugheit kaufmännischer Dynastenpolitik, die bei der Kunstliebe Lorenzos von Medici doch mitwirkte, war dem Erben des alten stolzen Ernestinerhauses völlig fremd. Wenn er mit sicherer Menschenkenntniß aus den Talenten der deutschen Literatur die besten und größten um sich versammelte, so leiteten ihn allein der lautere Idealismus eines unendlich empfänglichen Geistes, der das ganze Gebiet menschlichen Erkennens und Bildens mit freudigem Verständniß umfaßte, und eine glühende Begeisterung für den Ruhm der Nation. Sein Ehrgeiz war, wie er noch im Alter bei der Erneuerung seines Hausordens aussprach, „daß auf eine gründliche und des Ernstes des deutschen Nationalcharakters würdige Weise sich Licht und Wahrheit verbreite“. Sein lebendiges, durch ernste Studien geschultes Naturgefühl schätzte in der Kunst nur das Naive, das Einfache, das Vaterländische; alle Mystik, alle gesuchte Künstelei war ihm verhaßt, und wenn sie auch mit so prächtigen Gewändern auftrat wie in Schillers Braut von Messina. Aber niemals hätte er sich vermessen den Genius zu gängeln; frei und unbekümmert sollte die deutsche Kunst sich ihre Wege finden, so wie er selber durchs Leben ging, freimüthig, derb, formlos, kräftig in Allem, selbst in den Verirrungen seiner ungebändigten Sinnlichkeit, ein rastlos strebender Geist, der jeden mißlungenen Versuch hochherzig vergaß um sogleich wieder an ein neues Unternehmen zu schreiten. Nur eine so ursprüngliche Natur konnte sich fünfzig Jahre lang neben Goethe in sorgloser Selbständigkeit behaupten. Er wußte wohl, was er dem Freunde dankte, wenngleich Augenblicke der Entfremdung kamen, und blickte bewundernd zu ihm auf; doch er fand es „possirlich wie dieser Mensch immer feierlicher wurde“ und ließ sich durch das umständliche Wesen des Alternden in seiner eigenen fröhlichen Ungebundenheit nicht stören. Auf den ersten Blick mochte man den stämmigen Mann wohl für einen schlichten Jäger halten, wenn er in seiner alten grünen Pikesche und der Soldatenmütze, die Cigarre im Munde, mit seinen Hunden durch

den Park schritt; doch über der hohen Stirn, den großen Augen und den breiten Ernestinischen Kinnladen lag ein eigenthümlicher Ausdruck selbstbewußter Hoheit, und wer ihm näher trat fühlte bald, daß hier ein geborener Fürst stand, der sich durch eigene Kraft auf den Höhen der Menschheit behauptete. Als er im Alter sich eine Zeit lang in Mailand aufhielt, da erinnerte er die Italiener lebhaft an die großen Fürstengestalten ihres Cinquecento und sie nannten ihn il principe uomo.

Aber pflichtgetreuer als die Visconti und die Sforza wußte er mit der Lust am Schönen den stillen Fleiß des sorgsamen Landesherrn zu verbinden; kein Geschäft der Verwaltung war ihm zu gering, und niemals hat sein kleines Land unter dem Glanze des kunstsinnigen Hofes gelitten. Es ist seine historische Größe, daß er die vorherrschende Richtung zweier Zeitalter, den literarischen Idealismus des achtzehnten, den politischen des neunzehnten Jahrhunderts mit freiem Sinne erkannte und, wie Niemand sonst unter den Zeitgenossen, beiden gerecht zu werden verstand. Das Verständniß für den Staat hatten ihm schon in der Jugend seine Lehrer geweckt, erst Graf Görtz, der eifrige diplomatische Gehilfe Friedrichs des Großen, dann Wieland, der einzige unter unseren Classikern, der den Wendungen der Tagespolitik mit reger Theilnahme folgte; und mit derselben glücklichen Sicherheit des Urtheils, die ihn die echten Helden deutscher Kunst erkennen ließ, wendete er sich auch in der Politik dem Wahren, dem Lebendigen zu. Auf Preußen standen alle seine Hoffnungen, als er seine kühnen Pläne für den Fürstenbund schmiedete; mit Preußen dachte er im Jahre 1806 zu stehen oder zu fallen. Auf dem Rückzuge nach der Jenaer Schlacht sagte er einmal, am Wachefeuer auf einer Trommel sitzend, gelassen zu den Kameraden: „Herzog von Weimar und Eisenach wären wir nun einstweilen gewesen.“ Erst auf das ausdrückliche Verlangen des Königs verließ er die Armee und schloß seinen Frieden mit dem Imperator. Jahre lang war er dann im Stillen thätig um den Befreiungskampf vorzubereiten.

Als er nun auf dem niederländischen Kriegsschauplatz nochmals seine Kriegerpflicht erfüllt hatte und endlich tief verstimmt von den Enttäuschungen des Wiener Congresses heimkehrte, da erschien ihm die Ausführung des Art. 13 als ein Gebot der Ehre und der Klugheit. Nicht als ob er eine Vorliebe für die neuen liberalen Theorien gehegt hätte. Die französische Revolution ließ ihn von Haus aus kalt, weil die Unsittlichkeit dieser Klassenkämpfe sein gesundes Gefühl abstieß: „die Unterdrücker unterdrücken ihre alten Beherrscher, nicht das mindeste Moralische liegt dabei zu Grunde.“ Aber er verstand die Zeit, er wußte, daß sie der constitutionellen Formen nicht mehr entbehren konnte, und was konnte er, der die Furcht nie gekannt, von einem kleinen Landtage besorgen? Wohl mochte er hoffen, durch sein Beispiel einzelne Aengstliche unter den kleinen Fürsten zu einem nothwendigen Entschlusse zu ermuthigen; doch nichts lag seinem klaren

Kopfe ferner als die Selbstüberhebung der Kleinstaaterei. Selbst die Huldigungen der ersten Dichter der Epoche hatten einst seinen ruhigen Stolz nicht zur Eitelkeit verführt; wie sollte er jetzt sich bethören lassen von den überschwänglichen Lobsprüchen der liberalen Zeitungen, welche sein Weimar als die Wiege deutscher Kunst und Freiheit zugleich feierten? Schlicht und recht, aus Pflichtgefühl und ehrlichem Vertrauen gewährte er seinem Völkchen was er für unvermeidlich hielt.

In sein Staatsministerium hatte er eine ganze Reihe tüchtiger Männer berufen, fast zu viel Talente für den kleinen Staat. Da saß neben Goethes Stuhl, der schon seit Jahren leer blieb, des Dichters Freund, der alte Voigt, ein edler, fein gebildeter Mann, der gleich seinem Freunde die Fremdherrschaft lange als eine unentrinnbare Nothwendigkeit betrachtet hatte, jetzt aber, glücklicher als jener, sich hoffnungsvoll der neuen Freiheit freute; dann Fritsch, schon der Dritte aus der langen Reihe trefflicher Geschäftsmänner, welche diese Leipziger Juristenfamilie in den Dienst der sächsischen Häuser stellte, auch er ein Stück Poet, wohl angesehen in der literarischen Welt; dann der neuberufene geistreiche Deutsch-Russe Graf Edling; endlich der beste politische Kopf unter Allen, der Lausitzer Gersdorff, der schon auf dem Wiener Congresse immer an Humboldts Seite gestanden hatte und dann während einer langen politischen Laufbahn keinen Augenblick irre ward an dem Glauben, daß „Preußen die deutsche Nationalität wiedergeboren habe und der Grundstein sei zu einem künftigen Deutschland“. Auf Gersdorffs Rath entschloß sich der Großherzog die Verfassungsarbeit unverzüglich in Angriff zu nehmen.

Im April 1816 traten die alten Stände mit einigen Abgeordneten der neu erworbenen Landestheile zu einem Landtage zusammen; schon am 5. Mai wurde das neue, von dem Jenenser Professor Schweitzer redigirte Grundgesetz unterzeichnet, und der Präsident des Landtags feierte in herzlicher Dankrede die beste Tugend des deutschen Kleinfürstenstandes: „noch immer fanden wir in diesem hohen Hause das altfürstliche Gemüth, das Jedem wohl will, auch den Geringsten nicht unwerth achtet.“ Die liberale Presse frohlockte und erging sich in behaglichem Selbstlobe: wenn der fürstliche Freund Schillers und Goethes als der Bahnbrecher verfassungsmäßiger Freiheit auftrat, dann war doch sonnenklar erwiesen, daß nur rohe Naturen der constitutionellen Heilswahrheit widersteben konnten. Ein Jahr nachher tagte der erste constitutionelle Landtag der deutschen Geschichte in einem der drei Dornburger Schlösser, die von steiler Felswand über Rebenhänge und Gartenterrassen auf das malerische Saalethal herabschauen. Hier in der ländlichen Stille, wo Goethe so oft das Glück der Dichtereinsamkeit gesucht hatte, spielte sich die erste parlamentarische Idylle der Kleinstaaterei gemüthlich ab. Der Großherzog hatte mit glücklichem Takt zwischen dem alten Ständewesen und dem neuen Repräsentativsysteme einen Mittelweg eingeschlagen und der Ritterschaft, den Städten, den Landgemeinden besondere Vertreter

gewährt, aber die sämmtlichen 31 Abgeordneten bildeten eine einzige Versammlung und galten als Vertreter des ganzen Landes. Die Verhandlungen verliefen keineswegs leicht, Schritt für Schritt mußte die Regierung mit der Topfguckerei und der naiven Unerfahrenheit der Volksvertreter ringen; endlich verständigte man sich doch, und da Alles hinter verschlossenen Thüren vorging, so konnten die Zeitungen ihren Lesern ungescheut Wunder erzählen von der unbegreiflichen politischen Weisheit dieses Mustervölkchens, das unter je 1500 erwachsenen Männern einen staatsmännisch gebildeten Abgeordneten besaß. Manche glückliche Reform, die ohne den Landtag unmöglich gewesen, kam jetzt zu Stande; so wurde (1821) an der Stelle von 49 wunderlichen alten Steuern eine Einkommensteuer mit Fassion eingeführt, eine in Deutschland noch unerhörte Neuerung. Mancher andere heilsame Vorschlag scheiterte freilich, weil die philisterhafte Aengstlichkeit der Landstände den freien Gedanken ihres Fürsten nicht zu folgen vermochte; die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen konnte Karl August schlechterdings nicht durchsetzen. Im Ganzen fühlte sich das Land wohl, und schon 1818 erhielt auch Hildburghausen eine Verfassung nach weimarischem Muster.

Nur Goethe betrachtete die neuen Institutionen mit stillem Mißbehagen und sah darin nichts als das vorwitzige Dreinreden Unberufener; der Abscheu gegen jeglichen Dilettantismus lag dem Meister zu tief im Blute. Als er einmal einen Trinkspruch zum Landtagsfeste nicht umgehen konnte, erinnerte er die Volksvertreter patriarchalisch an ihre Familienpflichten:

> Ein Jeder sei in seinem Hause Vater,
> So wird der Fürst auch Landesvater sein.

Und als sie gar ihm selber Rechenschaft abverlangten wegen der 11,000 Thaler, die er seit einem Menschenalter alljährlich für Kunst und Wissenschaft auszugeben hatte, da beschloß der alte Herr ein Exempel zu statuiren, diktirte seinem Schreiber drei Worte und drei Zahlen — Einnahme, Ausgabe, Kassenbestand — setzte majestätisch seinen Namen darunter und sendete den Zettel dem Landtage. Die Entrüstung war groß. Bei ruhiger Ueberlegung kam es den wackeren Vertretern von Neustadt, Kaltennordheim, Gerstungen doch selbst sonderbar vor, daß sie die Antiken- und Bücher-Einkäufe Goethes im Einzelnen prüfen sollten, und so entschlossen sie sich zu einer That constitutioneller Selbstverleugnung, welche in der pedantischen Geschichte des deutschen Parlamentarismus einzig dasteht: der Buchstabe der Verfassung ward der Pietät geopfert, die dreizeilige Rechnung stillschweigend genehmigt. —

Im Schatten der neuen Preßfreiheit wuchs nun in Weimar und Jena urplötzlich ein ganzes Heer politischer Zeitschriften auf, eine schlechthin bodenlose Publicistik, wie sie nur in diesem gelehrten Volke entstehen konnte, und doch eine Macht, denn mit ihr begann der verhängnißvolle

Einbruch des Professorenthums in die deutsche Politik. Luden hatte schon während des Krieges seine Nemesis gegründet, zunächst zur Bekämpfung der Fremdherrschaft, und fügte jetzt noch ein Staatsverfassungs-Archiv hinzu; dann folgten Okens Isis und das Weimarische Oppositionsblatt; Bran begann die Fortsetzung der alten Archenholtzischen Minerva; der aus Heidelberg vertriebene Jurist Martin brachte seinen Neuen rheinischen Merkur mit nach Jena; Ludwig Wieland, der warmherzige, federgewandte Sohn des Dichters, gab einen „Volksfreund“ heraus, der zur Beruhigung der polizeilichen Seelenangst seinen staatsgefährlichen Namen bald ablegte und als „Patriot“ weiter erschien. Und diese Ueberfülle journalistischer Thätigkeit drängte sich in zwei kleinen Städten zusammen, in einer rein literarischen Luft, wo schlechterdings nichts an den Ernst des Staatslebens erinnerte, wo die Presse weder zuverlässige Nachrichten über den inneren Zusammenhang der Tagesereignisse erhielt, noch an einer politischen Partei oder einem wirthschaftlichen Interesse irgend einen Rückhalt fand. In glücklicher Unkenntniß der wirklichen Welt konnte hier der reine Doctrinarismus sich seiner „Ueberzeugung“ erfreuen und mit der Miene der Unfehlbarkeit seine Kathedermonologe halten. Alle diese Blätter erhoben den Anspruch, der ganzen Nation als Lehrer zu dienen, denn es war der Stolz des Professors, daß die praktische deutsche Einheit allein in den Universitäten sich zeigte; und da nun das freie Wort, das an der Ilm und Saale erklang, den Argwohn der Höfe erweckte, die gesammte reaktionäre Partei, wie Luden sagte, ihre Blicke angstvoll auf die Höhen des schönen Thüringens richtete, so schwoll das Selbstgefühl der akademischen Publicisten bald bedenklich an, und sie meinten alles Ernstes, ihr deutsches Athen bilde den Mittelpunkt der nationalen Staatskunst. Von dem gründlichen Fleiße deutscher Gelehrsamkeit war in diesen politischen Schriften nichts zu spüren. In der Wissenschaft ward alle Pfuscherarbeit verachtet, über die Staatsmänner durfte Jeder zu Gericht sitzen, wenn er gelegentlich in einer verlorenen Stunde die Zeitungen las.

Ludens Nemesis stand tief unter den weit weniger verbreiten Kieler Blättern. Während Dahlmanns Zeitschrift in gediegenen historischen und staatsrechtlichen Erörterungen ihren Lesern die sachliche Belehrung bot, deren dies unreife Geschlecht vor Allem bedurfte, brachte Luden fast durchweg nur leere Allgemeinheiten oder oberflächliche kritische Bemerkungen über kleine Tagesereignisse; und obwohl er selbst nicht zu den Bekennern des Rotteck'schen Vernunftsrechts gehörte, sondern den Staat historisch zu verstehen suchte, so lief doch die ganze Weisheit der Nemesis immer wieder auf den Art. 13 der Bundesakte hinaus, der ihr als das einzige Mittel um eine Revolution von Deutschland abzuwenden erschien: „Nur gehalten was so heilig versprochen wurde! O Ihr Fürsten, wolltet Ihr diese, nur diese Ausübung ganz gewöhnlicher Tugenden!“ Seit Jahren galt Luden als der beliebteste Docent in Jena; seine Vorlesungen über deutsche Ge-

schichte wurden, wie vordem Fichtes und Schellings Collegien, der Sammelplatz für die Masse der Studentenschaft; der liebenswürdige Idealismus, der aus seinem ganzen Wesen sprach, die patriotische Wärme und der leichte Redefluß seiner Vorträge erwarben ihm bei der Jugend ein Ansehen, das vierzig Jahre lang unerschüttert blieb. Wer den wohlmeinenden Mann nur nach seinen Büchern beurtheilte, konnte sich diese glänzenden Lehrer-Erfolge kaum erklären; seine historischen Schriften waren arm an neuen Gedanken, noch ärmer an selbständiger Forschung, und von der strengen Gedankenarbeit, welche die politische Wissenschaft ihren Jüngern auferlegt, ahnte er so wenig, daß er schon in seinem einunddreißigsten Jahre (1811) wohlgemuth ein an harmlosen Gemeinplätzen überreiches Handbuch der Staatsweisheit herausgeben konnte.

Wie anders als die ehrbar langweilige Nemesis ging die Isis ins Zeug, wohl die sonderbarste politische Zeitschrift unserer Geschichte, ein unvergleichliches Probstück gelehrter Narrheit. Als Naturforscher hatte sich Oken trotz mancher Wunderlichkeiten einen wohlverdienten Ruhm erworben; in den politischen Kampf brachte er kein anderes Rüstzeug mit, als eine grundehrliche vaterländische Begeisterung, einige unklare demokratische Begriffe, eine unersättliche Rauflust und den kindlichen Wahn, daß die freie Presse alle Wunden, die sie geschlagen, auch wieder heilen werde. „Die Geschichte, so rief er in seiner Ankündigung, schreitet daher als ein schauerlicher Riese über Strom und Felsen, über Loco sigilli und Schlagbäume, lachend über solche Anstalten, welche Geist und Sinn fangen wollen und im Fang überpurzeln. Alles ist gut und Alles muß zugelassen werden.“ Seine Leser sollten den Sinn und den Unsinn der Zeit, die Würde wie die Petulanz kennen lernen; selbst die Grobheit, die Lüge und Verleumdung schloß er nicht aus und befahl den Angegriffenen im Voraus, sich nur literarisch zu rächen. Der burschikose Aufruf fand nur zu willige Hörer. Alle Hitzköpfe der gelehrten Welt gaben sich ein Stelldichein auf dem großen Fechtboden dieser „Encyclopädischen Zeitung“. Da standen neben zoologischen Bildern und Abhandlungen — dem einzigen Guten, was die Zeitschrift brachte — akademische Skandalgeschichten und literarische Klopffechtereien jeder Art; selbst ein hämischer Artikel der Edinburgh Review gegen Goethes Wahrheit und Dichtung ward mit unverhohlenem Behagen abgedruckt; und dann wieder politische Abhandlungen sowie zahllose Schmerzensrufe und Anklagen wider angebliche Behördenwillkür. Das Alles im Tone des Bierhauses, im „Oken'schen Tone“, wie man bald zu sagen pflegte — frech, geschmacklos, höhnisch; fast jede neue Nummer der Isis rief neuen Zank hervor. Da der reiche Vorrath der deutschen Superlative schon nicht mehr ausreichte, so zog Oken die Holzschneider zu Hilfe und ließ Eselsköpfe, Gänse, Kannibalen, Juden- und Pfaffengesichter oder auch eine Knute, einen Stock, ein zum Fußtritt erhobenes Bein neben die Namen seiner Gegner setzen, so daß

der politische Text zuweilen fast so bunt aussah wie die Kupfertafeln mit den Bildern der Quallen und Knorpelfische daneben. Aus den politischen Aufsätzen sprach ein schrullenhafter Radikalismus und zugleich ein naiver Gelehrtendünkel: die Weimarische Verfassung verdiente gar nicht den Namen einer Verfassung, weil sie von den dreiundzwanzig unentbehrlichen Grundrechten jeder wahren Charte nur ein einziges, die Preßfreiheit gewährte und — weil sie den Nährstand, die dummen „von den Pandektenhengsten gereitelten“ Bürger und Bauern, so unbillig vor dem Wehr- und Lehrstande, dem Adel und den Professoren, bevorzugte! Kein einziger politischer Artikel in diesem ungeheuerlichen Gepolter, der die Leser belehrt oder ihren Willen auf ein bestimmtes Ziel gerichtet hätte. Immer nur fanatische Anklagen gegen die Fürsten und Diplomaten, welche unser „Gesammtvolk zu einem Provinzialvölkleins-Schober gemacht“ haben; immer nur Hohn über die unverbesserliche Faulheit des lebenden Geschlechts: „nur von der Jugend ist noch etwas zu erwarten.“

Das beste publicistische Talent in diesem Kreise war der Kurländer Lindner, der das Oppositionsblatt mit Gewandtheit leitete und die politische Arbeit als ernsten Lebensberuf betrieb. Aber grade in seinen Aufsätzen bekundete sich am deutlichsten jene politische Thorheit, welche den deutschen Liberalismus nunmehr von einem Fehler zum andern treiben sollte: die schnöde Undankbarkeit gegen Preußen. Es ist nicht wahr, was die Parteihistoriker erzählen, daß die Verunglimpfung des preußischen Staats erst seit der Demagogenverfolgung im liberalen Lager üblich geworden sei. Sogleich nach dem Frieden, als der Degen von Belle-Alliance kaum erst wieder in die Scheide fuhr, setzten diese Kleinen den Staat, dem sie ihre Freiheit, ihr Alles dankten, auf die Anklagebank und überschütteten ihn mit Vorwürfen, in einem Augenblicke, da er durch sein Wehrgesetz und sein Zollgesetz den festen Grund legte für die Einheit des Vaterlandes.

Luden hatte bereits in dem Handbuche der Staatsweisheit die preußische Monarchie immer als abschreckendes Beispiel aufgeführt und mit dem bekannten Freiheitsdünkel des englischen Hannoveraners über den Militärstaat abgeurtheilt. Jetzt brachte seine Nemesis Gedichte zum Preise des Hauses Wittelsbach und Artikel zur Vertheidigung der sächsischen Politik von 1813; für Preußen hatte sie nur Tadel und eine prahlerische Geringschätzung, die in jedem anderen Volke allgemeines Gelächter erregt hätte: vor den Musen in Thüringen, meinte sie stolz, haben die Musen der Mark niemals bestehen mögen, nun wollen wir doch sehen, ob die preußische Politik ebenso Großes leistet wie die thüringische! Darum ward auch der ehrliche Liberale Benzenberg als der Finsterling unter den deutschen Publicisten verlästert; man konnte ihm nicht verzeihen, daß er ein treuer Preuße war und über die Gesetze dieses Staates, welche der Jenenser Professor niemals eines Blickes würdigte, mit Sachkenntniß schrieb. Nun gar Oken, ein Vorderösterreicher aus der Ortenau, betrachtete die

Verhöhnung Preußens als das sicherste Kennzeichen der Freisinnigkeit. Während er dem Kaiser Franz schonende Ehrfurcht erwies und sogar die lächerliche Frankfurter Eröffnungsrede des Grafen Buol mit Lob bedachte, öffnete er die Spalten seiner Isis schadenfroh allen Feinden Preußens. Heute begann ein Rheinländer ein schluchzendes „Rheinweinen“ wegen der vielen Protestanten in den preußischen Behörden: „man will nur dem Lande schaden, es soll nur unser Selbstgefühl gedemüthigt werden.“ Morgen bejammerte ein guter Schwede aus Greifswald die Verpreußung seines Vaterlandes. Dann wieder klagten einige Aerzte aus der Provinz Sachsen über brutale Beleidigung ihrer gelehrten Standesehre, weil sie jetzt, so gut wie ihre Apotheker, ja wie gemeine Handwerker, die preußische Gewerbesteuer bezahlen mußten. Napoleon selbst hatte nie etwas so Empörendes gethan wie Preußen mit dem Verbote des Rheinischen Merkurs; was wollte, fragte die Isis, die Ermordung Palms daneben bedeuten? Ueber die Universität Bonn, die den Glanz von Jena so bald überstrahlen sollte, urtheilte Oken noch bevor sie eröffnet war: Alles ist schon so gut als verdorben durch die Stückelgeschäfte und Stückelkenntnisse preußischer Regierungs-Individuen. Der eigentliche Heerd aller preußischen Nichtswürdigkeiten aber blieb das Heer mit seiner allgemeinen Wehrpflicht: war es nicht unerhört, so führte die Nemesis aus, daß der Leutnant so viel früher ins Brot kam als der Referendar? und war es nicht barbarisch, so fragte Oken, daß man in Preußen „geistige Kräfte als gemeine Soldaten zu Pulverfutter verwendete?“

Jeder Nichtswürdige, der den Ernst des preußischen Gesetzes zu fühlen bekam, konnte auf den Beistand dieser gelehrten Publicisten zählen, wenn er sich nur als politischer Märtyrer gebärdete. Im Jahre 1817 bot Massenbach die Handschrift eines neuen Bandes seiner verlogenen Denkwürdigkeiten, bei denen er viele amtliche Papiere widerrechtlich benutzt hatte, der preußischen Regierung für 11,500 Friedrichsdor zum Kaufe an; er wurde darauf mit Genehmigung des Senats in Frankfurt verhaftet und, nach einem sorgfältigen Berichte des Generals Grolman, auf Beschluß des Staatsraths als ein ohne Abschied entlassener Offizier vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn wegen versuchter Erpressung und Verletzung der Diensttreue zur Festungsstrafe verurtheilte.*) Und in diesem schmutzigen Handel, dessen Verlauf der Staatskanzler sogleich veröffentlichen ließ, ergriff Ludens Nemesis die Partei des Helden von Prenzlau: wer einem Throne gegenüber so frei rede, wie Massenbach in Württemberg, könne doch keiner Schlechtigkeit fähig sein! Der Frankfurter Senat aber ward von den Aposteln der deutschen Einheit hart angelassen, weil er uneingedenk der Souveränität seines Staates einen gemeinen Verbrecher einem anderen Bundesstaate ausgeliefert hatte!

---

*) Protokolle des Staatsraths, 7. Juli 1817.

Der alte Goethe fühlte sich wie in der verkehrten Welt, als sein friedlicher Musensitz sich so plötzlich in ein lärmendes Forum verwandelte, und die akademischen Publicisten in der Presse gleichsam als die Erben der Dichter-Dioskuren gefeiert wurden. Er ahnte schlimme Folgen und warnte Luden: wir verfügen nicht über 100,000 Bajonette um Euch zu beschützen! Als die Regierung sodann mit einer Verwarnung gegen Oken vorgehen wollte, da rieth Goethe dem Herzog ab: solche Ermahnungen seien nutzlos und, einem so verdienten Manne gegenüber, unziemlich; besser daher — so fuhr er mit souveräner Geringschätzung der neuen Verfassung fort — man lasse den gelehrten Hitzkopf ganz aus dem Spiele und verbiete einfach dem Drucker die Fortsetzung des „catilinarischen" Unternehmens. So ernst wollte der herzhafte Karl August die politischen Saturnalien seiner Gelehrten doch nicht nehmen. Er ließ es bei einigen gelegentlichen Warnungen und Beschlagnahmen bewenden; aber auch er sah immer mit Unmuth einer „neuen Niederkunft Monsieur Okens" entgegen, denn die Beschwerden der in der Isis Mißhandelten nahmen kein Ende. Am Lautesten klagte Geh. Rath v. Kamptz in Berlin, ein ausgezeichneter Jurist und brauchbarer Beamter, allbekannt als fanatischer Reaktionär. Der wurde von Oken zu den „abgedroschenen Leuten" gerechnet und verwahrte sich drohend wider diesen „Blauen-Montags-Ton". Wer den harten Mann kannte, mußte wissen, daß er sich mit Worten nicht begnügen würde. —

Wie konnte die akademische Jugend ruhig bleiben in dieser wunderlich erregten kleinen Welt? Die großen Tage der Jenenser Hochschule waren schon um das Jahr 1803 zu Ende gegangen, mit den wissenschaftlichen Kräften von Heidelberg oder Berlin vermochte sie sich längst nicht mehr zu vergleichen; doch der Glanz jener reichen Zeit haftete noch an ihrem Namen und von jeher stand die ungebundene Freiheit ihres Studentenlebens bei der deutschen Jugend in gutem Rufe. „Und in Jena lebt sich's bene" sagte ein altes Studentenlied. In keiner anderen Universitätsstadt herrschte der Student so unumschränkt; noch in den neunziger Jahren war das junge Volk einmal in hellen Haufen ausgezogen um nöthigenfalls nach Erfurt überzusiedeln, und erst als ihm die geängsteten Behörden alle seine Wünsche erfüllten, triumphirend zurückgekehrt. In scharfem Gegensatze zu dem galanten Leipzig behielt das Jenenser Leben immer einen derben, naturwüchsigen, jugendlichen Ton, der den einfachen Sitten des Landes entsprach. Wie der Ziegenhainer Knotenstock, damals noch der unzertrennliche Begleiter des deutschen Studenten, nur im Saalethal echt zu finden war, so stand auch der reichhaltige Jenenser Comment auf allen Kneipen und Fechtböden Deutschlands in hohem Ansehen; manche uralte Burschenbräuche, wie das Blutbrüderschaft-Trinken, erhielten sich hier noch bis in das neue Jahrhundert hinein. Trotz aller Roheit lag doch ein idealistischer Hauch über dem lauten Treiben, ein romantischer

Reiz, welcher der hagebüchenen Grobheit des Berliner Turnplatzes gänzlich fehlte. Wie manchem jungen Niederdeutschen ist auf den Burschenfahrten zum Fuchsthurm und zur Leuchtenburg die Poesie des deutschen Berglandes zum ersten male aufgegangen. Wie dankbar und froh begeistert empfingen die Jenenser Studenten einst im Theater zu Weimar die Dramen Schillers aus erster Hand. Unter der Fremdherrschaft zeigte die Universität ihre deutsche Gesinnung so unerschrocken, daß Napoleon einmal nahe daran war, dies verhaßte Nest der Ideologen und Radoteurs verbrennen zu lassen.

Es konnte nicht fehlen, daß diese vaterländische Begeisterung nur noch heißer aufflammte, als jetzt die jungen Krieger in die Hörsäle zurückkehrten, Mancher mit dem eisernen Kreuze geschmückt, fast Alle noch wie berauscht von dem Heldenzorne des großen Kampfes, voll glühenden Hasses gegen „die äußeren und inneren Unterdrücker des Vaterlandes" — weitaus die beste Studenten-Generation seit langen Jahren, aber leider schon zu ernst für die harmlose Träumerei und die überschwängliche Freundschaft, welche dem Studentenleben seinen eigenthümlichen Zauber geben. Die dringend nöthige Reform der verwilderten akademischen Sitten konnte nur von einem Geschlechte ausgehen, das so viel reifer war als der Durchschnitt der Studenten vordem; und doch hatte diese ritterliche Jugend in zwei schweren Kriegen schon zu viel erlebt um sich wieder in die bescheidene Rolle des Schülers finden zu können; die Gefahr hochmüthiger Ueberhebung, die ohnehin in der Zeit lag, war für sie fast unentrinnbar. Aehnliche Regungen christlich-germanischer Schwärmerei waren schon einmal auf den Universitäten aufgetaucht, in den Tagen des literarischen Sturmes und Dranges, als die jungen Poeten des Hainbundes für Klopstocks Messias und die Helden des Teutoburger Waldes sich begeisterten und den Sänger des Polsters, Wieland feierlich im Bilde verbrannten. Was damals nur engere Kreise bewegte, war jetzt ein Gemeingut von Tausenden.

Wie verächtlich mußte das verrottete Verbindungswesen der Universitäten dem abgehärteten, sittenstrengen neuen Geschlechte erscheinen. Von der Barbarei der alten Renommisten war nur zu Vieles noch übrig, obwohl die Humanität der neuen literarischen Bildung auch die akademischen Sitten etwas verfeinert hatte. Die Völlerei und die Unzucht zeigten sich oft mit einer Frechheit, die uns heute schon unmöglich scheint, das Hazardspiel ward überall, selbst auf offner Straße getrieben, und die unausrottbare deutsche Rauflust ging so weit über alles erlaubte Maß hinaus, daß die 350 Mann starke Jenenser Studentenschaft im Sommer 1815 in einer einzigen Woche 147 Duelle ausfocht. Die frischen volksthümlichen Trink- und Wanderlieder der sangeslustigen alten Zeiten waren fast verschollen; man sang zumeist schmutzige Zoten oder die weinerlichen Ergüsse einer platten Sentimentalität, die einer längst überwundenen literarischen Epoche angehörte. Mit den Rosenkreuzern und den anderen

Geheimbünden des alten Jahrhunderts verschwanden auch ihre Geistesverwandten, die Orden der Studenten. Die Landsmannschaften, die seitdem wieder auflebten, bewachten eifersüchtig ihre geschlossenen Werbebezirke, pflegten einen kleinlichen partikularistischen Sinn, der alles Ausheimische dünkelhaft abwies, und ertödeten jedes kräftige Selbstgefühl durch einen brutalen Pennalismus. Der Fuchs durfte nicht klagen, wenn ein heruntergekommenes altes Haus ihm ein Smollis anbot und darauf mit ihm hutschte: dann mußte er Alles, was er auf dem Leibe trug, Kleider, Uhr und Geld gegen die dürftigen Lumpen seines Gönners vertauschen. Wer in dieser Schule aufwuchs lernte die Kunst nach oben zu ducken, nach unten zu drucken.

Wie oft hatte Fichte einst in Jena und in Berlin gegen dies Unwesen geeifert. Unter seinen Getreuen entstand bereits im Jahre 1811 der Plan einer Burschenschaft oder Deutsch-Jüngerschaft; der Philosoph billigte das Unternehmen und fügte nur, da er seine Leute kannte, die besonnene Mahnung hinzu: die Burschen sollten sich hüten, mittelalterlich und deutsch zu verwechseln, und das Mittel, die Verbindung, nicht höher stellen als den Zweck, die Belebung deutschen Sinnes. An diese Berliner Entwürfe knüpften jetzt die Jenenser wieder an. Sie kannten den Ernst des Waffenhandwerks und wollten durch Ehrengerichte die rohe Rauflust bändigen; sie hatten im Kriege als eines Volkes Söhne Schulter an Schulter gekämpft und forderten völlige Gleichheit aller Studenten, Abschaffung des Pennalismus und aller der Vorrechte, welche der Grafenbank noch auf manchen Universitäten zustanden. Ihr letzter und höchster Gedanke aber blieb die Einheit Deutschlands: in einem einzigen großen Jugendbunde, der alle landsmannschaftliche Sonderbünde vernichtete, sollte sich die Macht und Herrlichkeit des Vaterlandes verkörpern.

Arndts Vaterlandslied bildete das eigentliche Programm der Burschenschaft, Freund und Feind betrachteten den Dichter als den Führer der teutonischen Jugend, obgleich er an den Entwürfen des jungen Volks unmittelbar gar keinen Antheil nahm. Nach einem langen bewegten Wanderleben war er jetzt endlich in Bonn zur Ruhe gekommen und baute für sich und seine junge Frau, die Schwester Schleiermachers, ein bescheidenes Gartenhaus auf der Höhe dicht am Rhein; hier dachte er „die Herrlichkeit des Siebengebirges grade aufs Korn zu nehmen" und in stillem Glück sich zu sammeln für die Arbeit des Katheders. Wohl schwärmte er so treuherzig wie der jüngste Bursch für „die goldene akademische Freiheit, die uralte und herrlichste Ritterschaft der Germanen"; aber als ihn ein Heidelberger Student über die Reform des akademischen Lebens befragte, da warnte er seine jungen Freunde, in der Schrift über den deutschen Studentenstaat, nachdrücklich vor radikalen Thorheiten: „lieber das Bestehende walten lassen als das unerreichbare Vollkommene erstreben." Längst hatte er sich in treuer Liebe an Preußen und sein

Königshaus angeschlossen, nur die alte Abneigung gegen das fridericianische Zeitalter konnte er nicht überwinden. Seit er einst tapfer für die Aufhebung der Leibeigenschaft in seiner vorpommerschen Heimath eingetreten war, stand er bei der reaktionären Partei im Rufe eines Gleichheitspredigers. Durchaus mit Unrecht. Arndts Wünsche gingen niemals über die Ideen seines Gönners Stein hinaus; er wollte eine lebendige Gliederung der Stände, einen angesehenen Adel, freie Bauerschaften, ein kräftiges in Zünfte geordnetes Bürgerthum und betrachtete selbst Hardenbergs Agrargesetze nicht ohne romantischen Widerwillen.

In diesem liebreichen Herzen, das dem Ueberschwang seiner Gefühle nur durch gehäufte Superlative zu genügen wußte, in dieser offenen, heiteren Natur fand der politische Fanatismus keine Stätte. Nur die Urtheilslosigkeit der Jugend konnte „Vater Jahn und Vater Arndt" wie zwei Brüder feiern, und nur Arndts rührende Bescheidenheit konnte sich diese Vergleichung gefallen lassen. In Wahrheit gehörten die Beiden ganz verschiedenen Schichten der geistigen und der sittlichen Cultur an. Arndt gebot über einen unerschöpflichen Schatz gediegenen Wissens, obwohl er die strenge Methode der Fachgelehrten niemals lernte, und bewegte sich frei auf den Höhen menschlicher Bildung, zu denen Jahn kaum emporblicken konnte. Er nannte sich selber oft einen Bauern und nahm es als Fußwanderer mit dem besten Turner auf; im Sommer sah man ihn täglich den Rhein durchschwimmen oder mit dem blauen Kittel angethan in seinem Garten harken. Aber auch in der vornehmen Gesellschaft fühlte er sich heimisch und sicher; Aller Blicke hingen an dem stämmigen kleinen Manne mit den strahlenden blauen Augen, wenn er zu erzählen begann, ein unwiderstehlich liebenswürdiger Plauderer, immer natürlich und kräftig, immer geistreich und edel. Einem so kerngesunden Geiste konnte das cynische Wesen der Turner wenig behagen. Mahnend hielt er der Jugend vor: nicht in der Rauheit der Spartaner oder der Römer dürften Deutsche ihr Vorbild suchen; fraget Euch doch: „waren sie glücklich? machten sie glücklich?"

Unter den Jenenser Professoren stand Fries den Studenten am nächsten; diese Jugend, die an Fichtes Ideen sich begeisterte, saß arglos zu den Füßen eines Lehrers, der immer zu Fichtes Widersachern gehört hatte. Die neue Lehre Hegels galt in Jena noch als reaktionär; sie war, wie Fries behauptete, nicht in den Gärten der Wissenschaft, sondern auf dem Misthaufen der Kriecherei erwachsen. Auch Fries zeigte sich wie Luden als Lehrer ungleich wirksamer denn als Schriftsteller. Der schwärmerischen Jugend gefiel, daß der gutmüthige, aber unklare Philosoph Begriffe und Gefühle vermengte und also die sittliche Welt in einen Brei des Herzens auflöste, wie Hegel ihm hart und treffend vorwarf; sie fühlte sich in ihrer subjectiven Willkür bestärkt, wenn ihr argloser Lehrer in vieldeutigen Worten immer wieder ausführte: der Mensch soll seiner Ueberzeugung treu bleiben, ob er sich auch die ganze Welt zum Feinde mache.

Besonders zeitgemäß erschien den jungen Leuten seine Geschichtsphilosophie; er verstand den Reichthum der historischen Welt in das Schema einer dürftigen Doctrin einzupressen, welche seitdem von unzähligen gelehrten Publicisten, bis auf Gervinus herab, in mannichfachen Formen nachgesprochen worden ist: darnach sollte im Orient die Religion das Leben der Menschheit beherrscht haben, im classischen Alterthum die Schönheit, in der christlichen Welt die Erkenntniß, neuerdings aber, seit der Revolution, stand die Ausbildung des öffentlichen Rechts im Mittelpunkte der Geschichte, womit denn freilich allem Vorwitz der politisirenden Dilettanten Thür und Thor geöffnet ward. Obwohl Fries die ehrliche Absicht hegte das junge Volk vor leidenschaftlichen Verirrungen zu bewahren, so ließ er sich doch zu manchen unvorsichtigen Aeußerungen hinreißen, und schließlich widerfuhr ihm was bei einem allzu nahen Verkehre zwischen Professoren und Studenten fast unvermeidlich eintritt: er verlor die Fühlung mit seinen jungen Freunden, da sie dem Lehrer doch nicht Alles anvertrauten, und bemerkte nicht, wie der Radikalismus allmählich in den Reihen der Jugend überhandnahm.

Ursprünglich war eine unbestimmte patriotische Sehnsucht der einzige politische Gedanke der Jenenser Burschen. Sie schwärmten für ein abstraktes Deutschthum, so wie es einst in den Reden an die deutsche Nation verherrlicht worden; von der lebendigen preußischen Staatsgesinnung, welche sich Fichte am Abend seines Lebens gebildet hatte, ahnten sie nichts. Jeder Unterschied von Preußen, Baiern und Sachsen sollte verschwinden in dem einen Begriffe der Deutschheit; und da nun unter allen deutschen Einzelstaaten keiner ein so handfestes Leben besaß wie der preußische, so geriethen diese jungen Träumer, die doch beständig von der Herrlichkeit des Befreiungskrieges redeten, unmerklich auf denselben Abweg wie die Nemesis und die Isis: sie begannen den Staat, der jenen Krieg fast allein geführt hatte, mit Anklagen zu überhäufen.

Unter den Begründern der Burschenschaft befand sich ein einziger Preuße: der Berliner Maßmann, ein ehrlicher, sehr mäßig begabter junger Schwärmer, der unklarste Kopf von allen den Berserkern aus Jahns engerem Kreise. Die Anderen waren sämmtlich Thüringer, Mecklenburger, Kurländer, Hessen, bairische Franken, und ihnen allerdings fiel es nicht schwer ihren heimathlichen Staat in einer allgemeinen Deutschheit einfach untergehen zu lassen. Auf den preußischen Universitäten schlug die Burschenschaft nur langsam Wurzeln, zunächst in Berlin. In Breslau wendeten sich ihr zuerst die neupreußischen Lausitzer zu; den Schlesiern wollte es lange nicht in den Sinn, daß der Staat Friedrichs des Großen einem gesinnungstüchtigen Teutonen nicht mehr gelten sollte als Bückeburg oder Darmstadt. Die Jenenser dagegen und die radikalen Gießener, die sich der burschenschaftlichen Bewegung am frühesten anschlossen, bekämpften nicht nur jede berechtigte Regung preußischen Selbstgefühls als „undeut-

sches Preußenthum", sie scheuten sich auch nicht, aus der Geschichte des Befreiungskrieges alles Preußische, alles was ihr Farbe und Leben gab, auszustreichen. Das Liederbuch der Burschenschaft, A. Follens „Freie Stimmen frischer Jugend", gab alle die schönen Kriegslieder, welche von Preußens Ruhm erzählten, verstümmelt wieder, der Name Preußens kam in der ganzen Sammlung gar nicht vor. In Arndts Husarenliede schwur Blücher nicht mehr „dem Franzmann zu weisen die preußische Art", wie der Dichter gesungen hatte; jetzt hieß es „die altdeutsche" oder gar „die deutscheste Art". Ueberdies hatten die Führer der Burschenschaft zumeist unter den Lützowern gedient und sich dort gewöhnt, als Mitglieder einer „rein-deutschen Freischaar" mit Geringschätzung auf die preußische Linie herabzusehen, die im Kriege so viel glücklicher war als sie selber. So geschah es, daß diese Enthusiasten des Deutschthums der lebendigsten Kraft unserer nationalen Einheit von Haus aus fast ebenso unfreundlich gegenüberstanden wie die Turner. Begreiflich, daß der kindliche Glaube an die unfehlbare Weisheit „des Volks" und eine platonische Vorliebe für republikanische Formen sich unter den Burschen noch häufiger fand als unter den Männern. Die landständischen Verfassungen schienen der Jugend vornehmlich darum nöthig, weil sie, gleich der Mehrzahl der älteren Liberalen, den Partikularismus allein in den Kabinetten suchte: wenn nur erst in jedem deutschen Lande eine Verfassung besteht, meinte Karl Sand, dann wird es nur noch Deutsche, keine Baiern und Hannoveraner mehr geben!

Immerhin war in diesen ersten Jahren von krankhafter Aufregung unter den jungen Leuten noch wenig zu spüren. Anmaßlich genug zogen sie freilich daher, in ihrer wunderlichen christlich-germanischen Tracht, im Barett, dunklen Rock und Weiberkragen, und der neue Turnerbrauch, der auch nach Jena bald hinüberdrang, ließ sie nicht liebenswürdiger erscheinen. Aber unter der rauhen Schale lag ein gesunder Kern. Die Behörden selbst waren verwundert, als der beständige Krieg gegen die akademischen Gesetze, worin die Landsmannschaften ihren Ruhm gesucht hatten, jetzt plötzlich aufhörte; und wie viel edler ward der ganze Ton des akademischen Lebens seit die Gesänge Arndts und Schenkendorfs auf den Commersen erklangen und eine ganze Schaar junger Poeten, der Holsteiner Binzer voran, immer neue kräftige Burschenlieder aufbrachte. Fast alle die ernsten Lieder, welche der deutsche Student heute zu singen pflegt, sind erst damals aufgekommen; auch das Weihelied der Studenten, der Landesvater erhielt erst jetzt durch eine glückliche Umarbeitung seinen schönen vaterländischen Sinn. Die christliche Frömmigkeit, die sich allerdings oft prahlerisch zur Schau stellte, war bei den Meisten echt und innig; mancher der jungen Träumer erschien wie verklärt durch die fromme Freude über alle die Wunder, welche Gott an diesem Volke gethan. —

Einen wesentlichen Charakterzug des neuen Teutonenthums bildete der eingefleischte Judenhaß. Da die gewaltige Erregung des Befreiungs-

krieges alle Geheimnisse des deutschen Gemüths an den Tag brachte, so ward in der allgemeinen Gährung auch der alte tiefe Widerwille gegen das orientalische Wesen wieder laut. Von Luther an bis herab auf Goethe, Herder, Kant und Fichte waren fast alle großen germanischen Denker in dieser Empfindung einig, Lessing stand ganz vereinzelt mit seiner Vorliebe für die Juden. Unmittelbar nach dem Frieden begann ein heftiger Federkampf über die Stellung der Juden, der fünf Jahre hindurch den deutschen Büchermarkt mit einer Masse von Flugschriften bedeckte und namentlich von der Jugend mit leidenschaftlicher Theilnahme verfolgt wurde. Seit Moses Mendelssohns segensreichem Wirken hatte sich ein Theil der deutschen Judenschaft mit gutem Erfolge bemüht, die breite Kluft, welche ihren Stamm von deutscher Sitte und Bildung trennte, endlich zu überbrücken. Viele der angesehenen jüdischen Familien in den großen Städten waren schon durchaus germanisirt. In der Berliner Synagoge wurde seit dem Anfange des neuen Jahrhunderts deutsch gepredigt, die Leipziger und einige andere Gemeinden folgten nach. Dann sorgte Israel Jakobsohn, der Stifter der großen Seesener Schulen, für eine würdigere Form des Gottesdienstes, und der wackere David Friedländer mahnte seine Stammgenossen in den „Reden der Erbauung": nur wenn sie mit ganzem Herzen sich die deutsche Cultur aneigneten, könnten sie sich den Anspruch auf vollständige Emancipation erwerben. Die Masse der deutschen Israeliten, vornehmlich in den polnischen Grenzprovinzen, befreundete sich nur langsam mit diesen Reformgedanken; sie steckte noch tief im Schacher und Wucher, in dem finsteren Fanatismus des Talmudglaubens, in allen den Sünden uralter Knechtschaft. Als die Franzosen einzogen bekundete sich in manchen jüdischen Kreisen eine leicht erklärliche Theilnahme für das Volk, das ihnen zuerst die volle Gleichberechtigung geschenkt hatte, und Napoleon verstand dem jüdischen Kosmopolitismus geschickt zu schmeicheln; das eifrigste Werkzeug der französischen Polizei in Berlin war Davidsohn-Lange, der Herausgeber des berüchtigten „Telegraphen".

Auch in dem Befreiungskriege zeigte nur ein Theil der Juden patriotischen Eifer. Die Söhne jener gebildeten Häuser, die sich schon ganz als Deutsche fühlten, thaten ehrenhaft ihre Soldatenpflicht; aber viele Andere wurden durch Körperschwäche und tiefeingewurzelte Waffenscheu dem Heere ferngehalten, Manchen erschreckte auch der streng christliche Geist der großen Bewegung. Von den Juden Westpreußens, die sich eben erst mühsam aus dem polnischen Schmutze herausarbeiteten, war deutsche Gesinnung billigerweise noch gar nicht zu erwarten; sie bekundeten eine solche Angst vor dem Waffendienste, daß der König ihnen (29. Mai 1813) auf ihre dringenden Bitten den Loskauf von der Wehrpflicht gestattete, und dies Privilegium ward dann so massenhaft benutzt, daß ein großer Theil der Kosten für die Einrichtung der westpreußischen Landwehr aus den jüdischen Los-

kaufsgeldern bestritten werden konnte. Die einzige vorhandene amtliche Liste der jüdischen Soldaten, welche die große Mehrzahl der preußischen Regimenter umfaßt, weist für das Jahr 1813 nur 343 Juden im Heere nach; und im Jahre 1815, als das Heer seinen höchsten Stand erreichte, standen nach der höchsten Berechnung nicht mehr als 731 Juden unter den Fahnen, eine ganz unverhältnißmäßig niedrige Ziffer.*) Nach dem Kriege sank ihre Zahl wieder auf 2—300. Was hätte sie auch zu den Fahnen locken sollen? Von den Offiziersstellen waren sie durch das Gesetz von 1812 ausgeschlossen, und da der König an dieser Vorschrift streng festhielt, so befand sich während dieser langen Friedensjahre nur ein einziger jüdischer Offizier in der Linien-Armee, der langjährige Lehrer an der Artillerieschule M. Burg, ein musterhaft bescheidener und tüchtiger Soldat. Die jungen Teutonen hatten natürlich kein Auge für die verwickelten historischen Thatsachen, welche den unmilitärischen Sinn der Juden nur zu leicht erklärten. Inzwischen begann die Geldmacht einiger großen jüdischen Firmen in Wien, Frankfurt und Berlin schon fühlbar zu werden und sie zeigte sich oft mit protzenhaftem Uebermuth; der vertraute Verkehr der Rothschilds mit Metternich und Gentz erregte auch politischen Unwillen. Dann kamen die Hungerjahre; gräßliche Geschichten, wahre und falsche, von der Grausamkeit jüdischer Wucherer liefen durch das Land. Der alte Rassenhaß regte sich wieder; Sessas Lustspiel „Unser Verkehr", eine bittere Verhöhnung jüdischer Sitten, hielt einen Triumphzug fast über alle deutschen Bühnen.

In dem literarischen Kampfe, der sich nun entspann, offenbarte sich auf jüdischer Seite nicht selten eine erschreckende Verlogenheit und Ueberhebung; sie bewies klarer als alle Reden der Gegner, welche ernsten Bedenken der vollständigen Emancipation des Judenthums noch im Wege standen. Saul Ascher in Berlin bewitzelte „die Germanomanie" des jungen Geschlechts in einer Reihe hämischer Schriften, die einen fanatischen Haß gegen alles Deutsche, namentlich auch gegen Goethe bekundeten. Er rühmte von den glaubenlosen Juden, daß sie von der Weltgeschichte bestimmt seien dereinst allen positiven Glauben zu einer freieren Form zu leiten, und hatte die Stirn seinen Stammgenossen sogar das Hauptverdienst an den Siegen des Befreiungskrieges zuzuschreiben: „man vergißt, daß Deutschlands Heere in dem Kampfe gegen Frankreich unterlagen ehe noch die Juden in ihrer Mitte Theil daran nahmen, und erinnert sich nicht, wie folgenreich sie in den Jahren 1813 und 14 kämpften als die Juden aus Rußland, Polen, Oesterreich und Preußen mit ihnen in Reihe und Glied standen." Ein anderer jüdischer Schriftsteller, der gegen Rühs und Fries zu Felde zog, versicherte dreist, nur ein Jahr nach dem belgischen

*) Militär-Wochenblatt 1843, Seite 348. Geschichte der Organisation der Landwehr in Westpreußen (Beiheft zum M. W. Bl. 1858) Seite 120.

Feldzuge, daß bei Belle Alliance allein 55 jüdische Offiziere gefallen seien, während die preußische Armee dort insgesammt nur 24 Offiziere verloren hatte. Ein Dritter, der es offenbar wohl meinte, richtete ein „Freundliches Wort an die Christen" und meinte gemüthlich: die eigensinnigen jüdischen Köpfe würden doch nicht von ihren alten Bräuchen lassen; am klügsten also, wenn die Christen um der Eintracht willen ihren Sonntag auf den Sabbath verlegten. Der jüdische Lehrer Heß in Frankfurt erklärte alle seine christlichen Gegner einfach für Phantasten oder für Werkzeuge eines gemeinen Eigennutzes.*)

Einem solchen Hochmuth gegenüber konnten auch in dem anderen Lager ungerechte und gehässige Worte nicht ausbleiben; indeß bewahrte die große Mehrzahl der christlichen Schriften eine würdige Haltung. Die Ideen Lessings hatten doch in der Stille ihren Weg gemacht; so grausam wie einst Fichte wollte jetzt kein Deutscher mehr über die Juden schreiben. Die Verständigeren gingen fast alle von dem Grundsatze aus, daß der Aufenthalt im Lande allein noch keinen Anspruch auf das Bürgerrecht gebe; sie wollten den Israeliten wohl die Gleichheit auf dem Gebiete des Privatrechts zugestehen, aber nicht — oder doch jetzt noch nicht — das volle Maß der staatsbürgerlichen Rechte. Und so hart diese Meinung den gebildeten Juden erscheinen mußte, die Masse ihres Stammes befand sich damals unbestreitbar noch in einem verwahrlosten Zustande, der die vollständige Emancipation nicht rathsam erscheinen ließ; richtete doch Einer von ihnen selber an die deutschen Fürsten die wehmüthige Bitte, durch Verbesserung des jüdischen Schulwesens „meine Nation aus der geistigen Trübheit zu erheben".**) Das preußische Gesetz von 1812, das den Juden, mit Ausnahme der Zulassung zu den Staatsämtern, alle staatsbürgerlichen Rechte gewährte, ging über die engherzigen Vorschriften der meisten anderen deutschen Gesetze weit hinaus und bezeichnete ungefähr das Maß dessen, was die Liberalen jener Zeit vorläufig für erreichbar hielten; Hardenberg selbst, der Gönner Koreffs, der sich der Juden überall gütig annahm, wollte diese Grenze durchaus nicht überschreiten.

In diesem Sinne etwa sprach sich der Historiker Rühs aus, der den Reigen der antijüdischen Schriften eröffnete; ihm folgten Fries und Luden. Aber auch das radikale Oppositionsblatt schloß sich der Ansicht dieser christlich-germanischen Gelehrten an, desgleichen Paulus, der Führer des Rationalismus, und Klüber, der weltlich liberale Publicist. Unter den nam-

*) Saul Ascher, Germanomanie, Berlin 1815, Seite 67. Bemerkungen zu den Schriften der Prof. Rühs und Fries über die Juden, Frankfurt 1816, Seite 4. Ein freundliches Wort an die Christen von einem Juden, o. O. 1816. M. Heß, Freimüthige Prüfung der Schrift von Rühs, Frankfurt 1816.

**) Patriotischer Aufruf eines treuen Israeliten an die Fürsten Deutschlands, Büdingen 1816.

haften Schriftstellern zeigte Kotzebue den Juden das meiste Wohlwollen, der Todfeind der jungen Teutonen fühlte sich durch eine innere Wahlverwandtschaft zu Saul Ascher hingezogen; doch auch er meinte, erst müßte die Cultur der Juden „durch eine Art von Bekehrung" gründlich umgestaltet werden bevor sie die Gleichberechtigung erlangen könnten. Die sofortige Emancipation forderten nur einzelne wenig bekannte christliche Publicisten, so Lips in Erlangen, der die deutsche Nation durch die Beimischung jüdischen Blutes beweglicher machen wollte.

Der Haß wider die Juden war so stark und allgemein, daß die öffentliche Meinung selbst in einem Falle, wo ihnen offenbare Unbill widerfuhr, fast einstimmig gegen sie Partei nahm: in dem häßlichen Frankfurter Judenstreite. Wie schwer hatten sich doch die verbündeten Mächte an unserer alten Kaiserstadt versündigt, als sie ihr den leeren Titel einer unhaltbaren Souveränität verliehen. Frankfurt war zur Zeit des Reichs, trotz seines reichsstädtischen Namens, immer die Stadt des Kaisers gewesen, den Befehlen des Monarchen unmittelbar unterworfen, und zeichnete sich vor allen andern deutschen Städten durch den lebendigen Gemeinsinn eines reichen, thätigen, gebildeten Bürgerthums rühmlich aus; eben jetzt, nach den Kriegen, wurden das Senckenbergische Institut und das Städel'sche Museum eröffnet, eine Menge gemeinnütziger Vereine begann eine großartige Thätigkeit. Die schöne Stadt konnte unter der Hoheit einer kräftigen Staatsgewalt das Musterbild einer deutschen Commune werden. Nun aber erhielt sie mitsammt den achtehalb Ortschaften ihres Gebiets die volle Unabhängigkeit eines souveränen Staats, nur für Verfassungsstreitigkeiten war dem Deutschen Bunde ein Schiedsrichteramt vorbehalten, das hinter den monarchischen Herrschaftsrechten der alten Kaiser weit zurückblieb; nun drang mit der Gesandtenschaar des Bundestags ein höfisches Element ein, das den ehrenfesten bürgerlichen Geist verfälschte, viele der alten Patriciergeschlechter und die gesammte Börsenwelt in das Ränkespiel der Diplomatie verwickelte.

Aus so unnatürlichen Verhältnissen erwuchs ein krankhafter Dünkel. Die Bürgerschaft betrachtete „die Vaterstadt" als die Hauptstadt Deutschlands und mißbrauchte ihre neugewonnene Souveränität mit der ganzen Unbefangenheit jener socialen Selbstsucht, welche in den Gemeinden fast immer das große Wort führt, wenn sie nicht durch die Gerechtigkeit einer monarchischen Staatsgewalt gebändigt wird. Die neue Verfassung von 1816 sicherte den eingesessenen Bürger sorgsam vor dem Wettbewerb der Ausheimischen; nur wer 5000 Gulden einbrachte oder eine Frankfurterin heirathete, sollte das Bürgerrecht erlangen. Derselbe Sinn pfahlbürgerlicher Engherzigkeit verschuldete auch, daß die Juden des Bürgerrechts, das sie sich von Dalberg erkauft hatten, wieder beraubt wurden. Mit ungeheurem Geschrei setzten sie sich sofort zur Wehre, der junge Ludwig Börne trat mit seiner scharfen Feder für die bedrängten Stammgenossen ein.

Die Rechtsfrage lag allerdings so einfach nicht, wie Börne mit rabulistischer Keckheit behauptete. Die 440,000 Gulden, welche die israelitische Gemeinde dem Großherzog von Frankfurt gezahlt, konnten nach strengem Rechte nur als die Ablösung des alten Judenschosses von 22,000 Gulden jährlich, nicht als ein Kaufgeld für das Bürgerrecht betrachtet werden, und da die Bundesakte den Juden nur die ihnen von den deutschen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte gewährleistete, so war rechtlich gegen das Vorgehen der Frankfurter Bürgerschaft wenig einzuwenden. Die Klage der israelitischen Gemeinde wurde daher von dem Spruchcollegium der Berliner Facultät als unbegründet abgewiesen.

Als die Juden sich nunmehr mit einer Beschwerde an den Bundestag wandten, da trat die politische Macht des Hauses Rothschild zum ersten male aus dem Dunkel heraus, und es geschah das Unerhörte: der Bundestag zeigte sich liberaler als die öffentliche Meinung. Hardenberg ließ, gemäß den alten Traditionen preußischer Duldsamkeit, von vornherein erklären, daß den Frankfurter Juden mindestens ein beschränktes Bürgerrecht gebühre, und zum Erstaunen der Unkundigen schloß sich Oesterreich dieser Meinung an, weil die Hofburg der Rothschild'schen Gelder nicht entrathen konnte. Als Metternich und Gentz im Jahre 1818 nach Frankfurt kamen, boten sie, wie schon früher auf dem Wiener Congresse, ihre ganze Beredsamkeit für ihre reichen Schützlinge auf. Mit der üblichen Langsamkeit ward nun weiter verhandelt, und im Jahre 1824 erhielten die Frankfurter Juden durch Vermittlung des Bundestags einen Theil ihrer Rechte wieder. Freilich nur einen Theil. Sie wurden als „israelitische Bürger" anerkannt, blieben jedoch von den Gemeindeämtern ausgeschlossen und standen nur im Privatrechte den christlichen Bürgern gleich, auch dies nicht ohne einige kleinliche Beschränkungen: so durften sie keinen Fruchthandel treiben, nur je ein Haus besitzen, nur fünfzehn Ehen jährlich schließen. Die Presse aber hielt mit wenigen Ausnahmen hartnäckig die Partei des Frankfurter Pfahlbürgerthums, denn Dalbergs Gesetze standen als Werke der Fremdherrschaft in schlechtem Rufe, und allgemein ward gefürchtet, daß die Bundesstadt durch das Ueberwuchern orientalischer Betriebsamkeit ihren deutschen Charakter verlieren würde. Luden schrieb kurzab: vox populi vox Dei, die Stimme des Volkes ist den Juden nicht günstig.

In den Kreisen der akademischen Jugend ward diese Stimmung der Zeit noch verschärft durch die Romantik christlicher Schwärmerei. Die Burschen fühlten sich als eine neue christliche Ritterschaft und zeigten ihren Judenhaß mit einer groben Unduldsamkeit, die oft stark an die Tage der Kreuzzüge erinnerte. Von Haus aus stand die Absicht fest, alle Nicht-Christen von dem neuen Jugendbunde auszuschließen. Gelang dies, so waren die jüdischen Studenten in Wahrheit ihres akademischen Bürgerrechts beraubt, da die Burschenschaft ja der Gesammtheit der Studenten ihr Gesetz auferlegen, alle anderen Verbindungen beseitigen wollte. —

Bereits im Sommer 1814 hatte sich in Jena eine Wehrschaft gebildet, die ihre Leute durch ritterliche Uebungen für den vaterländischen Waffendienst vorbereitete. Im folgenden Frühjahr traten dann die Mitglieder von zwei Landsmannschaften, die des schalen alten Treibens müde waren, mit einigen Wilden zusammen, und am 12. Juni 1815 ward die neue Burschenschaft, nach altem Jenenser Brauch, durch einen feierlichen Aufzug über den Marktplatz eröffnet. An der Spitze standen zwei Theologen aus Mecklenburg, Horn und Riemann, und ein begeisterter Schüler von Fries, Scheidler aus Gotha, durchweg stattliche, brave junge Männer, die sich im Kriege tapfer geschlagen hatten. Der erste Sprecher, Karl Horn, der späterhin als Lehrer Fritz Reuters weiteren Kreisen bekannt wurde, blieb bis ins hohe Alter dem Enthusiasmus seiner Jugend treu und starb in dem frommen Glauben, daß er mit der Stiftung der Burschenschaft „ein Werk des Herrn" gethan habe. Die neue Verbindung brach sofort mit allen Unsitten des Pennalismus und wurde nach rein demokratischen Grundsätzen durch einen freigewählten Ausschuß und Vorstand regiert; ihr Ehrengericht brachte die Duelle auf eine bescheidene Zahl herab und wachte streng über ehrenhafter Sitte.

Schon ein Jahr nach der Stiftung hatten sich alle anderen Verbindungen in Jena aufgelöst, und die Burschenschaft erschien nunmehr wirklich, wie sie es wollte, als ein Bund der gesammten christlich-deutschen Studentenschaft. In diesen ersten Tagen herrschte noch durchaus der gute Ton einer warmen vaterländischen Begeisterung. Welch ein Abstand gegen die Roheit früherer Tage, wenn die Burschen jetzt als Bundesgesang das mächtige Lied von Arndt anstimmten:

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unsrer Feinde Trotz zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Zum Feldzeichen ihres Bundes und der deutschen Einheit, die er symbolisch darstellen sollte, nahmen die Burschen auf Jahns Vorschlag ein schwarzrothgoldenes Banner an. Es waren die Uniformfarben der Lützower Freischaar, die auch eine goldgestickte schwarzrothe Fahne geführt hatte. Einzelne Burschenschafter stellten freilich die kühne Behauptung auf: daß sich in diesem Banner die schwarzgelben Farben des alten Reichs, verschönt durch das Roth der Freiheit oder auch des Krieges, erneuerten, denn Roth war einst die Kriegsfarbe der Kaiserlichen gewesen; die Eifrigsten aber wollten von solchen historischen Erinnerungen nichts hören und meinten kurzab: aus der Knechtschaft Nacht durch blutigen Kampf

zum goldenen Tage der Freiheit. So ist aus den Träumen der Studenten jene Tricolore entstanden, die durch ein halbes Jahrhundert die Fahne der nationalen Sehnsucht blieb, die so viel Hoffnungen und so viel Thränen, so viel edle Gedanken und so viel Sünden über Deutschland bringen sollte, bis sie endlich, gleich dem schwarzblaurothen Banner der italienischen Carbonari, im Toben der Parteikämpfe entwürdigt und gleich jenem durch die Farben des nationalen Staates verdrängt wurde.

Die Absicht der Burschenschaft, alle Studenten in einer Verbindung zu vereinigen, entsprang einem überspannten Idealismus, da der schönste Reiz solcher Jugendvereine doch in der Innigkeit der persönlichen Freundschaft liegt. Der unzähmbare persönliche Stolz der Deutschen wollte sich so leicht nicht über einen Kamm scheeren lassen. Aristokratischen Naturen war schon das allgemeine Duzen, das die Burschenschaft anbefahl, widerwärtig; nicht blos die rohen Wüstlinge der alten Schule, sondern auch viele harmlos lebenslustige junge Männer langweilten sich bei dem altklugen, ernsthaften Tone des Burschenhauses, wo man nur durch pathetische Beredsamkeit, und allenfalls noch durch eine gute Klinge, sich Ansehen erwerben konnte; freie, eigenartige Köpfe, wie der junge Karl Immermann in Halle, wollten das Ansehen der Burschenvorsteher überhaupt nicht gelten lassen, da die berühmten akademischen Häuptlinge nur selten geistreiche Menschen sind. Wider solche Gegner half nur diktatorische Härte; die Einseitigkeit, deren jede neue Richtung, zumal unter jungen Männern, bedarf, steigerte sich in der Burschenschaft bald bis zum Terrorismus. In Jena gelang es, alle abweichenden Meinungen vorläufig zum Schweigen zu bringen, und nun schwoll das Selbstgefühl der Burschen unleidlich an. Gewichtig schritten an jedem Nachmittag die Herren des Vorstands und des Ausschusses auf dem Marktplatze auf und nieder, das Wohl des Vaterlandes und der Hochschulen in gemessenem Gespräche erwägend; sie fühlten sich als Herrscher in diesem kleinen akademischen Reiche, zumal da die meisten Professoren den jungen Herren eine ganz unbillige, aus Angst und Wohlwollen gemischte Ehrerbietung erwiesen; sie sahen im Geiste schon die Zeit, wo ganz Deutschland von den Jüngern der Burschenschaft regiert würde.

Die patriotischen Zorn- und Prachtreden erklangen immer kräftiger und schlossen schon zuweilen mit dem Trumpfe: „unser Urtheil hat das Gewicht der Geschichte selbst, es ist vernichtend.“ Wie viele alte Burschenschafter sind bis zur Grube in dem glücklichen Wahne geblieben, daß die Burschenschaft eigentlich das neue deutsche Reich gegründet habe; Arnold Ruge schilderte noch ein halbes Jahrhundert später den langen Einheits- und Freiheitskampf der neuen deutschen Geschichte wie eine einzige große Pro-patria-Paukerei zwischen Burschenschaften und Corps. Und sicherlich hat mancher redliche junge Mann die erste Ahnung von der Herrlichkeit des Vaterlandes auf der Burschenkneipe gewonnen; aber der poli-

tische Idealismus jener Tage war zu gestaltlos, um eine bestimmte Gesinnung hervorzurufen. Der ersten Generation der Burschenschaft gehörten neben einzelnen liberalen Parteiführern, wie H. v. Gagern, auch viele Männer an, welche späterhin eine streng-conservative Richtung einschlugen, so Leo, Stahl, W. Menzel, Jarcke, Hengstenberg. Die wortreiche Schwärmerei, die unklare Sehnsucht und die beständige Verwechslung von Schein und Wirklichkeit waren der Entwicklung des politischen Talents nicht günstig. Im großen Durchschnitt sind aus der Burschenschaft mehr Gelehrte und Schriftsteller hervorgegangen, aus den Reihen ihrer späteren Gegner, der Corps, mehr Staatsmänner.

Vorderhand war die Burschenschaft in Jena obenauf. Ihr Ruhm ward auf allen Universitäten verkündet und lockte neue Genossen herbei, so daß sich die Studentenzahl in kurzer Zeit verdoppelte. Auch an anderen Hochschulen thaten sich Burschenschaften auf, so in Gießen und in Tübingen, wo die Stiftler schon 1813 einen Tugendbund zur Bekämpfung der akademischen Roheit gebildet hatten; und ganz von selbst erwachte der Wunsch die neue Gemeinschaft auf einer feierlichen Zusammenkunft aller deutschen Burschen zu befestigen. In solchen freien, über die Grenzen des Einzelstaats hinausreichenden socialen Verbindungen findet der Einheitsdrang zertheilter Völker seinen natürlichen Ausdruck; in Deutschland wie in Italien sind die Congresse der Gelehrten, der Künstler, der Gewerbtreibenden wie Sturmvögel den blutigen Einheitskämpfen vorausgezogen. Unter den Deutschen aber schritten die Studenten Allen voran, und nichts bezeichnet so deutlich das harmlose politische Stillleben jener Tage. Lange bevor die Männer auf den Gedanken kamen, sich über ihre ernsten gemeinsamen Interessen zu verständigen, regte sich in der Jugend der Drang, die gemeinsamen Träume und Hoffnungen auszutauschen, in phantastischem Spiele der idealen Einheit des Vaterlandes froh zu werden. —

---

Das Jubelfest der Reformation erweckte überall unter den Protestanten ein frohes Gefühl dankbaren Stolzes; auch Goethe sang in diesen Tagen: „ich will in Kunst und Wissenschaft wie immer protestiren.“ Die Studentenschaft ward von dieser Stimmung der Zeit um so stärker ergriffen, da ihr der christlich-protestantische Enthusiasmus des Befreiungskrieges noch in der Seele nachzitterte. Als der Gedanke eines großen Verbrüderungsfestes der deutschen Burschen zuerst in Jahns Kreise aufgetaucht war, beschloß die Jenenser Burschenschaft den Versammlungstag auf den 18. „des Siegesmonds“ 1817 zu verlegen um damit zugleich das Jubelfest der Reformation und die übliche Jahresfeier der Leipziger Schlacht zu verbinden. Armin, Luther, Scharnhorst, alle die hohen Gestalten der Führer des Deutschthums gegen das wälsche Wesen flossen in den

Vorstellungen der jungen Brauseköpfe zu einem einzigen Bilde zusammen. Den Radikaleren galt Luther als ein republikanischer Held, als ein Vorkämpfer der freien „Ueberzeugung"; in einer Festschrift von Karl Sand, die unter die Burschen vertheilt ward, erschien die evangelische Lehre von der Freiheit des Christenmenschen mit modern-demokratischen Ideen phantastisch verbunden. „Hauptidee unseres Festes, hieß es da, ist, daß wir allzumal durch die Taufe zu Priestern geweiht, Alle frei und gleich sind; Urfeinde unseres deutschen Volksthums waren von jeher Drei: die Römer, Möncherei und Soldaterei." Dadurch ward freilich der gesammtdeutsche Charakter des Festes von vornherein getrübt. Die katholischen Universitäten des Oberlandes, die ohnehin mit den norddeutschen noch keinen regelmäßigen studentischen Verkehr unterhielten, konnten keine Einladung erhalten; die Freiburger Burschen mußten für sich allein am 18. Oktober auf dem Wartenberge bei Donaueschingen ihr Siegesfeuer anzünden. Von den österreichischen Hochschulen war nicht die Rede, da sie dem deutschen Studentenbrauche ganz fern standen, auch, mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen und weniger Ungarn, noch fast kein Oesterreicher in Deutschland studirte. Aber auch auf den preußischen Universitäten hatte die Burschenschaft noch so wenig Anhang, daß allein Berlin der Einladung Folge leistete. So war denn bei der Feier der Völkerschlacht grade die Studentenschaft der beiden Staaten, welche allein schon bei Leipzig für die Sache der Freiheit gefochten, fast gar nicht vertreten; und alle die wundersamen Märchen, womit die Liberalen der rheinbündischen Länder die Geschichte des Befreiungskrieges auszuschmücken liebten, fanden freien Paß.

Schon lange zuvor hatte die Presse mit mächtigen Trompetenstößen den großen Tag angekündigt. Eine freie Zusammenkunft von Deutschen aller Länder allein um des Vaterlandes willen war diesem Geschlechte eine so erstaunliche Erscheinung, daß sie ihm fast wichtiger vorkam als die weltbewegenden Ereignisse der letzten Jahre. Im Laufe des 17. Oktobers langten an fünfhundert Burschen in Eisenach an, etwa die Hälfte aus Jena, dreißig aus Berlin, die übrigen aus Gießen, Marburg, Erlangen, Heidelberg und anderen Universitäten der Kleinstaaten; die rüstigen Kieler hatten nach Turnerbrauch den weiten Weg zu Fuß zurückgelegt. Auch vier der Jenenser Professoren fanden sich ein, Fries, Oken, Schweitzer und Kieser. Jede neu eintreffende Schaar ward schon am Thore mit stürmischer Freude begrüßt und dann in den Rautenkranz geleitet um dort vor den gestrengen Herren des Ausschusses auf dreitägigen Burgfrieden Urfehde zu schwören. Anderen Tags in der Frühe stieg „der heilige Zug" bei hellem Herbstwetter durch den Wald hinauf zu der Burg des Reformators: voran der Burgvogt Scheidler mit dem Burschenschwerte, darauf vier Burgmänner, dann, von vier Fahnenwächtern umgeben, Graf Keller mit der neuen Burschenfahne, welche die Jenenser Mädchen ihren sitten-

strengen jungen Freunden kürzlich gestickt hatten, dann endlich die Burschen Paar an Paar, viele schöne germanische Reckengestalten darunter, Mancher im Vollbart, was bei ängstlichen Gemüthern schon als ein Zeichen hochverrätherischer Gesinnung galt. Allen lachte die Freude aus den Augen, jene glückliche Selbstvergessenheit der Jugend, die noch ganz im Genusse des Augenblicks aufzugehen vermag; ihnen war, als ob ihnen heute zum ersten male die Herrlichkeit ihres Vaterlandes leibhaftig entgegenträte.

Droben im Rittersaale der Wartburg, den der Großherzog gastfreundlich geöffnet hatte, wurde zuerst unter Pauken- und Trompetenschall „Eine feste Burg ist unser Gott“ gesungen. Darauf hielt der Lützower Riemann aus der Fülle seines ehrlichen Herzens heraus eine Festrede, die in hochpathetischen überschwänglichen Sätzen von den Thaten Luthers und Blüchers sprach und dann bei den Geistern der erschlagenen Helden die Burschen mahnte zum „Streben nach jeglicher menschlichen und vaterländischen Tugend“. Einige der landläufigen Schlagwörter von den vereitelten Hoffnungen des deutschen Volks und dem einen Fürsten, der sein Wort gelöst, liefen zwar mit unter; das Ganze war ein jugendlich unklarer, durchaus harmloser Gefühlserguß, ebenso vieldeutig und unbestimmt, wie die neue Losung Volunto! welche die Burschen gern im Munde führten. Auch was nachher noch von Professoren und Studenten geredet ward ging nicht über dies Maß hinaus, selbst Oken sprach mit ungewohnter Selbstbeherrschung und warnte die jungen Leute vor einer verfrühten politischen Thätigkeit.

Nach dem Mittagsmahle gingen die Burschen zur Stadt hinab in die Kirche, wo auch der Eisenacher Landsturm dem Gottesdienste beiwohnte; dann gaben noch die Kämpen des Berliner und des Jenenser Turnplatzes den staunenden Landstürmern ihre Künste zum Besten. Als die Dämmerung hereinbrach zog man mit Fackeln wieder hinauf nach dem Wartenberge, der Wartburg gegenüber, wo mehrere große Siegesfeuer brannten, die mit patriotischen Reden und Liedern begrüßt wurden. Bis dahin war das Fest in glücklicher Eintracht verlaufen; hier aber ward zum ersten male offenkundig, daß sich bereits eine kleine extreme Partei innerhalb der Burschenschaft gebildet hatte: jene fanatischen Urteutonen aus Jahns Schule, die man die Altdeutschen nannte. Diese köstliche Gelegenheit für eine fratzenhafte Eulenspiegelei konnte sich der Turnmeister doch nicht entgehen lassen. Er regte zuerst den Gedanken an, dies Lutherfest durch eine Nachäffung der kühnsten That des Reformators zu krönen und, wie einst Luther die Bannbulle des Papstes verbrannt hatte, so jetzt die Schriften der Feinde der guten Sache ins Feuer zu werfen. Da die Mehrheit des Festausschusses, klüger als der Alte, den Vorschlag ablehnte, gab Jahn gleichwohl seinen Berlinern ein Verzeichniß der zu verbrennenden Bücher mit auf den Weg, und diese Getreuen, Maßmann voran,

beschlossen nunmehr den Plan des Meisters auf eigene Faust auszuführen, was der Ausschuß um des Friedens willen nicht gradezu verbieten wollte. Kaum war auf dem Wartenberge das letzte ernste Lied der die Flammen umringenden Burschen verklungen und die eigentliche Feier beendet, so trat Maßmann plötzlich hervor und forderte in einer schwülstigen Rede die Brüder auf, zu schauen, wie nach Luthers Vorbilde in zehrendem Fegefeuer Gericht gehalten werde über die Schandschriften des Vaterlandes. Jetzt sei die heilige Stunde gekommen, „daß alle deutsche Welt schaue was wir wollen; daß sie wisse, weß sie dereinst sich von uns zu versehen habe.“

Darauf trugen seine Gesellen einige Ballen alten Druckpapiers herbei, die mit den Titeln der verfehmten Bücher beschrieben waren. Auf eine Mistgabel aufgespießt flogen dann die Werke der Vaterlandsverräther unter tobendem Gejohle in das höllische Feuer: eine wunderlich gemischte Gesellschaft von etwa zwei Dutzend guten und schlechten Büchern, Alles was grade in jüngster Zeit den Zorn der Isis und ähnlicher Blätter hervorgerufen hatte. Da brannten Wadzeck, Scherer und, der Vollständigkeit halber, gleich „alle andern schreibenden, schreienden und schweigenden Feinde der löblichen Turnkunst“, desgleichen die Alemannia „und alle andern das Vaterland schändenden und entehrenden Zeitungen“; dann natürlich drei Schriften von dem verhaßten Schmalz („Gänse-, Schweine- und Hundeschmalz“ brüllte der Chor) und der Codex der Gensdarmerie von seinem Genossen Kamptz. Neben dem Code Napoleon, Kotzebues Deutscher Geschichte und Saul Aschers Germanomanie, der ein „Wehe über die Juden“ nachgerufen ward, wanderte auch Hallers Restauration in die Flammen: — „der Gesell will keine Verfassung des deutschen Vaterlandes“, hieß es zur Erläuterung, da doch keiner von den Burschen das ernste Buch gelesen hatte. Aber auch die Liberalen Benzenberg und Wangenheim mußten den Grimm der Jugend erfahren, weil die Jenenser Publicisten ihre Schriften nicht verstanden. Zuletzt wurden noch ein Uhlanenschnürleib, ein Zopf und ein Corporalstock verbrannt, als „Flügelmänner des Kamaschendienstes, die Schmach des ernsten heiligen Wehrstandes“, und mit einem dreimaligen Pereat-Pereat auf „die schuft'gen Schmalzgesellen“ gingen die Vehmrichter aus einander.

Es war eine unbeschreiblich abgeschmackte Posse, an sich nicht ärger als viele ähnliche Ausbrüche akademischer Roheit, bedenklich nur durch den maßlosen Hochmuth und die jakobinische Unduldsamkeit, die sich in den Schimpfreden der jungen Leute ankündigten. Darum sprach sich Stein in den schärfsten Worten über „die Fratze auf der Wartburg“ aus, und der immer schwarzsichtige Niebuhr schrieb besorgt: „Freiheit ist ganz unmöglich, wenn die Jugend ohne Ehrerbietung und Bescheidenheit ist.“ Seine Wahrhaftigkeit fühlte sich angeekelt von dieser „religiösen Komödie“: dort der kühne Reformator, der sich gegen die höchste und heiligste Gewalt

der Zeit empörte, und hier das ungefährliche Feuergericht großsprecherischer junger Burschen über eine Reihe von Schriften, woraus sie kaum eine Zeile kannten — welch ein lächerlicher Contrast! Auf der Burschenversammlung am nächsten Tage sprachen die Studenten wieder ruhiger, verständiger mindestens als ihr Lehrer Fries, der ihnen eine unglaublich geschmacklose, von mystischer Bibelweisheit und sachsen-weimarischem Freiheitsdünkel strotzende Rede schriftlich zurückgelassen hatte: „Kehret wieder zu den Eurigen und saget: Ihr waret im Lande deutscher Volksfreiheit, deutscher Gedankenfreiheit . . . Hier lasten keine stehenden Truppen! Ein kleines Land zeigt Euch die Ziele! Aber alle deutschen Fürsten haben dasselbe Wort gegeben u. s. w." Wahrlich, Stein wußte wohl, warum er die Jenenser Professoren als faselnde Metapolitiker verdammte, und Goethe nicht minder, warum er seinen Fluch aussprach über alles deutsche politische Gerede; denn was ließ sich von der Jugend erwarten, wenn ihr gefeierter Lehrer die unberittenen weimarischen Husaren dem übrigen Deutschland als ruhmreiches Vorbild darstellte! Dieselbe widerliche Vermischung von Religion und Politik, die schon aus Fries' Rede sprach, offenbarte sich dann noch einmal am Nachmittage, als einige der Burschen auf den Einfall kamen noch das Abendmahl zu nehmen. Der Superintendent Nebe gab sich in der That dazu her, den aufgeregten und zum Theil angetrunkenen jungen Männern das Sakrament zu spenden — ein charakteristisches Probstück jener jämmerlichen Schlaffheit, welche die weltlichen wie die geistlichen Behörden der Kleinstaaterei in unruhigen Tagen immer ausgezeichnet hat.

Trotz allen Thorheiten Einzelner war das Fest im Ganzen doch glücklich und unschuldig verlaufen. Als man am Abend unter strömenden Thränen sich trennte, blieb den Meisten eine Erinnerung für das ganze Leben, strahlend wie ein Maientag der Jugend — so gesteht Heinrich Leo; sie hatten sich brüderlich zusammengefunden mit den Genossen aus Süd und Nord, sie meinten die Einheit des zerrissenen Vaterlandes schon mit Händen zu greifen, und wenn die öffentliche Meinung verständig genug war die jungen Feuerköpfe sich selber und ihren Träumen zu überlassen, so konnten die guten Vorsätze, welche mancher wackere Jüngling in jenen erregten Stunden gefaßt hatte, noch heilsame Früchte bringen.

Aber in der tiefen Stille, die über dem deutschen Norden lagerte, hallten die kecken Reden der Burschen nur allzu laut wieder; es war als ob Freund und Feind sich verschworen hätten, die Todsünde der Jugend, die ihr den ehrlichen Enthusiasmus verdarb, die krankhafte Selbstüberschätzung, bis zum Unsinn zu steigern, als ob Jedermann mit einstimmte in die ruhmredige Versicherung eines der Wartburg-Redner, Carové, der die Universitäten als die natürlichen Vertheidiger der Volksehre gefeiert hatte. Mit lächerlicher Ernsthaftigkeit priesen die liberalen Zeitungen dies erste Erwachen des öffentlichen Lebens der Nation, „diesen Silberblick unserer

Geschichte, diesen Blüthendurchbruch unserer Zeit;" die alte Angst des gezähmten Philisters vor dem nachtwächter-prügelnden Studenten kleidete sich in politische Gewänder. Eine ganze Literatur von Schriften und Gegenschriften beleuchtete das wunderbare Schauspiel von allen Seiten und erhob den Studentencommers auf die Höhe eines europäischen Ereignisses. Natürlich daß die Helden selber an diesem Federkriege mit gerechtem Stolze theilnahmen. Das treueste Bild von der nebelhaften Begeisterung der jungen Leute gab Maßmann in einem langen Festberichte, dessen geschraubte orakelhafte Sprache freilich auch zeigte, wie viel undeutsches Wesen sich in dem Jahn'schen Kraftmenschenthum verbarg: „Obschon nun die trübe Winternacht der Knechtschaft — so hob er an — noch immer lastet auf den Bergen und an den Strömen des deutschen Landes, so sind doch der Berge Gipfel vergoldet, das blutgoldene Morgenroth zieht herauf." Der arme Junge hatte jetzt schon für die Narrheit des Turnmeisters schwer zu büßen; da er eine Untersuchung fürchtete und vor den Richtern doch nicht eine gar zu traurige Figur spielen wollte, so mußte er ein ganzes Wintersemester opfern um alle die Schandbücher, die er auf dem Wartenberge symbolisch verbrannt hatte, nachträglich zu lesen. Ein Anderer, vermuthlich Carové, widmete sein Buch seinen rheinländischen Landsleuten mit dem Wunsche, daß die Geistessonne von der Wartburg auch sie erleuchten, ihnen Trost und Stärkung bringen möge in ihrem Unglück. Indeß blieb die Mehrheit noch immer leidlich ruhig. Ein Antrag auf Veröffentlichung eines politischen Programms wurde verworfen mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Burschenschaft sich nicht in die Politik zu mischen habe; auch eine kleine Schrift über das Wartburgsfest von F. J. Frommann, dem Sohne der angesehenen Jenenser Buchhändlerfamilie, war durchaus bescheiden, von einem harmlosen jugendlichen Enthusiasmus erfüllt.

Leider gebärdeten sich mehrere der Professoren, welche dem Feste beigewohnt, weit thörichter als ihre Schüler. Fries nahm keinen Anstand, in einer musterhaft groben Zeitungserklärung das Flammengericht über die Schriften „einiger Schmalzgesellen" schlankweg zu billigen; Oken aber hielt in der Isis die Wartburgversammlung „Vielen die über Deutschland Rath und Unrath halten" als leuchtendes Beispiel vor und verschwendete die ganze Bilderpracht seiner Gänse, Esels- Pfaffen- und Judenköpfe um die Verfasser der verbrannten Schriften noch einmal zu verhöhnen, worauf denn die Jenenser Burschen die Zerrbilder der Isis in einem Maskenzuge auf dem Markte dramatisch darstellten. Kieser endlich, der unter den Medicinern trotz seiner magnetischen Geheimlehren als geistreicher Kopf und tüchtiger Gelehrter geachtet war, veröffentlichte eine „dem Wartburgsgeiste der deutschen Hochschulen gewidmete" Schrift, die in aberwitzigen Prahlereien gradezu schwelgte: da war die Wartburgsfeier „ein Ereigniß, auf welches Deutschlands Völker noch nach Jahrhunderten stolz sein werden, das

wie alles wahrhaft Große nie in der Geschichte wiederkehren und in seinem dunklen Schooße fruchtbare, auf Jahrhunderte wirkende Keime enthalten kann!"

An diesen Ausbrüchen akademischen Größenwahnsinns hatte die kleinliche Empfindlichkeit der Gegner reichliche Mitschuld. Die Zeit war an die Gehässigkeit politischer Kämpfe noch wenig gewöhnt, fast alle die beschimpften Schriftsteller fühlten sich durch die Narrethei der Burschen ernstlich beleidigt. Nur Wangenheim ertrug den Unglimpf mit guter Laune: bisher hatten ihn seine Genossen am Bundestage als Demagogen beargwöhnt, seit sein Buch auf der Wartburg verbrannt worden behandelten sie ihn wieder freundlicher. Viele der Uebrigen beschwerten sich laut und setzten finstere Gerüchte in Umlauf: auch die Urkunde der Heiligen Allianz und die Bundesakte sollten die jungen Hochverräther mit verbrannt haben. Der Ungebärdigste von Allen war Geh. Rath Kamptz; mit beiden Händen ergriff er den willkommenen Anlaß um den akademischen Jakobinern endlich den Garaus zu machen. Welch ein Glück auch, daß die unwissenden Jungen grade seinen Codex der Gensdarmerie ins Feuer geworfen hatten, eine Sammlung von deutschen Polizeigesetzen, fast ohne eigene Zuthaten des Herausgebers! Also landesherrliche Verordnungen, darunter auch solche von Karl August selber, waren auf großherzoglich sachsen-weimarischem Boden öffentlich verbrannt; nach Quistorps Peinlichem Rechte lag der Thatbestand des „Lasters der beleidigten Majestät" unbestreitbar vor. In zwei drohenden Briefen an den Großherzog und dann noch in einer Flugschrift „über die öffentliche Verbrennung von Druckschriften" legte Kamptz diese Gedanken dar und forderte stürmisch Genugthuung: der deutsche Boden sei entweiht, das Jahrhundert entheiligt durch den Vandalismus demagogischer Intoleranz, durch die Volksdümmlichkeit der Werkzeuge schlechter Professoren.

Am Wiener Hofe war nur eine Stimme der Angst und der Entrüstung. Durch die Nachrichten aus Eisenach wurde Metternich zum ersten male bewogen, sich der deutschen Dinge, die er bisher so gleichgiltig behandelt hatte, ernstlich anzunehmen; er erkannte mit Schrecken, daß sich hinter dem phantastischen Treiben der Jugend doch der Todfeind seines Systems, der nationale Gedanke verbarg. Sofort erklärte er dem preußischen Gesandten, jetzt sei es an der Zeit „gegen diesen Geist des Jakobinismus zu wüthen" (sévir), und ersuchte den Staatskanzler, gemeinsam mit Oesterreich wider den Weimarischen Hof vorzugehen.*) Im ersten Schrecken wollte er sogar alle österreichischen Studenten sogleich aus Jena abberufen. Im Oesterreichischen Beobachter veröffentlichte Gentz eine Reihe geharnischter Artikel über das Wartburgfest, ein kunstvolles Gemisch von Scharfsinn und Thorheit. Nur mit Zittern, rief er aus, könne ein Vater

*) Krusemarks Berichte, 12., 22. Nov. 1817.

heute noch seinen Sohn auf die Hochschule ziehen sehen: an solche Klagen verwöhnter Aengstlichkeit schloß sich dann eine weitläufige, aus der Fülle überlegener Sachkenntniß geschöpfte Widerlegung der ruhmredigen Burschenmärchen von den Wunderthaten der Freicorps und der „heiligen Schaaren“.

In Berlin zeigte sich der König weit besorgter als die Minister. Friedrich Wilhelm hatte selbst nie studirt und kannte den derben Humor des Burschenlebens nicht: das Poltern und Prahlen des jungen Volks ekelte ihn an. Er war bereits im Frühjahr gegen die Hallenser Teutonia eingeschritten, als Karl Immermann ihn um Schutz gegen den Terrorismus dieser Burschenschaft bat, und ließ nunmehr sogleich auf allen preußischen Hochschulen Nachfrage halten, wer an dem Wartburgfeste theilgenommen. Die Königsberger Burschen wurden belobt weil sie sich ferngehalten; der Unterrichtsminister aber erhielt (7. Decbr.) den strengen Befehl, sofort alle Verbindungen bei Strafe der Relegation zu verbieten, auch das Turnwesen scharf zu beaufsichtigen. „Ich werde, schrieb ihm der König, nicht den mindesten Anstand nehmen, diejenige Universität, auf welcher der Geist der Zügellosigkeit nicht zu vertilgen ist, aufzuheben.“*)

Altenstein entledigte sich des Auftrags mit wohlwollender Schonung; er hatte das Zutrauen zu dem guten Sinne der Jugend nicht verloren, er lobte die furchtlose Haltung des Großherzogs von Weimar und hielt die Hoffnung fest, „daß die preußischen Universitäten, so wie sie an zweckmäßiger, freigebiger Ausstattung allen deutschen vorangehen, diesen auch als Muster eines regen, aber auf das Rechte gerichteten Strebens voranleuchten werden“.**) Hardenberg dagegen ging auf die Ansichten des Königs mit beflissenem Eifer ein. Nicht als ob er die Besorgnisse des Monarchen durchaus getheilt hätte, aber die Reden der jungen Demagogen drohten ihm seine liebsten Pläne zu zerstören. Das letzte Ziel seiner Politik blieb die Vollendung der Verfassung, und dies Werk konnte nie gelingen, wenn der erwachte Argwohn in der Seele des Königs sich befestigte; darum mußte jede Regung demagogischer Gesinnung sofort und für immer gebändigt werden. Als irgend ein Ohrenbläser die streng wissenschaftlichen, von aller Parteigesinnung freien Vorlesungen Schleiermachers „über die Lehre vom Staate“ eben jetzt bei Hofe verdächtigt hatte und der König einige verdrießliche Bemerkungen fallen ließ, da fand Hardenberg nicht den Muth, durch ein ehrliches Wort dem Monarchen die Augen zu öffnen, sondern verlangte alsbald von dem Unterrichtsminister das Verbot dieser Vorträge, „die, ohne einen reellen Nutzen zu gewähren, nur dazu dienen die Gemüther zu entzweien“ und gab sein Vorhaben nur auf weil sogar Wittgenstein die Ausführung bedenklich fand.***) Ebenso willfährig kam er den

*) Cabinetsordre an Altenstein, 7. Dec. 1817.

**) Altenstein an Hardenberg, 30. Nov. 1817, 25. August 1818.

***) Hardenberg an Altenstein und Wittgenstein, 7. Dec., Rother an Hardenberg, 15. Dec. 1817.

Vorschlägen Metternichs entgegen; er beschloß, da er grade die rheinischen Provinzen besuchen wollte, den Weg über Weimar zu nehmen um dort, unterstützt von dem österreichischen Gesandten Grafen Zichy, den Großherzog zur Rede zu stellen und ihm zwei mahnende Briefe des Kaisers und des Königs zu übergeben.

Inmitten der allgemeinen Aufregung blieb allein Karl August heiter und gleichmüthig; er hatte selber einst lange im Uebermuth brausender Jugend geschwelgt und nahm die Prahlerei der Burschen nicht ernster als sie es verdiente. Die auf der Wartburg angekündigte Deutsche Burschenzeitung ward verboten, einige andere Zeitungen verwarnt, und gegen Oken leitete man ein Strafverfahren ein, das mit Freisprechung endigte, da die Anklage thörichterweise auf Hochverrath lautete; für Injurienklagen hätte jener Artikel der Isis allerdings überreichen Stoff geboten. Auch eine Untersuchung gegen Fries wurde als gegenstandslos wieder eingestellt, und man begnügte sich, ihm wegen seiner taktlosen Reden einen Verweis zu ertheilen. Im Uebrigen blieben die Jenenser unbehelligt. Der preußischen Regierung ließ Karl August durch seinen Geschäftsträger sagen (26. November): „Die gegenwärtige Aufregung ist allgemein, sie ist eine natürliche Folge der Ereignisse; Vertrauen und Muth können sie ersticken, Argwohn und gewaltsame Maßregeln würden Deutschland verwirren.“*) Den Abgesandten der beiden Großmächte trat er mit seinem gewohnten fröhlichen Freimuth entgegen und versprach, bei einem Bundespreßgesetze mitzuhelfen. Auf den Wunsch des Großherzogs ging dann Zichy mit Edling selber nach Jena um dies Nest des Aufruhrs näher zu betrachten, und da sich dort nichts Auffälliges zeigte, so standen die beiden Großmächte vorläufig von weiteren Schritten ab. Aber der Argwohn blieb lebendig; in den schärfsten Worten sprach König Friedrich Wilhelm seine Rüge aus, da Maßmann im nächsten Sommer als Turnlehrer nach Breslau berufen wurde. Auch die französische Regierung, längst schon beunruhigt durch die Umtriebe des Prinzen von Oranien und der Flüchtlinge in Belgien, machte dem Weimarischen Hofe ernste Vorstellungen. Czar Alexander, der Vorkämpfer des christlichen Liberalismus, weigerte sich zwar beim Deutschen Bunde Lärm zu schlagen, wie Metternich von ihm verlangt hatte; doch konnte auch er eine stille Angst nicht ganz bemeistern und mahnte den Großherzog in einem eigenhändigen Briefe zur Strenge gegen die Presse.**) Immer stärker ward die Furcht vor einer nahenden Revolution, und da die fremden Mächte wohl fühlten, was sie alle an Deutschland gesündigt hatten, so betrachteten sie dies stille Land, das doch erst an wenigen Orten die Spuren unruhiger Bewegung zeigte, als den natürlichen Mittelpunkt der europäischen Umsturzpartei.

*) Weisung Edlings an den Geschäftsträger Müller, 26. Nov. 1817.

**) Altenstein an Hardenberg, 18. Aug., 15. Sept.; Bericht des bad. Gesandten General v. Stockhorn, Berlin, 7. Febr. 1818.

Auf die Stimmung der Studenten wirkte die Aengstlichkeit der Cabinette sehr schädlich ein: die Burschen meinten auf der Höhe der Weltgeschichte zu stehen, seit alle Großmächte des Festlandes wider sie auftraten. Die demokratischen Ideen, die bisher unter der Decke der christlich-germanischen Phantasterei geschlummert hatten, traten jetzt keck hervor; neben Körners Liedern ward schon die vom alten Voß verdeutschte Marseillaise häufig gesungen:

Wir nah'n, wir nah'n! Beb', Miethlingsschwarm,
Entfliehe oder stirb! —

und Niemand fragte mehr, welchem Volke denn dieser „Miethlingsschwarm" Rouget de Lisle's angehört hatte. Die radikale Partei der „Altdeutschen" sonderte sich allmählich schärfer von der unschuldigen Masse der Burschen ab. Während diese, des ewigen politischen Geschwätzes müde, sich in Lichtenhain ein lustiges Bierherzogthum einrichtete, saßen jene „ruhigen republikanischen Staatsmänner", wie Arnold Ruge sie nennt, in ihrer Republik Ziegenhain feierlich beisammen und untersuchten in pathetischen Reden, ob die Einheit Deutschlands besser durch Ermordung oder durch friedliche Mediatisirung der Fürsten zu erreichen sei. Ein neues Lied „Dreißig oder dreiunddreißig, gleichviel!" — sprach sich sehr aufrichtig für den ersteren Weg aus, doch gab es auch noch einzelne sanfte Naturen, welche dem König von Preußen ein Gnadengeld von 300 Thlr. jährlich vergönnen wollten. Die Thorheit begann doch recht zuchtlos zu werden; und wie die Umgangsformen dieser turnenden Jugend sich verfeinerten, das bekam der unschuldige Fries einst zu spüren, als ihm einer seiner Studenten schrieb: „Ich denke, ich schreibe künftig nicht mehr an den Hofrath Fries, sondern ich schreibe an Dich meinen älteren Freund Fries, und Du schreibst an Deinen treuen Schüler D . . . Nun sieh, Du alter braver Kerl, wir sind jüngere Leute, und uns ist ein besseres Leben aufgegangen als Dir in Deiner Jugend."

Bald nach dem Wartburgfeste goß ein häßlicher literarischer Zank abermals Oel ins Feuer. Seit Langem war Kotzebue den Burschen ein Dorn im Auge; sie haßten die weichliche Lüsternheit seiner Dramen und fürchteten ihn als einen gewandten Widersacher. In seinem Literarischen Wochenblatte, das sich der besonderen Gunst Metternichs erfreute, vertrat er die Anschauungen des aufgeklärten Absolutismus, feierte Rußlands Ruhm mit unterthäniger Schmeichelei und bekämpfte den Idealismus der Jugend, wie Alles was über den platten Verstand hinausging, so hämisch und boshaft, daß selbst Goethe ihm das Feuergericht auf der Wartburg von Herzen gönnte und ihm zurief:

Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben.
Daß Du Dein eigenes Volk gescholten,
Die Jugend hat es Dir vergolten.

Aber auch sein frecher Witz und seine behende Feder waren dem alten Schelm treu geblieben; über den unduldsamen Hochmuth der Jugend sagte er manches treffende Wort, für ihre Ungezogenheiten hatte er ein scharfes Auge, und wenn er die Isis in seiner lustigen „Empfehlung der Eselsköpfe" durchhechelte, so blieb er der Sieger, da die aufgeblasenen witzlosen jungen Herren ihm nicht mit derselben Waffe zu antworten verstanden. Kotzebue lebte als russischer Legationsrath in Weimar, und schon diese diplomatische Stellung erregte Aergerniß; denn er war ein Weimarer Kind, er verdankte den Deutschen allein seinen literarischen Namen und erlaubte sich in seinem Wochenblatte ganz wie ein deutscher Staatsbürger über die vaterländischen Angelegenheiten mitzureden. Aber wer durfte auch von diesem Manne das Feingefühl des nationalen Stolzes verlangen? Es war ein offenes Geheimniß, daß überall in Deutschland geheime Agenten der Petersburger Polizei lebten; als der russische Staatsrath Faber die Rheinlande bereiste, hielt Graf Solms-Laubach für nöthig ihm den treuen Bärsch als Aufpasser nachzusenden; das russische Cabinet verdankte seine Kenntniß der europäischen Zustände vornehmlich den Mittheilungen, welche alle im Westen lebenden vornehmen Russen ihrem Hofe zu senden pflegten. Auch Kotzebue schickte von Zeit zu Zeit Berichte nach Petersburg, doch zählte er keineswegs zu den gefährlichen Spähern, da seine Bulletins lediglich kritische Uebersichten über die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur brachten.

Da kam eines Tages Kotzebues Schreiber zu dem Redakteur des Oppositionsblattes, Lindner, der mit ihm in einem Hause wohnte, und ersuchte seinen Hausgenossen arglos, ihm einige Stellen aus einem französischen Berichte seines Herrn entziffern zu helfen. Lindner erkannte sofort was er vor sich hatte, bat sich die Bogen für eine Stunde aus, schrieb die wichtigsten Stellen ab und hielt es nicht für unehrenhaft, das also entwendete Bulletin alsbald an Luden mitzutheilen. Das Blatt enthielt nichts weiter als ein paar flüchtige und ungenaue, aber dem Sinne nach richtige Auszüge aus der Nemesis und ähnlichen Schriften, dazu einige wenig schmeichelhafte Urtheile über Ludens Schriftstellerei, wie sie von einem politischen Gegner sich nicht anders erwarten ließen; die Jenenser mindestens pflegten mit ihren Feinden weit gröblicher umzuspringen. Luden aber, dem es nicht an Weltklugheit fehlte, ergriff begierig die Gelegenheit um einen gefürchteten Gegner bloßzustellen und zugleich sich selber von dem Verdachte demagogischer Gesinnung zu reinigen. Er ließ das entwendete Blatt drucken, suchte durch eine kleinliche und nicht ganz redliche Wortklauberei zu erweisen, daß Kotzebue die unschuldigen Worte der Nemesis gefälscht habe, und brandmarkte ihn als lügnerischen Anschwärzer. Auf ihrer ganzen Linie schritt die liberale Presse nunmehr zum Angriff wider den „russischen Spion", der doch schlechterdings kein Geheimniß ausgespäht, sondern nur über veröffentlichte Druckschriften berichtet hatte. Schlag

folgte auf Schlag; ein wüthender Streit begann, der beiden Theilen zur Unehre gereichte. Die Gerichte schritten ein und verurtheilten beide Parteien; Lindner ward ausgewiesen und ging ins Elsaß, wo er bald, bezaubert von den Doctrinen der Franzosen, zu einem liberalisirenden Rheinbündler wurde. Die Studenten aber hatten jetzt endlich ein Opfer gefunden für den ziellosen, ingrimmigen Haß, der in ihren Herzen kochte; der faunische Kauz in Weimar erschien ihnen wie der Ausbund aller Niedertracht, wie der böse Dämon des Vaterlandes, und drohend erklang es auf dem Burschenhause:

Noch bellt der Kamptz- und Schmalzgesell,
Beel- und Kotzebue.

So gährte es in den Köpfen der Jugend; die Nation aber fuhr fort jeden Thorenstreich der Studenten mit kindischer Neugierde zu besprechen. Im Sommer 1818 zogen die Göttinger Studenten aus der Musenstadt aus, in Folge eines ganz unpolitischen Streites mit der Bürgerschaft, erklärten die Georgia Augusta in Verruf, und kneipten einige Tage lang in Witzenhausen, wobei dem Tode ein Pereat gebracht wurde. Solche Auszüge hatten in der alten Zeit zuweilen den Bestand einer Hochschule gefährden können; jetzt, da jeder Bundesstaat von seinen Beamten und Geistlichen den Besuch der Landesuniversität verlangte, waren sie nur noch lächerlich. Gleichwohl rief auch diese Kinderei eine ganze Schaar von Flugschriften ins Leben. Staatsrath Dabelow, der berühmte Organisator des Empire Anhaltin-Coethien, der auch den Zorn der Feuerrichter auf der Wartburg hatte erfahren müssen, beschwor die hohen Regierungen, mit Ernst gegen die jungen Hochverräther einzuschreiten; zufällig wurde der brauchbare Jurist bald nachher nach Dorpat berufen, und nun schien es den Studenten klar erwiesen, daß der Czar sie mit Spionen rings umstellt habe. Ein anderer Schriftsteller schilderte das Göttinger Ereigniß in einem gründlichen Buche und schmückte sein Werk mit den Bildern der Studenten „im Rathe des Verrufs“, unheimlichen Gestalten, welche gradeswegs aus den böhmischen Wäldern von der Bande des Räubers Moor entlaufen schienen. Bald nachher lieferten die Tübinger Studenten die Lustnauer Schlacht, einen Kampf um ein Dorfwirthshaus, von dem die Poeten der schwäbischen Hochschule noch heute singen und sagen; dann wurden auch die Heidelberger Burschen von dem Geiste der Unruhe ergriffen und stürmten das Bierhaus zum Großen Faß. Alle diese Nichtigkeiten besprach Deutschlands Presse mit feierlicher Salbung. Der Student errang sich an den Höfen wie im Volke ein unbegreifliches Ansehen, ward hier als geborener Tribun gefeiert, dort als gewerbmäßiger Verschwörer beargwöhnt, und der französische Minister Graf de Serre schrieb seinem Freunde Niebuhr: „Eure Staatsmänner thun mir leid, sie führen Krieg mit Studenten!“

Nur der beherzte Großherzog ließ sich in seinem hochsinnigen Vertrauen

nicht stören. Im Juli 1818 brachten ihm die Jenenser Burschen, von Heinrich v. Gagern geführt, einen Fackelzug zur Feier der Geburt seines Enkels; da gab er ihnen ein Gelage im Schloßhofe, erschien selber jugendlich heiter auf dem Altane und betrachtete lange freudestrahlend das muntere Treiben drunten. Zur Taufe des Prinzen lud er dann, nach dem patriarchalischen Brauche der Ernestiner, mit allen übrigen Corporationen des Landes auch drei Vertreter der Burschenschaft ein, und diese gefährlichen Gesellen wurden, wie man in der Hofburg mit tiefer Entrüstung erfuhr, sogar zur Tafel gezogen und von den neugierigen Hoffräuleins sichtlich ausgezeichnet. Karl August war gerichtet, er hieß in Metternichs Kreise nur noch der Altbursche.

Inzwischen gingen die auf der Wartburg ausgestreuten Saaten auf; an vierzehn Universitäten bildeten sich Burschenschaften nach dem Jenenser Muster. Ihre Abgesandten traten im Oktober 1818 in Jena zusammen, und am Jahrestage des Wartburgfestes kam dort die Allgemeine Deutsche Burschenschaft zu Stande, die freie Vereinigung der gesammten deutschen Studentenschaft zu einem Ganzen, „gegründet auf das Verhältniß der deutschen Jugend zur werdenden Einheit des deutschen Vaterlandes". Alljährlich sollte im Siegesmonde ein allgemeiner Burschentag von Abgeordneten aller Hochschulen sich vereinigen. Die Bestimmungen des Grundgesetzes über den Zweck der Verbindung lauteten durchaus unverfänglich: Einheit, Freiheit, Gleichheit aller Burschen unter einander, christlich deutsche Ausbildung aller Kräfte zum Dienste des Vaterlandes. Bedenklich war nur der terroristische Geist, der den Zutritt der gesammten Studentenschaft erzwingen wollte, alle anderen Verbindungen „ohne Weiteres in Verruf" erklärte und doch das Unmögliche nicht durchsetzen konnte, denn auf sämmtlichen Universitäten außer Jena blieben einzelne Landsmannschaften neben der Burschenschaft bestehen. Dem Partikularismus freilich und seinem Führer, dem Wiener Hofe, mußte schon das Dasein dieses „Jugend-Bundesstaates", wie Fries ihn nannte, hochgefährlich erscheinen; hier zum ersten male bildete sich in dem gewaltsam zertheilten Volke eine allgemein deutsche Corporation. Die Erscheinung war so neu, daß selbst Goethe besorgt fragte, ob man denn über ganz Deutschland hin eine Innung dulden könne, die dem Bundestage nicht unterworfen sei.

Während die Burschenschaft also sich immer weiter ausbreitete, wurde ihre innere Kraft und Einheit bereits durch ein wüstes Parteitreiben erschüttert. Für die Ideen Rousseaus war ein Geschlecht, das sich an Schillers Freiheitspathos begeisterte, von vorn herein empfänglich, und nachdem man mehrere Jahre beständig in aufgeregtem politischem Gerede verbracht hatte mußte die demagogische Partei unvermeidlich an Boden gewinnen. Den Heerd des akademischen Radikalismus bildete die Universität Gießen. Dort im Westen hatten die Doctrinen der französischen Revolution längst feste Wurzeln geschlagen; die Willkür des bonapartistischen Beamtenthums von

Darmstadt und Nassau erbitterte die jungen Gemüther, und als endlich auch für diese Lande die Stunde der Befreiung schlug, da fügte es ein unfreundliches Schicksal, daß die Gießener Studenten, die sich eifrig zu den Fahnen drängten, den Feind fast niemals zu Gesicht bekamen. Sie lernten auf anstrengenden Märschen nur die Prosa des Krieges, nicht seine begeisternden Freuden kennen, hatten viel zu leiden von der Grobheit ihrer rheinbündischen Offiziere, die mit gebildeten Mannschaften nicht umzugehen wußten, und kehrten verstimmt heim, voll Abscheus gegen das „Söldnerwesen", ohne jede Ahnung von der königstreuen Gesinnung des preußischen Volksheeres, das sie nie gesehen hatten; sie schworen darauf, daß Deutschland den Krieg nur um der Verfassung willen geführt habe und alles Blut umsonst geflossen sei. Eigenthümlich war den Gießener Studentenbünden ein geheimer Verkehr mit älteren Männern, den die Jenenser zu ihrem Glück vermieden. Zur Zeit des Krieges hatte sich in den Lahngegenden ein Geheimbund wider die Fremdherrschaft zusammengethan, der Wetterauer Verein, der nach dem Frieden aufgehoben wurde, aber durch einzelne seiner Mitglieder mit den Gießener Studenten in Verbindung blieb. Da waren Justizrath K. Hoffmann in Rödelheim, Landgerichtsrath Snell in Dillenburg und vor Allen Conrector Weidig in Butzbach, ein beredter Apostel der Egalité, der schlechtweg jede Regierung für sündhaft erklärte, weil Gottes Gebot die vollkommene Gleichheit aller Menschen vorschreibe. Der Einfluß dieser Männer und die schwüle Luft eines durchaus ungesunden Staatswesens gaben dem Gießener Studentenleben bald einen seltsam fanatischen Ton. Eine Verbindung „der Schwarzen" that sich auf und versuchte ihr radikales neues Gesetzbuch, den „Ehrenspiegel", der gesammten Studentenschaft aufzuzwingen; die Landsmannschaften andererseits spielten die Vertreter des Partikularismus, steckten die hessische Kokarde auf und bewirkten durch eine Anzeige die Auflösung der Schwarzen. Die eifrigeren Genossen des aufgelösten Bundes blieben jedoch insgeheim beisammen.

An ihrer Spitze standen die Gebrüder Follen, Adolf, Karl und Paul, drei bildschöne, hochgewachsene junge Männer voll Feuer und Leben, allesammt streng republikanisch gesinnt, die Söhne eines Gießener Beamten, dessen eine Tochter nachher die Mutter von Karl Vogt wurde. Adolf Follen besaß ein frisches lyrisch-musikalisches Talent, das er sich leider durch das unnatürliche Pathos seiner radikalen Kraftsprache selber verdarb; ihm und seinen Freunden Sartorius und Buri verdankten die Turner ihre wildesten und frechsten Lieder. Bedeutender war sein Bruder Karl, ein Fanatiker des harten Verstandes, im Grunde ein unfruchtbarer Kopf, aber von seltenem dialektischem Scharfsinn, ein frühreifer, ganz mit sich einiger Charakter, der nach der Weise radikaler Propheten sich den Anschein dämonischer Unergründlichkeit zu geben wußte und manchen seiner jungen Genossen wie der Alte vom Berge vorkam. Er war bereits

Docent der Rechte und bezauberte die Studenten durch jene bewußte Sicherheit, die von der unerfahrenen Jugend so gern als ein Zeichen genialer Begabung betrachtet wird; jedes seiner Worte war durchdacht, keines nahm er wieder zurück; mit unerbittlicher Logik zog er aus dem Satze der unbedingten Gleichheit Aller, vor keiner Folgerung zurückschreckend, seine Schlüsse. Die räthselhafte Mischung von Kälte und Fanatismus in seinem Wesen, auch die peinliche Sauberkeit seiner Erscheinung und der drohende Zug über den Augen erinnerten an Robespierre; nur war er kein Heuchler, sondern übte wirklich die bedürfnißlose Sittenstrenge, die er predigte. Für die unschuldigen Kaiserträume der Tübinger und Jenenser Burschen, die sich die Krone der Staufer gern auf dem Haupte ihres Wilhelm oder Karl August dachten, hatte Karl Follen nur ein Lächeln; auch ihr Franzosenhaß und ihre Deutschthümelei schienen ihm kindisch, obgleich er sich wohl hütete seine weltbürgerlichen Ansichten, die ihn um allen Einfluß gebracht hätten, offen einzugestehen. Er war Jakobiner schlechtweg und unterhielt wahrscheinlich schon im Jahre 1818, wie die Jenenser Burschen argwöhnten, unzweifelhaft aber seit 1820 einen vertraulichen Verkehr mit den radikalen Geheimbünden, welche über ganz Frankreich verzweigt, von Lafayettes Comité directeur beherrscht wurden. Sein leitender Gedanke war, daß Niemand einem Gesetze, dem er sich nicht freiwillig unterworfen habe, Gehorsam schulde und mithin — nach dem alten Rousseau'schen Trugschlusse — nur die Mehrheitsherrschaft zu Recht bestehe: „jeder Bürger ist Haupt des Staates, denn der gerechte Staat ist eine vollkommene Kugel, wo es kein Oben noch Unten giebt, weil jeder Punkt Spitze sein kann und ist.“

So enthielt denn auch der Entwurf einer deutschen Reichsverfassung, der aus Follens Kreise hervorgegangen, im Herbst 1818 dem Jenenser Burschentage vorgelegt wurde, bis auf einige teutonische Redensarten nichts weiter als eine freie Nachbildung des Grundgesetzes der französischen Republik. Alle Deutschen an Rechten vollkommen gleich; Gesetzgebung durch gleiche Abstimmung Aller nach Mehrzahl; das eine und untheilbare Reich in Gaue von gleicher Seelenzahl gegliedert, die nach Flüssen und Bergen benannt werden; alle Beamten gleich besoldet und in die Hand der Volksvertreter vereidigt; eine einzige christlich-deutsche Kirche und daneben kein anderes Bekenntniß geduldet; die Schulen sämmtlich auf dem flachen Lande, vornehmlich für den Ackerbau und das Handwerk bestimmt; über Alledem ein gewählter König mit einem Reichsrathe. Es war als ob St. Just selber die Feder geführt hätte. Weit verderblicher als diese radikalen Doctrinen wirkte auf die Jugend jene niederträchtige Sittenlehre, welche Karl Follen mit der Weihe des Propheten vortrug, eine völlig bodenlose Moral, noch schändlicher als die Lehren von Mariana und Suarez. Die Jesuiten hatten immerhin noch die Autorität der Kirche gelten lassen; Follen aber entwickelte aus dem Cultus der persönlichen

„Ueberzeugung", der unter der Jugend blühte, mit schnellfertiger Logik das System eines crassen Subjectivismus, der schlechthin jede objective Regel im Menschenleben leugnete. Dem Gerechten gilt kein Gesetz, hieß es kurzab. Was die Vernunft für wahr erkennt, muß durch den sittlichen Willen verwirklicht werden, sofort, unbedingt, ohne jede Rücksicht, bis zur Vernichtung aller Andersdenkenden; von einer Collision der Pflichten kann hier nicht gesprochen werden, da die Verwirklichung der Vernunft eine sittliche Nothwendigkeit ist. Dieser Satz wurde schlechtweg als „der Grundsatz" bezeichnet, und nach ihm nannten sich Follens Vertraute „die Unbedingten". Für die Volksfreiheit schien dieser Sekte Alles erlaubt, die Lüge, der Mord, jedes Verbrechen, da ja Niemand ein Recht habe die Freiheit dem Volke vorzuenthalten.

Dergestalt hielt das Evangelium vom Umsturz aller sittlichen und politischen Ordnung zum ersten male in Deutschland seinen Einzug, jene furchtbare Lehre, die in mannichfacher Verkleidung wiederkehrend das Jahrhundert stets von Neuem beunruhigen und schließlich in der Doktrin der russischen Nihilisten ihre höchste Ausbildung empfangen sollte. Follen aber hing seinem Nihilismus einen christlichen Mantel um: Jesus, der Märtyrer der Ueberzeugung, war der Held der Unbedingten; ihr Bundeslied mahnte: „ein Christus sollst Du werden!" Ebenso dreist wurden auch die Namen der preußischen Helden, vornehmlich Scharnhorsts und Gneisenaus, mißbraucht, von Einigen aus naiver Unwissenheit, von Follen aus Berechnung: die harmlosen Burschen sollten glauben, daß Deutschlands Krieger für die Demokratie gefochten hätten. Ein vielgesungenes verrücktes Lied von Buri „Scharnhorsts Gebet", das für den Druck den falschen Titel „Kosciuszkos Gebet" erhielt, ließ den preußischen General schwören:

Ich wanke nicht, ich will, sei's auch in grimmen, blut'gen Waffen,
Der Menschheit Sitz, der Gleichheit Freistaat schaffen!

Auch Karl Follen selbst schmiedete Verse, obgleich seiner harten Natur jede poetische Begabung abging, und der ungeheuerliche Schwulst, die wilde blutgierige Rhetorik seiner Gedichte fand unter der Jugend viele Bewunderer. Als sein Hauptwerk galt „das große Lied", das durch Weidig und Sand massenhaft verbreitet wurde, aber in seinen Hauptstellen nur den Eingeweihten ganz verständlich war. Es begann mit einem Aufruf „Deutsche Jugend an die deutsche Menge":

Menschenmenge, große Menschenwüste,
Die umsonst der Geistesfrühling grüßte,
Reiße, krache endlich, altes Eis . . .
Sei ein Volk, ein Freistaat, werde heiß!
Babels Herrenthum und feile Weichheit
Bricht wie Blitz und Donner Freiheit, Gleichheit,
Gottheit aus der Menschheit Mutterweh'n.

Darauf ein kecker Gassenhauer, dessen Kehrreim „Brüder so kann's nicht gehn! Volk in's Gewehr!" noch nach Jahren bei allen Pöbelaufläufen in Mitteldeutschland widerhallte. Dann ein Abendmahlslied freier Brüder, das „der ew'gen Freiheit heil'gen Märt'rerorden" schildert, wie er mit gezückten Dolchen auf die Hostie schwört:

> Nur die Bürgergleichheit, der Volkswille sei
> Selbstherrscher von Gottes Gnaden —

und der Nation gebietet:

> Dann, Volk, die Molochsgeister würge, würge!

Noch deutlicher lautete das Neujahrslied freier Christen, gesungen nach einer raschen, leichtfertigen Melodie, die den Text nur noch frecher erscheinen ließ:

> Freiheitsmesser gezückt!
> Hurrah! Den Dolch durch die Kehle gedrückt!
> Mit Purpurgewändern,
> Mit Kronen und Bändern
> Zum Rachealtar steht das Opfer geschmückt!

Und so weiter, immer abgeschmackter, immer wüster, bis zu dem Schlußverse:

> Nieder mit Kronen, Thronen, Frohnen, Drohnen und Baronen!
> Sturm!

Unter den hunderten junger Männer, welche diese wüthenden Verse sangen, mochten die wenigsten sich etwas dabei denken; dem Poeten aber war es ganzer Ernst mit seinen Worten. Er hatte sich schon einen Plan entworfen, den er mit den Unbedingten wiederholt besprach: da eine Revolution vorderhand unmöglich sei, so müsse man zunächst einige Verräther ermorden um das zage Volk zugleich zu schrecken und anzufeuern; er selber wollte sich diesen vorbereitenden Thaten fern halten, nicht aus Furcht, sondern weil er dereinst bei der allgemeinen Volkserhebung als Führer aufzutreten dachte. Zugleich betrieb er rastlos die Wühlerei im Volke. Bei jener Petition um die Ausführung des Art. 13, bei allen den Eingaben und Versammlungen, welche den Großherzog von Hessen zur Erfüllung des Verfassungsversprechens drängen sollten, hatte Follen die Hand im Spiele, und für ihn, den rothen Republikaner, konnte dies Alles nur ein Mittel für größere Zwecke sein; sein Genosse Leutnant Schulz in Darmstadt predigte in einem „Frage- und Antwortsbüchlein" den hessischen Bauern offen die Revolution.

Die Jenenser verhielten sich lange ablehnend gegen das demagogische Gebahren der Gießener und verwarfen auch Follens Reichsverfassungsplan; freilich nur gegen eine starke Minderheit. Nach und nach fanden die revolutionären Lehren der Schwarzen doch Eingang an der Saale, namentlich durch die Vermittlung Robert Wesselhöfts, eines derben, kräftigen Thüringers von diktatorischem Wesen. Es bildete sich im Schooße

der Altdeutschen, der Masse der Burschen völlig verborgen, ein Geheimbund von Unbedingten, der auf den unschuldigen großen Haufen der Burschenschaft verächtlich herabsah und durch vertraute Boten mit den Gesinnungsgenossen auf anderen Hochschulen insgeheim verkehrte. Zu ihm gehörte Jens Uwe Lornsen, ein unbändiger nordischer Berserker von den friesischen Inseln, späterhin berühmt als Vorkämpfer für die Rechte Schleswig-Holsteins, desgleichen der mädchenhaft schöne kleine Heinrich Leo aus dem Schwarzburgischen, ein geborener Romantiker, der droben auf dem Walde eine glühende Schwärmerei für das urwüchsige Leben der ältesten Germanen, einen tiefen Haß gegen die Formenstrenge der classischen Cultur eingesogen hatte und nur durch die unzähmbare Wildheit seines heißen Blutes auf kurze Zeit in eine moderne, seinem innersten Wesen fremde radikale Richtung hineingetrieben wurde.

Der Ton unter diesen Schwarzen war unbeschreiblich frech; die Jugend, das stand fest, hatte den geknechteten Völkern Anstoß und Richtung zu geben. Ein witziger Kopf in Baiern veröffentlichte soeben, unter der Maske eines begeisterten Schülers von Fries, einen offenen Brief, worin er das ganze Menschengeschlecht in Burschen, Burschinnen, Lehr-, Vor- und Nachburschen eintheilte. Die Satire war so treffend, daß viele der Burschen selber, und noch heute manche Historiker, den Brief für echt hielten. Die Schwarzen begnügten sich schon längst nicht mehr mit solchen Aeußerungen albernen Uebermuths, wie Lornsen, der in Gegenwart des jungen Herzogs von Meiningen ein Pereat auf die Dreißig oder Dreiunddreißig ausbrachte. Sie besprachen alltäglich und mit unheimlicher Gelassenheit die Frage, wer zunächst um der Freiheit willen „kalt gemacht" werden solle; da Metternich so schwer zu erreichen und keiner der deutschen Fürsten ungewöhnlich verhaßt war, so kam das wüste Gerede immer wieder auf Kotzebue als das nächste Opfer zurück. Als im Herbst 1818 Czar Alexander auf der Durchreise in Jena erwartet wurde, beriefen die Führer der Unbedingten eine tief geheime Sitzung und fragten kurzweg, ob jetzt der Mordstreich gegen den Despoten gewagt werden sollte; wer bei der Antwort sich irgendwie unsicher zeigte ward fortan von den Berathungen der Eingeweihten stillschweigend ausgeschlossen. Der Czar war inzwischen schon weiter gereist, und man behauptete nachträglich, daß die Führer der Schwarzen dies gewußt hätten; aber wohin war es mit unserer Jugend gekommen, wenn sie den feigen, der deutschen Gradheit ekelhaften Meuchelmord bereits als den Prüfstein zuverlässiger Gesinnungstüchtigkeit betrachtete?

Die Aufregung der jungen Leute ward durch die Angstrufe der amtlichen Zeitungen und leider auch durch manche unvorsichtige Aeußerung der Lehrer gesteigert. Luden pflegte in seinen Vorlesungen, wie schon früher in seiner „Staatsweisheit", den unbestreitbaren Satz auszuführen, daß Macht und Freiheit des Staates selber unschätzbare sittliche Güter sind

und ihnen mithin unter Umständen andere sittliche Güter geopfert werden müssen; doch seine geistige Kraft reichte nicht aus um der Jugend den tiefen Ernst dieser leicht zu mißbrauchenden Lehre zu verdeutlichen, und mehrere seiner aufgeregten Hörer gewannen, wie Karl Sand, nur den Eindruck, daß der Zweck die Mittel heilige. Auch Fries stand rathlos vor dem erwachenden Demagogenthum und verfehlte oft den Ton: wenn er die Studenten gewissenhaft vor Geheimbünden warnte, so meinte er die bittere Pille durch radikale Kraftreden versüßen zu müssen und polterte so gröblich wider die Polizeigewalt, welche „die Eichen und Fichten der deutschen Wälder an ihre Hopfenstangen binde", wider „das Regiertwerden durch hochwohlgeborene französische Affen und das Belehrtwerden durch wohlgeborene lateinische Affen", daß seine Worte mehr aufreizend als beruhigend wirkten. Selbst Arndts freie Seele blieb von der Verbitterung der Zeit nicht unberührt. Der vierte Band seines „Geistes der Zeit", der im Jahre 1818 erschien, stand den früheren Bänden weit nach; das schöne Pathos der Befreiungskriege genügte jetzt nicht mehr. Mußte sich die Jugend nicht in ihrem Dünkel bestärkt fühlen, wenn ihr Arndt den siebenjährigen Krieg als ein leeres Märchen, die Werke unserer classischen Dichtung als klein und seelenlos, als die Kinder einer gestaltlosen, liebeleeren und ruhmleeren Zeit schilderte? Er meinte unschuldig, geheime Verschwörungen seien nur dann erlaubt, „wenn ein fremdes Volk oder ein tückischer Tyrann dahin strebt, das ganze Geschlecht zu Hunden, Affen und Schlangen zu verthieren", und ahnte nicht, daß seine jungen Leser schon längst glaubten von solchen tückischen Tyrannen beherrscht zu werden. Franzosen und Polen, rief er aus, haben eine Verfassung, „und uns will man in dumme Geistlosigkeit hinstrecken wie die todten Klötze"; dem preußischen Heere aber hielt er die lockere Milizverfassung der schwedischen Indelta-Armee, die im letzten Kriege rein nichts geleistet hatte, als Muster vor. Ueber solchen unbedachten, aufreizenden Worten wurden die väterlichen Warnungen, welche der edle Mann an „die teutsche unflügge Narrheit und Unbescheidenheit" richtete, ganz vergessen. Es ist nicht anders, der Groll über die Enttäuschungen dieser ersten Friedensjahre steigerte sich in den Gelehrtenkreisen allmählich bis zu krankhafter Erhitzung. Sogar Schleiermacher redete im Sommer 1818, als ob ein neues 1806 herannahe — und dies in einem Augenblicke, da die preußische Regierung bis auf einige vereinzelte Mißgriffe noch schlechterdings nichts Tadelnswerthes gethan hatte.

Im Herbst 1818 siedelte Karl Follen als Docent nach Jena über. Er wurde der Todtengräber der Burschenschaft, er zerstörte den unbefangenen jugendlichen Sinn, der über ihren Anfängen gewaltet hatte. Vergeblich suchte Fries dem unheilvollen Manne die Stange zu halten; in den Redekämpfen seines philosophischen Vereins zeigte sich der junge Docent dem Professor weit überlegen, die Studenten zogen sich mehr und

mehr von dem gemäßigten Alten zurück. Wohl blieb die Zahl der unmittelbaren Vertrauten Follens sehr gering, da der gesunde Sinn der Jugend das Grauen vor dem Apostel des Meuchelmordes nicht ganz überwinden konnte; zu seinen Schülern gehörten vornehmlich sein blind ergebener Sklave Karl Sand, und Wit von Dörring, ein liederlicher Abenteurer, der nachher zum Verräther wurde. Doch weit über diesen engen Kreis hinaus reichte der verderbliche Einfluß seiner Lehren. Immer lauter ward über das „Abhacken der Zwingherrnköpfe" geredet. Im Laufe des Winters besetzten die Schwarzen durch einen häßlichen Betrug, da den Unbedingten ja Alles erlaubt war, den Vorstand der Burschenschaft mit ihren Getreuen; dann bildete sich ein Geheimbund, dessen Schwurgenossen nach der Art der Carbonari in Benten getheilt waren und einander selber zum Theil unbekannt blieben. Solche Bünde konnten zwar, da der offenherzige Germane für die geheimen Künste des Verschwörers verloren ist, nicht über einen thörichten Mummenschanz hinaus gelangen; doch unbedenklich war es nicht, daß so viele einzelne junge Männer in roher Prahlerei mit dem Gedanken des politischen Verbrechens spielten und von Follen gradezu die Weisung empfingen: wer sich opfern wolle müsse die befreiende That ohne Mitwisser vollbringen. Als einer der älteren Schwarzen, Snell in diesen Tagen seines Amtes entsetzt wurde, richteten Follen und der Advocat H. C. Hofmann in Darmstadt an die Unbedingten einen Aufruf zur Unterstützung des Freundes, „damit die Brut zittern lernt vor der höheren Macht, welche das Racheschwert nicht schwächer als jetzt den Schild schwingen wird wenn einst die Sünde den Tag der Rache erweckt".

Viel Unheil ließ sich noch verhindern, wenn Follen und der eine oder der andere seiner älteren Genossen rechtzeitig aus Deutschland entfernt wurden; so urtheilten in späterer Zeit Männer, welche einst den Schwarzen angehört hatten. Die Regierungen aber blieben ohne nähere Kunde von dem unruhigen Treiben und sahen ihm mit scheuer Besorgniß zu. Jene Handvoll Demagogen führte ihr schlechtes Handwerk fort, und einmal doch mußte der Tag kommen, da die so reichlich ausgestreute Saat frevelhafter Worte in Halme schoß und irgend ein Unseliger mit dem Dolche in der Faust die Lehre des politischen Mordes verwirklichte.

## Achter Abschnitt.

---

## Der Aachener Congreß.

In ihrem Bundesvertrage vom 20. Nov. 1815 hatten die vier Mächte sich verabredet, von Zeit zu Zeit in persönlichen Zusammenkünften über die Sicherung der Ruhe Europas zu verhandeln, und schon im Frühjahr 1817 schien dem Wiener Hofe der rechte Augenblick für eine solche gemeinsame Berathung gekommen zu sein. König Friedrich Wilhelm widersprach; er sah voraus, daß eine feierliche Versammlung des Vierbundes alle die Höfe, die an ihr nicht theilnahmen, ebenso lebhaft beunruhigen mußte wie die mißtrauische öffentliche Meinung; wie viel einfacher, wenn er selbst und Kaiser Franz ihren längst versprochenen Besuch in Petersburg gemeinsam ausführten und dort mit dem Czaren ohne Aufsehen das Nöthige besprächen.*) Metternich aber verblieb bei seiner Meinung, Czar Alexander pflichtete ihm bei, und mittlerweile vollzog sich in Frankreich ein Umschwung der Meinungen, der eine neue Verständigung der vier Mächte allerdings rathsam machte.

Was die Staatsmänner Preußens auf dem Pariser Congresse vorausgesagt, ging in Erfüllung: die Besetzung Frankreichs durch die Truppen der Verbündeten erwies sich mehr und mehr als eine Gefahr für den europäischen Frieden, den sie doch sichern sollte. Wohl war das Besatzungsheer bereits um ein Fünftel vermindert; die Haltung der Truppen entsprach durchgängig dem aufrichtigen Wohlwollen, das die vier Mächte für die hergestellte alte Dynastie hegten; die Preußen bei Bar-le-Duc und Sedan lebten mit ihren Quartierwirthen wie die Kinder vom Hause. Als der Befehlshaber des preußischen Corps, General Zieten sich über die saumselige Verproviantirung der Festungen beschwerte, ermahnte ihn Hardenberg dringend zur Nachsicht: jeder Streit der Verbündeten mit den französischen Behörden komme nur den Ultras zu gute und könne leicht den Bestand der Regierung gefährden.**) Gleichwohl blieb schon die Anwesenheit der fremden Fahnen auf dem heimischen Boden eine schwere Krän-

---

*) Cabinetsrath Albrecht an Hardenberg, 13. Mai 1817.

**) Hardenberg an Zieten, 22. März 1816.

tung für den französischen Stolz. Alle Parteien der Opposition lärmten gegen dies Königthum, das sich auf die Bajonette des Auslands stützte; auch die Ultras entsannen sich nicht mehr, wie beweglich sie im Jahre 1815 die verbündeten Monarchen beschworen hatten: „Ihr wollt doch nicht den König allein in der Hand dieser Mörder lassen?" — und wetteiferten mit den anderen Parteien in zornigen Klagen wider die Herrschaft der Fremden.

Ohne die Befreiung des vaterländischen Bodens konnte Richelieu die Politik der Versöhnung, die er mit so viel Klugheit und Selbstverleugnung begonnen hatte, nicht durchführen; diesen letzten Dienst wollte er seinem Lande noch leisten um dann, des endlosen Parteikampfes müde, zurückzutreten. Wieder und wieder bestürmte er die Gesandtenconferenz der Vier mit seinen Bitten und erinnerte sie daran, daß die Sieger selbst in dem Pariser Vertrage sich die Verkürzung der Besetzungsfrist, falls Frankreich ruhig bliebe, vorbehalten hatten. Im November 1817 ging er noch einen Schritt weiter und verkündete den Kammern bei ihrer Wiedereröffnung, daß bereits Unterhandlungen wegen der Räumung des Gebietes eingeleitet seien. Sämmtliche Parteien empfingen die Nachricht mit einem Sturm patriotischer Freude, und Jedermann fühlte: wenn Richelieu die Erwartungen, die er geweckt, nicht zu befriedigen vermochte, dann war seine gemäßigte Regierung, deren Fortdauer die vier Mächte ebenso lebhaft wünschten wie König Ludwig selber, unrettbar verloren. In der Gesandtenconferenz fanden Richelieus Bitten zunächst nur bei Pozzo di Borgo Gehör; der Corse blieb noch immer der vertraute Rathgeber der Bourbonen und hatte sich in die Anschauungen seines Geburtslandes so gänzlich wieder eingelebt, daß man jetzt zum zweiten male ernstlich daran dachte ihm einen französischen Ministerposten anzubieten. Es fiel ihm nicht schwer, seinen Kaiser, der so gern den hochherzigen Beschützer Frankreichs spielte, für seine Ansicht zu gewinnen. Unbekümmert um seine Verbündeten ließ der Czar in Paris ermuthigende Zusicherungen geben, und Metternich, der anfangs jede Verkürzung der Besetzungsfrist weit von sich gewiesen hatte, kam schon im Frühjahr 1818 zu der Einsicht, daß alles Widerstreben vergeblich sei. Am 9. April gestand er dem preußischen Gesandten, er sehe „den Tod im Herzen" voraus, daß nach den Kammerreden in Paris und dem einseitigen Vorgehen Alexanders die vorzeitige Räumung doch erfolgen werde.*)

Der Anblick der inneren Zustände Frankreichs konnte den ängstlichen Staatsmann freilich nicht beruhigen. Wenngleich die Herrschaft der Ultras endlich gebrochen war, so währte doch der Kampf der Parteien noch mit der alten maßlosen Gehässigkeit fort, und noch immer hatte nur eine kleine Minderheit der Franzosen den Rechtsboden des neuen constitu-

*) Krusemarks Bericht, 9. April 1818.

tionellen Königthums ehrlich anerkannt. Ja wohl, sagte ein Heißsporn der Ultras, Matthieu de Montmorency zu einem Liberalen, Ihr liebt die Legitimität ebenso wie wir die Charte lieben! Mit jeder Waffe bekämpfte Graf Artois die besonnene Politik seines königlichen Bruders; Vitrolles, einer der Vertrauten des Pavillon Marsan, sendete im Mai 1818 zum dritten male eine geheime Denkschrift an die vier Mächte und beschwor sie, durch den Sturz des Ministeriums Richelieu die Revolution abzuwenden. Voll blinden Hasses gegen die gemäßigte Regierung trugen die Ultras kein Bedenken, sich gelegentlich selbst mit den Bonapartisten und den Radikalen zu verbinden. An der Mittelpartei der Doktrinäre fand das Cabinet auch keine Stütze, obwohl sie die Versöhnung von „Erblichkeit und Freiheit“ auf ihr Banner geschrieben hatte; nach der unfehlbaren Theorie der Nachfolger Montesquieus sollte ja das Mißtrauen gegen die Regierung die belebende Kraft jedes freien Staates sein, und nichts erschien schimpflicher als der Name einer ministeriellen Partei. Im Volke wurden unheimliche Gerüchte von der bevorstehenden Herstellung der Zünfte, der Zehnten und Frohnden umhergetragen; die Käufer der Nationalgüter fühlten sich ihrer Habe nicht sicher, da die Emigranten stürmisch ihren Familienbesitz zurückforderten und über ihre Entschädigung noch nichts beschlossen war. Dazu das unterirdische Treiben der geheimen Gesellschaften und der täglich wachsende Zauber der napoleonischen Legende. Rasch nach einander kehrten drei der Getreuen von St. Helena, O'Meara, Las Cases und Gourgaud nach Europa zurück. Las Cases verweilte lange in Deutschland und begann mit den Beauharnais einen verdächtigen Verkehr, der für Jedermann offenkundig war, nur nicht für die bonapartistische Münchener Polizei. Dann erschienen die ersten Bände jener Memoirenliteratur, welche die Rückkehr der Napoleons vorbereiten sollte, ungeheuerliche Lügen, gigantisch wie der Mann, dem sie galten; und mit Entsetzen vernahm Frankreich die Schauergeschichten von den namenlosen Leiden des Gefangenen, dem in Wahrheit nichts fehlte als die Freiheit, von der teuflischen Grausamkeit seines Wächters, des Gouverneurs Hudson Lowe, der in Wahrheit nur etwas pedantisch, aber ehrenhaft seine Soldatenpflicht erfüllte.

Seit Handel und Wandel sich wieder erholten, waren die Opfer und die Gräuel der Kriegszeit bald vergessen; der Anblick der fremden Bajonette rief die Erinnerung an die Glorie der kaiserlichen Adler wach. Neben der thörichten Hoffart des heimgekehrten alten Adels erschien der gekrönte Plebejer wie ein demokratischer Held, und jetzt erfuhr man aus den rührenden Gesprächen von der Felseninsel, wie inbrünstig er sein Frankreich geliebt und wie er der Nation auch die Freiheit hatte schenken wollen, wenn nur nicht die Feindseligkeit boshafter Nachbarn dem Friedfertigen immer wieder das Schwert in die Hand gezwungen hätte. Unterdessen warf Beranger seine feurigen Kaiserlieder unter das Volk, und es

geschah wie er weissagte: die Bauernhütte kannte bald keine andere Geschichte mehr, Napoleon wurde den Massen der Nation in Nord- und Mittelfrankreich der einzige Held des Jahrhunderts. Auch in den Staaten des Rheinbunds war der kaum erst eingeschlummerte Napoleonscultus bereits wieder erwacht. In jedem Wirthshause des deutschen Südens hingen die Abbildungen der napoleonischen Schlachten, und mehrmals mußte der Gesandte König Ludwigs beim Münchener Hofe Klage führen, weil Bilder und Statuetten des Soldatenkaisers von unbekannter Hand in der bairischen Armee vertheilt wurden.

So fand sich die beste und wohlthätigste Regierung, welche Frankreich seit der Revolution gesehen, von allen Seiten her bedroht. Die vier Mächte aber, die bis in das Jahr 1817 hinein vor Allem die Parteiwuth der Ultraroyalisten gefürchtet hatten, begannen jetzt die geheimen Umtriebe der Radikalen und die Kriegslust der Bonapartisten als die gefährlichsten Feinde des Bourbonenthrones zu betrachten. In der That ließ sich der Ruf „Rache für Waterloo" bereits deutlich vernehmen. In demselben Augenblicke, da die französischen Kammern die Räumung des Landes von den Verbündeten forderten, genehmigten sie zugleich das neue Wehrgesetz und nöthigten den Kriegsminister, die Linienarmee noch um 50,000 Mann über seine eigene Forderung hinaus, bis auf 240,000 Mann zu verstärken. Darauf wurde eine dichte Schaar kaiserlicher Offiziere wieder in die Linie aufgenommen und eine starke Reserve-Armee gebildet, die fast ausschließlich aus napoleonischen Veteranen bestand. Begreiflich genug, daß alle diese Vorgänge in der preußischen Armee als Vorboten des nahenden dritten punischen Krieges angesehen wurden; Gneisenau namentlich war und blieb der Ansicht, nur die vollständige Abdankung des bonapartistischen Heeres könne die neue Ordnung der Dinge einigermaßen sicherstellen.*)

Weder in London noch in Wien und Berlin täuschte man sich über die Schwäche der bourbonischen Herrschaft; man erwartete ihren Sturz sogar noch früher als er wirklich eintrat. Die Berichte Wellingtons, des Oberbefehlshabers in Frankreich, lauteten fast hoffnungslos. Gleichwohl erkannten Alle, daß das Ansehen der legitimen Dynastie durch die Anwesenheit der fremden Truppen nur noch mehr gefährdet wurde. Schon im Mai 1818 waren die vier Mächte ohne förmliche Abrede einig in dem Entschlusse, die Zeit der Occupation von fünf auf drei Jahre herabzusetzen und das Nähere auf dem bevorstehenden Fürstentage zu vereinbaren. Dem preußischen Hofe kostete es wenig Mühe, sich mit diesem Gedanken zu befreunden, da Hardenberg von vornherein auf die Occupationsarmee geringen Werth gelegt hatte. Weil der König von Spanien sich durch seine Ausschließung gekränkt zeigte und auch andere Höfe ihre

*) Gneisenaus Bemerkungen zu Royers Berichten aus Paris, 28. Dec. 1819.

Verstimmung nicht verbargen, so beschloß man, den Namen eines Congresses sorglich zu vermeiden und sprach nur von einer Réunion, einer Entrevue. Die Pariser Gesandtenconferenz erklärte den Mächten zweiten Ranges (25. Mai), daß die Reunion lediglich den zweifachen Zweck habe den Vierbund von Neuem zu befestigen und unter Mitwirkung des Allerchristlichsten Königs über die Räumung Frankreichs zu beschließen; die Theilnahme anderer Souveräne oder Staatsmänner würde der Zusammenkunft den Anschein eines Congresses geben und neue Beunruhigungen hervorrufen. Nicht ohne Mühe gelang es den Unwillen der kleinen Höfe, deren Truppen doch auch in Frankreich standen, zu beschwichtigen. Zum Versammlungsort ward Aachen bestimmt, weil diese Stadt, wie Metternich sagte, so wenig Ressourcen bot: man war entschlossen diesmal rasch und ernstlich zu arbeiten, jeden Widerspruch gegen die Dictatur der vier Höfe durch die Macht der vollendeten Thatsachen zu ersticken.*)

Mittlerweile hatten die vier Mächte der bourbonischen Krone bereits einen neuen Beweis freundlicher Gesinnung gegeben. Durch den zweiten Pariser Frieden war König Ludwig verpflichtet, alle die auswärtigen Privatleute, Gemeinden und Corporationen zu befriedigen, welche noch von den napoleonischen Tagen her Geldforderungen an die Krone Frankreich zu stellen hatten. Als diese Zusage unterzeichnet wurde, ahnte Niemand was sie bedeute; man dachte mit 100 Mill. Fr. Alles auszugleichen, da die Kriegslasten und -Leistungen grundsätzlich unberücksichtigt bleiben sollten. Welch ein Schreck, als sich nun nach und nach der ganze Umfang der napoleonischen Plünderungen herausstellte. Im Sommer 1817 waren außer 180 Mill. Fr. bereits anerkannter und theilweise befriedigter Schulden noch neue Forderungen im Betrage von 1390 Mill. angemeldet. Einige frivole Ansprüche liefen freilich mit unter; so verlangte der Herzog von Bernburg den Sold für eine Reiterschaar, welche einer seiner Ahnen zur Zeit der Hugenottenkriege dem Heere Heinrichs IV. zugeführt hatte. Aber weitaus die meisten Forderungen, mindestens eine Milliarde, ließen sich rechtlich nicht anfechten; und das Alles hatte Napoleon zumeist in befreundeten oder neutralen Ländern von Privaten erpreßt. Die Mehrzahl der Rechnungen kam aus Spanien, aus den deutschen Kleinstaaten und vornehmlich aus Preußen, das unter dem Durchmarsch der großen Armee so schwer gelitten und allein über ein Viertel der Gesammtsumme zu fordern hatte; Oesterreich und England waren unverhältnißmäßig weniger, Rußland fast gar nicht betheiligt. Die vier Mächte konnten sich nicht verhehlen, daß die vollständige Befriedigung aller dieser Gläubiger fast unmöglich war; jedes französische Cabinet, das einen solchen Vorschlag vor die Kammern gebracht hätte, wäre dem vereinten Ansturm aller

*) Ministerialschreiben an Krusemark, 20. Mai; Arnims Bericht, München 10. Juni; Schölers Bericht, Petersburg 7. Febr. 1818.

Parteien unzweifelhaft sofort erlegen, und was sollte werden, wenn die Ultras wieder ans Ruder kamen?

Daher erklärte sich selbst Hardenberg, auf die flehentlichen Bitten des französischen Gesandten, endlich bereit in ein Abkommen zu willigen, wenn die betheiligten deutschen Höfe zustimmten; nur dürfe die Herabsetzung der Forderungen ein billiges Maß nicht überschreiten, weil die Unzufriedenheit der enttäuschten Gläubiger, namentlich in den neugewonnenen deutschen Ländern ernstlich zu fürchten sei.*) Aber inzwischen hatte Czar Alexander wieder einmal auf Kosten der Bundesgenossen seine Großmuth leuchten lassen und dem Tuilerienhofe eigenmächtig die Herabminderung der Rechnung versprochen. Er setzte durch, daß die Entscheidung in die Hände der Pariser Gesandtenconferenz gelegt wurde, und hier befand sich Preußen wieder in der nämlichen ungünstigen Lage wie auf den beiden Friedenscongressen: sein Gesandter stand Einer gegen Drei, als der einzige Heischende unter lauter Nachgiebigen, und erreichte nur so viel, daß seine Verbündeten die Vorschläge Richelieus, der eine Zahlung von 200 Mill. anbot, nicht ohne Weiteres annahmen. Durch Wellingtons Vermittlung kam endlich am 25. April 1818 ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die Krone Frankreich für alle noch unerledigten Forderungen 240,8 Mill Fr. in Rentenbriefen (eine Rente von 12,04 Mill.) binnen Jahresfrist zahlen sollte. Bei der Vertheilung der Summe nahm Wellington, dem altenglischen Brauche getreu, für sein Land sofort ein Viertel der 12 Mill. Rente in Anspruch, so daß die englischen Gläubiger fast vollständig befriedigt wurden, während die deutschen sich mit einem Sechstel ihrer Forderungen begnügen mußten. Dergestalt ward eine feierliche Versprechung des Pariser Friedensvertrags durch einen Machtspruch Englands, Rußlands und Oesterreichs, gegen Preußens Widerspruch und ohne jede Anfrage bei den kleinen Höfen, großentheils zurückgenommen. Frankreichs auswärtige Gläubiger erlitten eine Einbuße von 800 Mill. Die Geschädigten klagten laut, die liberale Presse Deutschlands erging sich in bitteren Vorwürfen gegen die „heilige Allianz", die man stets für die Thaten des Vierbundes verantwortlich machte. Wieder und wieder mußte die deutsche Nation erfahren, daß sie die Sicherung ihrer Rechte allein von ihrer eigenen Macht, nicht von dem guten Willen ihrer Verbündeten erwarten durfte.

Mit Alledem war die Großmuth des Czaren gegen die Bourbonen noch nicht erschöpft. Richelieu hegte seit Langem den Wunsch, daß mit der Occupation auch die in der That unnatürliche, demüthigende Ausnahmestellung, welche Frankreich jetzt noch unter den großen Mächten einnahm, ein Ende finden würde. Er hoffte, der Aachener Congreß werde die Krone Frankreich zum Eintritt in den Vierbund einladen und also die alte Gleichberechtigung der Großmächte wieder herstellen. Unbedenklich

*) Krusemarks Bericht, 27. Sept; Weisung Hardenbergs an Krusemark, 23. Nov. 1817.

kam Alexander diesen Anträgen entgegen; die Neigungen seines edlen Herzens gingen wieder wie so oft schon mit den Interessen der russischen Politik einträchtig Hand in Hand. Wenn der von Pozzo di Borgo völlig beherrschte Tuilerienhof in den hohen Rath Europas eintrat, so gebot der Czar in Wahrheit über zwei Stimmen und brauchte nur noch einen der drei anderen Höfe zu gewinnen, dann war ihm die Mehrheit, die Führerschaft im Welttheil gesichert. Eben deshalb erregten die Wünsche Richelieus in Wien, in Berlin und London ernste Bedenken, Metternich erklärte sie im ersten Schrecken für gänzlich unannehmbar.*) Die drei Höfe sahen dem Congresse mit lebhafter Besorgniß entgegen; sie wollten mindestens Pozzo selbst von dem Congresse fern halten und beschlossen daher in der Pariser Gesandtenconferenz, mit drei Stimmen gegen die eine Rußlands, daß die vier Gesandten während der Aachener Berathungen in Paris bleiben sollten. —

Da zeigte sich plötzlich in der Politik des Czaren eine auffällige, den fremden Mächten vorerst noch räthselhafte Aenderung. Noch ganz berauscht von seinen völkerbeglückenden Ideen war der erlauchte Vorkämpfer des christlichen Liberalismus soeben aus Polen zurückgekehrt; selbst die Verhandlungen des Warschauer Reichstags, welche die unheilbare politische Thorheit des polnischen Adels sogleich wieder an den Tag brachten, hatten Alexanders frohe Zuversicht nicht erschüttert. Daheim erwartete ihn eine neue Freude; seine zärtlich geliebte Schwägerin, Großfürstin Charlotte, die jetzt den Namen Alexandra Feodorowna führte, schenkte ihrem Gemahl im April 1818 einen Sohn, den Thronerben des Hauses Gottorp, Alexander II. Einige Wochen nachher brach König Friedrich Wilhelm auf um sein erstes Enkelkind zu begrüßen. Er freute sich unterwegs an dem hellen Jubel seiner treuen Ostpreußen, die ihren König seit den schweren Königsberger Zeiten zum ersten male wieder sahen, und ward in Rußland mit orientalischem Prunk empfangen. Fest folgte auf Fest, die beiden Hauptstädte und die reichen Bojaren wetteiferten in Glanz und Pracht, in überschwänglichen Kundgebungen dynastischer Gesinnung. Und eben jetzt, mitten im Rausche der Freuden erhielt der Czar durch unanfechtbare geheime Mittheilungen die Gewißheit, daß seine Gardeoffiziere während des Aufenthalts in Frankreich nicht umsonst von den verbotenen Früchten der revolutionären Lehren gekostet hatten, daß an seinem eigenen Hofe schon seit 1816 einige demagogische Geheimbünde bestanden, deren Anhang unaufhaltsam wuchs. Es war der entscheidende Augenblick seiner letzten Lebensjahre. Also er selbst, der hochherzige Wohlthäter der Völker, den sogar die besiegten Franzosen als den Heiland des Welttheils feierten, sah sich in seinem Hause von Rebellen und Verschwörern umgeben, er wurde von derselben liberalen Partei, die ihn als ihren Beschützer hätte ehren sollen,

*) Krusemarks Bericht, 20. Juni 1818.

mit schwarzem Undank belohnt! Er fühlte sich erschüttert bis ins Mark; alle die gräßlichen Erlebnisse seiner Jugend, die Ermordung seines Vaters und der freche Uebermuth der unbestraften Mordgesellen kamen ihm wieder ins Gedächtniß.

Zu strafen wagte er auch diesmal nicht; sorgfältig verbarg er sein Geheimniß vor aller Welt, doch sein Argwohn war geweckt, seine stolze Sicherheit gebrochen, und von der russischen Verfassung, die er soeben noch in Warschau dem staunenden Europa angekündigt, verlautete fortan kein Wort mehr. In seinen jungen Tagen hatte er sich an Speranskys liberalen Reformgedanken und an Czartoryskis polnischen Plänen begeistert; jetzt wurde Fürst Alexander Galitzin sein Vertrauter, ein sanfter mystischer Schwärmer, der die Bußpredigten der Frau von Krüdener auf seine Weise fortsetzte. Noch häufiger als bisher übermannte den Czaren die Schwermuth, der Ekel über die Lüge dieses Lebens. Er hatte Stunden, da er ernstlich daran dachte die Krone niederzulegen und sich in beschauliche Einsamkeit zurückzuziehen; im Jahre 1819 kündigte er einmal dem Großfürsten Nikolaus diese Absicht feierlich an und fügte hinzu, daß er ihn, den dritten Bruder, als den kräftigsten Mann des Hauses über die Schultern des unfähigen Constantin hinweg auf den Thron zu erheben denke. So radikale Entschlüsse vermochte Alexanders weiche Natur freilich nicht festzuhalten. Er blieb am Ruder und auch den holden Traum der christlich-liberalen Weltherrschaft gab er nicht gänzlich auf; noch oft genug hatte der Wiener Hof über bedenkliche Rückfälle Rußlands zu klagen. Aber das Schreckensbild des drohenden revolutionären Weltbrandes, das in allen Briefen Metternichs an Nesselrode beharrlich wiederkehrte, erschien dem Selbstherrscher jetzt nicht mehr als ein Phantom; er lächelte nicht mehr, wenn der österreichische Minister versicherte, Frankreich bleibe zwar der Heerd der Revolution, doch die unruhige Bewegung auf den deutschen Universitäten sei im Grunde noch bedenklicher, weil die Deutschen Alles, auch das politische Verbrechen mit Ausdauer und Ehrlichkeit betrieben. Er begann die Wiener Staatsmänner, die er bisher so tief verachtet hatte, allmählich mit anderen Augen anzusehen und hielt sich überzeugt, daß nur die rückhaltlose Eintracht der Ostmächte die Ruhe der Welt zu sichern vermöge.

Als er im September nach Deutschland kam, erschien er seinem preußischen Reisebegleiter General Borstell wunderbar verändert. Keine Rede mehr von den liberalen Institutionen, von der Versöhnung zwischen Freiheit und Ordnung; jetzt gelte es, das monarchische System und den Weltfrieden im Sinne der heiligen Allianz gegen die Mächte der Revolution zu vertheidigen; deshalb allein, betheuerte der Czar, halte ich eine Million Soldaten auf den Beinen um Jeden zu zermalmen, der mein System zu stören wagt. Das gewohnte Prahlen mit imaginären Zahlen konnte er also auch jetzt noch nicht lassen; indeß bemühte er sich eifrig,

das offen eingestandene Mißtrauen des Preußen gegen Rußlands ehrgeizige Pläne zu beschwichtigen und entschuldigte sich sogar vor ihm wegen des Tilsiter Friedens und der Erwerbung von Bialystock.*) In Berlin betheuerte er seinem königlichen Freunde, als dieser den Grundstein des Siegesdenkmals auf dem Kreuzberge legte, noch einmal vor allem Volke seine unverbrüchliche Treue und vernahm befriedigt, wie Stägemann ihn in einer pomphaften Ode als die Seele des europäischen Friedensbundes feierte:

> Und Heil Dir dreimal, Heil dem versöhnenden,
> Dem Bundeshort! Der Könige Stirnen, oft
> Berauscht vom Lorbeer, sind nicht allzeit
> Fromme Bewahrer des milden Oelzweigs.

Auch in Weimar, in Darmstadt, in Frankfurt, überall wohin ihn seine Reise noch führte, mahnte er die Fürsten und Staatsmänner zur Wachsamkeit gegen die Demagogen und erinnerte nachdrücklich an die conservativen Grundsätze des heiligen Bundes.

Mittlerweile waren Metternich und Gentz mit Kapodistrias in Karlsbad zusammengetroffen. Das Städtchen im Waldthale der Tepel war damals das eleganteste Modebad Deutschlands und wurde von Gentz als ein „für uns höchst nützlicher Ort" gelobt. Hier strömte alljährlich die vornehme Welt von den deutschen Höfen zusammen und erlabte sich an den eigenthümlichen Freuden des aristokratischen alten Oesterreichs; kein einziges schönes Gebäude in dem ganzen Thale, aber dafür reizende Frauen und prächtige Toiletten so viel das Herz begehrte, Concerte, Schmäuse und Bälle im Ueberfluß und eine Cavalier-Allee, wo jeder Reiter einen Ducaten Eintrittsgeld bezahlte. Hier trat Metternich wie der Herr vom Hause auf, bezauberte Jedermann bald durch geheimnißvolle Würde bald durch verbindliche Liebenswürdigkeit und lud auch wohl einzelne bevorzugte Gäste, vornehmlich die Preußen, nach dem nahen Königswart ein, wo er sich sein häßliches Schloß, nach seiner Art, durchaus geschmacklos aber glänzend eingerichtet hatte. Von den Unterredungen mit Kapodistrias versprach er sich nichts Gutes, da er den Philhellenen kurzweg zu „den faselnden Staatsmännern" rechnete. Wie groß war sein Erstaunen, als er den Griechen ganz conservativ gesinnt fand und die Ueberzeugung gewann, daß Alexander mindestens „das Grundprincip der Erhaltung der Ruhe" unbedingt anerkenne. Befriedigt schrieb er seinem Monarchen, was Kaiser Franz immer am Liebsten hörte: es werde doch wohl Alles beim Alten bleiben. Dies Rußland, das er vor Kurzem noch durch ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen hatte bändigen wollen, schien jetzt wirklich von freien Stücken in die Bahnen der allein wahren Stabilitätspolitik einzulenken. —

*) Zehn Tage meines Lebens. Erinnerungen von General v. Borstell. (Nordd. Allg. Ztg. 10. Aug. 1879 ff.)

Nach dem unverkennbaren Umschwung der russischen Politik durfte Metternich in der That hoffen, daß Oesterreich binnen Kurzem die Stelle des Führers in dem europäischen Bunde erlangen würde. Auf die Freundschaft des Tory-Cabinets konnte er sich fest verlassen, obschon Lord Castlereagh auf die erstarkende Opposition der Whigs einige Rücksicht zu nehmen hatte und darum wo möglich jeden förmlichen Vertrag, der im Parlamente Anstoß geben konnte, zu vermeiden wünschte. Auch in Preußen ließ sich die reaktionäre Strömung der Zeit schon in leisen Wellenschlägen verspüren. Das Wartburgfest hatte den König tief und nachhaltig verstimmt. Nicht ohne Bangen verließ Hardenberg den Hof um die ersten Monate des Jahres 1818 auf Schloß Engers am Rhein zu verbringen und die Stimmung der schwierigen Provinz selber zu erkunden. Seine schwerste Sorge galt der Verfassungsarbeit. Er wußte, daß dies Unternehmen allen anderen Großmächten ebenso unheimlich war wie das preußische Wehrgesetz. Ueber die Meinung des Wiener Hofes bestand kein Zweifel, obgleich Metternich sich noch nicht offen ausgesprochen hatte. Aus Paris meldete Goltz schon im April 1817 und dann immer aufs Neue, wie dringend Wellington und Richelieu ihn vor dem unsinnigen Wagniß einer preußischen Verfassung gewarnt hätten; und was das Verdächtigste war, beide Staatsmänner vertraten genau dieselbe Ansicht wie Ancillon und die reaktionäre Partei in Berlin; sie meinten, ein so buntgemischter Staat wie Preußen müsse sich mit Provinzalständen begnügen. Auch Czar Alexander that selbst in den Tagen, da er der Welt das Programm des christlichen Liberalismus verkündigte, durchaus nichts um die preußische Verfassung zu fördern; man erfuhr nur, daß er sich schwer besorgt über die politische Zuverlässigkeit der preußischen Landwehr äußerte.

Hardenberg fühlte, wie leicht ihm alle diese Gegner über den Kopf wachsen konnten, und mahnte die Minister in Berlin wiederholt und nachdrücklich zur Beschleunigung der Verfassungsarbeit.*) Aber der Verfassungsausschuß des Staatsraths konnte seine Berathungen nicht beginnen, so lange ihm die Berichte der drei Minister, welche die Provinzen bereist hatten, noch nicht vorlagen; und diese Berichte blieben aus, da Altenstein und Klewiz mit der Einrichtung ihrer soeben erst neu gebildeten Departements über und über beschäftigt waren. Unterdessen wurden auch die Gutachten der Provinzialregierungen über die Provinzialstände eingefordert; Vincke aber fügte, als er die westphälischen Akten einsendete, die treffende Bemerkung hinzu, diese Papiere enthielten viel unfruchtbares Gerede, da man den Regierungen nur einige ganz allgemein gehaltene Fragen gestellt habe. Der auf Klewiz's Rath eingeschlagene Weg erwies sich schon jetzt als ein Irrweg. Nur wenn ein ausgearbeiteter Verfassungsplan bereits vorlag, konnten die Gutachten der Notabeln und der Behörden ein

*) Hardenberg an Klewiz, 8. Dec. 1817, 6. Jan. 1818.

praktisches Ergebniß bringen. Es hieß die Dinge auf den Kopf stellen, die alten stolzen Traditionen der Monarchie verlassen, wenn der Staatskanzler, statt der unerfahrenen öffentlichen Meinung die Richtung zu geben, selber muthlos und planlos von seinen Untergebenen Rath erwartete; so ward ihm jedes neue Gutachten zu einer neuen Verlegenheit. Er verzehrte sich vor Ungeduld, klagte bitter über die Verzögerung seines Lieblingsplans, und doch hatte er bisher noch nicht einmal die Feder angesetzt um mit dem Monarchen und sich selber mindestens über die Grundlagen des Verfassungsentwurfs ins Reine zu kommen. Unter den Freunden der Reform nahmen Erbitterung und Entmuthigung überhand. Vincke hielt dem Staatskanzler vor: was müsse dies Volk empfinden, wenn andere Regenten, „die nichts verheißen haben“, dem unseren voraneilen; und Zerboni schrieb verzweifelnd: „Ich gehe jeden Abend mit dem großen Momente zu Bett, der für Preußen eingetreten ist, und erwache jeden Morgen mit dem fressenden Kummer, daß er ungenützt vorübergehen wird.“*)

Mit den Rheinländern kam Hardenberg bald auf guten Fuß, sein heiteres wohlwollendes Wesen gefiel allgemein; er gewann den Eindruck, daß die beiden Provinzen im Ganzen musterhaft verwaltet wurden und bei allem Mißmuth keineswegs ernstlich an einen Abfall dachten. Nur die üblen Folgen des unbedachten Verfassungsversprechens bereiteten ihm auch am Rhein manche schwere Stunde. Unter den zahlreichen Deputationen, die er in Engers empfing, erschienen auch Graf Nesselrode, Freiherr v. Hövel und andere Abgesandte des rheinischen Adels. Sie überreichten eine gründliche, von dem hochconservativen Convertiten Schlosser verfaßte „Denkschrift die Verfassungsverhältnisse der Lande Jülich, Cleve, Berg und Mark betr.“, der sich ähnliche Eingaben des westphälischen Adels anschlossen. Die Schrift enthielt manche treffliche Grundsätze, welche deutlich erkennen ließen, daß Stein dabei mitgewirkt hatte; der Adel war bereit, statt einzelner bevorzugter Städte den gesammten Bürgerstand, statt des Landadels alle landbauenden Klassen zur Vertretung zuzulassen. Doch standen daneben vieldeutige Verwahrungen gegen die „allverwirrende Gleichheit der französischen Revolution“ und das ganz ungerechte Verlangen nach Berufung der alten Stände, um mit ihnen die Neuerungen vertragsmäßig festzustellen! Der Staatskanzler antwortete freundlich, doch ausweichend: „nur aus einer gründlichen Würdigung früherer Verhältnisse und jetziger Bedürfnisse wünscht unsere Regierung die Verfassung hervorgehen zu sehen“.**) Die schwere Frage, wie das neue Recht zu dem alten sich verhalten solle, blieb also noch immer ungelöst. Am Hofe aber fand der Adel einen Freund, dessen Einfluß bald stärker

*) Zerboni an Klewiz, 8. März 1818.
**) Hardenberg an Nesselrode, 3. März 1818.

hervortreten sollte: der Kronprinz sprach dem Freiherrn v. Hövel sein besonderes Wohlgefallen über die Denkschrift aus.

Noch unwillkommener als diese Adelsgesandtschaft, die immerhin die Klassenanschauungen eines mächtigen Standes vertrat, erschien dem Staatskanzler der Besuch einer zweiten Deputation, welche lediglich durch eine phantastische Schrulle zusammengeschaart war und für die Unreife der politischen Bildung des Rheinlands ein klägliches Zeugniß ablegte. Seit der Unterdrückung des Rheinischen Merkurs hatte Görres bittere Tage verlebt; die Pension, die ihm Hardenberg verschaffte, konnte ihn über den Müßiggang eines zwecklosen Daseins nicht trösten. Er bemühte sich redlich sein heißes Blut zu bändigen, sprach stets milde und versöhnlich wenn Abgesandte der Burschenschaft sich bei ihm Rathes erholen wollten. Zuletzt war die Natur doch stärker als die guten Vorsätze. Dies Preußen, das er einst so hoch gepriesen, ward ihm allmählich tödlich verhaßt, und alle jene thörichten Wünsche des rheinischen Partikularismus, welche die kirchliche Parität und die Staatseinheit zugleich bedrohten, erschienen ihm jetzt berechtigt. Ganz so urtheilslos wie die Masse seiner Landsleute polterte er wider die fremden protestantischen Beamten und verlangte, daß die Rheinlande ihren Antheil an den Staatsausgaben nach dem Gutdünken ihrer Provinziallandtage selber aufbringen sollten. Er fand es entsetzlich, daß der König einen Lehrer, der in einer gemischten Schule die Reformation roh beschimpft hatte, verdientermaßen absetzen ließ, und betheiligte sich sogar an einer Petition, welche von der Krone forderte, daß in Zukunft das Referat über das Schulwesen in der Coblenzer Regierung nur einem Katholiken übertragen würde. In wiederholten Eingaben an den König und den Staatskanzler gebärdete er sich als der natürliche Wortführer des Rheinlands, obschon er wissen mußte, daß sein Merkur am Rheine niemals viele Leser gefunden hatte. Ehe er es noch selber recht bemerkte ward er durch seinen rheinischen Provinzialstolz zu clericalen Anschauungen verleitet, die allerdings dem innersten Wesen seiner phantastischen Natur entsprachen. Nicht lange, so begann er sogar das verrottete Ständewesen der geistlichen Kurfürstenthümer zu bewundern, das er in seiner Jugend mit wohlverdientem Hohne überschüttet hatte, und meinte in den drei Curien des kurtrierischen Landtags die angeblichen drei Urstände der Germanen, Lehr-, Wehr- und Nährstand zu erkennen.

Als die Coblenzer nunmehr den Staatskanzler an das Verfassungsversprechen zu erinnern beschlossen, gab Görres der Adresse die wunderliche Fassung: man bitte um „Wiederherstellung der Freiheiten der Landschaft und der uralten wahrhaft deutschen Verfassung". In solcher Gestalt wurde das übrigens bescheidene und unverfängliche Aktenstück von mehr als dreitausend Bürgern und Bauern der Umgegend unterzeichnet; die meisten dachten sich dabei nur das Eine, daß ein Landtag von Eingeborenen künftighin den Preußen freundlich auf die Finger klopfen solle.

Mit dieser Adresse erschien Görres am 12. Januar 1818 bei Hardenberg, hinter ihm ein wundersamer Aufzug, nicht unähnlich jenen verkleideten Chinesen und Chaldäern, welche der tolle Anacharsis Cloots einst als „Deputation des Menschengeschlechts" der französischen Nationalversammlung vorführte. Die Coblenzer Deputation wollte „eine Ständeversammlung im Kleinen" vorstellen; Geistliche und Lehrer vertraten den Lehrstand, Edelleute, Landwehrmänner und Richter den Wehrstand, ein Landrath nebst mehreren Bürgern und Bauern den Nährstand. Der Staatskanzler hörte den Redner, der in pathetischen Worten das Lob der alten kurtrier'schen Landtage sang, den merkwürdigen Nährstands-Landrath sowie die übrigen Mitglieder freundlich an; er verhehlte jedoch den Abgeordneten nicht, daß er selber weit liberaler denke als sie: die einfache Wiederherstellung überwundener Zustände sei nicht möglich. Nachher erzählte Görres die Geschichte dieser Audienz — dieses „Maifeldes des Frankenstammes" — in einer musterhaft ungeschickten Flugschrift, und mit schmetternden Fanfaren feierte die liberale Presse den großen Tribunen: nun habe das freie Rheinland der Krone Preußen seine Magna Charta überreicht!

Hardenberg, der seinen Mann kannte, nahm die Blätter dankend an. Am Hofe aber regte sich die reaktionäre Partei, um den Vorfall gegen den abwesenden Staatskanzler auszubeuten. Der schreiende Ton der Schrift mißfiel dem Könige, nicht minder die gehässigen Anklagen wider den preußischen Staat und der widerwärtige rheinländische Dünkel, der die alten Provinzen wegwerfend als halbbarbarische Kolonistenlande behandelte. Der Kronprinz ließ die Flugschrift mit einigen tadelnden Worten ihrem Verfasser zurückschicken, und auf Befehl des Monarchen wurde eine Untersuchung eingeleitet. Es stellte sich heraus, daß die Adresse durch die Schöffen in den Gemeinden des Regierungsbezirks verbreitet worden war. Nur zwei der befragten Gemeinden hatten die Theilnahme verweigert: die Bürgerschaft von Hatzenport an der Mosel, weil sie mit der gegenwärtigen Verfassung zufrieden sei, und ein Ort auf dem Hunsrücken, weil die Bauern dort mit gutem Grunde befürchteten, daß die Adresse mit der alten trier'schen Verfassung auch die Zehnten zurückbringen würde. Als ein Landrath eingeschritten war, hatte ihn die Regierung in Coblenz zurückgewiesen, da „wir nicht verhindern wollen, daß Unterthanen ihre Wünsche dem Landesherrn vortragen"; sie „schmeichelte sich damit" — wie ihre Rechtfertigungsschrift sagte — „ganz im Geiste der liberalen Gesinnungen unseres Gouvernements gehandelt zu haben".*)

Der König dachte anders; er zeigte sich sehr aufgebracht, denn er wollte die alte fridericianische Vorschrift, die nur dem Einzelnen das Recht der

*) Eingabe der Coblenzer Regierung vom 20. Mai 1818.

Petition gewährte, aber alle Aufforderungen zu gemeinsamen Bitten streng untersagte, am wenigsten in dieser gährenden neuen Provinz übertreten sehen. Darum ertheilte er, obgleich Hardenberg dringend abrieth, der Coblenzer Regierung einen scharfen Verweis und erwiderte den Unterzeichnern der Adresse in einer ungnädigen Cabinetsordre, daß er sich allein den Zeitpunkt für die Ausführung seiner Zusage vorbehalte. Die Hatzenporter wurden wegen ihrer gesetzlichen Gesinnung belobt und blieben fortan viele Jahre lang als Rheinlands Abderiten das Stichblatt für die Witze ihrer Landsleute.*) Erst durch diese Beweise des königlichen Unwillens erhielt der thörichte Mummenschanz der Coblenzer Deputation eine Bedeutung, die ihm keineswegs zukam. Die ganze Provinz murrte über die Härte des Königs, obwohl die constitutionelle Partei unter den Rheinländern in Wahrheit erst sehr wenig überzeugte Anhänger zählte. Hardenberg errieth sogleich, daß der Zorn des gütigen Monarchen offenbar durch boshafte Einflüsterungen veranlaßt war; er hegte Argwohn gegen Ancillon und den Herzog Karl von Mecklenburg, doch den schlauesten und gefährlichsten seiner Feinde, den Fürsten Wittgenstein durchschaute er noch immer nicht und forderte ihn sogar vertrauensvoll auf, die Verstimmung des Hofes beschwichtigen zu helfen. Um den König ganz zu versöhnen kehrte er selber schon zu Anfang April, früher als er gedacht, nach Berlin zurück und ließ zum Abschied ein „Deutsches Wort aus Preußen an die Rheinländer" drucken — eine von seinem Vertrauten Koreff entworfene und von ihm selber durchgesehene Flugschrift, die dem rheinischen Volke neben freundlichen Zusicherungen auch einige wohlverdiente Lehren gab: die Rheinländer, hieß es da, sollten doch nicht vergessen, daß sie selber zur Abschüttelung des fremden Joches keinen Finger geregt hätten und ihre Freiheit, ihr wieder gesichertes deutsches Leben allein dem preußischen Staate verdankten. Seinen Briefwechsel mit Görres brach der Staatskanzler ab, denn „cela mettrait du louche dans ma marche." Alles was den Argwohn des Königs erregte, wollte er aus dem Wege räumen, um nur seinen Hauptzweck, den Abschluß der Verfassung zu erreichen.**)

Die Verzögerung der großen Entscheidung ward mit jedem Tage peinlicher empfunden. Von allen Seiten liefen Mahnungen ein. Die märkische Ritterschaft forderte nochmals, wie so oft schon, die Vereinbarung des neuen Grundgesetzes mit den alten Ständen und ward vom Könige auf die Berathungen des Staatsraths verwiesen. Die Merseburger Regierung dagegen bat um schleunige Einrichtung mindestens der Kreistage; sonst könne man den herrschsüchtigen Ansprüchen der alten Stände, die das Volk hasse, nicht widerstehen. Selbst die sonst so stillen

*) Zwei Cabinetsordres vom 21. März 1818.

**) Hardenbergs Tagebuch, 1., 7., 12. März, 26. April 1818.

Gemeindebehörden der Hauptstadt wurden ungebärdig, weil Niemand aus der Residenz bei der Befragung der Notabeln zugezogen worden war, und mahnten in mehrfachen Eingaben an das königliche Wort, worauf ihnen der Bescheid wurde, daß „wiederholte Erinnerungen unangemessen erschienen".*)

Hardenberg konnte sich nicht mehr verhehlen, daß er endlich selber Hand an's Werk legen mußte. Aber woher die Zeit und die Kraft für die Verfassungsarbeit nehmen inmitten der Unmasse von Geschäften, die den Alternden fast erdrückte? Da half ihm Wittgenstein, dem er arglos seine Sorgen anvertraute, mit einem freundlichen Rathe aus (6. Mai). Der Fürst empfahl die Anstellung von zwei neuen Ministern als zweiten Chefs für die beiden Departements, welche der Staatskanzler bisher noch unmittelbar leitete; für die General-Controle schlug er den Grafen Lottum vor, einen wohlmeinenden Mann, der politisch wenig bedeutete, für das auswärtige Amt den dänischen Gesandten in Berlin, Graf Christian Bernstorff. Da Hardenberg mit Bernstorff seit Jahren nahe befreundet war, so ging er unbedenklich auf den Gedanken ein und schrieb am 25. Mai dem Könige: er fühle die Last seiner achtundsechzig Jahre und halte sich auch verpflichtet vorzusorgen „für den täglichen Fall, daß Gott über mich geböte". Das Staatskanzleramt wolle er bis zu seinem Ende fortführen, aber einen Nachfolger für diesen Posten wisse er schlechterdings nicht zu nennen; am einfachsten also, wenn jetzt schon Minister für sämmtliche Departements ernannt würden, damit nach seinem Ableben Alles ungestört weiter gehe. Darauf folgten die Vorschläge, die er „mit seinem bewährten Freunde Wittgenstein" besprochen hatte. Der König, der den Grafen Bernstorff ebenfalls von Jugend auf kannte und schätzte, genehmigte den Antrag, und nachdem der anfangs lebhaft überraschte dänische Gesandte die Erlaubniß seines Monarchen eingeholt, wurde die Aenderung am 16. September durch ein überaus gnädiges Schreiben des Königs an den Staatskanzler förmlich vollzogen.**)

Es war ein Meisterstreich Wittgensteins. Der schlaue Hofmann hatte einen Plan, der seine Spitze unzweifelhaft gegen den Staatskanzler richtete, so geschickt eingefädelt, daß dem Könige wie dem Staatskanzler selber Alles als Hardenbergs eigenes Werk erscheinen mußte. Die Besetzung des auswärtigen Amtes bot große Schwierigkeiten; denn das diplomatische Corps Preußens besaß in jenem Augenblicke neben vielen brauchbaren Diplomaten zweiten Ranges, die fast durchweg gute Gesandtschafts-

*) Eingabe des Großen Ausschusses der kur- und neumärkischen Ritterschaft, 17. März; Antwort des Königs, 28. März; Bericht der Merseburger Regierung, 28. Juni; Schreiben der Berliner Stadtverordneten, 15. Januar; Bericht der Berliner Regierung, 16. Febr. 1818.

**) Hardenbergs Tagebuch, 6. Mai; Hardenberg an den König, 25. und 30. Mai; Cabinetsordre an Hardenberg, 16. Sept. 1818.

berichte einsendeten, nur einen Staatsmann, der das Zeug zu einem Minister besaß, und dieser Eine, W. Humboldt, war unmöglich. Er stand bei sämmtlichen Großmächten in so schlechter Nachrede, daß er in der Quadrupelallianz niemals eine erfolgreiche Rolle spielen konnte; bei Hofe unbeliebt war er von Hardenberg noch immer durch das alte gegenseitige Mißtrauen getrennt und paßte nicht für ein Departement, das nach wie vor der besonderen Aufsicht des Staatskanzlers untergeordnet bleiben sollte; er hatte endlich erst im letzten Herbst den Eintritt in das Ministerium abgelehnt und diese Weigerung soeben wiederholt, indem er aus London schrieb: die Minister besäßen keine wahre Verantwortlichkeit, mit Männern wie Schuckmann wolle er diese Verantwortlichkeit auch nicht theilen.*) Unter solchen Umständen war es wohl begreiflich, daß der König, der schon so viele Männer aus dem deutschen Auslande in seinen Dienst gezogen hatte, sich auch diesmal um die lebhaft ausgesprochene Empfindlichkeit seiner eingeborenen Beamten nicht kümmerte und wieder die Berufung eines nichtpreußischen Deutschen beschloß.

Ein Deutscher war Graf Bernstorff auch im dänischen Dienste immer geblieben. Nach einer kurzen diplomatischen Lehrzeit bei der Berliner Gesandtschaft hatte er einst schon mit siebenundzwanzig Jahren die Leitung des auswärtigen Amts in Kopenhagen übernommen und als letzter Vertreter der vielhundertjährigen deutschen Adelsherrschaft in Dänemark manchen harten Strauß mit dem erwachenden unduldsamen Nationalstolze des Inselvolks bestehen müssen; die deutsche Bernstorffische Partei und die Rosenkrantzische dänische Nationalpartei standen einander schroff gegenüber. An den Ruhm seines Großoheims und seines Vaters, der beiden großen Bauernbefreier Dänemarks, reichten seine Verdienste nicht heran; auch das Glück war seiner Verwaltung nicht hold. Er konnte den Raubzug der Engländer gegen Kopenhagen nicht verhindern, und auch späterhin, als er wieder in die Gesandtenlaufbahn zurückgetreten war, gelang es ihm nicht, seinem von allen Großmächten preisgegebenen Monarchen auf dem Wiener Congresse ein besseres Loos zu bereiten. Trotz dieser Mißerfolge galt er allgemein als ein ehrenhafter, muthiger und kluger Staatsmann. Im persönlichen Verkehre zeigte er würdige und doch sanfte Formen, wie sie König Friedrich Wilhelm liebte, eine bezaubernde Anmuth, die aus einem edlen Herzen kam. In dem schönen Park seiner Amtswohnung auf der Wilhelmsstraße trafen an Sommerabenden Gneisenau und Clausewitz mit einem fröhlichen Kreise geistreicher Menschen zusammen und in der Regel kamen auch die befreundeten Nachbarn, die Radziwills, über die Treppe, welche die Gartenmauer überbrückte, hinübergestiegen. Der Minister war durch seine Oheime, die Gebrüder Stolberg, früh in die Literatur eingeführt, zeigte selber ein liebenswürdiges poetisches

*) Humboldt an Hardenberg, 29. Mai 1818.

Talent, bewährte sich in Kunst und Wissenschaft als ein feiner Kenner. Aber von dem derben Ehrgeiz und der rastlosen Thätigkeit des geborenen Staatsmannes besaß er wenig.

Mit ihm begann eine neue Generation der preußischen Diplomatie. An der Stelle jener wetterfesten, arbeitsharten Politiker, welche einst mit Leib und Seele dem großen Kurfürsten und dem großen Könige gedient hatten, erschienen jetzt in müder Friedenszeit immer häufiger geistreiche, liebenswürdige literarische Dilettanten, denen der Staat nicht mehr Eines und Alles war. Schon beim Antritt seines neuen Amtes fühlte sich Graf Bernstorff müde und abgespannt, obgleich er das fünfzigste Jahr noch nicht erreicht hatte, und bald nachher ward er von der altadlichen Standeskrankheit, dem Podagra, so anhaltend heimgesucht, daß er nur noch selten einen ganz gesunden Tag verlebte. Von den inneren Zuständen Preußens kannte er vorläufig nur, was ein fremder Diplomat zu beobachten vermag, und zu seinem Unheil war er schon seit Langem gewöhnt, sich vornehmlich von Ancillon über die deutsche Politik belehren zu lassen. Der räthselhafte Heiligenschein, der diesen gelehrten Hofmann umschwebte, blendete den neuen Minister noch gänzlich, und der badische Gesandte General Stockhorn war sicherlich auf der rechten Fährte, wenn er seinem Hofe meldete, daß Ancillon und Wittgenstein gemeinsam die Berufung Bernstorffs veranlaßt hätten. Der Briefwechsel zwischen Bernstorff und Ancillon ist noch großentheils erhalten. Er zeigt deutlich, wie der neue Minister noch über ein Jahr lang den Lehren seines schreibseligen Mentors mit gläubiger Andacht lauschte. Erst als es zu spät war, erst gegen das Ende des Jahres 1819 hatte sich Bernstorff in den deutschen Dingen zurechtgefunden und mit eigenen Augen zu sehen gelernt; seitdem entfernte er sich Schritt für Schritt von den reaktionären Doctrinen des Meisters und bewies, daß er nach Temperament und Gesinnung zu den gemäßigten Conservativen gehörte. Aber während jener kritischen anderthalb Jahre, welche den Umschwung der Bundespolitik herbeiführten, blieb Bernstorff ein Genosse Ancillons.

Seine Berufung war ein Sieg der reaktionären Partei und förderte, ohne daß er es selber ahnte, die Absichten derer, welche die constitutionellen Pläne des Staatskanzlers insgeheim zu vereiteln trachteten. Vorderhand gerieth die Verfassungsarbeit gänzlich ins Stocken. Hardenberg unternahm im Juli auf dem neuen Dampfschiff „der Kurier“ von Humphreys eine Fahrt von Potsdam nach Hamburg, die als unerhörtes Wagniß bewundert wurde, und begab sich von da nach dem Rheine, wo er wochenlang mit den Angelegenheiten der Provinz und diplomatischen Verhandlungen beschäftigt war. Die Ungeduld der Verfassungspartei wuchs von Tag zu Tag. In leidenschaftlichem Zorne schrieb Boyen an Schön: „Diese auf Thatsachen ruhende Liebe des Volks zu seinem Könige, Alles das was seit Jahrhunderten ehrwürdige Denker für den Zweck der Mensch-

heit erklärten, das will jetzt ein schwächliches Gelichter, oder alte Weiber die unglücklicher Weise Hosen tragen, für unwahr erklären, um sich ein mystisches Gewand aus alten verjährten Formen so recht bequem für ihre eigene Person und die liebwerthe Familie zu machen."*) —

So wurden dem Wiener Hofe alle Zeichen günstig. Noch bis gegen das Ende des vorigen Jahres hatte Metternich, aus Scheu vor der Empfindlichkeit der kleinen Höfe, jeden scharfen Eingriff in die deutsche Bundespolitik vermieden; jetzt schien ihm die Zeit gekommen für einen Feldzug wider die Demagogen. War erst die Quadrupelallianz auf dem Congresse von Neuem befestigt, so sollten die deutsche Presse, die Universitäten, die Turnplätze und wenn möglich auch die Landtage die Strenge des Bundesrechts empfinden. Um den Kampf für das Bestehende auch mit geistigen Waffen zu führen hatte Metternich soeben die Wiener Jahrbücher der Literatur gründen lassen, da der Oesterreichische Beobachter, wenn nicht Gentz einmal einen Aufsatz sendete, doch gar zu kläglich war, und Cotta in die Spalten der Augsburger Allgemeinen Zeitung außer den Zusendungen der Hofburg auch liberale Artikel aufnahm. Matthäus von Collin, der Bruder des Dramatikers Heinrich, ein harmloser, unbedeutender Schriftsteller erhielt die Leitung, und es bezeichnet Metternichs wissenschaftliche Bildungsstufe, daß er selber den trivialsten aller deutschen Recensenten, den durch Goethe und Schiller so köstlich verhöhnten Magister Ubique, Karl Böttiger in Dresden aufforderte, dem „in echt gelehrtem, wahrhaft weltbürgerlichem Sinne" geplanten Unternehmen als Kritiker zu dienen. Die reichen Geldmittel der Zeitschrift verschafften ihr zwar einzelne gediegene Beiträge, doch eine literarische Bedeutung erlangte sie niemals; wie hätte unter diesem geistlosen Regimente die lebendige Wissenschaft gedeihen können?

Gleich in den ersten Heften erschienen, zur Vorbereitung des Kampfes gegen die deutschen Zeitungen, zwei Abhandlungen von Gentz über die Preßfreiheit in England, die einzigen streng wissenschaftlich gehaltenen Arbeiten seiner späteren Jahre. Welch eine Wandlung seit jenem freimüthigen Sendschreiben, in dem er vor zwanzig Jahren dem neuen Könige von Preußen den Segen der freien Presse erwiesen hatte. Wie viel reifer, erfahrener, kenntnißreicher erschien er jetzt, aber auch wie kalt, wie einseitig, wie glaubenlos und unredlich in seiner gewandten Rhetorik. Jetzt sollte die Preßfreiheit nur noch ein relativer Begriff sein und unter der Censur ebenso sicher ja noch sicherer bestehen können als unter der Gefahr nachträglicher, gerichtlicher Bestrafung. Nach einer meisterhaften Darstellung der Geschichte der englischen Presse, wie nur er allein sie damals geben konnte, entwickelte er die leitenden Gedanken einer Doctrin, welche während eines Menschenalters der Grundirrthum der deutschen Preßgesetzgebung ge-

*) Boyen an Schön, 26. Okt. 1818.

blieben ist. Er behauptete, daß die Preßvergehen eine eigene Art von Delicten bildeten, die mit anderen Gesetzesverletzungen nichts gemein habe, während doch Majestätsbeleidigung, Gotteslästerung und ähnliche Verbrechen durch das gesprochene Wort oder durch Thätlichkeiten ebensowohl wie durch das Mittel der Presse begangen werden können und durch die Verschiedenheit des Mittels ihr Wesen nicht verändern. Seine leeren Sophismen fanden Anklang nicht blos bei der Aengstlichkeit der Cabinette, sondern auch bei dem Standesgefühl der Schriftsteller, die in ihrer Eitelkeit nicht bemerkten, daß Gentz der Presse nur darum eine stolze Ausnahmestellung außerhalb des gemeinen Rechtes zuwies, weil er sie durch Ausnahmegesetze knebeln wollte.

Den Ruhm des ersten deutschen Publicisten durfte ihm noch immer Niemand streitig machen; mit der classischen Schönheit seines so kunstvoll durchgebildeten und doch so einfachen Stiles, mit der gedrungenen Kraft seiner Dialektik schlug er jeden Nebenbuhler aus dem Felde. Aber wohin war der sittliche Zorn und der Gedankenreichthum seiner großen Jahre, wohin jener weitherzige Freisinn, der einst die nationale Eigenart der Völker so mannhaft gegen den vernunftwidrigen Zwang des Weltreichs vertheidigt hatte? Nur der eine Gedanke der Erhaltung des Bestehenden kehrte jetzt mit trostloser Eintönigkeit in allen seinen Schriften wieder. Der greisenhafte Wahn, als ob die ewige Bewegung der Geschichte auf den Wink der Hofburg nun für immer aufhören müßte, brachte die schöpferische Kraft dieses einst so fruchtbaren Geistes zum Versiegen und schlug den Mann, der einst der Ritter Europas geheißen hatte, mit jämmerlicher Angst, da Gentz doch zu scharf sah um an jenen Widersinn in vollem Ernst zu glauben. Er hatte sich nach und nach ganz in Oesterreich eingelebt, fast mit allen Freunden seiner Jugend den Verkehr abgebrochen und fand bald eine boshafte Freude daran, seine alte Heimath als das Land des hohlen Verstandesdünkels zu verhöhnen, den fanatischen preußischen Renegaten Adam Müller, der so tief unter ihm selber stand, als Deutschlands größten Schriftsteller zu verherrlichen.

Wie einst Platon und seine politischen Schüler den ganzen Reichthum attischer Sprache und attischen Geistes aufboten um die unmenschliche Rauheit des Spartanerstaats zu preisen, so stellte Gentz das schwere Rüstzeug seiner protestantisch-norddeutschen Bildung in den Dienst einer undeutschen Staatskunst, die alle Freiheit unserer Kultur zu vernichten drohte. Wie Jene ward auch er zunächst durch einen politischen Irrthum mißleitet, da er in der Hofburg den Hort und Halt der conservativen Sache Europas zu finden glaubte; doch auch die unersättliche Genußsucht bannte ihn im österreichischen Lager fest. Er zählte zu jenen geborenen Virtuosen des Genusses, welche ihre Kraft nur in der weichen Luft eines verfeinerten sinnlichen Daseins entfalten können und darum berechtigt sind sich den Boden zu erobern, der ihrer Begabung zusagt. Aber wie

über alles Maß hinaus hatte er dies Recht mißbraucht; die ungeheueren Summen, die er mit unbeschämter Stirn von den großen Höfen, von den Rothschilds, von den Hospodaren der Wallachei bezog, genügten noch immer nicht für die unsinnige Verschwendung des weibisch verwöhnten, in allen erdenklichen Lüsten abgetriebenen und entnervten Mannes. Jahrelang hatte man in der Hofburg nur seine Feder benutzt ohne ihn in alle Geheimnisse einzuweihen. Erst seit dem Wiener und dem zweiten Pariser Congresse erlangte er bei Metternich jene Vertrauensstellung, deren er sich schon früher fälschlich zu rühmen pflegte; für Kaiser Franz blieb er freilich bis zu seinem Tode nur der ausländische Plebejer. Die Zeit des Aachener Congresses nannte er selbst den Kulminationspunkt seines Lebens; alle Höfe überschütteten ihn mit Auszeichnungen und Geschenken, Freund und Feind erkannten ihn als den Publicisten des europäischen Bundes an. Im Bewußtsein seiner umfassenden Sachkenntniß blickte er mit ingrimmiger Verachtung auf das dilettirende politische Gerede der Abgeordneten, Professoren und Zeitungsschreiber hernieder. Niemals wollte er zugeben, daß sich aus den Ansichten so vieler Halbwisser schließlich doch eine öffentliche Meinung herausbildet, die selbst in ihren Verirrungen noch eine reale Macht bleibt und zuweilen ebenso unwiderstehlich wirkt, wie das auch aus den Ansichten von Nichtkennern hervorgehende Urtheil des Publikums im Schauspielhause. Wie fühlte er sich glücklich, „daß es doch endlich wieder diplomatische Geheimnisse gab", daß die Cabinette beschlossen hatten, diesmal die Congreßverhandlungen sorgfältiger als es in Wien geschehen vor den Blicken der Uneingeweihten zu behüten. Durch Zwang und Strafen sollte der große Haufe der Unberufenen die Lust verlieren sich in die Arbeit der politischen Zunft einzumischen. Mit rechter Herzensfreude nahm Gentz jetzt jene preußische Denkschrift über das Bundespreßgesetz, welche Jordan im vorigen Jahre vergeblich nach Wien gebracht hatte, wieder vor und begann sie im österreichischen Sinne umzugestalten; dem Meister der Feder war kein Mittel hart genug, das die Zeitungen zum Schweigen bringen konnte.

Noch schrecklicher als die Licenz der Presse schien ihm, so gesteht er selbst, „das größte aller Uebel, das Burschenunwesen." Jene rührende Begeisterung für Deutschlands Einheit, welche selbst die Thorheiten der brausenden Jugend noch entschuldbar erscheinen ließ, war für die Oesterreicher natürlich nur ein Grund mehr zur Verdammniß. Dazu der Abscheu dieser verweichlichten und verzärtelten aristokratischen Welt gegen die derben akademischen Sitten, von deren Roheit man sich in der Hofburg Wunderdinge erzählte: sogar Arndt war nach Metternichs Meinung ein wüster Trunkenbold. Dazu endlich und vor Allem die memmenhafte Furcht: selbst der Hahnenschrei und das Schnattern der Gänse, selbst das Rollen des Donners und alle die andern Schrecknisse, mit denen die grausame Natur die reizbaren Nerven des Wiener Hofpubli-

cisten beunruhigte, regten ihn nicht so fieberisch auf wie der Anblick eines bärtigen Studenten. In Heidelberg ward ihm sogar die Freude an der schönen Landschaft, fast das einzige jugendliche Gefühl, das er sich in seinem fröstelnden Herzen noch bewahrt hatte, ganz verdorben, denn auf den Straßen zeigten sich „die grotesken und widerlichen Figuren, die in schmutzigen altdeutschen Trachten, Gott und den Menschen ein gerechter Gräuel, mit Büchern unter dem Arme, die falsche Weisheit ihrer ruchlosen Professoren einholen gingen.“ Auch dieser Gräuel mußte jetzt ein Ende nehmen; eine große Denkschrift über die Reform der Universitäten war bereits in Arbeit. Der Congreß bot die Mittel zur Verständigung mit dem preußischen Hofe, und dann sollte der Bundestag die vernichtenden Schläge gegen die Demagogen führen. Unterdessen ward das Publikum durch einen orakelhaften Artikel des Oesterreichischen Beobachters nachdrücklich zum Vertrauen auf die Weisheit der verbündeten Monarchen vermahnt: „Erhaltung, nicht Auflösung oder Umsturz wird jeden ihrer Schritte bezeichnen.“ —

Um den Bundestag gefügig zu stimmen nahmen Metternich und Gentz ihren Weg über Frankfurt und fanden dort bei den bedientenhaften kleinen Diplomaten, welche Gentz im Kreise der Eingeweihten kurzweg als Gesindel zu bezeichnen pflegte, einen glänzenden, alle Erwartungen überbietenden Empfang. Seinem Kaiser meldete Metternich triumphirend: seit seinem Erscheinen in Frankfurt habe sich „eine moralische Revolution am Bundestage vollzogen; ganz unglaublich, auf welcher moralischen Höhe der kaiserliche Hof jetzt stehe.“ An seine Gemahlin schrieb er noch weit prahlerischer: „Ich bin eine Art moralischer Macht geworden in Deutschland und Europa; ich bin nach Frankfurt gekommen wie der Messias um die Sünder zu erlösen“ — und versicherte dann, die zwölf Tage seiner Anwesenheit hätten genügt um am Bundestage Alles zu erledigen, was niemals fertig zu werden schien. In Wahrheit ließ sich der Bundestag in seinem gesunden Schlafe durchaus nicht stören; die Gesandten trieben das beliebte Versteckenspiel mit der Einholung neuer Instruktionen fröhlich fort, und von allen den unerledigten Geschäften der Bundesversammlung wurde nur ein einziges durch Metternichs Eingreifen um einen winzigen Schritt weiter gebracht, die Verhandlung über das Bundesheer.

Noch immer stritt man sich über die Zusammensetzung der gemischten Armeecorps, noch immer behaupteten die Mittelstaaten hartnäckig, daß Kurhessen zu Süddeutschland gehöre, und soeben hatte Wangenheim den Zorn der beiden Großmächte erregt durch eine Reihe bissiger „Notamina“ zur Bundeskriegsverfassung, welche den Hintergedanken der deutschen Trias deutlich durchschimmern ließen. Als Metternich den Württemberger ernstlich zur Rede stellte, enthüllte ihm dieser in einer kindlich offenherzigen Antwort (16. Sept.) seine geheimsten Pläne. „Die

Bundesakte", schrieb Wangenheim arglos, „ist nichts, gar nichts ohne Institutionen, welche die Anwendung des Gesetzes und seine Vollziehung verbürgen;" nur ein Bund im Bunde kann die völlige Rechtsgleichheit aller Bundesglieder sichern und die rein deutschen Staaten den europäischen Kriegen der beiden Großmächte fern halten. Daß dieser Bund jemals mit dem Auslande sich verschwören und „etliche und dreißig Staaten in Klein-Octav und Duodez" über einen Eroberungsplan gegen Preußen und Oesterreich einig werden sollten, ist eine „läppische Besorgniß politischer Don Quixotes."

Metternich würdigte den unschuldigen Briefschreiber keiner Erwiderung, sondern suchte sofort eine Verständigung mit Preußen; wenn nur die Einheit des Bundesheeres, und damit der österreichische Oberbefehl gesichert blieb, so kam ihm auf die Zusammensetzung der gemischten Armeecorps wenig an. Er begab sich von Frankfurt nach seinem herrlichen Dotationsgute, dem Johannisberg, wo er die einträglichen Rebgärten der alten Fuldaer Fürstäbte mit großer Sorgfalt pflegen, ihre Festsäle unanständig kahl und häßlich wieder herstellen ließ. Dort hielt er am 17. Sept., von Langenau unterstützt, eine große Berathung mit Hardenberg, Goltz und Wolzogen, welche zur Annahme der preußischen Vorschläge führte: außer drei österreichischen, drei preußischen und einem bairischen Armeecorps sollten drei gemischte Corps gebildet werden, ein achtes für Sachsen, Württemberg und Baden, ein neuntes für beide Hessen, Nassau und Thüringen, ein zehntes für Hannover und die niederdeutschen Kleinstaaten. Der preußische Staatskanzler war überglücklich. Hundertmal getäuscht wollte er die Traumgebilde seiner dualistischen Politik auch jetzt noch nicht aufgeben und meldete seinem Könige, nunmehr sei es gewiß, daß ganz Norddeutschland außer Sachsen im Kriegsfalle unter Preußens Führung stehen werde.*) Und doch hatte man über eine Zweitheilung des Bundesheeres kein Wort verabredet, vielmehr war Oesterreich fest entschlossen, von dem früheren Bundesbeschlusse, welcher die Ernennung eines einzigen Bundesfeldherrn vorschrieb, niemals abzugehen. In Frankfurt währte unterdessen der alte Zank unaufhaltsam fort, die beiden Hessen wollten durchaus in das Armeecorps der süddeutschen Mittelstaaten eintreten. Aber da der König von Württemberg über das eigenmächtige, herausfordernde Gebahren seines heißblütigen Gesandten denn doch erschrak**) und die beiden Hessen nur lau unterstützte, so wurde endlich die Johannisberger Vereinbarung von dem militärischen Ausschuß angenommen und am 12. Oktbr. der Entwurf der „Grundzüge der Kriegsverfassung des Deutschen Bundes" dem Bundestage vorgelegt.

---

*) Hardenbergs Bericht an den König, Kreuznach 18. Sept. 1818.
**) Ministerialschreiben Berstetts an Berkheim, 29. Aug. 1818.

Also nach zwei Jahren ein Entwurf der Grundzüge — welch ein schimpflicher Gegensatz zu dem patriotischen Einmuth der französischen Kammern, die allen Parteihader sofort vergaßen wenn die Stärke des Heeres in Frage stand! Ob und wann der Bundestag den Entwurf seines Ausschusses genehmigen würde, blieb noch völlig zweifelhaft, da nunmehr wieder der anmuthige Zeitvertreib der Instruktionseinholung begann; wer den Charakter dieser Versammlung kannte, mußte vorher wissen, daß die unveränderte Annahme ganz undenkbar war. Metternich aber in seiner unersättlichen Eitelkeit hatte die Stirn seinem Kaiser zu schreiben: in dem Augenblicke der Räumung Frankreichs erlebe Deutschland die Genugthuung, daß seine Kriegsverfassung vollendet, seine Wehrfähigkeit gesichert sei — und empfing dafür den Dank des Monarchen, weil er „die Militärangelegenheit dem erwünschten Ende zugeführt habe". Neun Tage nachdem er diesen Lobspruch eingestrichen hatte, gestand er dem Staatskanzler vertraulich (5. Nov.), alle Verhandlungen des Bundestags über das Heerwesen seien bisher „nur Vorarbeiten" gewesen!*)

So geringfügig das unmittelbare Ergebniß seines Frankfurter Aufenthaltes blieb, eine Befestigung seines Ansehens hatte Metternich allerdings erreicht. Er galt jetzt allgemein als das weise Haupt der deutschen Staatsmänner, selbst Wangenheim nannte ihn einen Heros der Politik. Und als nun gar Kaiser Franz selber den Rhein hinab reiste, da erdröhnte in den alten Krummstabslanden ein Jubel, der unwidersprechlich bewies, daß der Preußenhaß der Rheinländer nicht im Liberalismus, sondern in der clericalen Gesinnung wurzelte. Stundenweit waren ihm die Kölner entgegengezogen; Franz aber ließ sich die Huldigungen mit schlecht verhehlter Schadenfreude wohl gefallen und schrieb unter einen Bericht Metternichs, der ihm von der Kaisertreue des Rheinlands erzählte, zufrieden sein: „Dient zur angenehmen Wissenschaft." In dem bigotten Aachen wurde der Oesterreicher wo er sich zeigte mit stürmischem Hochruf begrüßt, um den König und den Czaren kümmerte sich Niemand; „der Kaiser, sagte man laut, ist hier in seinem Land, de Prüß ist hier fremd." Als König Friedrich Wilhelm seinen österreichischen Gast in das Münster führte, empfing die gesammte Clerisei den Kaiser am Portale — wie der Oesterreichische Beobachter in einem unverschämten Artikel behaglich schilderte — und geleitete ihn zum Grabe Karls des Großen, wo ein Betstuhl für ihn bereit stand und ihm die berühmten Reliquien dargereicht wurden; währenddem stand der evangelische Landesherr dieser Geistlichen mit seinem Kronprinzen unbeachtet zur Seite. Welch ein Auftritt! Dank und Ehrfurcht für diesen Lothringer, der die Krone der Karolinger in den Koth geworfen hatte, hier am Grabe des ersten Kaisers, in derselben alten Krönungsstadt, wo er vierzehn Jahre zuvor eidbrüchig dem Kaiser-

*) Metternich an Hardenberg, 5. Nov. 1818.

thum des Usurpators seine Huldigung dargebracht; und freche Geringschätzung der Unterthanen gegen den edlen deutschen Fürsten, der dieser Westmark das fremde Joch vom Nacken genommen und ihr nach vielhundertjährigem Elend zuerst wieder den Segen eines rechtschaffenen deutschen Staates brachte. Wahrlich, ein Geschlecht, das so empfand, war noch nicht reif für die Einheit. —

---

Ganz ohne Kämpfe sollten die Verhandlungen des Congresses nicht verlaufen, doch ward der Gegensatz der Meinungen niemals schroff und gefährlich, da alle Mächte einen neuen Ausbruch des Kraters der Revolution in Frankreich gleichmäßig fürchteten. Wohl hatte der Czar seinen Pozzo di Borgo eigenmächtig, dem Beschlusse der Pariser Gesandtenconferenz zuwider, nach Aachen berufen, aber Metternich bemerkte bald, daß Alexander selbst mit der französischen Gesinnung seines Gesandten keineswegs übereinstimmte. Der Kaiser betrachtete die inneren Zustände Frankreichs mit schwerer Besorgniß und ließ sich durch Richelieus Betheuerungen nicht bekehren; bei allem Wohlwollen für die Bourbonen wollte er den Bund der vier Mächte, der seine Spitze gegen die Revolution in Frankreich richtete, nicht gänzlich aufgeben. Erhaltung des Friedens, der Ordnung, der christlichen Sitte und, wenn es noth thue, gemeinsamer Kampf gegen die Hydra des Aufruhrs — das war das Programm, das er, zu Metternichs Erleichterung, in salbungsvollen Reden wieder und wieder entwickelte. Zudem nahm Pozzo an den amtlichen Sitzungen nicht theil. Die Bevollmächtigten waren: Castlereagh und Wellington, Metternich, Hardenberg und Bernstorff, Kapodistrias und Nesselrode. Das Protokoll führte Gentz; der schwamm in einem Meere des Entzückens und fand kaum Worte genug um seinem Vertrauten Pilat die erfreuliche Sinnesänderung des Czaren zu schildern und die musterhafte Eintracht der Cabinette und das reiche Lob, das seiner Feder gespendet ward, und die 6000 Dukaten Geschenke, die in seine unergründliche Tasche flossen. Der französische Bevollmächtigte Richelieu erschien vorläufig nur in einzelnen Sitzungen, auf besondere Einladung.

Ueber die Räumung Frankreichs einigte man sich schon am dritten Tage des Congresses, am 1. Oktober, und bereits am 9. wurde mit Richelieu ein Vertrag geschlossen, der den Abmarsch des Besatzungsheeres bis zum 30. November zusagte. Ich habe genug gelebt, da ich Frankreich frei gesehen habe, schrieb König Ludwig dankbar seinem Minister. Für die Abzahlung des Restes ihrer Kriegsschulden — 265 Mill. Fr. — setzte man den Tuilerien eine Frist von neun Monaten. Umsonst hatte Hardenberg sofortige Zahlung gefordert, da das gänzlich erschöpfte Preußen kaum noch länger warten konnte und die französischen Rentenbriefe stets unverzüglich, sobald sie eingingen, zu ungünstigem Kurse verkaufen mußte. Die

anderen drei Mächte verwarfen den Vorschlag, weil sie die öffentliche Meinung in Frankreich nicht reizen wollten,*) und allerdings hätten die Bourbonen der preußischen Forderung schwerlich genügen können. Die beiden neuen Anleihen von zusammen 120 Mill., welche Frankreich zur Abtragung der ersten Raten seiner Schuld ausschrieb, warfen einen panischen Schrecken unter die Geschäftswelt, und noch während des Congresses brach in Paris und dann in Amsterdam eine so bedenkliche Börsenkrisis aus, daß die Mächte, auf Richelieus Bitten und Wellingtons Verwendung, noch zweimal eine Verlängerung der Zahlungsfrist — zuletzt bis zum Juni 1820 — bewilligten. Beide male widersprach Preußen vergeblich.

Schwieriger gestalteten sich die Verhandlungen über Frankreichs künftige Stellung zu den vier Mächten. Richelieu wünschte kurzweg die Aufnahme seines Staates in den Bund der Vier, dergestalt, daß die europäische Pentarchie, wie sie in den drei Jahrzehnten vor der Revolution thatsächlich bestanden, als eine rechtlich anerkannte Ordnung erneuert würde; die Fortdauer des Vierbundes, versicherte er wiederholt, könne in Frankreich nur als eine Beschimpfung aufgefaßt werden und den Krieg oder die Revolution herbeiführen. Eine Zeit lang schien es, als ob Rußland diesen Wünschen entgegenkommen wolle; im vertraulichen Gespräche nannte Kapodistrias den Vierbund einen vierköpfigen Bonaparte, dessen Tyrannei gebrochen werden müsse. Am 8. Okt. überreichten die russischen Bevollmächtigten eine Denkschrift, die nach Bernstorffs treffendem Urtheil an Ausdehnung, Dunkelheit und Schwülstigkeit Alles übertraf, was je aus Petersburg gekommen war.**) Sie feierte in apokalyptischer Sprache das neue, von der Vorsehung selbst gegründete System des Friedens, das gleich der Wahrheit, einmal anerkannt und in die Herzen der Menschen eingegraben, seine Macht nie wieder verlieren könne, und forderte sodann den Eintritt Frankreichs in den Vierbund, der „nur der Mittelpunkt des allgemeinen Bundes oder des europäischen Systems" sei. Aber daneben standen drohende, ja feindselige Aeußerungen gegen Frankreich: wenn diese Macht je wieder der Revolution anheimfiele, dann scheide sie von selbst aus dem allgemeinen Bunde aus.

Das seltsame Schriftstück gab ein getreues Bild von den widersprechenden Wünschen, welche seit der großen Schwenkung des letzten Sommers den beweglichen Geist des Czaren beherrschten: der Stifter der heiligen Allianz wäre ersichtlich gern das anerkannte Haupt eines allgemeinen europäischen Bundes geworden, aber auf den erprobten Vierbund, der die Mächte der Revolution in Schach hielt, wollte er doch auch nicht ganz verzichten. Dem gegenüber dachten die beiden hochconservativen

*) Protokoll der 5. Sitzung vom 3. Okt. 1818.

**) Kapodistrias, Mémoire sur l'alliance générale, $\frac{\text{26. Sept.}}{\text{8. Okt.}}$; Bernstorff an Lottum, 10. Okt. 1818.

Mächte Oesterreich und England vor Allem das Bestehende, den Vierbund aufrechtzuhalten, etwa mit gelegentlicher Zuziehung Frankreichs; Metternich wie Castlereagh konnten das Mißtrauen gegen Rußlands Ehrgeiz und die Furcht vor jeder Neuerung nicht überwinden. Ueberdies befürchtete Lord Liverpool heftige Kämpfe mit den Whigs, falls seine Amtsgenossen einen förmlichen Vertrag unterschrieben, und verbarg seine Angst hinter der hochtrabenden Mahnung: „die Verbündeten mögen nicht vergessen, daß die allgemeine und europäische Erörterung dieser Fragen im englischen Parlamente stattfinden wird.“ Im Schooße seines eigenen Cabinets erhob sich bereits eine Stimme des Widerspruchs; das jüngste Mitglied des Ministeriums, Georg Canning, vertrat schon die Ansicht, daß der Inselstaat den Angelegenheiten des Festlandes, soweit sie nicht den englischen Handel berührten, fern bleiben solle. Preußen stand zwischen beiden Parteien in der Mitte und bemühte sich um einen Ausgleich, dessen Bedingungen in der That nahe lagen. Der Vierbund bestand unzweifelhaft noch zu Recht; ihn aufzuheben war jetzt nicht rathsam, da der Zustand Frankreichs so wenig Vertrauen erweckte und in dem Königreich der Niederlande bereits ein Kampf zwischen Nord und Süd entbrannt war, der den Zerfall dieses künstlichen Staatsgebildes anzukündigen schien. Andererseits ließ sich dem Tuilerienhofe, nachdem er alle Bedingungen des Friedens erfüllt hatte, die Theilnahme an den Berathungen der europäischen Mächte billigerweise nicht mehr versagen. Gab es kein Mittel, um beide Zwecke zugleich zu erreichen, um Frankreich in das europäische Concert aufzunehmen und zugleich den Bund der Vier von Neuem zu befestigen?

Auf dies zweifache Ziel war Preußens Vermittlung gerichtet, und schon nach wenigen Tagen hatten sich die beiden Parteien einander genähert. Am 14. Oktober schlug Kapodistrias in einer neuen Denkschrift vor: es solle durch ein geheimes Protokoll der vier Mächte der Vierbund abermals bestätigt und die Rüstung für den Fall des Krieges gegen Frankreich im Einzelnen verabredet werden; hierauf sei Frankreich zum Anschluß an die Union der Mächte einzuladen und der vollzogene Beitritt den übrigen Staaten Europas anzuzeigen als ein Beweis „der Einheit, der brüderlichen und christlichen Freundschaft“ der Monarchen*). Damit waren die Grundlagen für die Verständigung bereits gegeben. Indeß geriethen die Verhandlungen für einige Tage ins Stocken, weil der Czar und der König auf Richelieus dringende Bitten einen Abstecher nach Paris unternahmen; der greise Bourbone wünschte seiner Nation zu zeigen, daß die Verbündeten ihn als einen völlig gleichberechtigten Bundesgenossen betrachteten. Unterwegs wurde bei Sedan eine Heerschau über das preußische Besatzungscorps abgehalten, auf demselben Gefilde, das die schwarzen

*) Mémoire sur l'application des traités de 1815 aux circonstances actuelles. 14. Okt. 1818.

Adler nach einem halben Jahrhundert wiedersehen sollte. In den Tuilerien zeigte der Czar wieder seine schauspielerischen Künste; er blieb nur einen Tag und hielt, sobald sein preußischer Freund ins Theater gefahren war, mit König Ludwig eine lange feierliche Unterredung, wobei es an pathetischen Worten und gönnerhaftem Wohlwollen nicht fehlte. Aber bindende Zusagen gab er dem Könige nicht, und als er am 31. Oktober nach Aachen zurückkehrte, fand er die Staatsmänner in einer Stimmung, welche für Frankreich nichts Gutes verhieß.

Die soeben vollzogenen Ergänzungswahlen für die französischen Kammern hatten keinem einzigen Ultraroyalisten ein Mandat gebracht, dagegen waren selbst in den Hochburgen der legitimistischen Partei, in der Bretagne und der Vendee erklärte Demokraten wie Lafayette und Manuel gewählt; und zudem die beunruhigenden Nachrichten von der Pariser Börse. Frankreichs Zukunft erschien Allen unsicherer denn je, und mit Nachdruck hob Metternich in einer Denkschrift vom 1. November hervor, daß dieses Land sich noch immer nicht in der gleichen Lage befinde wie die übrigen Mächte. Niemand wolle das ruhige und constitutionelle Frankreich bedrohen; aber dieser Staat sei aus einer Revolution hervorgegangen und von Parteien zerrissen; es bestehe zwischen den vier Mächten eine Verpflichtung ihn zu beobachten, ob er wieder in revolutionäre Zuckungen verfallen sollte, „eine Verpflichtung, welche gegen keinen anderen Staat besteht"; deshalb könne Frankreich nicht in einen förmlichen Bund eintreten, zumal da es an einem casus foederis fehle, sondern nur zur Theilnahme an den Berathungen der vier Mächte aufgefordert werden. Diese Ansicht drang durch, obwohl Rußland einige mehr gegen die Form als gegen die Sache gerichtete Einwendungen erhob*), und hierauf wurde der Allerchristlichste König durch eine schmeichelhafte Note der vier Mächte an Richelieu vom 4. Novbr. eingeladen, fortan seine Rathschläge mit den ihrigen zu vereinigen. Am 12. erklärte der französische Minister in einer Antwortsnote die lebhafte Dankbarkeit seines Königs für diesen neuen Beweis von Vertrauen und Freundschaft und versprach, daß Frankreich sich „mit der ihm eigenthümlichen Ehrlichkeit" an die Union der Mächte anschließen werde.

Am 15. unterzeichneten sodann die nunmehr vereinigten fünf Mächte ein Protokoll, worin sie den Beitritt Frankreichs zu dem Systeme des allgemeinen Friedens feierlich aussprachen und zugleich sich verpflichteten, von Zeit zu Zeit, nach Vereinbarung, persönliche Zusammenkünfte zur gemeinsamen Berathung ihrer Angelegenheiten zu halten; sollten auf diesen Zusammenkünften die Interessen anderer Mächte zur Verhandlung

*) Protokoll der 22. Sitzung vom 4. Nov. Metternichs Aperçu de la situation, 1. Nov. 1818. Das in Metternichs nachgelassenen Papieren III. 161 abgedruckte Aktenstück ist nur das erste Concept dieser nachher noch stark umgearbeiteten Denkschrift.

kommen, so würde dies nur auf förmliche Aufforderung und unter Mitwirkung der betheiligten Staaten geschehen. Dies Protokoll wurde allen europäischen Höfen mitgetheilt nebst einer Declaration (v. 15. Nov.), einem Meisterwerke Gentzischer Stilistik, dessen glänzende Form freilich den dürftigen Inhalt kaum verhüllen konnte. „Der Zweck dieser Verbindung, hieß es da, ist ebenso einfach als wohlthätig und groß. In ihrem festen und ruhigen Gange strebt sie nach nichts als nach Aufrechthaltung des Friedens und Gewährleistung aller der Verhandlungen, durch welche er gestiftet und bekräftigt worden ist. Die Souveräne erkennen feierlich an, daß ihre Pflicht gegen Gott und gegen die Völker, welche sie beherrschen, ihnen gebietet, der Welt, so viel an ihnen ist, das Beispiel der Gerechtigkeit, der Eintracht, der Mäßigung zu geben."

So war denn Frankreich scheinbar in den Bund der vier Mächte aufgenommen, und der wackere Richelieu, dessen ritterliche Haltung auf dem Congresse allgemein gefiel, erlebte die Genugthuung, daß ihm die unwissende Presse nachrühmte, er habe nicht nur den französischen Boden befreit, sondern auch die europäische Pentarchie erneuert. In Wahrheit hatte Frankreich nichts davon getragen als einen ziemlich werthlosen Beweis diplomatischer Höflichkeit. Die Bourbonen konnten fortan erwarten, daß ihre Bevollmächtigten zu den Zusammenkünften der vier Verbündeten zugezogen würden, aber ein Vertrag war nicht geschlossen, der Name Fünferbund absichtlich vermieden. Dagegen versammelten sich die Vertreter der vier Mächte noch an demselben 15. November, da sie die Declaration an die europäischen Höfe erließen, zu einer vertraulichen Sitzung und erklärten in einem geheimen Protokolle, daß ihr in Chaumont abgeschlossener, in Paris auf unbestimmte Zeit erneuerter Bund unverändert fortbestehe; nur um Frankreich und die übrigen Staaten nicht zu erschrecken, sollte der Fortbestand der Quadrupel-Allianz geheim gehalten werden. Die vier Mächte blieben mithin verpflichtet, einander mit je 60,000 Mann mindestens sofort zu unterstützen falls in Frankreich eine Revolution ausbräche oder die Bonapartes zurückkehrten oder sonst eine Kriegsgefahr sich zeigte. Sie behielten sich vor, nöthigenfalls in besonderen Zusammenkünften (réunions spéciales) die Maßregeln zu verabreden, welche „den verhängnißvollen Folgen eines neuen Umsturzes in Frankreich zuvorkommen können".*)

In derselben Sitzung übergab der geheime militärische Ausschuß der vier Mächte, der unter Wellingtons Vorsitz tagte, seinen Plan für die Aufstellung der verbündeten Streitkräfte. Nach diesem „militärischen Protokoll" sollten, sobald die vier Mächte ausgesprochen hätten, daß der casus foederis et belli gegeben sei, binnen zwei Monaten die englischen Truppen um Brüssel, die Preußen um Köln, die Oesterreicher um Stutt-

*) Geheimes Protokoll der 33. Sitzung vom 15. Nov. 1818.

gart, die Russen binnen drei Monaten um Mainz versammelt sein. Von den belgischen Festungen besetzt England die westlichen, Ostende, Ypern und einige der Scheldeplätze, Preußen die Plätze an der Maas und Sambre, Namur, Charleroi, Marienburg u. s. w. Die kleinen deutschen Contingente dachte man wieder wie im Jahre 1815 nach der geographischen Lage unter die verschiedenen Armeen zu vertheilen, da ein Bundesheer noch immer nicht bestand. Dies Protokoll ward genehmigt, und dann mußte Wellington auf Preußens Andringen auch noch die Zustimmung des Königs der Niederlande einholen.*)

Den preußischen Generalen war mit Alledem noch nicht genug geschehen. Sie täuschten sich nicht über die vollkommene Unbrauchbarkeit des gerühmten niederländischen „Polsterkissens", das nach der Absicht des Wiener Congresses den ersten Stoß der französischen Heere auffangen sollte; sie kannten den kläglichen Zustand der niederländischen Armee und wußten, daß sie nicht ausreichte, um auch nur die Hälfte von jenen fünfzig Festungen und Forts zu bewachen, welche Wellington soeben mit Hilfe der französischen Contributionsgelder an der belgischen Grenze ausbauen ließ. Preußen beabsichtigte daher als der zunächst bedrohte Nachbarstaat am Niederrhein ein stehendes Observationscorps aufzustellen, das gegebenen Falls noch vor der Kriegserklärung gradeswegs in Belgien einrücken sollte. Um mit dem niederländischen Hofe das Nähere zu verabreden, wurde General Müffling von Aachen aus nach Brüssel gesendet; aber eine solche Schmälerung seiner Souveränität wollte König Wilhelm schlechterdings nicht zugeben. Schon seit Jahren hatte der Oranier, der seinen Thron den Waffen der Verbündeten verdankte, seine Vorliebe für Frankreich, seinen Haß gegen Preußen deutlich bekundet. Jetzt grollte er, weil König Friedrich Wilhelm ihn nicht von Aachen aus besucht hatte, und mehr noch weil Preußen, den Verträgen gemäß, den Oberbefehl in der Bundesfestung Luxemburg beanspruchte; und als der preußische Unterhändler nun gar auf die schwierige Stimmung der Belgier warnend hinwies, da fühlte sich der Brüsseler Hof tief beleidigt. Er wollte nichts wissen von dem furchtbaren, täglich wachsenden Grolle der katholischen Belgier wider die holländischen Ketzer und sah sich in seinem verblendeten Hochmuth bestärkt durch den englischen Gesandten Lord Clancarty, der dies künstliche Königreich, dies Meisterwerk englischer Staatsweisheit nicht genug bewundern konnte. Der Hochtory fand die Zustände in Belgien ganz vortrefflich und rieth dem Berliner Hofe mit englischer Bescheidenheit: möge nur Preußen dem guten Beispiel, das die Holländer in Belgien geben, folgen und seine neuen Provinzen ebenso musterhaft regieren; dann wird für die preußischen Rheinlande nichts mehr zu fürchten sein!

*) Protocole militaire vom 15. November. Bernstorff an Lottum 9. November. Wolzogens Denkschrift 17. Okt. Boyens Denkschrift 15. Nov. 1818.

Solchen Köpfen vermochte Müffling allerdings nicht zu erweisen, wie wichtig der freundnachbarliche Vorschlag Preußens für die Erhaltung des niederländischen Gesammtstaats werden konnte. Er verbrachte den ganzen Winter in unerquicklichen Verhandlungen und kehrte im Frühjahr unverrichteter Dinge heim.

So gelangten zwar nicht alle Pläne der Aachener Verbündeten zur Vollendung. Aber das Wesentliche war erreicht; die Quadrupel-Allianz blieb aufrecht, fester, einträchtiger denn je zuvor. Frankreich dagegen unterlag noch immer der polizeilichen Aufsicht der vier Mächte, obwohl die Pariser Gesandtenconferenz nunmehr, der Form halber, aufgelöst wurde.*) Jeden Augenblick, sobald der Parteikampf in Frankreich bedrohlich zu werden schien, konnte der Rath der Vier zusammentreten und nach dem verabredeten Plane sofort zur bewaffneten Intervention schreiten. Richelieu erhielt nur die vertrauliche Mittheilung, daß der Vierbund nicht aufgelöst sei, und hütete sich wohl dies dem französischen Selbstgefühle so peinliche Geheimniß zu verrathen. Von dem Ernst und dem Umfang der getroffenen Vorsichtsmaßregeln ahnte er gar nichts; ebenso wenig von der veränderten Gesinnung des Czaren Alexander, dem er alle seine Dankbarkeit zuwendete. Entzückt schrieb er über den russischen Monarchen: „man sollte die Spuren seiner Füße küssen;" er wußte nicht, daß grade dieser Wohlthäter Frankreichs den Verbündeten zuerst die Einsetzung eines militärischen Ausschusses vorgeschlagen und bei den Verhandlungen über das Heerwesen der Coalition sich neben den Preußen am Allereifrigsten gezeigt hatte.

Wie viele Demüthigungen mußte doch das stolze Frankreich auf diesem Congresse hinnehmen. Auch nachdem der französische Minister zur regelmäßigen Mitwirkung eingeladen war, hörten die Sitzungen des Vierbundes nicht auf; von den 47 Sitzungen des Congresses fanden fünfzehn, fast ein Drittel, ohne Richelieus Theilnahme statt. Am Jahrestage der Leipziger Schlacht veranstalteten die Verbündeten ein glänzendes Fest, dem sich der französische Minister und sein Gefolge nur durch eine plötzliche Reise entziehen konnten; und welche sonderbare Rolle spielte nachher der Herzog von Angouleme, als er incognito auf kurze Zeit in Aachen erschien, um den Pariser Besuch den beiden Monarchen zurückzugeben. Die unwürdige Stellung Frankreichs im hohen Rathe Europas war die natürliche Folge der Sünden der hundert Tage; wer durfte den vier Mächten verargen, wenn sie einer neuen Störung des Weltfriedens, der dieser todmüden Zeit schlechthin als der Güter höchstes galt, mit jedem Mittel vorzubeugen suchten? Doch auf die Dauer konnte eine große Nation eine so beschämende Behandlung unmöglich ertragen.

Im Verlaufe dieser Unterhandlungen enthüllte sich auch das letzte Ziel, welches dem Czaren bei allen den räthselhaften Wendungen seiner

*) Protokoll der 47. Sitzung vom 22. Nov. 1818.

Politik vorschwebte. Alexander wünschte außer der Fortdauer des Vierbundes, dessen Wirksamkeit er auf den Kriegsfall zu beschränken dachte, auch den Abschluß eines allgemeinen europäischen Garantie-Vertrages. Diesen Einfall verdankte er einer schwülstigen Denkschrift Ancillons, einer Privat-Arbeit, welche der unterthänige Vielschreiber dem Czaren vermuthlich schon auf der Durchreise in Berlin überreicht hatte. Ancillon verherrlichte darin die heilige Allianz, „diesen Vertrag, der allein genügen würde die gegenwärtige Epoche unsterblich zu machen," und schilderte sodann mit gewohnter Geschwätzigkeit, wie auf die beiden Epochen des Gleichgewichts und des revolutionären Weltreichs nun endlich die glückliche Zeit gefolgt sei, welche „die ebenso einfache als erhabene Idee der europäischen Familiengesellschaft" begriffen habe. Um diese Idee zu verwirklichen, müßten die fünf großen Mächte allen Staaten Europas ihren gegenwärtigen Besitzstand solidarisch gegen jede gewaltsame Störung verbürgen und auf regelmäßigen Congressen von Zeit zu Zeit die nothwendigen Aenderungen des Bestehenden friedlich beschließen. „Es kommt darauf an, fügte Bernstorff erklärend hinzu, der durchsichtigen Seele der heiligen Allianz einen festen Körper zu geben oder diese wesenlose Psyche mit der wahren befruchtenden Liebe und Gerechtigkeit zu vermählen."

So sollte denn jenes Traumbild des ewigen Friedens, das die ermattete Welt beherrschte, durch das gemeinsame Protectorat der Großmächte ins Leben eingeführt werden und die europäische Union in den regelmäßig wiederkehrenden Zusammenkünften der fünf Monarchen eine ständige Centralgewalt erhalten; also gestaltet hätte der Welttheil die Form eines Bundesstaates angenommen, eine Verfassung, die sich mit der berechtigten Unabhängigkeit der Einzelstaaten nicht mehr vertrug. An diesen bedenklichen Vorschlag schloß Ancillon noch einen zweiten schlechthin verwerflichen, der das System der gemeinsamen Friedenswahrung geradezu verfälschte und das europäische Protectorat zu einem Werkzeuge reaktionärer Parteipolitik herabzuwürdigen drohte. Die Denkschrift verlangte, daß die großen Mächte sich verpflichteten überall die legitime Souveränität aufrecht zu erhalten, und erläuterte diesen Satz dahin: die Aenderung einer Verfassung durch den Souverän kann niemals eine Intervention der großen Mächte veranlassen, wohl aber ein Umsturz oder eine Bedrohung der legitimen Souveränität. Also nicht die Wahrung des Rechts und des Friedens gegen Jedermann sollte dem großen Friedensbunde obliegen, sondern die Vertheidigung der Throne gegen die Völker. Damit war ein verhängnißvolles Wort gesprochen, das die Politik Metternichs sich nur zu bald gelehrig aneignete.*)

Vorderhand blieb ein so vollständiger Triumph der reaktionären Partei noch unmöglich. Oesterreich und Preußen zeigten sich zwar bereit auf

*) Ancillon, Mémoire sur la grande alliance. Bernstorff an Lottum, 1. Nov. 1818.

eine allgemeine gegenseitige Gewährleistung des europäischen Besitzstandes einzugehen; denn der friedensseligen Welt war jedes Mittel zur Wahrung des Bestehenden willkommen, und Metternich hoffte insgeheim, die allgemeine Garantie werde den beiden Ehrgeizigen, die er am meisten fürchtete, dem Czaren und dem preußischen Heere, einen Zaum anlegen. Aber Lord Castlereagh widersprach entschieden. Mit einem so weit aussehenden Vertrage durfte er dem Parlamente nicht unter die Augen treten; der Plan lief auf die Befestigung der Heiligen Allianz hinaus und konnte also nur ihrem Stifter, der den Briten längst zu mächtig war, zu gute kommen. Auch die regelmäßigen Congresse erschienen der insularischen Politik unannehmbar; nur auf gelegentliche Zusammenkünfte, je nach Zeit und Umständen, wollte sie sich einlassen. Der Lord blieb unerschütterlich, und da auch die beiden deutschen Mächte sich gestehen mußten, daß die handfeste Quadrupel-Allianz mit ihren klaren, greifbaren Verpflichtungen den europäischen Frieden ungleich wirksamer sicherte als der nebelhafte Heilige Bund, so wurde die Berathung über den Garantievertrag vorläufig vertagt. Der Czar aber hielt die Hoffnung fest, daß die zarte Psyche seines Lieblingswerkes dereinst noch einen Körper gewinnen sollte, erinnerte seine Gesandten in einem Rundschreiben nochmals an die Grundsätze der heiligen Allianz und erklärte zum Abschied nachdrücklich: er sei bereit sich jedem Garantie-Vertrage anzuschließen, welchen eine der vier Mächte auf Grund der Ancillon'schen Denkschrift noch vorschlagen würde.*)

Auch bei manchen andern Fragen trat der alte Gegensatz der englischen und der russischen Politik wieder grell hervor. Da der Negerhandel an der brasilianischen Küste nicht nachließ, so verlangte England das Recht, alle des Sklavenhandels verdächtigen Fahrzeuge überall durch seine Kriegsschiffe durchsuchen zu lassen; Rußland aber und die sämmtlichen anderen Mächte fanden diesen Anspruch allzu anmaßend, und Castlereagh mußte zufrieden sein, als die drei Monarchen sich herbeiließen, den König von Portugal in eigenhändigen Briefen zur Abstellung des Unwesens zu ermahnen.**) Andererseits konnten Rußland und Preußen ein gemeinsames Vorgehen gegen die Barbaresken nicht durchsetzen, weil England keine russischen Schiffe im Mittelmeere sehen wollte. Ebenso erfolglos blieb ein Hilferuf des Madrider Hofes. Die alten Gönner der spanischen Bourbonen, Rußland und Frankreich, wünschten, daß England die Vermittlung zwischen dem Könige und seinen aufständischen Unterthanen in Südamerika übernehmen, wo möglich auch die Vereinigten Staaten von der Anerkennung der neuen creolischen Republiken abhalten sollte. Wellington aber lehnte die Zumuthung ab. Er erkannte, daß König

*) Bernstorff an Lottum, 5., 23. Nov. 1818.

**) König Friedrich Wilhelm an den König von Portugal, 7. Nov. Bernstorff an Lottum, 29. Okt., 9. Nov. 1818.

Ferdinand nicht eine ehrliche Vermittlung wollte, sondern einfach die Wiederherstellung seiner Herrschaft in Südamerika; und am Ende durfte doch selbst diese Tory-Regierung, obwohl sie von wirthschaftlichen Fragen wenig verstand, sich den Traditionen der britischen Handelspolitik nicht ganz entziehen. England hatte durch den Abfall Südamerikas ein ergiebiges Handelsgebiet gewonnen und konnte die Wiedervereinigung der Kolonien mit dem spanischen Mutterlande unmöglich wünschen.*)

Trotz solcher Mißhelligkeiten, die bei der Mannichfaltigkeit der europäischen Interessen gar nicht ausbleiben konnten, war der Aachener Congreß wohl der einträchtigste der neuen Geschichte; das Friedensbedürfniß und die Furcht vor der Revolution hielt die Mächte fest zusammen. Und es war wirklich ein europäischer Congreß, obwohl man den Namen vermied. Stolz und sicher segelte das mächtige Orlogsschiff des Vierbundes mit der französischen Schaluppe im Schlepptau durch die Wogen der Zeit. Wellington, der nunmehr auch von Preußen und Oesterreich den Marschallsstab erhielt und also in allen namhaften europäischen Heeren, mit der einzigen Ausnahme Frankreichs, die höchste militärische Würde bekleidete, erschien gleichsam als der Generalissimus des verbündeten Europas. Die Monarchen hielten sich fest überzeugt, daß ihre Vormundschaft dem Welttheil zum Segen gereiche. Sie zogen unbedenklich jede europäische Frage vor ihr Forum, obwohl sie den Staaten zweiten Ranges soeben erst versichert hatten, daß ihre Zusammenkunft nur der Abwickelung der französischen Angelegenheiten gelte; und ließen sie einmal eine Streitfrage unerledigt, so geschah dies nicht, weil sie sich für unbefugt gehalten hätten, sondern weil sie sich nicht einigen konnten.

Da der Czar der europäischen Union den Charakter einer großen christlichen Familie, im Sinne der heiligen Allianz, bewahren wollte, so ertheilte der Congreß seine Weisungen an die kleinen Staaten häufig durch väterliche Handschreiben der drei Monarchen. Wie der König von Portugal zur Abschaffung des Sklavenhandels, so wurde der König von Schweden durch solche Handbillets zur Erfüllung seiner Pflichten gegen Dänemark angehalten. König Friedrich Wilhelm erinnerte seinen nordischen Nachbar ernstlich an „die Bande christlicher Brüderlichkeit, welche zwischen allen Fürsten und ihren Völkern bestehen.“ Das neue Haus der Bernadottes aber fühlte sich in dieser legitimen Staatengesellschaft noch sehr unsicher; Karl Johann bewarb sich schon seit einiger Zeit bei dem bairischen und anderen Höfen, immer vergeblich, um eine Gemahlin für seinen Thronfolger und wußte wohl, daß die Monarchen in Aachen soeben einen Dotationsfonds zum Besten der vertriebenen Wasas gebildet hatten. Daher beeilte er sich der Mahnung zu entsprechen und erreichte endlich nach schweren Kämpfen, daß der norwegische Storthing, wie billig, einen Theil

**) Protokoll der 18. Sitzung vom 23. Okt. Bernstorff an Lottum, 19. Nov. 1818.

der Schulden des früheren dänischen Gesammtstaates übernahm. Hart genug kam ihm das freilich an. Einmal versuchte er sogar gegen die Tyrannei des Vierbundes zu protestiren und schrieb an Kaiser Franz (7. Jan. 1819) mit gascognischem Wortschwall: „Wahrlich, Sire, müßte man nicht den Abgrund des Unglücks beklagen, in welchen die Völker und die Regierungen zweiten und dritten Ranges stürzen würden, wenn die Macht sich über die geheiligten Grundsätze der Vernunft und der Gerechtigkeit erheben und sich befugt glauben wollte an die Stelle des Völkerrechts zu treten, ja sogar nach Belieben einen Gerichtshof für die Streitigkeiten der Nationen zu schaffen, und wenn also ein System entstände, so wenig übereinstimmend mit jenen Grundsätzen politischen Freisinns, für welche so viel Blut vergossen worden ist, und welche uns vor sechs Jahren gegen den Eroberer vereinigten, der den Plan gefaßt hatte eine souveräne Obermacht über einer allgemeinen und vollständigen Knechtschaft aufzurichten?!“ Metternich aber meinte trocken, das seien müssige Discussionen; und da die vier Mächte als Garanten des Kieler Friedens nur verlangten was Rechtens war, so mußte der Schwede sich beugen.*) Mit dem Fürsten von Monaco machte man noch weniger Umstände; Richelieu erhielt den Auftrag, im Namen der großen Allianz diesen nichtsnutzigen kleinen Despoten nachdrücklich zu christlichem Wandel zu vermahnen.**)

So schaltete überall die Dictatur der großen Mächte, schonend in der Form und für jetzt noch gerecht und friedfertig in ihren Absichten, doch immerhin eine Dictatur, die allen Nichtgenossen lästig ward. Ohne die kleinen Cabinette einer Anfrage zu würdigen, beschloß der Congreß eine neue Rangordnung für die Diplomatie — Botschafter, Gesandte, Ministerresidenten, Geschäftsträger — und die Vorschrift ward ohne Weiteres von allen Höfen befolgt. Auch über den gefangenen Imperator ward verhandelt, und hierbei zeigten sich die Minister des Czaren unter Allen am schroffsten. Sie verwarfen jede Schonung gegen „das Individuum, in dem sich die Macht der Revolution verkörpert habe“, erklärten die Beschwerden des Gefangenen für „ebenso falsch als kindisch“ — was in der That zutraf —, billigten unbedingt alle Maßregeln Hudson Lowes und verlangten die Ausweisung der Napoleoniden aus gefährlichen Orten, vornehmlich aus Rom, wo „diese Individuen“ nur Unheil stifteten.***) So weit wollten die anderen Mächte nicht gehen; man erneuerte nur die alte Abrede strenger polizeilicher Aufsicht gegen die gefährliche Familie. Zuletzt traten auch die unvermeidlichen Juden auf den Plan. Rußland empfahl eine Denkschrift eines christlichen Geistlichen, welche sich für die vollständige Emancipation aussprach; doch da der Czar mit nichten geneigt

*) König Friedrich Wilhelm an den König von Schweden, 14. Nov. 1818; König Karl XIV. Johann an Kaiser Franz, 7. Jan. 1819; Krusemarks Bericht, Wien Febr. 1819.

**) Protokoll der 42. Sitzung vom 21. Nov. 1818.

***) Russische Denkschrift über Buonaparte (Protokoll d. 31. Sitzung v. 13. Nov. 1818).

war, diese menschenfreundlichen Grundsätze in seinem Reiche zu verwirklichen, so kam kein Beschluß zu Stande.

Alles in Allem durfte Metternich diesen Congreß als einen großen Erfolg betrachten. Kein Zweifel mehr, der Czar war bekehrt, und wenn er noch zuweilen seines eigenen Weges ging, liberale Anwandlungen zeigte er nicht mehr. Nur Kapodistrias blieb der Hofburg noch verdächtig und wurde, als er nach dem Congresse Italien bereiste, auf Schritt und Tritt von der k. k. Polizei bewacht. Auch Richelieu hatte zum Abschied tröstliche Zusicherungen gegeben und sogar eine Veränderung des Wahlgesetzes versprochen; Metternich hoffte das Beste, da er, gleich den meisten der Zeitgenossen, die Bedeutung der Wahlgesetze weit überschätzte. Aber der französische Minister konnte sein Wort nicht einlösen. Sein eigener Amtsgenosse Decazes trat ihm entgegen. Es kam zum Bruche. Gegen Weihnachten, wenige Wochen nach seinen Aachener Erfolgen, trat Richelieu zurück und Herzog Decazes bildete ein neues Cabinet, das sich mit den liberalen Parteien freundlicher zu stellen suchte. Nachdem der erste Schrecken verflogen war, fand sich Metternich rasch in die veränderte Lage, denn auch der neue Minister mußte wissen, daß er unter dem Schwerte der Quadrupelallianz stand und den Independenten nicht zu weit entgegenkommen durfte. Der Vierbund aber ward durch die Nachrichten aus Paris nur von Neuem gekräftigt. Czar Alexander, der die erste Kunde auf der Heimreise in Wien erhielt, eilte sofort zornglühend zu Kaiser Franz, versprach augenblicklich seine Regimenter auf den Kriegsfuß zu setzen, ließ sich nur mit Mühe beschwichtigen.*) Die vier Mächte einigten sich, auf Hardenbergs Rath, zu dem Beschlusse, zwar jede mittelbare oder unmittelbare Einmischung in Frankreichs innere Angelegenheiten zu vermeiden, aber ihren engeren Bund nur um so fester zu schließen; dies sei der einzige Damm gegen den wüthenden Strom, welcher die Geister in Frankreich von Neuem fortreiße.**) In solcher Lage war eine revolutionäre Schilderhebung nicht wahrscheinlich. Frohlockend verkündete Gentz seinen Freunden: „die Ruhe der Welt ist auf lange, lange Zeit hinaus gesichert.“ Mit übermüthigem Hohne zermalmte er im Oesterreichischen Beobachter die Schrift des Erzbischofs de Pradt über den Aachener Congreß, allerdings ein sehr seichtes Machwerk des schreibseligen Liberalen; und als die Independenten der Pariser Minerva über die Uneinigkeit der großen Mächte spotteten, erwiderte er ihnen (Jan. 1819) drohend — was dem großen Publikum wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam: sie mögen sich's gesagt sein lassen, die Quadrupelallianz, sofern sie gegen die Revolution gerichtet ist, besteht noch heute!

*) Krusemarks Bericht, Wien 26. Dec. 1818.
**) Ministerialschreiben an Krusemark, 6. März 1819.

Unter den mannichfachen Streitfragen, welche der Congreß in wenigen Wochen angestrengter Arbeit entschied, befanden sich natürlich auch viele deutsche Angelegenheiten. Manche dieser deutschen Händel gehörten von Rechtswegen vor das Tribunal des Vierbundes, weil sie in den europäischen Verträgen der Kriegsjahre ihren Ursprung hatten, manche andere wurden nur durch die unausrottbare vaterlandslose Gesinnung deutscher Kleinfürsten vor den Congreß gebracht. Preußen aber und, durch dies Vorgehen gezwungen, auch Oesterreich wahrten ehrenhaft die Unabhängigkeit des Deutschen Bundes; sie gestatteten dem Vierbunde eine Einmischung in deutsche Streitigkeiten nur dann, wenn sie auf Grund der Verträge rechtlich unabweisbar war. Gleich zum Beginn erschien ein kurhessischer Agent um den drei Monarchen eigenhändige Briefe des Kurfürsten zu überreichen und den Ministern der beiden anderen Großmächte mündlich mitzutheilen: sein Souverän denke den Namen eines Königs der Katten anzunehmen, er erbitte sich in Demuth die Anerkennung Europas. Der Kurfürst hatte bereits in Kassel den Bau einer Kattenburg begonnen, welche der neuen Kattenkrone zum Herrschersitze dienen sollte, und hielt die Kosten dieses riesigen, nie vollendeten Bauwerks vor seinem unglücklichen Ländchen sorgfältig geheim. Doch gleichzeitig traf ein geharnischter Protest aus Darmstadt ein: sollte der Kurfürst den Königstitel erlangen, dann beanspruchte sein Vetter für sich die gleiche Würde. Die Mächte wiesen das Ansinnen kurz und scharf zurück, „da die Bitte S. K. Hoheit durch keinen irgend genügenden Grund gerechtfertigt sei“. Der tief gekränkte Hesse aber hielt es für schimpflich, dem Vorbilde des verständigen Karl Friedrich von Baden zu folgen, den jetzt völlig sinnlosen Kurfürstentitel gegen den großherzoglichen Titel zu vertauschen; er behielt den alten Namen bei und weil die Deutschen über die verunglückte Kattenkrone nichts erfuhren, so fanden sich der guten Seelen genug, welche den Kurfürsten darum bewunderten, daß er eine so rührende Pietät für die ehrwürdigen Erinnerungen des heiligen Reichs zeigte.*)

Die schroffe Form der Abfertigung war durch Preußen veranlaßt, da König Friedrich Wilhelm sich durch die Mißregierung des Kurfürsten in seiner persönlichen Ehre verletzt fühlte. Der Kurfürst hatte während des Krieges sein Land durch einen Vertrag mit den vier Mächten wiedergeschenkt erhalten, die Verbündeten hatten ihm dabei leider keine förmliche Verpflichtung auferlegt, aber allesammt als selbstverständlich angenommen, daß er die Grundsätze des Vökerrechts nicht gradezu mit Füßen treten würde. Und nun die schändliche Betrügerei gegen die westphälischen Domänenkäufer! Dem Könige war zu Muthe, als ob er für einen Gauner eine Bürgschaft übernommen hätte; schon unterwegs in Kassel war er von

*) Separat-Protokoll über Kurhessen, 11. Okt. Hardenbergs Weisung an den Gesandten v. Hänlein in Kassel, 14. Okt. 1818.

den Mißhandelten mit Bitten bestürmt worden, in Aachen liefen noch andere Beschwerden ein. Bernstorff erstattete dem Congresse Bericht; er nannte den schmutzigen Handel einen europäischen Skandal; er verlangte, daß Kurhessen „nach Preußens gutem Beispiel“ die gesetzmäßigen Handlungen der westphälischen Regierung als rechtsgiltig anerkennen müsse. Er beantragte endlich, zunächst sollten die vier Monarchen dem Kurfürsten seinen Vertragsbruch vorhalten; sei dies vergeblich, dann müßten Preußen und Oesterreich am Bundestage gemeinsam einschreiten. Da England und Rußland beistimmten, so durfte Oesterreich nicht widersprechen. Nun sendete König Friedrich Wilhelm ein scharfes Handschreiben an den Kurfürsten: „wir handeln, sagte er darin, nur kraft einer Pflicht, welche unserem Gewissen als gebieterisch erscheint.“ Aehnlich schrieb Kaiser Franz. Trotzdem blieb es noch sehr zweifelhaft, ob Oesterreich am Bundestage endlich Ernst zeigen würde, und ganz sicher, daß dieser Kurfürst nur durch Zwang zur Vernunft gebracht werden konnte.*)

Von der unglaublichen Anmaßung der deutschen Kleinfürsten sollte Preußen eben jetzt einen neuen Beweis erhalten. Durch die Wiener Verträge war die Krone Preußen verpflichtet worden, 69,000 „Seelen“ von dem vormaligen Saardepartement an Oldenburg, Strelitz, Coburg, Homburg und Pappenheim abzugeben; zugleich hatten die vier Mächte diesen fünf Dynasten ihre guten Dienste zugesagt, um einen Austausch des linksrheinischen Landstrichs oder irgend eine andere Entschädigung, wenn die Umstände es erlaubten, zu ermöglichen. Strelitz und Pappenheim waren verständig genug gewesen, sich von Preußen mit Geld und Domänen abfinden zu lassen; Oldenburg aber, Coburg und Homburg hatten auf die Vergrößerung ihrer Reiche nicht verzichten wollen und in der That drei Fetzen des Saarlandes mit der vertragsmäßigen Seelenzahl zugewiesen erhalten. So prangten denn in der reichhaltigen politischen Curiositätenkammer des Deutschen Bundes auch die Doppelreiche Oldenburg-Birkenfeld, Coburg-Lichtenberg und Homburg-Meisenheim, drei Staatsgebilde, wie sie die Phantasie eines Tollhäuslers nicht wundersamer ersinnen konnte. Aber der Vertrag war gewissenhaft erfüllt und ein Austausch nicht mehr möglich, weil in ganz Deutschland nirgends mehr ein herrenloser Brocken Landes übrig blieb. Nichtsdestoweniger stellten die Drei an den Aachener Congreß das Ansinnen: die Quadrupelallianz solle den König von Preußen bewegen, daß er ihnen ihre entlegenen Saarlandschaften wieder abnehme und dafür einige bequemer gelegene preußische Gebiete ausliefere. Oldenburg verlangte ein gutes Stück vom preußischen Westphalen, Homburg einen Landstrich bei Wetzlar, Coburg einen Theil der Grafschaft Henneberg, und der Wittwer der englischen Kron-

*) Protokoll der 32. Sitzung vom 14. Nov. König Friedrich Wilhelm an Kurfürst Wilhelm, 14. Nov. Weisung an Hänlein, 20. Nov.

prinzessin, Prinz Leopold von Coburg, einer jener geistreichen Deutschen, welche ihr Volksthum wie einen Mantel zu wechseln verstehen, richtete an Lord Castlereagh die Aufforderung, daß England sich der gerechten Sache „seines armen Bruders“ annehmen möge. Diese Zumuthung war doch selbst der Langmuth Hardenbergs zu arg. In einer zornigen Denkschrift sprach er sein Befremden aus: Preußen sei wahrlich schon zerstückelt genug und keineswegs in der Lage, „sich seine Grenzen nach dem Belieben und der Bequemlichkeit seiner Nachbarn verändern und zernagen zu lassen“; seinem Könige errege jede Trennung von treuen Unterthanen, wie den Verbündeten wohl bekannt sei, „religiöse Gewissensbedenken.“ Selbstverständlich wurden die Drei abgewiesen, und das Haus Coburg sollte an den 10,000 Seelen seines Saarlandes Lichtenberg noch viel Herzeleid erleben.*)

Inzwischen waren auch dringende Beschwerden der Mediatisirten eingelaufen und Bernstorff erfuhr jetzt, was es bedeutete, daß Metternich die Hauptartikel der Deutschen Bundesakte in die Wiener Schlußakte hatte einrücken lassen. Die beiden deutschen Großmächte konnten dem Vierbunde die Einmischung in diesen deutschen Streit, der mit den europäischen Verträgen eng zusammenhing, nicht gänzlich verbieten, indeß wußten sie dieselbe auf das geringste Maß zu beschränken. Man beschloß, daß der Vierbund zunächst die Höfe von Württemberg, Baden und beiden Hessen, die sich besonders ungerecht betragen hatten, zu einem ehrenhaften Verhalten gegen die Mediatisirten ermahnen, das Weitere dem Bundestage überlassen solle. Auch das Haus Thurn und Taxis, das durchaus noch souverän werden wollte, vertröstete man auf den Bundestag.**)

Nun kam noch jener unglückliche Dynast, welchen der Wiener Congreß gleich dem Landgrafen von Homburg sträflich vergessen hatte, der Graf von Bentinck, Herr der freien Herrschaft Kniphausen. Homburg hatte soeben durch die Gunst der beiden Großmächte noch nachträglich das Stimmrecht am Bundestage erlangt, dem Kniphausener war es übler ergangen. Er mußte erleben, daß Oldenburg sein Land widerrechtlich besetzte, verbarrikadirte sein Schloß, erließ einen wüthenden Protest nach dem anderen als immediatus Imperii dynasta und erregte einen Lärm, der einer größeren Sache würdig war. Unbestreitbar lag hier eine europäische Frage vor, da über die Zugehörigkeit Kniphausens zum Deutschen Bunde noch nichts entschieden war. Die freie Herrschaft war Jahrhunderte lang reichsunmittelbar, wenngleich ohne Reichsstandschaft, und ihre Schiffe segelten unter eigener Flagge; sie war dann eine Zeit lang dem napoleonischen Kaiserreiche einverleibt, doch niemals einem deutschen Staate untergeordnet worden, und der streitlustige kleine Herr verdiente einige Rücksicht, weil er seinen

---

*) Hardenbergs Denkschrift über den Art. 50 der Wiener Schlußakte. Protokoll der 27. Sitzung vom 9. Nov. 1818.

**) Weisung an die preußischen Gesandten in Stuttgart, Karlsruhe u. s. w., 21. Nov.; Hardenberg an die Fürstin von Taxis, 15. Nov. 1818.

hitzigen Muth auch im Kampfe gegen die Franzosen tapfer bewährt hatte. Indeß ein neuer deutscher Bundesstaat von etwas über dreiviertel Quadratmeilen schien doch bedenklich; selbst die Bewunderer der schönen Mannichfaltigkeit des deutschen Staatslebens mußten zugeben, daß eine deutsche Völkerschaft zur Entfaltung ihrer nationalen Eigenart mindestens so viel Raum brauchte, wie Lichtenstein mit seinen dritthalb Quadratmeilen. Die Mächte beschlossen daher, daß Preußen und Rußland die Vermittlung zwischen Oldenburg und Kniphausen übernehmen, den Grafen wo möglich zu einem Austausche bewegen sollten.*) Aber der Wille Kniphausens war stärker als die Wünsche Europas. Nach achtjähriger Arbeit brachten die Mediatoren einen Vertrag zu Stande, der das Bundesrecht mit einer neuen Kostbarkeit bereicherte. Kniphausen war fortan „ein besonderes Land" unter dem Schutze des deutschen Bundes, ein halbsouveräner Staat mit eigener Flagge, der Hoheit des Herzogs von Oldenburg ganz ebenso wie vormals dem Reiche untergeordnet. Natürlich gebar dies Abkommen sofort neuen Zank, das besondere Land zeigte dem oldenburgischen Schirmherrn gegenüber eine ganz besondere Händelsucht, und bald wuchs zur Augenweide aller Staatsrechtslehrer der große Bentinck'sche Rechtsstreit heran, ein Rattenkönig von juristischen Controversen, der in der Kellerfinsterniß des Bundestags immer fröhlicher gedieh und fast dreißig Jahre hindurch die Frankfurter Versammlung immer wieder mit seinem ungebührlichen Gepolter störte, bis endlich im Jahre 1854 das Reich der Bentincks durch einen neuen Vertrag mit Oldenburg vereinigt wurde und die Kniphausener Flagge vom Weltmeere verschwand.

Auch der bairisch-badische Streit fand in Aachen seinen vorläufigen Abschluß. Das Verhältniß zwischen den beiden Nachbarn hatte sich dermaßen verbittert, daß der Großherzog einen Handstreich befürchtete und die vier Mächte bat, den aus Frankreich zurückkehrenden bairischen Truppen den Durchzug durch sein Land zu untersagen. Die Mächte erwiderten, er habe nichts zu besorgen, und ermahnten den Münchener Hof nachdrücklich, beim Durchmarsch die strengste Mannszucht zu halten.**) Schon vorher hatte Berstett die vertragsmäßige Entscheidung der Quadrupelallianz über die Territorial- und die Erbfolgefrage angerufen und sich zu einigen Entschädigungen bereit erklärt. Er wurde darauf selber nach Aachen eingeladen und zugleich aufgefordert, einen Bevollmächtigten an die Frankfurter Territorialcommission zu senden. Die Mächte waren einig, wie Bernstorff schrieb, „die so gehässige als ärgerliche Angelegenheit schnell zu beendigen", wenn Baden irgend annehmbare Bedingungen stelle.***) Berstett

*) Weisung des Grafen v. Bentinck an Kanzleirath Mosle, Wien 5. April 1815. Bernstorffs Bericht (41. Sitzung vom 20. Nov. 1818).

**) Hardenberg an Berstett 15. Okt., an Rechberg 15. Okt. 1818.

***) Bernstorff an Lottum, 19. Oktober. Hardenberg und Nesselrode an Berstett, 17. Okt. 1818.

eilte sogleich herbei und erklärte, sein Souverän sei bereit, gegen Herausgabe der österreichischen Enclave Geroldseck das kleine Amt Steinfeld in der Taubergegend an Baiern abzutreten, auch dem Münchener Hofe eine Etappenstraße nach der bairischen Pfalz einzuräumen und ihm eine ältere Schuld von 1⅓ Mill. Fl. zu erlassen. Die russischen Minister fanden diese Anerbietungen anfangs ungenügend; Kaiser Alexander schwankte noch zwischen seinen beiden streitenden Schwägern. Aber Berstett bearbeitete den Czaren in persönlicher Unterredung, zuletzt unter strömenden Thränen, und da auch der Freiherr vom Stein, der auf kurze Zeit in Aachen als Gast erschien, sich bei dem Kaiser lebhaft für Baden verwendete, so trat Rußland nach einigen Tagen zu der Rechtsansicht über, welche Hardenberg schon seit Langem für die richtige hielt. Die österreichischen Staatsmänner bewahrten ihre zweideutige Haltung, sie erklärten sich im Voraus einverstanden mit Allem, was die Verbündeten vielleicht noch zu Gunsten Baierns erlangen könnten, und ließen sich in der entscheidenden Sitzung bereitwillig überstimmen.

Da Preußen und Rußland also zusammenstanden, und Oesterreich nicht offen widersprach, so schloß sich Lord Castlereagh der Mehrheit an. Er that es ungern und ließ in seiner Denkschrift den alten Groll gegen Rußland deutlich durchblicken: der Großherzog, so schrieb er, hat die Großmuth der Mächte angerufen und sich also in der Position verschanzt, welche für schwache Staaten immer die furchtbarste ist. Doch gestand der Lord zu, daß er jetzt selber in der Rechtsfrage bedenklich geworden sei und nicht mehr begreifen könne, woher die Mächte einst in Wien und Paris das Recht genommen hätten dem Münchener Hofe den Heimfall der Pfalz zu versprechen. Am 20. Nov. beschloß der Vierbund demnach, die badischen Vorschläge anzunehmen, alle früheren Verabredungen über den Heimfall der Pfalz und des Breisgaus aufzuheben, auch das Erbfolgerecht der Hochbergs anzuerkennen; gehe Baiern hierauf nicht ein, dann solle Baden seiner Anerbietungen entbunden sein und der obige Beschluß gleichwohl in Kraft bleiben. Zugleich sendeten die Monarchen, nach der patriarchalischen Weise dieses Congresses, brüderliche Briefe an den König von Baiern um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. König Friedrich Wilhelm begnügte sich nicht mit allgemeinen Ermahnungen, wie die beiden Kaiser, sondern setzte nach seiner gewissenhaften Weise dem bairischen Könige noch einmal auseinander, daß Preußen die geheimen Artikel über den Heimfall der Pfalz niemals anerkannt habe.*)

Baden war gerettet, und wie die Franzosen den Czaren als ihren Gönner rühmten, ebenso und etwa mit dem gleichen Rechte feierten die

*) Berstett an Kapodistrias, 28. Okt.; Kapodistrias Antwort, 29. Okt.; Russische Denkschrift, 10. Nov.; Separat-Protokoll über Baden, 20. Nov.; Castlereaghs Denkschrift, 20. Nov.; König Friedrich Wilhelm an König Max Joseph, 18. Nov. 1818.

Badener den russischen Monarchen als den Beschirmer ihres Landes. In Wahrheit hatte Czar Alexander für den badischen Staat nicht mehr gethan als König Friedrich Wilhelm, er hatte nur mit schauspielerischem Geschick verstanden zur rechten Stunde den Ausschlag zu geben und versäumte nicht, nach dem Congresse in Baden selbst die Früchte seines Thuns in Augenschein zu nehmen. In Frankfurt verbat er sich bei dem badischen Gesandten alle auffälligen Demonstrationen; nur „was freier Erguß der Herzen ist" wollte er nicht untersagen. Und dieser Erguß der badischen Herzen erfolgte denn auch so reichlich, so ergiebig, wie es der Czar selbst unter seinen Russen kaum erlebt hatte. Triumphbogen und weißgekleidete Ehrenjungfrauen in jedem Städtchen, überall Kränze mit der Inschrift „Dem Retter Badens" und in Karlsruhe am Abend allgemeine Erleuchtung, so daß Alexander doch für gerathen hielt zu Hause zu bleiben.*) Das war der Nationalstolz der Süddeutschen, drei Jahre nach Belle-Alliance. In den patriotischen Blättern fand sich Niemand, der diesem Geschlechte gesagt hätte, wie viel ihm noch zu einer Nation fehlte; die Presse richtete ihren Zorn allein gegen Oesterreich und Preußen, die fortan immer an jedem Uebel schuld sein sollten: warum gestatteten sie dem Auslande eine solche Einmischung in deutsche Händel? Und doch war der Schiedsspruch des Aachener Congresses nur die unausbleibliche Folge des Verhaltens der Rheinbundstaaten im Jahre 1813. Weil diese deutschen Staaten erst nach dem Siege, einzeln, als souveräne europäische Mächte, durch Accessionsverträge sich dem Bündniß der vier Mächte angeschlossen hatten, darum unterlag jetzt der bairisch-badische Streit von Rechtswegen der Entscheidung des Vierbundes.

Leidenschaftlich wie die Freude der Badener äußerte sich die Entrüstung des Münchener Hofes. Umsonst versuchte Kaiser Franz auf der Heimreise seinen Schwiegervater zu beschwichtigen, umsonst erboten sich Metternich und Kapodistrias noch einen Fetzen badischen Landes in den Kauf zu geben**); die Wittelsbacher verwarfen Alles, Kronprinz Ludwig klagte gleich dem König von Schweden über die Wiederkehr der napoleonischen Gewaltherrschaft, doch sein Zorn blieb ohne Folgen. Die Bevollmächtigten des Vierbundes bei der Frankfurter Territorialcommission hatten bereits gemessene Weisung, die Aachener Beschlüsse auszuführen. Nachdem der Stein des Anstoßes endlich beseitigt war, ging die Arbeit rasch vorwärts, und am 20. Juli 1819 unterzeichneten die vier Mächte den Frankfurter Territorialreceß, ein unsäglich mühevolles Werk, das nach einem Zeitalter der Kriege den Besitzstand der deutschen Staaten auf lange Jahre hinaus sicherstellte. Der bairische Hof ließ sich zwar das

*) Berckheims Bericht, Frankfurt 24. November; Varnhagens Bericht, Karlsruhe 27. Nov. 1818.

**) Krusemarks Berichte, 26., 30. Dec. 1818.

Amt Steinfeld wohl gefallen, legte aber Verwahrung ein, behielt sich seine erloschenen Sponheimer Erbansprüche und sein imaginäres pfälzisches Heimfallsrecht feierlich vor, kam bei jeder Gelegenheit darauf zurück, so daß Graf Bernstorff noch viele Jahre später über cette éternelle affaire de Sponheim zu seufzen hatte. Indeß die Entscheidung war unwiderruflich gefallen. —

Aus allen diesen Beschlüssen sprach unverkennbar die redliche Absicht, durch Sicherung des Rechts überall in Europa den Frieden zu erhalten. Gleichwohl war die liberale Presse Deutschlands und Frankreichs nicht ganz auf falscher Fährte, wenn sie ihren Lesern seltsame Märchen erzählte von den reaktionären Plänen der Aachener Versammlung. In den vertraulichen Gesprächen der Monarchen und der Staatsmänner wurden allerdings die ersten Verabredungen zum Kampfe gegen die deutsche Bewegungspartei getroffen. Alle Ausländer zeigten sich entsetzt über den fieberischen Zustand Deutschlands; der ganze Bau der Wiener Verträge ruhte auf der politischen Nichtigkeit dieser Nation, und die Idee der deutschen Einheit, selbst wenn sie nur aus dem Thorenmunde erhitzter Studenten sprach, erschien Allen als ein gemeinsamer Feind. Alle Fremden stimmten mit Gentz darin überein, daß „die Reaktion von 1813“ zwar in Frankreich die revolutionäre Bewegung zu einem augenblicklichen Stillstande gebracht, doch in anderen Staaten, und vornehmlich in Deutschland, diese dämonischen Mächte erst erweckt habe. Mit lebhafter Theilnahme besprach man eine „Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands“, welche der Czar auf dem Congresse vertheilen ließ. Ihr Verfasser Stourdza, ein sanfter, schwermüthiger junger Walache, hatte dem russischen Kaiser vor Kurzem eine phantastische Schrift zur Verherrlichung der griechischen Kirche überreicht und sich inzwischen ein wenig auf den deutschen Universitäten umgesehen. Der laute Freimuth unseres akademischen Lebens erschreckte den Schüchternen; er glaubte in ganz Deutschland eine krampfhafte Unruhe, in der Studentenschaft eine gradeswegs auf den Einheitsstaat gerichtete revolutionäre Bewegung wahrzunehmen und forderte im Namen der Religion und Sittlichkeit strenge Maßregeln gegen die Universitäten: diese „gothischen Trümmer“, diese Staaten im Staate sollten ihrer alten Verfassung beraubt, die Studenten einfach als minderjährige Bürger behandelt und zum Einhalten fester Lehrcurse gezwungen werden; da man die Preßfreiheit leider nicht ganz unterdrücken könne, so müsse man mindestens der Jugend die schlechten Bücher und Zeitschriften entziehen. Der ehrlich gemeinte, sehr unbedeutende Aufsatz fand, wenn auch nicht in allen Punkten, den Beifall des Czaren und der österreichischen Staatsmänner; die Preußen dagegen meinten, der junge Schwärmer rede wie der Blinde von den Farben.

Da wurde die geheime Denkschrift plötzlich von einer Pariser Buchhandlung veröffentlicht, vermuthlich durch die Schuld der unsauberen Um-

gebungen Hardenbergs, und nun brach auf den Universitäten ein Sturm los, noch lauter und wilder als vor'm Jahre das Wuthgeschrei gegen Kotzebue. Also bereits der dritte Halbrusse, der sich gegen die deutsche Burschenherrlichkeit erhob! Der federfertige Leipziger Philosoph Krug trat als literarischer Gegner in die Schranken; die Jenenser Burschenschaft beschloß den Walachen zu züchtigen und ließ ihn, damit er sich nicht hinter Standesrücksichten verschanze, durch zwei junge Grafen aus ihrer Verbindung auf Pistolen fordern. Stourdza lehnte gleichwohl ab, weil sein Aufsatz eine amtliche Denkschrift sei, und beeilte sich den ungastlichen Boden Deutschlands zu verlassen. An den Höfen erregte dies terroristische Gebahren der Burschen, das nach altem Studentenbrauch doch gar nicht ungewöhnlich war, neuen Schrecken; Gentz glaubte fortan steif und fest, daß in Jena eine geheime Vehme hause, die ihre Assassinen durch Deutschland sende. Zu allem Unheil warf Kotzebue nochmals Scheiter in die Flammen, indem er deutlich zu verstehen gab, die Denkschrift Stourdzas spräche die Ansichten des Czaren selber aus. Seitdem wähnten die Studenten allesammt, daß die deutsche Reaktion von Petersburg ausgehe; der Haß der Burschen gegen Rußland kannte keine Grenzen mehr, und der triviale Spötter in Weimar, dem die Jenenser einen mächtigen Einfluß auf die moskowitische Politik andichteten, ward durch Schimpf und Drohungen dermaßen mißhandelt, daß er nach Mannheim überzusiedeln beschloß.

Der Verdacht der jungen Leute entbehrte jedes Grundes. Kaiser Alexander enthielt sich auf dem Congresse sorgsam aller Vorschläge für die deutsche Bundespolitik und äußerte nur gelegentlich, wie Richelieu und Wellington, seine Angst vor der deutschen Revolution. Seit seiner plötzlichen Bekehrung war die Leitung der Quadrupel-Allianz thatsächlich auf die Wiener Hofburg übergegangen, obgleich die klugen österreichischen Staatsmänner dem Czaren gern gestatteten, daß er vor der Welt noch zuweilen die Rolle des Führers spielte. Metternich war das Haupt der Reaktion, in Deutschland wie in Europa, und bot noch in Aachen Alles auf, um zunächst Preußen dem Liberalismus zu entreißen. In freundschaftlichen Unterredungen stellte er dem Staatskanzler vor, wie bedrohlich der Geist des Besserwissens und der rücksichtslosen Kritik im preußischen Beamtenthum überhandnehme; dazu der Uebermuth der Jugend und die Zuchtlosigkeit der Presse. Hardenberg besprach sich darauf mit Bernstorff und Altenstein, der nach Aachen berufen ward, und da Beide jene Mißstände nicht ganz in Abrede stellen konnten, so sagte er seinem österreichischen Freunde zu, die Krone selbst werde dawider einschreiten.*)

Minder glücklich verlief ein schüchterner Versuch Metternichs, die preußische Zollreform, noch bevor sie in Kraft getreten war, zu hintertreiben. Die zwingenden staatswirthschaftlichen Gründe, welche das neue

*) Hardenbergs Tagebuch, 11. Jan. 1819.

Zollgesetz veranlaßt hatten, entzogen sich dem Urtheil des österreichischen Staatsmannes gänzlich; seine Unwissenheit in allen nationalökonomischen Dingen war wahrhaft staunenswerth, und er fühlte diesen Mangel niemals, da nach der alten Tradition der Hofburg solche schlicht bürgerliche Geschäfte tief unter der Würde eines österreichischen Cavaliers standen. Selbst Gentz, vor Jahren ein tiefer Kenner des Finanzwesens, hatte zu Wien, im Verlaufe einer einseitig diplomatischen Thätigkeit, das sichere Verständniß staatswirthschaftlicher Fragen nach und nach verloren. Wie er während der napoleonischen Tage heillose Sophismen über die Staatsschuld Großbritanniens in die Welt hinaussandte, weil die englische Allianz dem österreichischen Interesse entsprach, so schrieb er jetzt ebenso verkehrte Aufsätze über die blühenden Finanzen Oesterreichs. Da Oesterreich an einem deutschen Zollvereine nicht theilnehmen konnte, so verdammte er alle dahin zielenden Pläne als Hirngespinste, als kindische Versuche, „den Mond in eine Sonne zu verwandeln". Von der nationalen Bedeutung des preußischen Zollgesetzes ahnte man in der Hofburg gar nichts. Aber Metternich fürchtete Alles, was die Staatseinheit Preußens fördern konnte und witterte revolutionäre Absichten hinter einer Reform, die von den verdächtigen Berliner Geheimen Räthen ausging. Auch hielt er sein Oesterreich wirklich für einen Musterstaat; dies lockere Nebeneinander halbselbständiger Kronländer und die Kirchhofsruhe, die über diesem Chaos lag, entsprachen seinen Neigungen, und es that ihm wohl zu vernehmen, wie lebhaft damals das patriarchalische Glück der Völker Oesterreichs an den meisten Höfen beneidet wurde. Die k. k. Provinzalmauthen, welche die Kronländer der Monarchie von einander absperrten, bewunderte er um so aufrichtiger, da er von der Einrichtung dieser weisen Anstalten nicht die mindeste Kenntniß besaß. Daher warnte er den Grafen Bernstorff väterlich vor den Wirren, welche die Zollreform hervorrufen werde. Er erinnerte ihn an Josephs II. verfehlte Centralisationsversuche, schilderte beredt die Vorzüge der österreichischen Binnenmauthen und meinte gemüthlich, auch für Preußen würden Provinzialzölle am heilsamsten sein; so bleibe der Staat bewahrt vor lästigen Verhandlungen mit den Nachbarstaaten.*) Aber Bernstorff und Hardenberg wiesen alle solche Zumuthungen nachdrücklich zurück.

Auch Metternichs wiederholte freundliche Warnungen vor der Durchführung des Verfassungswerks fielen bei dem Staatskanzler auf unfruchtbaren Boden. Der Oesterreicher merkte bald, daß Hardenberg seine constitutionellen Pläne in vollem Ernste betrieb. Um so eifriger suchte er sich die

*) Als Metternich im Jahre 1828, nach dem Abschluß des preußisch-hessischen Zollvereins, dem Gesandten v. Maltzahn diese Ansichten vortrug, bemerkte Graf Bernstorff dazu: genau die nämlichen Rathschläge habe ihm der österreichische Kanzler schon auf dem Aachener Congresse gegeben. (Maltzahns Bericht, Wien 14. April 1828.)

Gunst des Königs zu erwerben. Friedrich Wilhelm hatte ihn bisher immer mit stillem Mißtrauen betrachtet; er vergaß es nicht, daß Metternich den preußischen Staat um Sachsen, die deutsche Nation um das Elsaß betrogen hatte. Hier in Aachen zum ersten male gestattete er dem Verdächtigen eine vertrauliche Annäherung. Der König empfand dunkel, daß ein unheimlicher Geist in der deutschen Jugend arbeitete und suchte, da er das Maß der Gefahr nicht übersah, nach einer zuverlässigen Belehrung, nach einer sicheren Stütze. Bei seinem russischen Freunde konnte er keinen Rath finden, denn der Czar befand sich selber in einem ähnlichen Zustande unbestimmter Besorgniß. Der greise Staatskanzler aber bot ein trauriges Bild körperlichen und sittlichen Verfalles. Hardenberg spielte auf dem Congresse eine untergeordnete Rolle, überließ die Geschäfte meist an Bernstorff, und der König sah voll Unmuths, wie die Somnambüle Hänel hier vor dem hohen Rathe Europas ihr Wesen trieb und der Wundermann Koreff mit der ganzen Aufgeblasenheit des jüdischen Emporkömmlings politische Audienzen ertheilte. Nur Metternich erschien fest, sicher, ganz mit sich im Reinen, er allein wußte was er wollte; aus seiner Haltung sprach das Bewußtsein, daß er den ruhigsten, den bestgesicherten Staat Europas regiere. Gern wiederholte er jetzt den Ausspruch Talleyrands: „Oesterreich ist das Oberhaus Europas; so lange es nicht aufgelöst ist, zwingt es die Gemeinen zur Mäßigung.“ Im vorigen Jahre hatte er noch, aus Scheu vor der Souveränität der deutschen Kronen, die constitutionelle Bewegung sich selber überlassen wollen. Jetzt war von solchen Bedenken keine Rede mehr: die deutschen Jakobiner hatten seit dem Wartburgfeste die Maske fallen lassen, nun galt es offenen Kampf.

In wiederholten Gesprächen betheuerte er dem Könige: nach seiner heiligen Ueberzeugung habe die revolutionäre Partei ihre Hochburg in Preußen; sie verzweige sich bis in die höchsten Kreise des Heeres nnd des Beamtenthums; in der Hand des Königs liege mithin das Schicksal der Welt; unfehlbar werde der Aufruhr durch ganz Europa dahinrasen, wenn Preußens Regierung dem Beispiel der kleinen Höfe folge und ihrem Volke eine „demagogische Verfassung“ bairischen Stiles gebe. Er bemerkte wohl, daß seine Worte einigen Eindruck machten, doch klagte er bei seinem Kaiser über Friedrich Wilhelms bedauerliche Schwäche, da der gesunde Menschenverstand des Königs nicht sogleich an alle die Wahngebilde der österreichischen Gespensterfurcht glauben wollte. Unterdessen suchte Metternich auch den Cabinetsrath Albrecht, einen treuen, fleißigen, hochconservativen Beamten, für seine Ansicht zu gewinnen und rief sodann den zuverlässigsten seiner preußischen Freunde, Wittgenstein, zu Hilfe. Am 14. Nov. sendete er dem Fürsten von Aachen aus zwei große Denkschriften „über die Lage der preußischen Staaten“; beide Aktenstücke waren bestimmt, zur guten Stunde durch Wittgenstein dem Könige vorgelegt zu werden, doch erhielt auch Hardenberg Anstands halber eine vertrauliche Mittheilung. Von

Aachen, sagte der österreichische Staatsmann späterhin, wird man dereinst die Rettung der preußischen Monarchie datiren!

Unter Allem was aus Metternichs Feder floß beweist die Denkschrift über die preußische Verfassung wohl am deutlichsten die klägliche Gedankenarmuth dieses Kopfes, der nur durch seine diplomatische Schlauheit, durch die Gunst des Glücks und durch die Aengstlichkeit der anderen Höfe dahin gelangen konnte, die Welt während eines Menschenalters über seine Nichtigkeit zu täuschen. Von der fundamentalen Verschiedenheit der politischen Aufgaben eines nationalen Staates wie Preußen und eines Völkergemisches wie Oesterreich begriff er nicht das Mindeste. Mit der Treuherzigkeit eines besorgten Freundes, der sein Schicksal nimmermehr von dem Loose Preußens trennen wollte, setzte er dem Könige auseinander, daß die innere Lage der beiden deutschen Großmächte im Wesentlichen dieselbe sei; beide Monarchien beständen aus „unter sich getrennten Provinzen". Daß dem nicht so war, daß Preußen schon längst eine centralisirte Verwaltung besaß, war der Hofburg ganz unbekannt; sie konnte sich einen kräftigen Staat nur in der Form lose verbundener Erblande vorstellen, und Kaiser Franz wiederholte gern seinen Kernsatz: „der Bestand einer Monarchie aus verschiedenen Körpern macht sie eben stark."

Metternich fand „das österreichische Reich selbst noch mehr als das preußische zu einem rein repräsentativen System geeignet — wenn nicht die Verschiedenheit unter den Völkern in Rücksicht auf Sprache und Sitte zu bedeutend wäre. Wie könnte das, wozu es in Oesterreich dennoch an der Möglichkeit der Ausführung fehlt, in Preußen gedeihen?" Die Einführung einer „Central-Repräsentation" in Preußen wäre demnach die „reine Revolution"; sie müßte die militärische Kraft des Staates zerstören und den Zerfall des Reichs herbeiführen; sei doch bereits zwischen Belgien und Holland, die so viel besser zusammenpaßten als die preußischen Provinzen, in Folge des Repräsentativsystems ein gefährliches Zerwürfniß entstanden! Darum möge sich der König mit Provinzialständen begnügen — ein Rathschlag, der unzweifelhaft im Voraus mit Wittgenstein verabredet war — und diesen Ständen lediglich das Recht der Bitten, der Beschwerden, der Repartition der direkten Steuern einräumen. Nur im äußersten Falle, weil es einmal öffentlich versprochen sei, könne in der Zukunft vielleicht noch eine Centraldeputation aus diesen Provinzialständen einberufen werden, je drei Vertreter aus jeder Provinz — also ein Vereinigter Landtag von einundzwanzig Köpfen, ein würdiges Seitenstück zu jenem winzigen Reichsrathe, welchen Metternich kurz zuvor für sein Oesterreich vorgeschlagen hatte. Aber, so fügte er bedeutsam hinzu, und hierin lag unzweifelhaft seine wahre Meinung — „führt diese beschränktere Idee nicht auch zur Revolution? Diese Frage erwäge der König tief bevor er sich entscheidet!"

Bei der Ausführung seiner Vorschläge im Einzelnen verrieth der Rathgeber ein Maß staatsrechtlicher Kenntnisse, welches jedem preußischen Auscultator im Referendar-Examen das Genick gebrochen hätte: er kannte weder die neue Provinzialeintheilung des preußischen Staates noch dessen althistorische Bestandtheile und hatte offenbar auch das Studium der Landkarte nicht für standesgemäß gehalten. Daher erbaute er sich rein aus der Phantasie heraus sieben preußische Provinzen — darunter die Marken Brandenburg mit Pommern und das Herzogthum Westphalen mit Berg; hinsichtlich der Provinzialverwaltung faßte er seine Weisheit in dem einen Satze zusammen: „jede Provinz hat eine Obere und Untere verwaltende Behörde.“ Noch erstaunlicher fast war die Neuheit der politischen Erwägungen, mit denen er seine Vorschläge begründete. Selbst die strengen Altconservativen in Berlin verbargen sich doch nicht das eine handgreifliche Bedenken, das gegen die Provinzialstände sprach: acht oder zehn Provinziallandtage ohne das Gegengewicht eines Reichstags konnten, wenn sie allzu mächtig wurden, leicht die Einheit des Staates, vornehmlich des Heeres gefährden; riefen doch die Polen schon längst nach einer Provinzialarmee für das Großherzogthum Posen. Metternich dagegen stellte die unglaubliche Behauptung auf, ein preußischer Reichstag werde die Armee in „sieben getrennte Volkshaufen“ auflösen. Eine zweite Denkschrift empfahl sodann die Aufhebung der Burschenschaft, die gänzliche Beseitigung der Turnerei — dieser Eiterbeule, wie Gentz zu sagen pflegte — endlich gemeinsame Anträge der beiden Großmächte am Bundestage zur Beschränkung der Presse.

So arge Blößen sich die Verfassungsdenkschrift gab, ein geschickter diplomatischer Schachzug war sie doch. Metternich wußte, wie lebhaft der König für die Kriegstüchtigkeit seines Heeres besorgt war, und wiederholte daher in seiner Arbeit mit feierlichem Nachdruck immer und immer die ernste, leider keineswegs grundlose Warnung: die liberale Partei hasse die stehenden Heere, sie werde nicht ruhen, bis der preußische Reichstag die Armee in eine Volksmiliz umgewandelt habe. Er gab sich der Hoffnung hin, daß seine Worte ihr Ziel nicht verfehlen würden. Hardenberg aber wähnte der Politik Metternichs eine Strecke weit folgen zu können um sich dann von ihr nach Gutdünken wieder zu trennen. Alles was sie nur wünschte wollte er der Hofburg bewilligen: strenge Maßregeln gegen die Turner, die Burschen, die Presse, selbst gegen die preußischen Beamten. Nur Eines sollte sie ihm nicht antasten: sein Verfassungswerk. Der greise Staatsmann ahnte nicht, daß er selber in Wien schon längst von den Einen zum alten Eisen geworfen, von den Anderen als Häuptling der preußischen Jakobiner verdächtigt wurde. Half er jetzt die Schleuße hinwegziehen vor den hoch aufgestauten Fluthen der Reaktion, dann konnten sie leicht auch ihn selbst und seine Verfassungspläne mit hinweg schwemmen.

---

## Neunter Abschnitt.

### Die Karlsbader Beschlüsse.

Als das verhängnißvolle Jahr 1819 anbrach, war die Wiener Hofburg zum Vernichtungskampfe gegen die constitutionelle Bewegung fest entschlossen; „dieser schreckliche Kaiser Alexander", so schrieb Metternich seiner Gemahlin, stand jetzt nicht mehr im Wege. Ob ihr gelingen würde, den preußischen Staat und die kleinen Höfe mit sich fortzureißen, dies blieb bei der Trägheit des Bundestages und der unübersehbaren Mannichfaltigkeit der deutschen Interessen noch sehr zweifelhaft. Die Liberalen thaten indessen das Ihre um die Pläne ihrer Feinde zu fördern. Der gesunde Sinn der Nation erlag einem jener Fieber-Anfälle galliger, Alles bekrittelnder Verdrießlichkeit, welche seitdem von Zeit zu Zeit regelmäßig, und immer zum Unheil für die gesunde Entwickelung unseres Staates, wiedergekehrt sind. Ungeheuerliche Gerüchte liefen um und fanden allgemeinen Glauben, während doch noch Niemand einem Liberalen ein Haar gekrümmt hatte. Die Presse erging sich in unheimlichen Schilderungen von der hoffnungslosen Knechtschaft Deutschlands und ward nicht müde, den Teufel der Reaktion so lange an die Wand zu malen, bis er leibhaftig erschien.

Aus jedem Nichts schöpfte die Kleinmeisterei der Tadler neuen Stoff für fanatische Anklagen: als zwei preußische Leutnants sich im Zorne zu Thätlichkeiten gegen einige Landwehrmänner hinreißen ließen, und der geringfügige Exceß nachher vor dem Kriegsgerichte die gebührende Strafe fand, da heulte die Isis: „O der Schande! Winkte uns nicht eine bessere Welt im Westen, wer wollte länger zaudern, stolz dem Beispiele Cato's zu folgen?" Wer nur irgend mit den Regierungen in Verbindung trat, ward als Verräther verdächtigt. Um Weihnachten 1818 wurde Steffens im tiefsten Geheimniß von dem Staatskanzler nach Berlin gerufen und dort vertraulich befragt, ob er etwas von politischen Umtrieben der Turnplätze wisse; er antwortete als ehrlicher Mann, seine Angriffe hätten nur den sittlichen Verirrungen der Turner, ihrem Uebermuthe, ihrer Roheit, gegolten; politische Verschwörungspläne traue er

ihnen keineswegs zu. Aber kaum war sein Besuch bei dem Staatskanzler ruchbar geworden, so sah er sich von den Turngenossen mit wüthenden Vorwürfen überhäuft und ohne daß man ihn nur angehört hätte aus den Kreisen der Patrioten ausgeschlossen; sein tagelang konnte er den Makel dieses ungerechten Verdachts nicht mehr ganz von sich abwaschen, selbst mit seinem alten Freunde Schleiermacher kam er nie wieder auf guten Fuß. So drängte sich ein finsteres, grund- und zielloses Mißtrauen trennend zwischen dies Volk und diese Krone, die soeben erst in ritterlicher Treue gemeinsam einen heiligen Kampf durchgefochten; ein neuer Krieg hätte mit seinem frischen Windzuge die Wolken des Unmuths leicht zertheilen können, in der dicken Luft der trägen Friedenstage nahm die Verdrossenheit mit jedem Tage zu.

Mittlerweile hatte der Staatskanzler schon den ersten Schritt gethan um die Versprechungen einzulösen, die er in Aachen seinem zweifelhaften österreichischen Freunde gegeben. Am 11. Januar 1819 überraschte Hardenberg das Staatsministerium durch die Zusendung einer königlichen Cabinetsordre, eines umfänglichen Aktenstücks, das auf neunzehn Folioseiten die wohlwollenden Absichten des Monarchen, aber auch seine schweren Besorgnisse darlegte. Bisher, so erklärte der König, habe er sich immer auf die so vorzüglich bewährte Treue und Hingebung seiner Nation verlassen; jetzt aber erfordere seine Regentenpflicht „kräftige Maßregeln zu ergreifen“ wider den Geist der Unruhe, der durch die lange politische Spannung der Kriegsjahre erweckt, noch immer fortwirke und sich in maßoser Unzufriedenheit, im „leidenschaftlichen Verfolgen unbestimmter Ziele“ äußere.

Die Ordre schilderte sodann, wie der persönliche und der Parteistreit unter den Beamten überhandgenommen habe, das wegwerfende Absprechen über den Dienst, selbst mit Verletzung des Amtsgeheimnisses immer häufiger werde — ein wohlberechtigter Vorwurf, denn Jedermann wußte, daß viele der Zeitungsartikel, welche die Gebrechen des preußischen Staates mit leidenschaftlicher Uebertreibung besprachen, aus der Feder preußischer Beamten herrührten. „Das Ministerium weiß, fuhr der König fort, daß meine Absicht ist, eine angemessene ständische Verfassung zu geben;“ dazu gehört aber, „daß die Verwaltung Achtung genieße.“ Auch das Ministerium selbst trage einige Schuld; der Ministerrath versammle sich zu selten, der Geschäftsgang werde schleppend, „ein Ministerium muß in den Hauptgrundsätzen einig sein.“ Darauf wendet sich die Ordre zu der falschen Richtung der öffentlichen Erziehung, welche die Jugend zu früh zur Theilnahme am öffentlichen Leben veranlasse. „Alles was sonst nur Unfug junger Leute war, trägt jetzt das Gepräge der Sucht in die Welthändel einzugreifen, an sich.“ Der König fordert demnach strengere Ueberwachung des Unterrichtswesens, sorgsame Auswahl der Lehrer für die Universitäten; der Turnunterricht soll mit den

Schulen verbunden, rein auf die körperliche Abhärtung beschränkt werden. Zum Schluß sprach er über die Presse, durchaus maßvoll und ruhig: „es ist höchst nachtheilig, wenn man den Eifer, die Verbesserung des Innern zu befördern, mit dem Namen der Neuerungssucht belegt und solchem eine revolutionäre Tendenz unterzulegen sucht;" aber Angesichts so vieler Ausschreitungen der Zeitungen und der Unwahrscheinlichkeit eines Bundespreßgesetzes erscheine ein preußisches Preßgesetz unentbehrlich. Ueber alle diese Fragen erwartete der König die Vorschläge der Minister, desgleichen den Entwurf zu einer Bekanntmachung an die Nation; jeder einzelne Minister sollte seine Abstimmung schriftlich einreichen. Am nämlichen Tage erhielt Altenstein als Vorsitzender des Staatsraths den Befehl, die Verhandlungen dieser hohen Behörde, die eben jetzt über die neuen Steuergesetze berieth, vor Parteisucht und persönlicher Gehässigkeit zu behüten, „damit nicht die Entartung des an sich Guten veranlaßt werde."*)

Es geschah zum ersten male, daß der König von seinen Ministern ein Gutachten über die gesammte innere Lage einforderte; er that es unverkennbar in der guten Absicht, eine gewaltsame Reaktion von seinem Volke abzuwenden. Keiner der Uebelstände, welche er rügte, war gänzlich in Abrede zu stellen, keines der Heilmittel, die er andeutete, schlechthin zu verwerfen. Die so lange schon geplante Reform der veralteten Preßgesetzgebung ließ sich nicht mehr verschieben, die Verbindung der Turnplätze mit den Schulen bot das sicherste und mildeste Mittel um den Uebermuth des „Turnstaates" zu mäßigen; auch eine offene Ansprache des Monarchen an seine Beamten konnte mancher Verirrung der norddeutschen Tadelsucht steuern. Wollten die Minister die übertriebene Besorgniß, welche sich in einzelnen Sätzen der Cabinetsordre allerdings bekundete, wirksam beschwichtigen, so mußten sie der Aufforderung des Königs und des Staatskanzlers durch bestimmte, maßvolle, ausführbare Vorschläge sofort entsprechen. Ein rascher Entschluß war um so mehr geboten, da einige von ihnen wußten, wie weit die Gedanken der Cabinetsordre noch hinter den geheimen Plänen des Wiener Hofes zurückblieben. Aber wie sollten sich die erklärten Gegner, Boyen und Schuckmann, Klewiz und Bülow schnell über einen wichtigen Beschluß einigen?

Seit jenem unvollständigen Ministerwechsel vom November 1817 hatte das collegialische Zusammenwirken fast ganz aufgehört; da der Staatskanzler wegen seines Gehörleidens von dem Vorsitz im Ministerrathe entbunden war, so pflegte jeder Minister nur die Geschäfte seines Departements zu erledigen und nöthigenfalls die Entscheidung Hardenbergs einzuholen. Auf eine so umfassende Anfrage, wie sie der König jetzt stellte, war keiner von ihnen gefaßt. Sehr langsam gingen ihre Gut-

*) Cabinetsordre an das Staatsministerium, 11. Jan.; an Altenstein 11. Jan. 1819.

achten bei dem Staatsministerium ein, das letzte erst im Mai.*) Keine dieser Denkschriften verrieth krankhafte Aengstlichkeit; selbst Graf Bernstorff, der sich noch am besorgtesten äußerte, gestand bescheiden zu, daß er die preußischen Verhältnisse erst wenig kenne. Die meisten der Minister fanden das Bild, das die Cabinetsordre von den inneren Zuständen entwarf, allzu düster gefärbt, erklärten ihr festes Vertrauen zu der guten Gesinnung des Volks wie der Beamten und warnten vor einer öffentlichen Bekanntmachung, die nur verstimmend wirken könne. Die Beschleunigung der Verfassungsarbeit hielt selbst der strengconservative Schuckmann für das sicherste Mittel um die öffentliche Meinung zu beruhigen. Am freimüthigsten unter Allen schrieb der Kriegsminister: was hätte, so fragte er mit soldatischer Offenheit, Friedrich der Große denken sollen, wenn er die Tischgespräche seiner so treuen, so herrlich bewährten Generale hätte beachten wollen? Er verlangte ein Preßgesetz ohne Censur, mit Strafen für die geschehenen Vergehen, und erklärte: „Wenn der preußische Staat mit seiner Gesetzgebung in dem Geiste fortgeht, der sich seit dem Jahre 1806 auf Befehl Sr. Majestät bei uns entwickelt hat, wenn wir jedes unnütze Zögern in der Vollendung unserer Gesetzgebung zu vermeiden suchen, dann kann ein jeder rechtliche Mann es mit seinem Kopfe verbürgen, daß der preußische Staat nicht allein den Gefahren der Zeit ruhig zusehen darf, sondern sie auch ohne ängstliche Vorsichtsmaßregeln siegreich überstehen wird."

Im Einzelnen gingen die Vorschläge natürlich weit auseinander, da Jeder nach Gutdünken diese oder jene Frage aus der Cabinetsordre herausgegriffen hatte. Selbst über den Hauptgrund der langsamen Geschäftsführung des Ministeriums, über die eigenthümliche Mittelstellung des Staatskanzlers sprachen sich nur drei der Minister aus: Kircheisen, Bülow und mit besonderem Nachdruck Beyme, der entschieden verlangte, daß der Staatskanzler das Haupt des Ministeriums werden müsse: „ohne dieses ist alles Uebrige ganz vergeblich." Die neun Vota boten, trotz der achtungswerthen Gesinnung, die aus ihnen sprach, doch ein ebenso verworrenes und verwirrendes Gesammtbild wie vor Kurzem die Gutachten der Notabeln über die Verfassung; und unter den Ministern fand sich Niemand, der die anderen gezwungen hätte, dies Durcheinander subjectiver Ansichten in gründlicher Berathung zu sichten, der Krone einen Beschluß, einen gemeinsamen Antrag vorzulegen. Die wichtige Arbeit blieb liegen, der König erhielt in sieben Monaten keine Antwort und sah seinen Vorwurf, daß diesem Ministerium die Einheit fehle, vollauf bestätigt. So versäumte die Rathlosigkeit des Ministeriums den günstigen Augenblick, da die Politik

*) Votum von Schuckmann 20. Jan., Bernstorff Anfang Februar, Boyen 12. Febr., Klewiz Febr., Altenstein 1. März, Lottum 4. März, Bülow 5. März, Beyme ohne Datum, Kircheisen 2. Mai 1819.

der Verfolgung und der Unterdrückung durch einige Maßregeln verständiger Strenge vielleicht noch abzuwenden war.

Da die Minister nichts von sich hören ließen, so ging Hardenberg selbständig vor. Schon am 11. Januar, an dem nämlichen Tage, da die Cabinetsordre an das Ministerium erging, hatte Altenstein den Befehl erhalten, dem Verfasser des „Geistes der Zeit" eine Verwarnung wegen des neuesten Bandes ertheilen zu lassen. Graf Solms-Laubach vollzog den Auftrag, sichtlich ungern und so schonend als möglich; Arndt aber gestand in einem tapferen Briefe dem Staatskanzler zu, daß er einzelnes „Unzeitige und Ungemessene" in seinem Buche bedauern müsse; doch seine Absicht sei rein, seine Treue unerschütterlich, die Verwarnung habe er allein der Angeberei seines Todfeindes, des Geh. Raths Kamptz zu verdanken. Im März erfolgte sodann die vorläufige Schließung der Turnplätze in der ganzen Monarchie, die Turnsperre, wie Jahn sich ausdrückte — ein nach dem argen Unfug der letzten Monate unvermeidlicher Schritt, der keineswegs zur Unterdrückung des Turnens führen sollte. Man beabsichtigte lediglich die Turnstunden in den regelmäßigen Schulunterricht einzufügen und dann die Turnplätze wieder zu eröffnen; der Entwurf einer allgemeinen Turn-Ordnung war bereits im Unterrichtsministerium ausgearbeitet und lag dem Monarchen zur Unterzeichnung vor.

Am 30. März befahl Hardenberg den Ministern, da sie noch immer schwiegen, die Ernennung einer Commission für die Ausarbeitung des Preßgesetzes; das Maß von Freiheit oder Beschränkung, welches der preußische Staat seiner Presse gewähre, müsse auf den Entschluß der Bundesversammlung von entscheidendem Einfluß sein. Der Berichterstatter der Commission, Geh. Rath Hagemeister, ein trefflicher Jurist aus Suarez's Schule, war ein Gegner der Censur, und da auch die Geh. Räthe Nicolovius und Köhler die Preßfreiheit mindestens als Regel anerkennen wollten, so stand von der Commission ein verständiger Entwurf zu erwarten, obgleich ihr Ancillon als viertes Mitglied angehörte. Ueberhaupt zeigte sich noch nirgends ein Stillstand in der Reformpolitik Hardenbergs. Noch im Sommer, bei der Eröffnung des Rheinischen Kassationshofes zu Berlin, sprachen Präsident Sethe und Generalprocurator Eichhorn in feierlicher Rede die Hoffnung aus: das rheinische, in Wahrheit altdeutsche, mündliche Verfahren werde, wenn es hier die Probe bestehe, dereinst den Schlußstein der fridericianischen Justizverbesserung bilden. Auch die Preußische Staatszeitung, welche Stägemann, der treue Mitarbeiter Steins, seit Neujahr erscheinen ließ, bekundete überall, daß die Regierung in vieler Hinsicht freier dachte als die Nation; sie vertheidigte die neuen wirthschaftlichen Reformgesetze gegen das volksthümliche Vorurtheil, und ward sie einmal ausfällig gegen die Liberalen, so geschah es zumeist nur um den particularistischen Dünkel zurückzuweisen, wenn etwa Mallinckrodt in Dortmund oder ein anderer rheinisch-westphälischer Schrift-

steller gar zu gröblich über das Wendenthum der alten Provinzen geschimpft hatte. —

Gleichzeitig mit dem Erlaß jener Cabinetsordre vom 11. Jan. wurde Wilhelm Humboldt in das Ministerium berufen — ein Entschluß, der für den Fortgang des Verfassungswerkes das Beste zu versprechen schien. Humboldt war im November zum Aachener Congresse entboten worden, um über die bairisch-badischen Händel, die er als Mitglied der Frankfurter Territorialcommission genau kannte, Bericht zu erstatten und dann seine Weisungen für den Abschluß des Territorialrecesses zu empfangen. Man merkte ihm in Aachen den Unmuth über Bernstoffs Ernennung deutlich an — denn das Portefeuille des Auswärtigen hätte er sicherlich nicht ausgeschlagen, trotz seiner Bedenken gegen Schuckmann und Wittgenstein. Er bat dort den König um Enthebung von seinem Londoner Posten*); nach Erledigung der Frankfurter Geschäfte wollte er dann in der Stille seines Parkes zu Tegel den Wissenschaften leben und nur noch an den Verhandlungen des Staatsraths theilnehmen. Da stellte Witzleben dem Monarchen vor, welche unschätzbaren Dienste Humboldts reiche Bildung und sein Redaktionstalent bei den Verfassungsberathungen leisten könne. Der König ging auf den Gedanken ein, und auch Hardenberg hielt es für gerathen, seinen Nebenbuhler durch eine Stelle im Ministerium zu beschwichtigen; er fürchtete und sagte es ihm ins Gesicht, daß Humboldt im Staatsrathe die Führung der Opposition übernehmen würde. So beschloß man denn das Ministerium des Innern in zwei Hälften zu theilen. Das Polizeiministerium ward aufgehoben und als eine Abtheilung mit Schuckmanns Departement vereinigt; dafür sollte Schuckmann die Verwaltung der ständischen und der Communalangelegenheiten als ein besonderes Ministerium an Humboldt abtreten. Wittgenstein blieb Mitglied des Staatsministeriums, verwaltete aber nur noch die Angelegenheiten des königlichen Hauses, so daß er in einer unangreifbaren Stellung den weiteren Verlauf der Dinge abwarten und sich jederzeit auf sein unpolitisches Amt zurückziehen konnte.

Humboldt sollte, nach der Absicht des Königs, die laufenden Geschäfte des Communalwesens führen, mit den alten Landtagen über ihr Schulden- und Armenwesen verhandeln, endlich bei der Ausarbeitung der Gemeinde-, Provinzial- und Landesverfassung im Einzelnen hilfreiche Hand leisten. Die Feststellung des Entwurfes behielt sich Hardenberg selber vor, nach dem Rechte und der Pflicht seines Staatskanzleramts; nachdem er alle die Departements, welche er früher unmittelbar verwaltet, an Fachminister abgetreten hatte, blieb ihm nur noch die oberste Leitung der gesammten Verwaltung, und diese verflüchtigte sich in leeren Schein, sobald auch der Entwurf der Verfassung einem Fachminister überlassen wurde. Eine in

*) Humboldts Eingabe an den König, Aachen 13. Nov. 1818.

der üblichen lakonischen Form gehaltene Cabinetsordre theilte dem neuen Minister seine Bestimmung mit; denn nach dem Staatsrechte der absoluten Monarchie war die Berufung zu einem Ministerposten ein königlicher Befehl wie andere auch, ein Befehl, dem jeder aktive Staatsdiener unweigerlich zu gehorchen hatte. In einem freundschaftlichen Briefe fügte Hardenberg noch den deutlichen Wink hinzu, er arbeite jetzt an dem Verfassungsplane und denke seinen Entwurf dem neuen Collegen späterhin mitzutheilen.*)

Gleichwohl mißverstand Humboldt die Absicht des Königs vollständig. Er glaubte, daß er selber den Verfassungsentwurf erst dem Ministerium, dann dem Monarchen unterbreiten solle, dankte tiefgerührt für diesen Beweis des königlichen Vertrauens, erklärte sich bereit „diesem Geschäfte sein ganzes Dasein zu opfern", bat aber um die Erlaubniß zu einer Reise nach der Hauptstadt: nur dort könne er die Verhältnisse übersehen und einen Entschluß fassen (24. Jan.). Als dieser Brief und ein zweiter ähnlichen Inhalts an den Staatskanzler in Berlin eintraf, da brach Hardenbergs lange verhaltener Groll in hellen Flammen aus. Er sah sich angegriffen in den Prärogativen seines Amts — denn Humboldt hatte in seinem Schreiben an den König der Rechte des Staatskanzlers nicht einmal gedacht — und entwarf eigenhändig eine scharfe Cabinetsordre (31. Jan.), welche den Minister kurz und streng über seinen neuen Wirkungskreis belehrte.**)

Nunmehr entschloß sich Humboldt zu einem zweiten, sehr ausführlichen Schreiben an den König, das einer Kriegserklärung gegen Hardenberg gleichkam. Nochmals bat er um seine Abberufung aus Frankfurt damit er in Berlin sich unterrichten und dann sich erklären könne: sein Hauptbedenken sei die Frage, ob er die Unabhängigkeit eines verantwortlichen Ministers erhalten, ob er das Recht haben werde, dem Monarchen über alle Angelegenheiten seines Departements unmittelbar zu berichten. Hardenberg erwiderte in einigen Randbemerkungen, deren leidenschaftlicher Ton von der gewohnten urbanen Sprache des feinfühlenden Mannes seltsam abstach. Hier galt es dem Todfeinde, dem einzigen Gegner, den er unversöhnlich haßte; „was will er denn? warum dann das weitläufige Geschreibe?" fragte er wiederholt. Das Geschrei der Zeitungen, die den neuen Minister schon im Voraus als den Vater der preußischen Verfassung feierten, hatte den Unmuth des Staatskanzlers zum Ueberlaufen gebracht. Aber er war im Rechte; denn die Cabinetsordre vom 11. Jan. hatte den Ministern soeben erst das Recht zugestanden, dem Könige in Gegenwart des Staatskanzlers über die Geschäfte ihrer Ressorts Vortrag

*) Cabinetsordre an Humboldt 11. Jan. 1819 mit Begleitschreiben des Staatskanzlers.

**) Humboldt an den König, 24. Jan., an Hardenberg 24. Jan., Cabinetsordre an Humboldt 31. Jan. 1819.

zu halten; der Verfassungsentwurf dagegen konnte nimmermehr als die Angelegenheit eines Fachministers behandelt werden. „Hier ist, schrieb Hardenberg, von einer noch nicht existirenden Sache die Rede, die nur nach der eignen Ansicht Sr. Maj., wenigstens in den Grundzügen, bestimmt werden kann, und bei der Se. Maj. zu Rathe ziehen kann, wen Sie wollen. Der König entscheide, ob ich entbehrlich bin oder nicht. So lange Se. Maj. meine Dienste für nützlich halten, werde ich meine mir verliehene Autorität aufrecht halten und bin dazu verpflichtet." Der König entschied im Sinne des Kanzlers und befahl dem Minister (17. Febr.) mit wenigen, strengen Worten, sich unverzüglich zu erklären, wenn anders er noch im königlichen Dienste verbleiben wolle. Humboldt aber unterwarf sich (27. Febr.): „es widerspräche allen meinen Gesinnungen, nicht Allerhöchst Ihrem Dienste so lange meine Kräfte zu widmen, als dies nur auf die entfernteste Weise von meinem Entschlusse abhängt."*)

Unter solchen Kundgebungen des Mißtrauens, ja der Ungnade wurde Humboldt in den Rath der Krone berufen. Er fühlte sich tief gekränkt und rechtfertigte seinen Entschluß vor Freunden mit der Erklärung: als widersetzlich wolle er seinem Monarchen nicht erscheinen, auch halte er sich verpflichtet, mindestens einen Versuch zu wagen.**) Die ganze Wahrheit sagte er damit nicht. Er mußte wissen, daß er durch seine letzten Briefe für immer mit Hardenberg gebrochen hatte. Wenn er gleichwohl eine Stellung annahm, deren beschränkte Befugnisse seinem Talente, seinem Selbstgefühle nicht genügten, so konnte er nur die Absicht hegen, im Ministerium den Kampf gegen Hardenberg fortzusetzen, bis die Machtstellung des Staatskanzlers gebrochen war. Es sollte sich bald zeigen, daß er diesen Plan wirklich verfolgte. Vorläufig mußte er noch bis in den Sommer hinein in Frankfurt bleiben, um den Territorialreceß abzuschließen; gereizt wie er war, klagte er seinen Freunden, man halte ihn absichtlich von Berlin fern, damit der Staatskanzler seine Verfassungspläne ohne ihn vollenden könne. Welch einen seltsamen Anblick bot doch die preußische Monarchie gerade in den verhängnißschweren Tagen, da Oesterreich sich zum entscheidenden Schlage rüstete. In den Provinzen überall eine musterhafte Verwaltung, im Mittelpunkte des Staates rathlose Verwirrung: ein Ministerium, das auf die dringenden Fragen des Königs keine Antwort fand, und zwischen den beiden namhaftesten Staatsmännern eine unversöhnliche Feindschaft, die nur mit dem Sturze des Einen oder des Anderen endigen konnte.

Jener Kampf zwischen Hardenberg und Humboldt erscheint um so unerquicklicher, da sie Beide über die Grundsätze der Verfassung fast

*) Humboldt an den König, 11. Febr, mit Randbemerkungen des Staatskanzlers. Cabinetsordre an Humboldt, 17. Febr., Antwort Humboldts, 27. Febr. 1819.

**) Humboldt an Motz, 18. März 1819.

die nämliche Ansicht hegten. Noch in Frankfurt (4. Febr.) entwarf Humboldt für den Freiherrn vom Stein eine große Denkschrift über den Verfassungsplan, welche mit den Gedanken des Staatskanzler in allem Wesentlichen übereinstimmte. Wie hatte sich doch Humboldts reicher Geist emporgearbeitet aus dem socialen Idealismus seiner Jugend! Noch immer bekämpft er die fureur de gouverner, doch nicht mehr den Staat will er beschränken, sondern die Macht des Beamtenthums. Dem Bürger weist er nicht mehr die Aufgabe zu, die freie Geselligkeit den Eingriffen der Staatsgewalt gänzlich zu entziehen, sondern den sittlichen Beruf, selbstthätig Theil zu nehmen an der Verwaltung; nur dann gelange die sittliche Ausbildung des Mannes zur Vollendung, nur dann gewinne der Staat lebendigen Zusammenhang mit dem Volksgeiste und in den Tagen der Gefahr die Kraft, sich auf sittliche Mächte zu stützen. Allein die Erkenntniß dieser inneren Nothwendigkeit, nicht irgend eine äußere Rücksicht auf königliche Verheißungen könne das Wagniß der Beschränkung der monarchischen Gewalt rechtfertigen. So hatte auch dieser Kantianer sich erfüllt mit jenen fruchtbaren Ideen historischer Staatsanschauung, welche der Kampf gegen das napoleonische Weltreich erzeugte. Er wußte auch die Gegenwart mit historischem Sinn zu erfassen, in den Erscheinungen des Augenblicks das Lebendige zu scheiden von dem Todten. Niemand verstand wie er die Weisheit der Hellenen, die den Staatsmann den praktischen Historiker nennt. Wie alle freien Köpfe aus dem Kreise Steins will er das Parlament aufrichten auf der Selbstverwaltung der Gemeinden, Kreise und Provinzen. Wie sie verlangt er die Gliederung in drei Stände, obschon das übermächtige Anwachsen der Mittelklassen, die Ausgleichung der alten Standesunterschiede seinem scharfen Blicke nicht entgeht. Wie sie will er den Reichsständen die Gesetzgebung, den Provinzialständen auch Verwaltungsaufgaben zuweisen.

Nach Humboldts Ansicht ist „gar nicht die Rede davon, etwas Neues willkürlich einzuführen, sondern nur das Wiederaufleben des blos zufällig und widerrechtlich Unterdrückten möglich zu machen.“ Er weiß, daß alle dauerhaften Verfassungen in ihren Anfängen etwas Unförmliches haben, und will darum die Rechte der alten Stände, auch wo sie das Ebenmaß des neuen Baues stören, behutsam schonen. Aber er sieht auch, daß die altständischen Territorien schon um ihrer Kleinheit willen in dem Großstaate sich nicht mehr behaupten können, und verlangt darum Provinzialstände für die neuen Oberpräsidialbezirke. Provinzialstände ohne Reichsstände erscheinen ihm als eine Gefahr für die Einheit des Staats wie für die Rechte der Stände; denn den Provinzialständen, sagt er als ein Seher, kann nur eine berathende Stimme eingeräumt werden, einer wirklichen Standschaft gebührt das Recht des Beschließens. Die Einheit der Monarchie steht ihm so hoch, daß er für alle ständischen Körper unmittelbare Wahlen verlangt; ein aus den Provinzialständen hervorgehender Reichstag

kann „den Corporationsgeist“ — das will sagen: den Particularismus — nicht verleugnen. Einzelne Stellen lassen freilich noch die unfertige politische Bildung der Zeit erkennen: so der Vorschlag, die Stadtgemeinden wieder in Corporationen zu gliedern, oder die Weissagung: bei der Regierung werde immer das Princip der Verbesserung, bei den Ständen das der Erhaltung vorherrschen! Gleichwohl enthält die Denkschrift ohne Vergleich das Reifste und Tiefste, was in jenem Jahrzehnt über Verfassungsfragen gedacht worden ist. Von Hardenbergs Anschauungen unterscheidet sich Humboldt vornehmlich durch den Ernst des Willens; er setzte der Reform eine feste Zeitgrenze, was der erschlaffte Staatskanzler kaum noch wagte, wollte spätestens 1822 oder 23 die Reichsstände versammelt sehen. Dagegen erwies er den alten Ständen mehr Rücksicht, als in Hardenbergs Neigungen lag, blieb mit Stein in treuer Verbindung, erkannte unbefangen den Kern des Rechts, der in der altständischen Bewegung enthalten war.

In Alledem lag doch kein Grund zu ernstem Streite. Verständigten sich die beiden Staatsmänner, so konnte sich unter Humboldts Händen wohl ein lebensfähiger Verfassungsentwurf gestalten; dem Befehle des Königs, der bereits für berathende Stände entschieden, hätte der Minister unzweifelhaft gehorcht. Die Geschäfte dauernd zu leiten, vermochte er freilich nicht, da ihm die Politik niemals das ganze Sein und Denken ausfüllte; für die Ausarbeitung des Planes hingegen fand sich nirgends ein gedankenreicherer Kopf, nirgends eine gewandtere Feder. Leider war, nach Allem was geschehen, das vertrauensvolle Zusammenwirken der beiden Nebenbuhler rein unmöglich. Ohne den Minister einer weiteren Mittheilung zu würdigen, arbeitete der Staatskanzler an seinen Plänen fort und legte dem Könige am 3. Mai den ersten Entwurf vor.*) Da Niemand von diesen geheimen Berathungen etwas ahnte, so sendeten im Laufe des Jahres noch mehrere angesehene Patrioten ihre Verfassungsvorschläge ein. Staatsrath v. Rhediger in Schlesien, der einst bei Steins Verfassungsentwürfen mitgearbeitet hatte, überreichte eine überaus doktrinäre Denkschrift, welche, nach heftigen Ausfällen gegen das alte Ständewesen und die Ueberschätzung der Geschichte, das Volk in drei ganz willkürlich ausgeklügelte Klassen eintheilen wollte.**) Noch moderner war ein Entwurf von Hippel. Der Verfasser des „Aufrufs an Mein Volk“ hatte an dem Sondergeiste der Polen üble Erfahrungen gemacht, darum verwarf er alle Provinziallandtage und verlangte einen einzigen preußischen Landtag, welcher, dem heutigen nicht unähnlich, in zwei Kammern getheilt werden sollte. Der strenge Monarchist verstieg sich sogar bis zu der Doctrin der reinen Parlamentsherrschaft und meinte, ohne die Bedeutung seines Vorschlags zu ahnen: die Nation habe dem Monarchen die Männer zu be-

*) Hardenbergs Tagebuch, 3. Mai 1819.
**) Rhediger, über die Repräsentation im preußischen Staate, 8. Jan. 1819.

zeichnen, denen er sein Vertrauen schenken solle. Das Alles blieb verlorene Arbeit, vergrub sich in der Masse der aufgethürmten Materialien. —

Während also das Schicksal der preußischen Verfassung noch ganz im Dunkel lag, liefen aus den neuen constitutionellen Staaten des Südens bedenkliche Nachrichten ein. In München wie in Karlsruhe war der Landtag zum erstenmale zusammengetreten, und hier wie dort bestand der Parlamentarismus seine Probe recht unglücklich. Am Münchener Hofe hielt die Entrüstung über die Beschlüsse des Aachener Congresses noch lange an; waren die pfälzischen Pläne der Wittelsbacher gescheitert, so sollten die großen Mächte zum Mindesten erfahren, daß Baiern sich selbst genüge und dem ganzen Deutschland das glänzende Beispiel verfassungsmäßiger Freiheit gebe. Mit der Ruhmredigkeit, welche den bairischen Hof auszeichnete, eröffnete der König am 5. Februar den Landtag: nun sei vollendet, was er schon vor der Bundesakte geplant habe; und als er die dankbare Adresse seiner Stände in Empfang nahm, nannte er diesen Tag den glücklichsten seines Lebens. Die Nation blickte anfangs mit Spannung auf die unerhörten Auftritte in München, denn es war die erste öffentliche Ständeversammlung der deutschen Geschichte. Die Kammer der Reichsräthe tagte freilich geheim und nannte selbst in den dürftigen veröffentlichten Protokollen die Namen nicht, sodaß die Leser es bald müde wurden zu enträthseln, was „ein Herr Reichsrath“ gesagt und „ein anderer Herr Reichsrath“ erwidert hatte. Aber auch die Theilnahme für die zweite Kammer erkaltete schnell, denn die Zahl der rednerischen Talente war gering, und die Debatten, obwohl keineswegs arm an Kundgebungen urwüchsiger Grobheit, entbehrten doch des dramatischen Reizes, da die schwerfällige Geschäftsordnung die Redner nur nach einer festbestimmten Reihenfolge zu Worte kommen ließ.

Politische Parteien bestanden noch nicht; die staatsbildende Kraft dieses Königreichs war so schwach, daß die Abgeordneten sich zumeist in kleine Landsmannschaften zerspalteten. Selbst die Würzburger und die Aschaffenburger wollten einander noch kaum als Landsleute gelten lassen, während die Ansbacher und die Baireuther als gute Brandenburger zusammenhielten; vornehmlich die Pfälzer sonderten sich, im Vollgefühle ihrer französischen Freiheit, mißtrauisch von den Anderen ab. Als feuriger Redner that sich vor Allen der Würzburger Behr hervor, der Liebling seiner fränkischen Landsleute, ein ehrlicher radikaler Doktrinär, der in seinen staatsrechtlichen Schriften die Lehren Rottecks noch überbot und sogar den Monarchen persönlich der Strafgewalt der Volksvertreter unterwerfen wollte. Auch der Bamberger Bürgermeister v. Hornthal, ein gewandter Advokat jüdischen Stammes, war bei Sieyes und der Verfassung von 1791 in die Schule gegangen, ein flacher Kopf von geringer Bildung, aber betriebsam, kaltblütig, nie verlegen, und reich gesegnet mit jener unaufhaltsamen Geschwätzigkeit, welche in parlamentarischen Ver-

sammlungen so oft das echte Talent verdunkelt. Neben diesen beiden beliebten Volksmännern erschien der liberale Vicepräsident Seuffert der öffentlichen Meinung doch gar zu gemäßigt, weil er mit den gegebenen Thatsachen politisch zu rechnen verstand.

Gleich bei der Eröffnung erfuhr die Krone noch einmal die üblen Folgen ihres zweizüngigen Verhaltens gegen den römischen Stuhl. Der Papst verbot den geistlichen Mitgliedern des Landtags, den Verfassungseid zu leisten, da der offenbare Widerspruch zwischen dem Concordat und dem Religionsedikt noch immer nicht ausgeglichen war. Es kam abermals zu ärgerlichen Verhandlungen; der Nuntius, Herzog von Serra Cassano, ein eleganter junger Prälat, der in den Hofkreisen rasch festen Fuß gefaßt hatte, drohte bereits abzureisen.*) Da fand sich ein wenig rühmlicher Ausweg: die Mehrzahl der Geistlichen leistete den Eid, aber unter der Bedingung, daß er nicht gegen die Gesetze der katholischen Kirche verstoße; der Staat gestattete diese reservatio mentalis, die allerdings verschiedener Auslegungen fähig war, und nur einzelne clericale Heißsporne, wie der Fürstbischof von Eichstädt, versagten sich dem Ausgleich.

Natürlich mußte der jugendliche Parlamentarismus, da er vor allem Volke in die Schule ging, auch ein reiches Lehrgeld zahlen. Es fehlte nicht an unnützem Gerede noch an kleinlichem Gezänk. Als die Reichsräthe in ihrer Adresse aussprachen, dies Oberhaus sei berufen, dem Anwogen der beweglichen Kräfte des Volksgeistes einen Damm, dem Wandelbaren Festigkeit entgegenzustellen, da fühlten sich die Abgeordneten in ihrer Amtsehre beleidigt und machten dem modischen Adelshasse in erregten Reden Luft, begnügten sich aber schließlich die Aeußerungen der Adelskammer für „auffallend" zu erklären. In unzähligen halbreifen Anträgen kamen alle die Klagen und Wünsche zu Tage, die sich unter der Herrschaft einer schrankenlosen Bureaukratie allmählich angesammelt hatten, und nicht selten mußte die Kammer der Reichsräthe die Abgeordneten an die Grenzen ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse erinnern, da der Krone allein das Recht der Initiative zustand. Sehr auffällig zeigte sich dabei, wie weit die politischen Durchschnittsanschauungen im Norden und im Süden noch auseinandergingen. Manche Kernsätze der neufranzösischen constitutionellen Theorie, von denen man in Norddeutschland noch wenig sprach, hatten in den Staaten des Rheinbundes schon feste Wurzeln geschlagen. So baten beide Kammern um die Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens, und der Kronprinz ließ in den Zeitungen ausdrücklich berichten, daß er mit unter den zustimmenden Reichsräthen gewesen sei; die zweite Kammer verlangte außerdem noch das Schwurgericht, und seitdem ward dieser Satz in das Glaubensbekenntniß des deutschen Liberalismus aufgenommen. Dagegen standen die Baiern in ihrer volkswirthschaftlichen

*) Zastrows Bericht, 29. Januar 1819.

Bildung hinter den Preußen noch weit zurück; die Rechtsverwahrungen der altbairischen „realen" Gewerbsmeister fanden bei der Kammer freundliches Gehör, nur eine kleine Minderheit schloß sich den Pfälzern an, die ihre heimische Gewerbefreiheit eifrig vertheidigten. Noch geringer war das Verständniß für die Selbstverwaltung. Auf verwaltende Kreisversammlungen, wie sie Preußen besaß, wagte dies an die Allmacht seiner Landrichter gewöhnte Volk noch gar nicht zu hoffen. Der auf unmaßgeblichen Beirath beschränkte napoleonische Generalrath, der in der Pfalz unter dem Namen „Landrath" fortbestand, galt den Altbaiern schon als ein Ideal, und selbst diese bescheidene Reform vermochte man in den rechtsrheinischen Provinzen noch nicht durchzusetzen.

Ueberhaupt standen die praktischen Ergebnisse dieses Landtags außer allem Verhältniß zu dem Aufwand großer Worte. Das Wichtigste blieb, daß der wackere Finanzminister Lerchenfeld die so lange verschleierte Lage des Staatshaushalts endlich aufdeckte. Es stellte sich ein Jahresdeficit von 3½ Mill. fl. heraus und eine Schuldenlast von mehr als 105 Mill., eine gewaltige Last für das verkehrsarme Land, die erst nach harten Kämpfen mit dem Particularismus der neuen Provinzen als gemeinsame Staatsschuld des gesammten Königreichs anerkannt wurde. Der größte Theil dieser Summen war in Folge der Kriegsnöthe aufgenommen worden; wie viel aber die Verschwendung der Krone hinzu gesündigt, dies erfuhr Niemand, denn die Regierung weigerte sich über die Verwaltung der absolutistischen Epoche im Einzelnen Rechenschaft abzulegen, da der gutherzige Max Joseph, der in Geldsachen immer ein Kind blieb, erst neuerdings von den französischen Entschädigungsgeldern unbedenklich 3,4 Mill. Fr. an seine Söhne und Töchter verschenkt hatte.*)

Dem Könige war der Landtag schon nach wenigen Tagen verleidet; es kam ihm vor wie heller Aufruhr, daß seine Beamten jetzt den Unterthanen Rede stehen sollten. Sein Mißmuth steigerte sich zu hellem Zorne, als Hornthal die Vereidigung des Heeres auf die Constitution verlangte und mit dreister Stirn versicherte, dieser offenbar verfassungswidrige Antrag bezwecke nur die Ausführung einer Vorschrift des Grundgesetzes. Damit war zum ersten male ein unbegreiflicher Irrthum ausgesprochen, der seitdem während eines Menschenalters ein Lieblingssatz der liberalen Parteien geblieben ist. Befangen in dem modischen Hasse gegen die stehenden Heere wollten die Constitutionellen schlechterdings nicht einsehen, daß ein debattirendes Heer der schlimmste Feind der Freiheit ist und das Recht des Bürgers nur da gesichert bestehen kann, wo die bewaffnete Macht keinen eigenen Willen hat. Mit der größten Zuversicht, als verstände sich der Unsinn ganz von selbst, stellte Behr die Behauptung auf: „giebt es einen Stand, der ohne Willen ist, so weiß ich nicht wo die verfassungs-

*) Zastrows Bericht, 17. Febr. 1819.

mäßige Freiheit bleibt." Auch die beliebte Theorie des Mißtrauens, die Lehre von dem natürlichen Kriege zwischen Fürst und Volk wirkte mit ein. In einer Flugschrift über den bairischen Landtag rechtfertigte der liberale Publicist v. Spraun den Antrag Hornthals mit der freundlichen Erwägung: sonst könnte ja der Hof jederzeit eine Bartholomäusnacht veranstalten! Das Weimarische Oppositionsblatt erklärte drohend, das deutsche Volk werde alle die gewissenlosen Abgeordneten, welche gegen den Antrag stimmten, für den Tag der Abrechnung im Gedächtniß behalten. Um einem möglichen Mißbrauch der monarchischen Gewalt vorzubeugen, wollte man den König in aller Unschuld seiner Militärhoheit berauben, die letzte Entscheidung der Verfassungsstreitigkeiten dem Gewissen der zumeist minderjährigen gemeinen Soldaten überlassen. Selbst die Erfahrungen des achtzehnten Brumaire hatten den deutschen Doctrinarismus noch nicht darüber belehrt, daß ein Staatsstreich nur dann gelingt, wenn die Nation ihn erträgt oder billigt.

Obwohl der Antrag nicht der revolutionären Gesinnung, sondern nur der gedankenlosen Unerfahrenheit entsprang, so wirkte er doch sogleich sehr schädlich. Einige aufgeregte junge Leutnants sprachen im Sinne des Volkstribunen und wurden in der Stille bestraft. Die große Mehrzahl der Offiziere fühlte sich in der monarchischen Gesinnung, welche jedes tüchtige Heer belebt, tief verletzt und verfiel im Zorne auf ein gefährliches Mittel. Man verbreitete in den Garnisonen eine Bittschrift, die den König beschwor „ein dem Sinne der Constitution so ganz entgegenes Begehren" abzuweisen; Generale, Hauptleute, Unteroffiziere unterschrieben bunt durcheinander. Erschreckt durch solche Kundgebungen brach der Landtag die Verhandlungen über den gefährlichen Antrag plötzlich ab. König Friedrich Wilhelm aber betrachtete diese ersten Folgen des Repräsentativsystems mit schwerer Besorgniß. Jener unruhige Landsknechtsgeist, welchen die Abenteuer des Imperators in allen napoleonischen Heeren erweckt, hatte die Franzosen und die Sachsen schon einmal zu offener Empörung verführt; in Italien schürten die alten napoleonischen Offiziere überall den Haß gegen Oesterreichs Herrschaft, jeden Augenblick konnte dort eine militärische Revolution ausbrechen; sollten jetzt auch die süddeutschen Heere in die politischen Parteikämpfe hineingerissen werden? Der Wiener Hof sah den bairischen Staat bereits dicht am Abhange der Revolution dahintaumeln. Gentz schrieb eine donnernde Denkschrift über die bairischen Stände.*) Er klagte den Monarchen an, daß er durch seine Thronrede „ein vollständig abgerundetes System von königlicher Demokratie" begründet habe, und fragte, „was dieser kaum aus der Wiege hervorgegangenen

*) Bemerkungen über die ersten Vorgänge in der bairischen Ständeversammlung. Die Denkschrift wurde am 10. April 1819 nach Berlin gesendet, muß aber schon zu Anfang März geschrieben sein, da sie die Verhandlungen des Landtags nur bis zum 15. Febr. verfolgt.

Volksrepräsentation den Muth einflößen konnte, da anzufangen, wo andere ihresgleichen zu endigen pflegen.“ Noch sei mit Hilfe der Reichsräthe entschiedenes Einschreiten gegen die Abgeordneten möglich, aber „was heute noch durch kräftige Maßregeln gerettet werden dürfte, wird vielleicht in wenigen Wochen unwiederbringlich verloren sein.“

Kaum minder besorgt sah König Max Joseph selber die Lage an. Er brütete bereits über verzweifelten Plänen und berieth sich mit seinen Ministern, ob nicht die Aufhebung der Verfassung nothwendig sei, „weil sie den gehofften Zweck nicht erfüllt habe.“ Am 30. März überraschte Graf Rechberg den preußischen Gesandten durch eine vertrauliche Mittheilung über diese geheimen Pläne. Der Minister fügte hinzu, sein Hof fürchte nur, durch eine Verletzung des Art. 13 mit dem Bundestage in Streit zu gerathen, und schloß mit der förmlichen Bitte: der König von Preußen möge durch sein Ministerium vertraulich mittheilen lassen, „was S. M. der König von Allerhöchstdemselben zu erwarten haben würden, wenn Sie Sich in der unangenehmen Nothwendigkeit befinden sollten, den erwähnten Gewaltschritt zu thun.“ Gleichzeitig sprach Baiern auch dem k. k. Hofe seine Reue aus wegen des übereilten Verfassungswerkes, erklärte sich bereit, „mit Eifer die Repressivmaßregeln anzunehmen, welche Oesterreich und Preußen ihm vorschlagen möchten.“*)

Die Versuchung für König Friedrich Wilhelm war groß, doch er bestand sie ehrenhaft. Er nahm die Frage in reifliche Erwägung, ließ mehrere Wochen verstreichen und am 11. Mai durch ein Ministerialschreiben antworten: „Wären wir in dem Falle gewesen, unsere Ansicht in dem Augenblicke auszusprechen, wo der König von Baiern den Entschluß gefaßt hatte, die Verfassung einzuführen, so würden wir, wie viel Gutes und wohl Ueberlegtes auch in dieser Verfassungsurkunde enthalten ist, doch Zweifel und Bedenken mancherlei Art offen zu bekennen uns zur Pflicht gemacht haben. Jetzt aber — fuhr Bernstorff mit unverkennbarer Ironie fort — handelt es sich um Fragen ganz anderer Natur. Erwägen wir, daß der König von Baiern, bei Einführung dieser Constitution, solche nicht nur als eine seinem Volke gewährte und ausgezeichnete, aus seiner freien Huld hervorgegangene Wohlthat geltend gemacht, sondern auch den gegründeten oder vermeintlichen Anspruch der Nation auf eine solche Verfassung ausdrücklich anzuerkennen nicht gescheut hat, und daß die Ständeversammlung ihrerseits die neue Verfassung nicht nur in demselben Sinne angenommen und sich, besonders was die Rechte der Nation betrifft, denen gehuldigt zu haben dem König als Hauptverdienst angerechnet wird, so bestimmt als kühn ausgesprochen hat — so können wir die großen und drohenden Gefahren nicht verkennen, welche mit der durch die eigenmächtige Aufhebung der Verfassungsurkunde her-

*) Zastrows Bericht, 30. März; Krusemarks Bericht, 16. April 1819.

beigeführten Krise unzertrennlich verbunden sein würden.“ Der König von Baiern wird demnach gebeten, sich über die Gesinnung seines Volkes und seines Heeres klare Rechenschaft zu geben und vornehmlich zu erwägen, ob ihm nicht die Verfassung selber ein Mittel biete zur Befestigung seines Ansehens, z. B. die Auflösung der Kammer. Von dem Bundestage habe er allerdings nichts zu fürchten, da der Art. 13 nur ganz im Allgemeinen die Einführung einer ständischen Verfassung vorschreibe und Baiern doch keinenfalls ganz ohne Landstände werden bleiben wollen.*)

Die preußische Antwort versprach also mit keinem Worte den Beistand, welchen der bairische Hof erwartete, sie war ein rundes Nein in diplomatischer Form und ward auch in München als eine Ablehnung aufgefaßt. Einige Tage nachdem sie eingegangen meldete Zastrow, Graf Rechberg habe ihm mit tiefer Rührung gedankt, der beabsichtigte Staatsstreich sei nunmehr aufgegeben, da die Kammer sich zu mäßigen beginne.**) In der That hatte die Opposition unter der Hand Einiges von den Plänen des Hofes erfahren — die volle Wahrheit blieb ihr immer verborgen — und sich beeilt durch den beredten Mund ihres Genossen Häcker ihre Treue gegen den Vater der Verfassung zu betheuern; die stürmischen Hochrufe, mit denen die Kammer und die Gallerien diese pathetische Rede aufnahmen, thaten dem Herzen Max Josephs wohl, und der Monarch, der soeben einen Staatsstreich geplant, spielte sofort wieder vergnüglich die Rolle des constitutionellen Musterfürsten. Eben in diesen Tagen, da Preußens Warnungen den bairischen Verfassungsbruch verhinderten, ward die schöne, zur Verherrlichung der Constitution geprägte Denkmünze fertig, und der König ließ sie seinen getreuen Ständen feierlich überreichen, schenkte auch jeder Gemeinde des Königreichs ein Stück zur ewigen Erinnerung. Das ganze Land frohlockte über die bairische Freiheit und schimpfte auf Preußen; ohne Schmähungen gegen den Staat des Freiheitskrieges konnte ein liberales Jubelfest schon nicht mehr gefeiert werden. Alle bairischen Blätter verglichen ihren verfassungstreuen König wohlgefällig mit dem Despoten in Berlin. Die Allgemeine Zeitung erzählte eine alberne Jagdgeschichte: ein Haufe von fünfzehnhundert Bürgern sollte den Wagen König Friedrich Wilhelms am Brandenburger Thore aufgehalten und unter dem drohenden Rufe: „wir haben für das Vaterland geblutet“, eine Verfassungspetition überreicht hätten; die Landwehrmänner der Thorwache hätten sich geweigert einzuschreiten.

Noch kräftiger äußerte sich das bairische Machtgefühl unter den Abgeordneten. Einige Mitglieder der Opposition übergaben dem Minister Rechberg eine geheime Denkschrift, welche den König in seiner constitutionellen Gesinnung bestärken sollte. Da hieß es, das aus der europäi-

*) Ministerialschreiben an Zastrow, 11. Mai 1819.
**) Zastrows Bericht, 19. Mai 1819.

schen Politik hinausgeworfene Baiern habe sich durch die moralische Macht seiner Verfassung wieder erhoben, sein Monarch werde jetzt von der gesammten Nation „als der König der deutschen Herzen" begrüßt. „Dieses europäische Ereigniß macht Baiern wieder zu einer europäischen Macht." Wenn der König seinem Landtage in Allem entgegenkommt, „dann wird die wittelsbachische Dynastie der Anhaltspunkt werden für alle Völker, welche sich als reif für die repräsentative Verfassung bewährt haben, und dann wird ein beträchtliches Heer für Baiern erst seine wahre Bedeutung erhalten." So tauchten die phantastischen Triaspläne des württembergischen Hofes jetzt in bairischer Färbung wieder auf; die Münchener Opposition stand mit den Liberalen des Nachbarlandes in regem Verkehre, die Neue Stuttgarter Zeitung diente ihnen gemeinsam zum Organ. Aber bei dem Wittelsbacher verfing der Lockruf nicht. Max Joseph erschrak über die radikale Sprache seiner Volksvertreter und sendete den Grafen Rechberg nochmals zu General Zastrow um diesem die Denkschrift der Liberalen einzuhändigen; es war gerade an demselben Tage (23. Mai), da die Verfassungsdenkmünze den Kammern überreicht wurde. Noch einmal beschwor er den König von Preußen, mit ihm Hand in Hand zu gehen, damit diese demokratischen Grundsätze im Keime zerstört würden. Friedrich Wilhelm antwortete kurz und würdig, er wolle sich nicht in die inneren Angelegenheiten Baierns mischen, und wiederholte nur den Rath, daß der König „jede verfassungswidrige Anmaßung oder Zumuthung kräftig zurückweise; dann wird die bairische Regierung sich nicht bethören lassen durch so gleißnerische Vorspiegelungen, so heuchlerische Schmeicheleien, wie sie jenes Memoire enthält."*)

Den Schluß der Session bildete eine jener Militärdebatten, bei denen die tiefe Unwahrheit der kleinstaatlichen Souveränität sich immer besonders widerwärtig offenbarte: im Grunde fühlte Jedermann, daß die beträchtlichen Ausgaben für die Armeen der Mittelstaaten fast zwecklos aufgewendet wurden, so lange ein fest geeintes deutsches Heer nicht bestand, aber Niemand wagte diese dem Partikularismus unbequeme Wahrheit offen auszusprechen. In Baiern wünschten fast alle Parteien ein starkes stehendes Heer, da sie sämmtlich von der europäischen Macht des Staates der Wittelsbacher sehr überspannte Vorstellungen hegten und doch zur Einführung einer kriegstüchtigen Landwehr, nach dem Vorbilde des so gründlich verachteten preußischen Staates, sich nimmermehr entschließen wollten. Um so lebhafter stritt man über den Aufwand, der allerdings auch nach dem Urtheil des preußischen Gesandten viel zu hoch war. Die von den Abgeordneten bewilligten 6,7 Mill. fl. erschienen dem Könige so unzureichend, daß er in einem Handschreiben an Wrede erklärte, lieber wolle er seine Hausarmen darben lassen und 300,000 fl. aus seiner Chatoulle zu-

*) Zastrows Bericht, 23. Mai; Ministerialschreiben an Zastrow, 11. Juni 1819.

schießen. Da erst entschlossen sich die Reichsräthe, die Bewilligung der zweiten Kammer auf 7 Mill. zu erhöhen. Auch dies genügte dem Monarchen noch nicht, und als er am 16. Juli mit einem halb ungnädigen Abschiede den Landtag schloß, kündigte er unbefangen an, daß er nöthigenfalls, wenn seine Bundespflichten dies erheischten, das Militärbudget überschreiten werde. Der Versuch der Krone Baiern, dem deutschen Volke auf der Bahn der Freiheit voranzuschreiten, war, wie das preußische Ministerium nach München schrieb, „nicht eben sehr gut gerathen",*) kaum besser als die ebenso pomphaft angekündigte Verhandlung mit dem römischen Stuhle. Auf Seiten der Abgeordneten, obgleich die große Mehrzahl aus harmlosen Biedermännern bestand, doch eine starke Neigung zum Ueberschreiten der kaum erst verliehenen verfassungsmäßigen Rechte; auf Seiten der Krone eine schimpfliche Schwäche, die heute schmeichlerisch um die Volksgunst buhlte, morgen demüthig den Beistand der Nachbarn gegen das eigene Land anrief. —

Ein ungleich reicheres und bedeutsameres Schauspiel boten die Verhandlungen des ersten badischen Landtags. Im December 1818 war der unglückliche Großherzog Karl von seinen Leiden erlöst worden. Ihm folgte sein Oheim Großherzog Ludwig, ein schon ziemlich bejahrter Herr, hoch in den Fünfzigen, der seine glücklichsten Jahre im fridericianischen Heere verbracht hatte. Er lebte und webte noch in den Erinnerungen der rheinischen Feldzüge und erzählte mit Stolz, daß er einst das berühmte Bataillon Rhodich, das spätere erste Garderegiment, befehligt. Noch als Souverän trug er mit Vorliebe die preußische Uniform, führte bei seinen Truppen das preußische Reglement ein und bewarb sich sogleich um die Verleihung eines preußischen Regiments, die ihm auch durch Varnhagens Beflissenheit bald zu theil ward;**) wenn bei der Garde eine Tresse oder ein Knopf verändert wurde, so versäumte sein Gesandter in Berlin nie, die Modelle der neuen Zierrathen den diplomatischen Berichten beizulegen. Zur Zeit des Rheinbunds mußte er Napoleons Ungnade erfahren und viele Jahre auf dem einsamen Schlosse zu Salem verbringen. Damals hatte er den Werth höfischer Schmeicheleien kennen gelernt und sich mit einer harten Menschenverachtung erfüllt. Als er jetzt wieder aus der Vergessenheit hervortrat, nahm er das Beamtenthum sogleich in strengere Zucht, brachte etwas Ordnung und Sparsamkeit in die zerfahrene Verwaltung; die neue Verfassung aber konnte dieser Mann der alten Schule nur als eine lästige Fessel betrachten.

Da Reizenstein sich bald verstimmt in die gelehrte Muße nach Heidelberg zurückzog, so erlangte Berstett die entscheidende Stimme in der Regierung, neben ihm der neue Finanzminister Fischer, ein guter Rechner

*) Ministerialschreiben an Zastrow, 7. August 1819.
**) Varnhagens Berichte, 16. Dec. 1818, 4. April 1819.

und harter Bureaukrat. Eine kurze Zeit lang suchte der König von Württemberg die Freundschaft seines neuen Nachbarn zu gewinnen; doch nach einer geheimen Zusammenkunft zu Schwetzingen (April 1819) trennten sich die beiden Fürsten tief verstimmt.*) Der alte Soldat in Karlsruhe wollte von den Hirngespinnsten der liberalen Triaspolitik nichts hören und bemühte sich um das Wohlwollen der Ostmächte, deren Mißtrauen seinem Staate so schwer geschadet hatte. Er dachte dabei zunächst an sein geliebtes Preußen, während Berstett sich mehr zu Oesterreich neigte; Beide aber, der Souverän wie der Minister, blickten mit dankbarer Verehrung auf Rußland, das ihnen der Geschäftsträger Blittersdorff beharrlich als den natürlichen Schwerpunkt für das unruhige Europa anpries, und hörten gern auf die Rathschläge Anstetts in Frankfurt, der nach und nach einen großen Einfluß am Karlsruher Hofe erlangte.**) Im Hause führte der Großherzog das Leben eines wüsten Junggesellen; ein guter Kopf, aber ohne Sinn für edle Bildung hatte er sich früh geschmacklosen Ausschweifungen ergeben. Als allbereiter Helfer stand ihm bei seinen kleinen Abenteuern wie bei den politischen Verhandlungen der Major Hennenhofer zur Seite, der Ueberall und Nirgends der Salons, der sich durch cynischen Witz und einschmeichelnde Gewandtheit vom Feldjäger zum militärischen Diplomaten aufgeschwungen hatte, ein mit allen Hunden gehetzter Mensch, dem es nicht darauf ankam in amtlichen Aktenstücken Citate aus Tristram Shandy anzubringen, mit Jedermann bekannt, in alle Geheimnisse eingeweiht, trotz seiner abschreckenden Häßlichkeit als Vermittler und Zwischenträger immer willkommen. Durch die Schuld dieses neuen Hofes wurde die ehrbare Stadt Karl Friedrichs auf lange Zeit hinaus neben München die sittenloseste der deutschen Residenzen.

Nicht ohne Selbstüberwindung entschloß sich der Großherzog, auf den 22. April seine Landstände zu berufen. Ein kleines Land wie das meine, so äußerte er oft, bedarf einer patriarchalischen Regierung; indeß getröstete er sich der Hoffnung, daß der Landtag sich mit der unscheinbaren Rolle eines Familienraths begnügen und nichts unternehmen werde „was über unsere Sphäre hinaus liegt".***) Bei dem Festmahle, das er nach der Eröffnung des Landtags den Abgeordneten gab, erhob er einen großen Pokal voll alten Markgräflerweines, trank auf das Wohl seiner getreuen Stände und ließ dann den Humpen nach altem Brauche im Kreise herumgehen. Die Volksvertreter selber faßten ihre Aufgabe mit nichten so bescheiden auf wie der Landesherr; sie waren schon auf der Reise von dem hoffnungsseligen Volke überall mit fürstlichen Ehren, mit Triumphbogen und rauschenden Festen begrüßt worden und empfingen von der gemüthlichen

*) Varnhagens Berichte, 19., 21. April 1819.
**) Blittersdorffs Berichte, Petersburg 5. Jan. 1819 ff.
***) Berstett an Kapodistrias, 10. Dec. 1819.

Eröffnungsfeier den erhebenden Eindruck, als ob heute ein neues Zeitalter der deutschen Geschichte begänne. Varnhagen, der sich sogleich vielgeschäftig unter die Abgeordneten mischte, konnte seiner Regierung gar nicht genug erzählen von „der nicht zu schildernden Größe dieser imposanten Momente".*) Die Volkskammer vornehmlich glaubte die Augen der ganzen Welt auf sich gerichtet, wie denn in der That die Karlsruher Vorgänge bis nach England und Amerika hinüber großes Aufsehen erregten, und beschloß sogleich einstimmig, alle Adels- und Amtstitel in der Kammer abzulegen, da der Ehrentitel des Abgeordneten hoch über allen anderen irdischen Würden stehe: — ein stolzer Beschluß, der bei den ängstlichen Höfen sofort die Befürchtung hervorrief, daß ihm die Abschaffung des Adels auf dem Fuße folgen werde.

Der badische Adel besaß nur in der ersten Kammer eine ständische Vertretung; in der zweiten Kammer tagten nicht, wie in Baiern, die Abgeordneten von vier ständischen Gruppen, sondern die Gesammtheit der Wahlberechtigten war, ohne Unterschied der Stände, in städtische und ländliche Wahlbezirke eingetheilt, deren jeder ein Steuercapital von 800,000 Gulden umfaßte. Der Karlsruher Landtag erschien mithin, dem modernen Charakter dieses Staates gemäß, nahezu als eine allgemeine Volksvertretung und stand schon durch seine Zusammensetzung den demokratischen Ideen des neuen Jahrhunderts näher als die anderen Landstände jener Tage; auch an Talent übertraf er den bairischen Landtag bei Weitem. In der ersten Kammer saßen für die Kirchen Wessenberg und Hebel; für die Universitäten Rotteck und sein Widerpart, der sinnig gelehrte Thibaut; für den Adel der Fürst von Fürstenberg, ein Aristokrat im besten Sinne, und der conservative Freiherr v. Türckheim, ein Elsässer, der durch die Revolution aus seiner Heimath vertrieben über die particularistische Beschränktheit seiner badischen Landsleute frei hinausblickte; er scheute sich nicht zu bekennen, daß ihm die Einheit der Nation das Erste, die Verfassungspolitik erst das Zweite sei — was in dem allgemeinen Rausche der constitutionellen Selbstgefälligkeit schon als Volksverrath betrachtet wurde. Unter den Mitgliedern der zweiten Kammer that sich Professor Duttlinger aus Freiburg, ein scharfsinniger Jurist hervor. An Sachkenntniß überragte Alle der Geh. Referendar Ludwig Winter, ein derber, freimüthiger, kurz angebundener Schwarzwälder, Monarchist durch und durch, das Musterbild eines altbadischen Beamten, zu allen socialen Reformen gern bereit, aber ein abgesagter Feind des politischen Dilettantismus und der parlamentarischen Redseligkeit. Der eigentliche Führer des Hauses war Frhr. v. Liebenstein, ein junger Beamter, der schon 1813 die Aufmerksamkeit des durchreisenden preußischen Staatskanzler auf sich gezogen und neuerdings durch eine schwungvolle Rede zur Feier der Leipziger

*) Varnhagens Bericht, 22. April 1819.

Schlacht sich bekannt gemacht hatte. Als Redner feurig, schlagfertig und doch besonnen, wohl das glänzendste parlamentarische Talent der badischen Geschichte, in seinen Ansichten durchaus liberal, unterschied er sich von der Mehrzahl seiner Genossen durch praktischen Takt und ein gesundes militärisches Urtheil; die Festigkeit seines Charakters stand aber weit hinter seiner Begabung zurück.

Fast alle Redner der Opposition gehörten dem Beamtenstande an, der überhaupt in diesem Landtage unverhältnißmäßig stark vertreten war; und so ward denn zum erstenmale ein schlimmes Gebrechen des deutschen Parlamentarismus fühlbar, das bis zum heutigen Tage ungeheilt geblieben ist. Da eine Klasse von Berufspolitikern diesem verarmten Volke noch gänzlich fehlte und namentlich die juristische Bildung fast ausschließlich in den Reihen der Beamten zu finden war, so hatten die Urheber der neuen Verfassungen, um nicht die Sachkundigen ganz von den Kammern auszuschließen, allesammt den Staatsdienern die Wählbarkeit eingeräumt. Manche der kleinen Kronen schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß die Beamten im Landtage den Eifer der Opposition ermäßigen würden. Das deutsche Beamtenthum war aber durch die neuen, dem preußischen Muster nachgebildeten Dienstpragmatiken unabhängiger gestellt, als irgend ein anderer Staatsdienerstand der Welt; seine Mitglieder beanspruchten als Abgeordnete das unbeschränkte Recht ihre Vorgesetzten zu bekämpfen, und es bildete sich bald die Ansicht aus, daß der Beruf des Volksvertreters hoch über der Amtspflicht stehe, der Diensteid mithin für die Dauer des Landtagsmandates seine Kraft verliere. So entstand die zweifache Gefahr — und beide Folgen sind in Süddeutschland abwechselnd eingetreten — daß entweder die Mannszucht des Staatsdienstes zerrüttet oder die Charakterfestigkeit des Beamtenthums durch Gunst und Druck von oben her gebrochen würde. Ein Mittel der Unterdrückung lag nahe zur Hand: die Verfassung enthielt keine Vorschriften über die Beurlaubung der zum Landtage gewählten Staatsdiener, und schon während des ersten badischen Landtags ward im Ministerium die Frage erwogen, ob man nicht wohl thue, in Zukunft die Führer der Opposition durch Versagung des Urlaubs den Kammern fern zu halten — ein kleinlicher und doch bei der Schwäche dieser Regierungen leicht begreiflicher Gedanke, der noch viel Unfrieden über den Süden bringen sollte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine an aufgeweckten Köpfen so reiche Versammlung im ersten Hochgefühle einer großen Bestimmung, ihre Redekünste über alle Höhen und Tiefen des Staatslebens erstreckte. So lange der Nation ein Reichstag fehlte, waren die kleinen Landtage fast gezwungen, trotz der Warnungen des Großherzogs Ludwig, über ihre Sphäre hinauszugehen, Fragen der gesammtdeutschen Politik in den Kreis ihrer Berathungen zu ziehen. Ein Menschenalter hindurch blieb es fortan der historische Beruf dieses beweglichen oberrheinischen Völkchens, daß hier im

Lande der reinen Aufklärung die Durchschnittsansichten des jungen Liberalismus jene bequeme, gemeinverständliche Fassung erhielten, welche sie zu Vorurtheilen Aller machten. Die Initiative stand dem Landtage nicht zu, wohl aber das Recht, die Regierung um den Vorschlag eines Gesetzes zu bitten, und er machte von dieser Befugniß einen so umfassenden Gebrauch, daß die Krone, wenn sie sich fügte, die Leitung der gesetzgeberischen Arbeit gänzlich verloren hätte.

Ein ganzes Programm liberaler Wünsche, Stoffes genug für die Gesetzgebung mehrerer Jahrzehnte, ward in kurzen drei Monaten vorgebracht und von der Kammer, da die Antragsteller sich zumeist in unbestimmten Allgemeinheiten bewegten, einstimmig oder mit großer Mehrheit angenommen, was der entzückte Varnhagen für ein merkwürdiges Zeichen politischer Reife erklärte. Ganz einstimmig war das Haus, als Frhr. v. Lotzbeck, der reiche Lahrer Tabaksfabrikant, nach einer drastischen und nur allzu wahren Schilderung der zunehmenden Verarmung, die allgemeine Verkehrsfreiheit für ganz Deutschland verlangte. Von den Wegen freilich, die zu diesem Ziele führen sollten, hatte Niemand einen Begriff, und daß der König von Preußen soeben elf Millionen Deutschen den freien Verkehr geschenkt, wurde nicht nur nicht gewürdigt, sondern als ein schnöder Eingriff in die wahre deutsche Verkehrsfreiheit gebrandmarkt. Darauf beantragte der wackere Heidelberger Buchhändler C. F. Winter die Einführung der Preßfreiheit, und Liebenstein unterstützte ihn mit Forderungen, welche erst das neue deutsche Reich verwirklicht hat: er verlangte nicht nur, wie billig, die Aufhebung der Censur, sondern wollte auch die Cautionen für die Zeitungen und schlechthin alle vorbeugenden Maßregeln gegen die Presse beseitigt wissen, was in der That unmöglich war, so lange die öffentliche Meinung sich noch nicht einmal über die Grundlagen des deutschen Bundesrechts geeinigt hatte. Dann bot Rotteck den Ministern, welche dieser Hilfe durchaus nicht begehrten, den Beistand der Kammer an zum Kampfe gegen die römische Curie und verherrlichte die deutsche katholische Nationalkirche, wie immer fein und liebenswürdig in der Form, aber in der Sache ganz radikal, ganz unbekümmert um die Thatsachen der Geschichte, welche die Unausführbarkeit der Wessenbergischen Träume bereit erwiesen hatten. Es lag eine wunderbare Kraft des Glaubens in dem warmherzigen Doktrinär, der sich die Möglichkeit eines stichhaltigen Einwandes gegen das Evangelium des Vernunftrechts schlechterdings nicht vorzustellen vermochte. Thibaut und A. Müller, so gestand er bescheiden, sind mir an Geist und Gelehrsamkeit weit überlegen, aber Recht und Wahrheit stehen auf meiner Seite und mit ihnen ist man unüberwindlich. Darum verdammte er jedes Compromiß als einen Verrath: „zwischen Recht und Nicht-Recht kenne ich keinen Mittelweg.“

Daran schlossen sich wohlberechtigte, aber noch ganz unfertige Anträge auf Beseitigung der Frohnden und Zehnten, auf Trennung von

Justiz und Verwaltung, auf öffentliches und mündliches Verfahren. Vor Allem das Schwurgericht empfing hier unter schwungvollen Reden gleichsam die Weihe als ein Heiligthum des Liberalismus. Von der Nothwendigkeit, die Gerichte mit dem Gewissen und den Lebensgewohnheiten des Volks in Einklang zu halten, von den Bedürfnissen der Rechtspflege war wenig die Rede; vielmehr wurden die Schwurgerichte, noch entschiedener als kurz zuvor in der bairischen Kammer, für eine politische Institution erklärt. Sie sollten den „Hauptpfeiler der politischen Freiheit" bilden; ohne sie, versicherte Liebenstein, sei alles Andere nur Schein. Die öffentliche Meinung stimmte jubelnd zu, obgleich die Erfahrungen des napoleonischen Kaiserreichs wahrlich nicht für die neue Lehre sprachen; alle Welt grollte, und mit Recht, über die Pascha-Willkür der badischen Amtmänner und gab sich der kindlichen Hoffnung hin, durch „das Volk" werde jede Tyrannei ein Ende finden. So ward die rein juristische Frage zur politischen Parteisache. Den Regierungen fuhr der Schrecken in alle Glieder; sie waren bisher, zumal die preußische, der dringend nöthigen Reform des Strafverfahrens keineswegs abgeneigt gewesen, jetzt erschien ihnen die Neuerung staatsgefährlich.

Nach dem mächtigen Pathos dieser Zukunftsdebatten, bei denen Varnhagen immer die Hand mit im Spiele hatte, erschien die pedantische Kleinmeisterei der Budgetberathung hochergötzlich. Allerdings bot das Budget, nach so vielen Jahren unordentlicher Finanzwirthschaft, manche anfechtbare Stellen. Da entfalteten sich denn breit und behäbig alle jene Künste des parlamentarischen Mückenseigens und Milbenspaltens, welche den deutschen Landtagen auf lange hinaus zum Vorbilde dienten. Um jeden aggregirten Sekretär, um jede Pferderation der Bataillonsadjutanten ward mit heiliger Entrüstung gestritten; das unbeliebte Militärbudget erlitt natürlich starke Abstriche, und da die Regierung, unbedachtsam genug, versäumt hatte, den Unterhalt des landesfürstlichen Hauses vor der Verkündigung des Grundgesetzes sicher zu stellen, so trat die unanständige Wißbegierde der Volksvertreter auch an die häuslichen Angelegenheiten der Dynastie heran. Die Civilliste selbst fand die Genehmigung der Stände, aber von den Apanagen ward fast ein Viertel gestrichen. Auf ihrem Wittwensitze zu Bruchsal lebte noch die Mutter des verstorbenen Großherzogs, die greise Markgräfin Amalie, eine Tochter der großen Landgräfin von Darmstadt. Wie oft hatte diese tapfere Frau einst in den Tagen der Franzosenherrschaft ihr wirksames Fürwort für den badischen Staat eingelegt; und nun strich ihr dieser Landtag, der ihr eigentlich sein Dasein verdankte, 20,000 fl. von ihrem bescheidenen Einkommen. Wie hätten diese Kleinbürger auch begreifen sollen, daß der Hofhalt einer Fürstin, deren Töchter auf den Thronen von Rußland, Schweden, Baiern, Hessen und Braunschweig saßen, nicht nach den Bedürfnissen einer Landpfarrerswirthschaft beurtheilt werden durfte? Die ganze mächtige Verwandt-

schaft der Markgräfin fühlte sich beleidigt, die Mutter des Czaren Alexander rief dem badischen Geschäftsträger zu: „so wenig kann man auf die Dankbarkeit der Völker zählen!"*)

Durch das Uebermaß seiner Wünsche und die Kleinlichkeit seiner Bewilligungen hatte der Landtag bereits alle Höfe tief verstimmt. Da beging er noch einen letzten, unbegreiflichen Fehler: er lehnte sich wider den Bundestag auf und leider auch wider das klare Recht. Im April 1818 hatte der badische Hof die Rechtsverhältnisse der Mediatisirten und der Reichsritterschaft durch ein Adels-Edikt geordnet, das ganz im Geiste der rheinbündischen Bureaukratie gehalten war und offenbar wider die Vorschriften des Art. 14 der Bundesakte verstieß. Das Edikt wurde nachher für einen Bestandtheil der neuen Verfassung erklärt, doch der in seinem Rechte schwer verletzte hohe Adel ließ sich nicht beschwichtigen, und die Regierung gerieth bald in peinliche Verlegenheit. Ganz so großmüthig wie der König von Preußen konnte diese kleine Krone die Verheißungen der Bundesakte freilich nicht verwirklichen; aber wenngleich einzelne Forderungen des Adels über alles Maß hinaus gingen und das Haus Löwenstein sogar die Erhebung der Mainzölle für sich verlangte, so waren die Mediatisirten doch auf Grund der Bundesakte und zahlreicher europäischer Verträge unzweifelhaft berechtigt die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Ortspolizei zu beanspruchen. Die Regierung begann ihr Unrecht einzusehen; sie wußte auch, daß sie die Ungunst, die ihr auf dem Wiener Congreß zu theil geworden, zumeist den beständigen Beschwerden des Adels zu verdanken hatte. Vergeblich berief sie sich, gegen den Führer der Reichsritter, Frhrn. v. Venningen, auf „den Geist der Zeit, der in Süddeutschland dem Adel nicht günstig sei;"**) die Mediatisirten bestanden auf ihrem guten Recht und erlangten, wie früher erzählt, bei dem Aachener Congresse freundliches Gehör. In ernsten Schreiben mahnten die vier Mächte den Karlsruher Hof an seine Vertragspflicht. „Wahrlich, schrieb Kapodistrias an Berstett, in diesem Augenblicke, wo alle Rechte des badischen Hofes wieder unter eine doppelte Bürgschaft gestellt worden sind, kann ein Appell an die Rechtschaffenheit seiner Politik unmöglich fruchtlos bleiben!"***)

So stand es in der That. Die Regierung durfte sich den rechtmäßigen Anforderungen des Vierbundes, der die ganze Zukunft dieser Dynastie soeben erst gesichert hatte, nicht versagen. Nach kurzem Schwanken knüpfte sie neue Verhandlungen mit den Mediatisirten an, obgleich der erbitterte Feind des hohen Adels, König Wilhelm von Württemberg, sie dringend zum Widerstande gegen den Aachener Congreß aufforderte.†)

*) Blittersdorffs Bericht, Petersburg 11. Aug. 1819.
**) Reizenstein an Venningen, 22. Okt. 1818.
***) Kapodistrias an Berstett, Aachen Nov. 1818.
†) Varnhagens Bericht, 10. Jan. 1819.

So kam am 16. April 1819 ein zweites den Vorschriften der Bundesakte zur Noth entsprechendes Adels-Edikt zu Stande, das den vier Mächten vorgelegt*) und am Bundestage für grade genügend erklärt wurde. Berstett ließ das neue Edikt am Abend vor der Eröffnung des Landtags veröffentlichen; er rechnete, die Stände würden sich in die unbequeme Nothwendigkeit ergeben und den Ausgleich als letztes Vermächtniß der absoluten Monarchie stillschweigend genehmigen. Wie wenig kannte er doch den Charakter seiner Abgeordneten! Hier erhob sich die köstliche Frage: wer ist älter, die Henne oder das Ei? besitzt ein Landtag schon Rechte noch bevor er existirt? Fragen solcher Art haben auf die kleinen deutschen Landtage jederzeit eine dämonische Anziehungskraft ausgeübt und ihnen den besten Stoff für ihre großen Juristenfeste geboten. So auch diesmal. Alles zürnte über den frivolen Verfassungsbruch. Aus dem Munde sehr gemäßigter Männer vernahm man Doctrinen, die ganz harmlos gemeint, doch an Rousseaus Contrat social stark anklangen: der Großherzog, so hieß es, hat durch die Verkündigung der Verfassung dem Volke einen ursprünglichen Vertrag angeboten, das Volk hat durch Vornahme der Wahlen eingewilligt, und seitdem ist der Vertrag perfekt.

In der zweiten Kammer erhielt Ludwig Winter das Referat über das Adels-Edikt, und nun spielte sich ein seltsamer Auftritt ab, wie er nur in diesen ersten Kinderjahren des deutschen Parlamentarismus möglich war. Winter war Abgeordneter für Durlach und zugleich Regierungscommissär, er hatte als solcher soeben den Entwurf einer neuen Gemeindeordnung vor den Kammern vertheidigt, und dieser Commissär der Regierung erhob sich jetzt, um das Ministerium mit einer Heftigkeit anzugreifen, wie noch kein Abgeordneter vor ihm. Der leidenschaftliche Mann handelte im besten Glauben, er sah den Großherzog durch das Adels-Edikt unveräußerlicher Kronrechte beraubt und hielt sich als treuer Unterthan verpflichtet, der Krone gegen ihre eigenen Minister zu Hilfe zu eilen. Aber er war Partei, er hatte das erste, nunmehr aufgehobene Adels-Edikt selber verfaßt und vertheidigte sein Werk mit allen Waffen des abstrakten Vernunftrechts; für die Bundesakte, für die europäischen Verträge, auf denen doch der Bestand des Großherzogthums Baden selber ruhte, hatte er kein Auge: „wir haben, rief er aus, mit dem Bundestage nichts zu thun und wollen auch nichts mit ihm zu thun haben; das ist Sache der Regierung." Auf diese naturrechtlichen Argumente folgte dann eine willkürliche Auslegung der Bundesakte, die sich noch bitter bestrafen sollte. Winter behauptete, der Art. 13 verspreche ausdrücklich das Repräsentativsystem, nicht eine altständische Verfassung, er setze also die Rechtsgleichheit aller Bürger voraus, und folglich seien die den Mediatisirten im Art. 14 gewährten Privilegien unausführbar, rechtlich nichtig.

*) Ministerialschreiben an Blittersdorff, 30. April 1819.

Welch eine Verdrehung allbekannter Thatsachen! Zur Zeit des Wiener Congresses hatte noch Niemand in Deutschland über den Gegensatz repräsentativer und altständischer Verfassung ernstlich nachgedacht. Nach ihrem eigenen Geständniß verstanden die Urheber der Bundesakte unter „landständischer Verfassung“ ganz im Allgemeinen irgend eine Vertretung, sei es des ganzen Volks, sei es der einzelnen Stände. Der Versuch Preußens, dem Verfassungsversprechen durch die Aufzählung landständischer Rechte einen bestimmten Inhalt zu geben, scheiterte an dem Widerspruch der Rheinbundsstaaten, und man wählte absichtlich einen dehnbaren Ausdruck, damit die Souveränität der Kronen ja freie Hand behielte. Oesterreich, Sachsen, Mecklenburg konnten dabei an ihre alten Stände, die süddeutschen Staaten an moderne Constitutionen denken. Winters Behauptung war rein sophistisch und, wie sich bald zeigte, eine arge Unklugheit; denn begannen erst die Liberalen den Art. 13 in ihrem Sinne unredlich auszulegen, so mußte die reaktionäre Partei Gleiches mit Gleichem vergelten, und sie hatte mindestens den Buchstaben für sich, wenn sie ihrerseits behauptete: landständische Verfassung bedeutet „Stände“, und nicht das Repräsentativsystem. Bei seinen Hörern hatte Winter gewonnenes Spiel. Als er schließlich die Beseitigung des Adels-Edikts beantragte, wollte der Beifall kein Ende nehmen; auch das patriotische Festmahl fehlte nicht, das fortan regelmäßig zur Belohnung verdienter Volksmänner dargeboten wurde. In den größeren Verhältnissen Baierns blieben die Mediatisirten, trotz so mancher Reibungen zwischen den beiden Kammern, von den Liberalen unangefochten; in dem kleinen badischen Lande wußte man mit einem hohen Adel nichts anzufangen, alle Aristokratie galt für volksfeindlich. Nach Kräften schürte Varnhagen unter den Abgeordneten den Adelshaß, obgleich er wußte, daß seine Regierung das Adels-Edikt mit veranlaßt hatte; er scheute sich nicht, sogar in seinen amtlichen Berichten die Gegner des Bundestags und der Quadrupelallianz feurig zu loben.*)

Der weitere Verlauf der Debatten zeigte, wie gründlich die nationale Gesinnung durch die Nichtigkeit des Bundestags bereits zerrüttet war. Die Bundesversammlung ward mit Beleidigungen überschüttet, das Grundgesetz des Bundes mit der äußersten Geringschätzung abgefertigt. Dieselben Liberalen, die so laut nach der Erfüllung des vieldeutigen Art. 13 riefen, erklärten die ausführlichen und unzweideutigen Vorschriften des Art. 14 für unverbindlich. Die Ehrenpflicht der Nation gegen die schändlich mißhandelten Opfer des napoleonischen Gewaltstreichs von 1806, der klare Wortlaut der Bundesakte, die so viel älter war als die badische Verfassung und immerhin das einzige staatsrechtliche Band für dies zersplitterte Volk bildete — das Alles sollte nichts gelten gegenüber einem unzweifelhaft rechtswidrigen großherzoglich badischen Gesetze, das noch dazu

*) Varnhagens Berichte, 12. Mai, 21. Juli 1819.

durch die badische Regierung selber bereits aufgehoben war. Man hielt es gar nicht der Mühe werth erst zu beweisen, warum denn Baden seine Bundespflichten gegen die Mediatisirten nicht ebenso ehrlich erfüllen konnte wie Preußen und Baiern. Schritt man auf diesem Wege fort, so wurden die letzten armen Trümmer einer nationalen Rechtsordnung, welche den Deutschen noch blieben, durch den liberalen Particularismus zerstört. Jene Zuchtlosigkeit der deuschen Libertät, welche das alte Reich verwüstet hatte, lebte wieder auf; nur trotzte sie nicht mehr auf habende ständische Freiheiten, sondern auf die naturrechtliche Phrase der angeborenen Rechte. Liebenstein, der so oft in flammender Begeisterung von der Einheit Deutschlands geredet hatte, stellte jetzt die ungeheuerliche Behauptung auf, ein Bundesbeschluß werde überhaupt erst rechtsgiltig durch die Zustimmung der Karlsruher Kammern, obschon die badische Verfassung selbst die Verbindlichkeit der Bundesgesetze für das Großherzogthum ausdrücklich anerkannte. Paulus beeilte sich, in Rottecks Archiv diese neue Doctrin als ein Bollwerk deutscher Freiheit zu verherrlichen. Die Liberalen wagten offenen Ungehorsam gegen den Deutschen Bund, auf dessen Grundgesetz die badische Verfassung selber beruhte; und dies in einem Augenblicke, da der Bundestag zwar durch Trägheit schwer gesündigt, aber noch durchaus keine Gewaltthat gegen die Freiheit der Nation versucht hatte. Und bei diesem Feldzuge gegen den Bund half der preußische Geschäftsträger getreulich mit; er spielte die Rolle eines badischen Oppositionsführers mit solcher Dreistigkeit, daß Großherzog Ludwig ein Jahr darauf, als Varnhagen endlich abberufen wär, zu seinem Nachfolger Küster offen sagte: wir haben endlich Frieden, weil Varnhagen nicht mehr hier ist; „seine Anwesenheit würde heute wie vor'm Jahre Alles verderben!"*)

In der ersten Kammer fanden die Rechte der Mediatisirten besseren Schutz. Türckheim erstattete einen vortrefflichen, freilich sehr scharfen Bericht, wies das Unrecht der zweiten Kammer siegreich nach und gab ihr zu bedenken, daß ein angesehener Adel zu allen Zeiten eine Schutzmauer gegen die Willkür des Beamtenthums gewesen sei. Der Uebermuth der jungen liberalen Partei war aber schon so hoch gestiegen, daß sie ein starkes Wort aus conservativem Munde bereits wie eine Gewerbsbeeinträchtigung ansah. Die zweite Kammer wies den Bericht Türckheims „mit Indignation" zurück, obgleich ihre eigenen Redner wahrlich auch kein Blatt vor die Lippen genommen hatten. In seiner Erwiderung berief sich Winter sogar auf den berühmten Satz aus Steins politischem Testament, daß keinem Unterthan obrigkeitliche Gewalt zustehen dürfe; und doch war allbekannt, daß der Freiherr die vormaligen Reichsstände keineswegs zu den Unterthanen rechnete, sondern ihre vertragsmäßigen Rechte lebhaft vertheidigte. Die Regierung wußte nicht aus noch ein. Vom

*) Küsters Bericht, Karlsruhe 22. Aug. 1820.

Bundestage und von den meisten Höfen kamen verwunderte Anfragen: ob denn in Baden Alles aus Rand und Band gehe, da der Commissar der Regierung selber die Opposition zum Kampfe gegen den Bund und das Ministerium führen dürfe?*) Graf Buol rief, auf die Nachricht von Liebensteins Rede: ohne Zweifel liegt der Redner bereits in Ketten! Minister Berstett aber war nicht der Mann diesen Sturm zu beschwören; er ließ sich im Zorne zu dem Vorwurfe jakobinischer Gesinnung gegen die Kammer hinreißen und steigerte nur den Unwillen. Da verlor der Großherzog endlich die Geduld. Am 28. Juli wurden die Kammern plötzlich bis zum nächsten Jahre vertagt. Der dreimonatliche Redekampf ging ohne jedes Ergebniß zu Ende, kein einziges Gesetz war vereinbart.

Zugleich brach auch über den Mann, der so lange schon in Karlsruhe dem preußischen Namen Unehre bereitet hatte, die Vergeltung herein. Seit zwei Jahren war Varnhagens Amtsführung nur eine Kette von Unbotmäßigkeit und Gewissenlosigkeit. Als Berichterstatter unzuverlässig, parteiisch, schlecht unterrichtet, hatte er seine Regierung sogar frech belogen, als er jene Briefe der Souveräne von Baiern und Baden an die Zeitungen verrieth und sich nachher über diesen Verrath entrüstet stellte; seinen Weisungen entgegen, hatte er sich zuerst in die bairisch-badischen Händel eingemischt, dann liberale Parteipolitik getrieben und schließlich die Rechtsansprüche der Mediatisirten, welche der Berliner Hof unterstützte, geradezu bekämpft. Es war eine Pflichtvergessenheit, die in der Geschichte der preußischen Diplomatie wohl nur einmal ein Seitenstück fand: an dem Verhalten des Grafen Haugwitz zur Zeit der Austerlitzer Schlacht. Auf die wohlberechtigte Klage des badischen Hofes wurde Varnhagen abberufen und hatte es nur der Gutmüthigkeit Hardenbergs und Bernstorffs zu verdanken, daß er nicht die einfache Entlassung, sondern ein ganz unverdientes Wartegeld erhielt. Er fiel als das Opfer seiner Eitelkeit und seines Ungehorsams. Doch da seine Abberufung zufällig mit dem Beginn der Demagogenverfolgung zusammentraf, und die uneingeweihten Zeitungen bald von seiner Verhaftung, bald von seinen jakobinischen Plänen fabelten, so spielte er in Berlin den liberalen Märtyrer, und nachdem er viele Jahre hindurch bei allen Ministern des Auswärtigen, von Bernstorff bis auf Manteuffel, immer vergeblich um Wiederanstellung gebeten hatte, rächte er sich endlich durch eine literarische Giftmischerei, die seiner politischen Thaten würdig war.

In Baden arbeitete unterdessen Minister Fischer, wie kurz zuvor Rechberg in München, an dem Plane eines Staatsstreichs. Er schlug seinem Fürsten in einer Denkschrift vor: die Krone möge die Domänen wieder an sich nehmen und wenn der Landtag darauf nicht eingehe, die Ver-

*) Berkheims Bericht, Frankfurt 25. Juni; Blittersdorffs Bericht, Petersburg 14. August 1819.

fassung für gebrochen erklären; dann könnten durch Vermittelung des Bundestags berathende Stände eingeführt werden. Der Großherzog aber wies den Plan vorderhand zurück, er hoffte mit Hilfe der Beschlüsse, die soeben in Karlsbad verabredet wurden, seinen Landtag zu bändigen. — Das also war das Ergebniß der ersten Jahre unseres constitutionellen Lebens. In Württemberg hatte ein harter Streit mit den Landständen vorläufig die Dictatur des Königs herbeigeführt; in Baiern rief die Krone den Beistand der Großmächte gegen ihren Landtag an; in Baden gingen Fürst und Stände in Unfrieden auseinander, und die Volksvertreter lehnten sich wider die Bundesakte auf. Angesichts solcher Thatsachen begann der König von Preußen ernstlich zu bezweifeln, ob sein so mühsam zusammenwachsender Staat dem rasch bereuten Vorgehen Baierns folgen dürfte. König Friedrich Wilhelm IV. sagte die volle Wahrheit, als er bald nach seiner Thronbesteigung versicherte, sein Vater sei durch die constitutionellen Erfahrungen der deutschen Nachbarstaaten bewogen worden, das Versprechen vom Mai 1815 in reifliche Erwägung zu ziehen. —

---

Noch bevor das ungewohnte Schauspiel dieser parlamentarischen Kämpfe zu Ende ging, war ein Ereigniß eingetreten, das alle Höfe mit panischem Schrecken betäubte und zu einem Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Bundes werden sollte. Am 23. März 1819 wurde Kotzebue durch den Jenenser Burschenschafter Sand ermordet. Freund und Feind empfanden sofort, daß in der blutigen That nicht die Ruchlosigkeit eines Einzelnen, sondern der lang angesammelte Parteihaß der radikalen Sekten der Studentenschaft sich entladen hatte. Der dämonische Reiz des Unbegreiflichen verführt die Welt leicht, in den Urhebern schwerer Verbrechen einen Zug von Größe zu suchen; das Leben dieses Mörders aber bot zwar der krankhaften Züge genug und manchen Anlaß zu menschlichen Mitleid, bewunderungswerth war nichts an ihm als jene finstere, gesammelte Willenskraft, die den Fanatiker macht.

Karl Sand war der Sohn eines vormals preußischen Beamten und im Fichtelgebirge unter den treuen brandenburgischen Franken aufgewachsen, in einem Lande, wo Jedermann über die neue Ordnung der deutschen Dinge grollte. Das starre Auge und die niedere, von langem, dunklem Haar umrahmte Stirn verriethen einen beschränkten Geist, der bei eisernem Fleiße nur langsam faßte und dann die schwer errungene Erkenntniß mit zähem Eigensinn gegen jede Einrede behauptete. Eine tugendstolze Mutter erfüllte den Sinn des Knaben schon frühe mit unkindlicher Selbstgerechtigkeit. Also vorbereitet trat er als Student in jene teutonischen Kreise, wo die grüne Jugend sich so zuversichtlich im Bewußtsein ihrer eignen Kraft und Keuschheit sonnte und wider die geile Schlaffheit

des alten Geschlechtes eiferte; allen seinen Genossen blieb es unvergeßlich, mit welchem höhnischen Hochmuth er die Verse zu singen pflegte: Du mußt dann unter seidenen Decken, unter Mercur und Latwergen verrecken! Der heidnische Dünkel, der rationalistische Stolz auf die unbefleckte Würde des freien sich selber behauptenden Ich vertrug sich aber in diesem armen Kopfe mit einer mystischen Schwärmerei, die verzückt zu Jesu Vorbild aufblickte und den Finger Gottes in jedem kleinen Tageserlebniß zu erkennen wähnte: mit Gebet und frommen Betrachtungen bereitete er sich selbst auf die harmlosen studentischen Duellspiele vor, und oft lud er nach einem geringfügigen Wortwechsel seinen Gegner feierlich vor Gottes Gericht.

Erfahrenen Menschenkennern hinterließ der verschlossene, im persönlichen Verkehre freundliche und gutmüthige Jüngling doch einen unheimlichen Eindruck; als Wangenheim, sein alter Gönner von Tübingen her, eines Tages in Frankfurt erfuhr, Karl Sand habe ihn auf der Durchreise besuchen wollen, da überkam ihn sofort die Ahnung, daß etwas Gräßliches im Werke sei, er warf sich aufs Pferd und eilte dem Wanderer auf der Bergstraße nach ohne ihn zu finden. Sand hatte als bairischer Freiwilliger an dem Feldzuge von 1815 theilgenommen, aber den Feind nie zu Gesicht bekommen und voll Verachtung gegen die Soldaterei alsbald nach der Heimkehr den bunten Rock wieder ausgezogen. Um so eifriger stürzte er sich mit Leib und Seele in das Treiben der Burschenschaft; die Verbindung war ihm Staat und Kirche, Haus und Liebe, Eines und Alles, die ganze Welt sah er zertheilt in zwei große Heerlager: hier die reinen, freien, keuschen Burschen, dort die feilen Schergen der Zwingherrschaft. In Tübingen, in Erlangen, endlich in Jena war er überall mit dabei, wo feurige Teutonen Rütli-Schwüre tauschten und von St. Georgen-Thaten schwärmten, ein unbeholfener Redner, wenig angesehen bei den Genossen, nur als rüstiger Turner wohl gelitten; aber was der laute Schwarm gedankenlos herauspolterte, das erschütterte diese schwere Natur bis ins Mark, ihm war es kein leeres Wort, wenn die Burschen sangen:

> Und in der Widerischen Herzen tauchen,
> Thut's noth, das deutsche Schwert!

Als er in Erlangen einen geliebten Freund dicht vor seinen Augen ertrinken sah und die Landsmannschaften sich weigerten dem Todten das letzte Geleite zu geben, da schwand der letzte Schimmer jugendlicher Heiterkeit aus seinem umnachteten Gemüthe; er sah sich umringt von einer Welt von Feinden und kündete dieser verrotteten Welt in seinem Herzen offene Fehde an: „Ihr Fürsten Deutschlands, warum mußtet Ihr mich aus meinem Frieden aufstören?“ Haß, glühender Haß wider die unbekannten Gegner der Burschenschaft und des einen untheilbaren deutschen Freistaats erfüllte ihm die Seele, und nun wies Luden durch seinen

Aufsatz gegen Kotzebue dem wilden Drange ein bestimmtes Ziel; der frivole Schalk erschien dem tugendstolzen Schwärmer wie das Urbild aller Sünden des alten Geschlechts, obwohl Sand von ihm nichts kannte als ein paar Lustspiele und einige Wochenblatts-Artikel. In solcher Stimmung kam der Unglückliche nach Jena, gerieth dort sogleich unter das Joch Karl Follens, sog mit Begierde die Mordlehren der schwarzen Brüder ein. Jetzt endlich — so schrieb er bald nachdem er Follen kennen gelernt — habe er ein Ziel für sein Leben gefunden: „aus eigener Ueberzeugung, in eigener Art leben wollen mit unbedingtem Willen, im Volke den reinen Rechtszustand, d. i. den einzig giltigen, den Gott gesetzt hat, gegen alle Menschensatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen." Sein geistiges Vermögen reichte nicht aus um den schülerhaften Denkfehler, der dem Moralsysteme Follens zu Grunde lag, zu durchschauen. Er brachte es über sich sein Gewissen gleichsam zu theilen, blieb im täglichen Leben treu, wahrhaft, hilfreich, nur gegen die Tyrannen schien ihm Alles erlaubt. Seine theologischen Studien, die er über dem Verbindungsleben arg vernachlässigt hatte, boten ihm doch die Mittel, um die Lehre der Gewissenlosigkeit auf religiöse Gründe zu stützen; aus der Bibel und dem Thomas a Kempis wähnte er den Satz herauszulesen: „wenn der Mensch die Wahrheit so erkannt hat, daß er vor Gott sagen kann: das ist wahr — so ist es auch Wahrheit wenn er es thut!" Und als er nun täglich „den Meister der Vaterlandserretter," Karl Follen mit beredtem Munde die sittliche Nothwendigkeit des Meuchelmordes preisen hörte, da kam ihm der Gedanke sich selbst zu opfern für die gute Sache und zu erproben, ob er das Volk durch den Schrecken einer heiligen Mordthat aus seinem Schlummer aufrütteln könne.

Kalt, sicher, ganz mit sich einig traf er seine Vorbereitungen; er hatte sich längst gewöhnt jeden Vertreter der gegnerischen Ansicht als einen Todfeind zu betrachten, er lebte im Zustande des Krieges mit den Gewalthabern und ihren Helfershelfern, er war berechtigt Kotzebue mit dem Dolche zu strafen, „weil er das Göttliche in mir, meine Ueberzeugung unterdrücken will." Die niedrige Feigheit einer Gewaltthat gegen einen wehrlosen Greis kam ihm ebenso wenig zum Bewußtsein, wie die sinnlose Thorheit eines Verbrechens, das an der bestehenden politischen Ordnung schlechterdings nichts bessern konnte. Auch die Todsünde des neunzehnten Jahrhunderts wirkte mit, jener impotente Größenwahnsinn, der fast bei allen berufenen Verbrechen der modernen Geschichte seine Rolle spielt. Sand war nicht blos aufgebläht durch den sittlichen Dünkel seiner Sekte, sondern auch persönlich eitel: derweil er über seinen ruchlosen Gedanken brütet, zeichnet er sich auf ein Blatt sein eignes Bild, wie er auf den Stufen einer Kirche knieend sich den Dolch ins Herz drückt, an der Kirchthür aber hängt mit einem anderen Dolche angeheftet das Todesurtheil über Kotzebue. Sicherlich hat der unselige Mensch selbst geglaubt,

daß er seinen Entschluß in voller Freiheit gefaßt habe, denn nur die aus eigener Ueberzeugung entspringende That ließ er gelten; es ist aber psychologisch unmöglich, daß der menschenkundige Karl Follen, der mit seinem Basiliskenblick den wehrlosen Schwachkopf vollkommen beherrschte und in dieser dürftigen Seele wie in einem offenen Buche las, den Mordplan nicht bemerkt und nicht befördert haben sollte. So gewiß die Aehre dem Saatkorn entsprießt, ebenso gewiß erscheint der Prediger des politischen Mordes vor dem sittlichen Urtheil der Geschichte als der Urheber der Ermordung Kotzebues. Ob Karl Follen auch im streng juristischen Sinne als Anstifter zu betrachten sei, dies wird wohl für immer verborgen bleiben. Ein Mitwisser des gefaßten Entschlusses war er unzweifelhaft; er verschaffte, wie die Untersuchung herausstellte, dem Mörder das Reisegeld für die Wanderfahrt nach Mannheim. Auch Wit v. Dörring und wahrscheinlich noch ein Dritter aus jener radikalsten Sekte der Unbedingten, die man die Haarscharfen nannte, waren mit im Geheimniß; aber gewiß keine größere Anzahl, denn Karl Follen unterrichtete seine Getreuen in allen Schlichen und Kniffen des Criminalprozesses, belehrte sie sorgsam über ihr Verhalten vor dem Untersuchungsrichter und schärfte ihnen vornehmlich ein, daß der Vaterlandserretter die Genossen nicht in Gefahr bringen dürfe.*)

Mit der Ruhe des guten Gewissens trat Sand seine Reise an und betrachtete unterwegs wißbegierig alle Sehenswürdigkeiten. In Mannheim fand er ohne Mühe Zutritt bei seinem arglosen Opfer, nach einigen gleichgiltigen Worten stieß er dem alten Manne plötzlich mit einem wilden Anruf den Dolch in die Kehle. Er war darauf gefaßt, sich durch Selbstmord der Strafe zu entziehen, aber auch die Flucht hielt er sich bis zuletzt offen. Erst da Kotzebue in seinem Blute schwamm und der kleine Sohn des Ermordeten zu der Leiche des Vaters heranstürzte, überfiel den Mörder auf einen Augenblick die Scham, und mit unsicherer Hand führte er einen Dolchstoß gegen seine eigene Brust — „dem Sohne gleichsam zum Ersatze", wie er nachher gestand. Als man den Schwerverwundeten

*) Diese Thatsachen mußten unglaubhaft erscheinen, so lange sie nur durch die Denkwürdigkeiten des elenden Denuncianten Wit v. Dörring bezeugt waren; heute lassen sie sich nicht mehr bezweifeln, seit ein vertrauter Freund der Gebrüder Follen, der Deutsch-Amerikaner Friedrich Münch sie wiederholt auf das Bestimmteste zugegeben hat. (Münch, Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. St. Louis 1873. Derselbe in der Deutschen Turnzeitung 1880. S. 403.) Münch beruft sich auf vertrauliche Mittheilungen seines Freundes Paul Follen; er ist wohl der einzige noch Ueberlebende aus dem engeren Kreise der Unbedingten, ein Mann von anerkannter Rechtschaffenheit, der an den Idealen seiner Jugend noch heute festhält, und ich sehe nicht ein, warum die nachdrücklichen Versicherungen des ehrlichen Radikalen, die ohnehin nichts Unwahrscheinliches enthalten, unglaubhaft sein sollen. Das zur Vertheidigung Karl Follens geschriebene anonyme Büchlein „Deutschlands Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden" (von R. Wesselhöft) ist nichts weiter als eine gewandte unaufrichtige Advokatenschrift.

fest nahm, rief er noch laut: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland und im deutschen Volke Alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben!" Neben dem Leichnam fand sich ein Schriftstück „Todesstoß dem A. v. Kotzebue", darin die Worte: „ein Zeichen muß ich Euch geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit, weiß nichts Edleres zu thun als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, Dich, Verderber und Verräther meines Volks, A. v. Kotzebue niederzustoßen" — und dann die blasphemischen Verse Follens: „ein Christus kannst Du werden." Der Burschenschaft hatte Sand in einem zu Jena zurückgelassenen und erst nach der That aufgefundenen Briefe seinen Austritt angekündigt, weil er jetzt ausziehen müsse, um Volksrache zu üben. Auf seinem Schmerzenslager im Gefängniß zeigte er die höchste Standhaftigkeit, unerschütterlichen Gleichmuth, keine Spur von Reue. In den Verhören log er als ein treuer Schüler Follens mit eiserner Stirn, denn gegen die Knechte der Zwingherren war Alles gestattet; um Follen zu decken beschuldigte er sogar einen seiner besten Freunde, Asmis fälschlich, daß er ihm das Reisegeld geliehen habe, und ließ sich selbst durch die flehentlichen Bitten des Unschuldigen nicht von seiner Verruchtheit abbringen, bis endlich durch andere Zeugen die Wahrheit erwiesen wurde.

Die Untersuchung wurde mit schonender Milde geführt, aber auch mit lächerlichem Ungeschick, so daß die grundsätzliche Verlogenheit der Schwarzen den freiesten Spielraum fand. Namhafte Richter mochten sich zu dem verhaßten Geschäfte der Demagogenverfolgung nicht hergeben; daher mußte man die Untersuchung fast überall unfähigen juristischen Handlangern anvertrauen, und von dem Wenigen, was überhaupt erwiesen werden konnte, kam nichts an den Tag. Als Follen, der verdächtigste aller Zeugen, mit dem Mörder confrontirt wurde, versuchte er bei einer bedenklichen Frage eine jedem Criminalisten wohlbekannte List: er klagte über die Schwäche seines Gedächtnisses, obwohl der kalte Rechner, der kein Wort unerwogen sprach, sicherlich auch keines wieder vergaß, und bat den Freund, ihm zunächst den ganzen Hergang genau zu berichten, dann werde ihm wohl selber das Vergessene wieder einfallen. Die Untersuchungskommission ging wirklich in diese plumpe Falle, sie erlaubte dem Angeklagten sein Märchen ausführlich zu erzählen, und nunmehr wurden auch in Follens Gedächtniß die erloschenen Erinnerungen plötzlich wieder lebendig, und er erklärte, Sands Darstellung möge wohl richtig sein. Die Eltern und der Bruder des Angeklagten verweigerten ihr Zeugniß, und da man in Baden von den Parteibildungen innerhalb der Jenenser Burschenschaft nichts wußte, so wurde aus Follens engerem Kreise nur noch einer, R. Wesselhöft vernommen, auch er ein kluger und vorsichtiger junger Mann. Unter solchen Umständen konnte die Untersuchung ihren Zweck allerdings nicht vollständig erreichen, wie der Vorsitzende der

Commission, Staatsrath v. Hohnhorst in seinem sofort veröffentlichten Berichte zugestand. Die Mitwisser blieben unentdeckt.

Die Kunde von der Bestrafung des Mannheimer Spottbuben ward in den Kreisen der Unbedingten mit unverhohlener Freude aufgenommen. Die jungen Leute waren fieberisch aufgeregt und beriethen sich insgeheim über neue Tollheiten; jetzt war es an der Zeit, die Mahnung von Karl Follens Bundeslied zu erfüllen:

Nieder reißt der Bosheit Damm,
Der Gewaltherrn ganzen Stamm!

Doch immer wenn ein bestimmter Vorschlag auftauchte, regte sich auch die Stimme des Gewissens. Karl Follen rieth seinen Jenenser Freunden, in hellen Haufen nach Mannheim zu ziehen, die Stadt anzuzünden und den gefangenen Märtyrer zu befreien; aber die Mehrheit widersprach. Zu Pfingsten kamen Burschen aus Jena, Gießen, Göttingen in Fritzlar und auf dem Brocken zusammen, um über einen zweiten Gewaltstreich zu verhandeln. Man ward nicht einig. Die Besseren, wie Heinrich Leo, waren der wüsten Frechheit müde und zogen sich angeekelt zurück. Auch den Rohen fiel jetzt, nachdem der erste Rausch der Schadenfreude verflogen, die kopflose Thorheit der Unthat Sands schwer auf das Herz; sie sahen, wie die Regierungen sich zur Abwehr rüsteten, wie die Burschenschaft selbst mit dem Untergange bedroht war; der alte Uebermuth wich einer tiefen Entmuthigung.

Nur in Gießen, der Hochburg der Schwarzen, erloschen die Flammen der revolutionären Leidenschaft so schnell nicht. Dort führte Paul Follen, unterstützt von den älteren Freunden Weidig und Hofmann, das schlechte Handwerk seines Bruders fort. Um zu vollenden was auf den Pfingstversammlungen mißlungen war, traf er einmal Nachts in einer Dorfschenke mit einem Pfarrer aus der Wetterau und einem jungen Apotheker Löning aus Nassau zusammen. Präsident Ibell in Wiesbaden sollte das nächste Opfer sein. Was kümmerte es diese Wüthenden, daß Ibell der tüchtigste und im Grunde auch der liberalste der nassauischen Beamten war? Er diente den Gewaltherren und hatte zudem soeben durch die Absetzung des schwarzen Bruders Snell den Zorn der Unbedingten gereizt. Die drei Mordgesellen warfen das Loos; da forderte Löning als nächster Landsmann Ibells die Blutthat für sich.*) Er war ein geistloser, unwissender Mensch, vor Kurzem erst in Heidelberg unter die Schwarzen gerathen, grade roh genug, um das einleuchtende Evangelium des politischen Mordes handgreiflich zu nehmen. Am 1. Juli ließ er sich, ganz nach Sands Vorbilde, bei Ibell zum Besuch anmelden und warf sich dann plötzlich mit rasender Wuth auf sein Opfer. Der Stoß ging fehl, Ibell ward nur

*) Nach Paul Follens eigenem Geständniß (bei Münch, Erinnerungen S. 60). Zu ergänzen durch die vorsichtigen Andeutungen H. Leo's (Aus meiner Jugendzeit S. 227)

leicht verwundet, seine tapfere Frau und andere Herbeieilende retteten ihm das Leben; aber der jähe Schreck erschütterte den kräftigen Mann dermaßen, daß er bald darauf den Abschied nehmen mußte und erst nach Jahren in den staatsmännischen Beruf zurückkehren konnte. Der Mörder zeigte im Gefängniß dieselbe dämonische Kraft der Selbstbeherrschung wie Sand; um seine Genossen zu sichern gab er sich selbst den Tod auf die gräßlichste Weise, durch verschluckte Glasscherben. —

Unheimlicher noch als die beiden Blutthaten selber war der Eindruck, den sie in der Nation zurückließen. Zwar von Löning sprach man selten, da Ibell außerhalb Nassaus wenig bekannt war; den Mörder Kotzebues aber umstrahlte ein Glorienschein. Uns Nachlebenden, die wir unbefangen zurückschauen, erscheint ein Mord, den ein heißblütiger Jüngling etwa in der Wuth der Eifersucht oder des gekränkten Ehrgefühls unternimmt, unzweifelhaft menschlicher, entschuldbarer mindestens, als die scheußliche, hohle Selbstüberhebung jenes unreifen, tief unter der Mittelmäßigkeit stehenden Schwärmers, der nie etwas Rühmliches gethan, nie ein geistreiches Wort gesprochen, nie eine schwere Versuchung bestanden hatte und gleichwohl sich zum Sittenrichter aufwarf über seine Zeit und die Verderbniß der Welt durch eine rohe Verletzung der einfachsten sittlichen Gesetze zu heilen unternahm. Das Einzige, was uns den Abscheu mildern kann, ist das Mitleid mit dem verblendeten Thoren, der in seinem leeren Kopfe nicht die Waffen fand, um den Irrlehren einer verbrecherischen Doktrin zu widerstehen. Den weiblichen Geist beherrscht das Gefühl, den Geist des Mannes der Verstand; eine unbedeutende Frau kann durch den Adel und die Tiefe ihrer Empfindung das Entzücken ihrer Umgebung werden, ein Mann ohne Verstand vermag auch nicht fein und sicher zu empfinden. Nur darum konnte der Unglückliche in gutem Glauben den Namen Gottes bei seiner Unthat anrufen, weil sein armes Hirn nicht einzusehen vermochte, daß der harte Hochmuth seiner sittlichen Weltanschauung das genaue Gegentheil christlicher Liebe und Demuth war.

Die Zeitgenossen urtheilten anders. Die Massen des Volkes freilich, denen die Ideale der teutonischen Jugend immer fremd blieben, verhielten sich gleichgiltig. In jenen gebildeten Kreisen aber, die sich als die Träger der öffentlichen Meinung fühlten, herrschte eine Unsicherheit des sittlichen Urtheils, die zu den traurigsten Verirrungen unserer neuen Geschichte zählt. Nicht blos die akademische Jugend begrüßte Sands That als „ein Zeichen dessen, was kommen wird und kommen muß“. Selbst reife Männer verglichen den Mörder mit Tell, mit Brutus, mit Scävola. Während die französische Presse verwundert fragte, wie unter den gewissenhaften Deutschen eine solche Banditenthat möglich geworden sei, citirten deutsche Gelehrte das alte Griechenlied:

> Verbirg den Dolch, der dem Tyrannen droht,
> Im Myrthenkranze wie Harmodios —

und der Stralsunder Conrector hielt in der Schule einen Vortrag über die großen Tyrannenmörder der Hellenen. Der im Zeitalter der classischen Dichtung gepflegte Cultus der freien Persönlichkeit stimmte die öffentliche Meinung empfänglich für die sophistische Ueberzeugungsmoral der Unbedingten: Sand sollte schuldlos sein, weil er wie Jesus nach seiner Ueberzeugung gehandelt habe — eine entsetzliche Ansicht, die schließlich dahin führen muß, jeden verhärteten Verbrecher frei zu sprechen und nur den schwankenden, dessen Gewissen noch nicht erstorben ist, zu verdammen. In Nasses medicinischer Zeitschrift führte der Irrenarzt Grohmann aus: „Sands That hatte nur die äußere, scheinbare Form des Meuchelmords; es war offene ausgemachte Fehde, es war die That eines bis zum höchsten Grade der Moralität, der religiösen Weihe erhöheten und verlebendigten Bewußtseins."

Auch ein Theolog, der fromme, kindlich liebenswürdige de Wette in Berlin, sprach sich in dem gleichen Sinne aus, als ob ein denkendes Wesen nicht auch für seine Ueberzeugung verantwortlich sei. Er hatte den Unglücklichen persönlich gekannt und fühlte sich in seinem guten Herzen gedrungen, der Mutter einen Trostbrief zu schreiben. Darin gab er wohl zu, daß die That ihres „außerordentlichen Sohnes aus Irrthum hervorgegangen und nicht ganz frei von Leidenschaft" sei. Aber „der Irrthum wird aufgewogen durch die Lauterkeit der Ueberzeugung, die Leidenschaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der sie fließt. Er hielt es für recht, und so hat er recht gethan; ein Jeder handle nur nach seiner besten Ueberzeugung, und so wird er das Beste thun. So wie die That geschehen ist durch diesen reinen frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit. Ein Jüngling setzt sein Leben daran, einen Menschen auszurotten, den so Viele als einen Götzen verehren; sollte dieses ohne alle Wirkung sein?" Bis zu diesem Uebermaße der Verblendung gingen freilich nur Einzelne; das vorherrschende Urtheil in den gebildeten Klassen war doch, wie Görres offen aussprach, „Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive".

Eine solche Verwirrung aller sittlichen Begriffe in einem ernsten Volke würde unbegreiflich sein, wenn sie sich nicht aus der politischen Verstimmung erklärte. Der allgemeine Mißmuth über Deutschlands Ohnmacht hatte sich endlich in einem gräßlichen Aufschrei Luft gemacht; den Patrioten war, als ob der Mörder nur ausgedrückt, was in unzähligen Herzen lebte. Auf Kotzebues Namen lastete eine ungeheuere, wohlverdiente Verachtung. Alle Welt wähnte zudem, daß die deutsche Reaktion von Rußland ausgehe, in einem Augenblicke, da der Czar in Wahrheit nur sehr geringen Einfluß auf Deutschlands Geschicke ausübte. In Kotzebue sahen die Aufgeregten den Vertreter der russischen Macht auf deutschem Boden, obgleich er am Petersburger Hofe gar nichts galt und, nach Kaiser Alexanders bestimmter, durchaus glaubwürdiger Versicherung, sich selbst zur Er-

stattung seiner unnützen literarischen Berichte freiwillig angeboten hatte.*) So erschien Sand wie der Wahrer des deutschen Hausrechts, seine That wie ein feierlicher Protest der Nation gegen eine eingebildete Fremdherrschaft. Dann steigerte noch die unvermeidliche humane Grausamkeit der modernen Rechtspflege das menschliche Mitleid mit dem Gefangenen. Unter furchtbaren Schmerzen wurde ihm durch die Kunst der Aerzte das Leben noch über ein Jahr lang gefristet, bis endlich der berühmte Heidelberger Mediciner Chelius, nach seiner Pflicht, aber unter den Zornrufen der teutonischen Jugend, den Ausspruch that, daß Sand die Hinrichtung aushalten könne. Schon in den ersten Wochen war das Gefängniß von aufgeregten Volkshaufen umringt.**) Je länger die Untersuchung währte, um so lauter äußerte sich die Theilnahme für den frommen Dulder, der unbeugsam in seinem Wahne, alle Qualen mit stoischer Ruhe ertrug.

Selbst der Scharfrichter, ein warmherziger pfälzischer Patriot, der ehrte Sand als einen Helden der nationalen Idee, bat ihn im Voraus um Verzeihung, empfing seine letzten Aufträge und schenkte dann den Stuhl, der zur Hinrichtung gedient, einem Heidelberger Gesinnungsgenossen ins Haus, wo das Heiligthum als ein theueres Vermächtniß von Kindern und Kindeskindern bewahrt wurde. Aus den Balken des Schaffots aber baute er sich ein Weinbergshäuschen in seinem Rebgarten, an der sonnigen Ecke des Rhein- und Neckarthals bei Heidelberg; noch lange Jahre nachher haben dort die Heidelberger Burschenschafter in Sands Schaffot, als Gäste seines Henkers, ihre geheimen Zusammenkünfte gehalten.***) Am 20. Mai 1820 wurde die Hinrichtung auf einer Wiese vor den Thoren Mannheims vollzogen; die Burschen aus Heidelberg waren in Schaaren herübergekommen und ließen abends in ihrer Musenstadt manch kräftiges Pereat auf König Friedrich Wilhelm erschallen. Die mit dem Blute des heiligen Sand bespritzten Späne wurden eifrig gekauft, und die Stätte seines Todes hieß im Volke „Sands Himmelfahrtswiese".

Was die liberale Presse über die beiden Mordthaten sagte, lief auf mehr oder minder versteckte Anklagen gegen die Regierungen hinaus. Eine anonyme Schrift „Betrachtungen über die Ermordung Kotzebues" pries gradezu die heilsame Wirkung der That Sands und schrieb alle Schuld den Kronen zu. Görres schilderte in Börnes „Wage" mit mystischem Wortschwall die göttliche Fügung, welche die alte und die neue Zeit einander habe blutig begegnen lassen, und legte dann im Sommer, als die Demagogenverfolgung bereits begonnen hatte, die neuesten Einfälle seines beweglichen Kopfes in einem Buche „Deutschland und die Revolution" nieder, einer Schrift, die auf die Masse der Leser nur aufreizend wirken

*) Blittersdorffs Bericht, Petersburg 26. Mai 1819.
**) Varnhagens Bericht, 27. März 1819.
***) Nach einer Aufzeichnung von Hrn. Prof. G. Weber in Heidelberg.

konnte. Ueber den vielen geheimen Verschwörungen, so begann er, übersieht man die eine große, die murrend an jedem Heerde sitzt, auf Märkten und Straßen sich laut ausspricht. Dann folgte ein Schauergemälde der neuen deutschen Geschichte: seit drei Jahrhunderten Alles nur ein Welken, eine Dürre; das Ganze ruht, nachdem Liebe und Vertrauen gestorben sind, einzig auf dem Instinkt des Gehorsams. Von bestimmten Gründen des deutschen Elends wußte er freilich nur zwei anzugeben: die Vernichtung des alten Kaiserthums der Habsburger und die stehenden Heere, diese Müßiggänger, die den Staat im Frieden aussaugen, im Kriege ihn unvertheidigt lassen. Wer schärfer hinsah, konnte leicht erkennen, daß der phantastische Mann, der sich auch diesmal wieder als Wortführer der preußischen Rheinlande gebärdete, schon im Begriffe stand mit Sack und Pack in das ultramontane Heer einzutreten. Unter den wenigen erfreulichen Zeichen der Zeit pries er vor Allem das bairische Concordat, das nur den einen Fehler habe, dem Staate noch allzu große Rechte zuzugestehen. Daher urtheilten Gentz und Adam Müller sehr freundlich über das wunderliche Buch. Für die preußische Rheinprovinz aber war Niemand gefährlicher als ein demagogischer Kapuziner, und König Friedrich Wilhelm wußte wohl, warum er diese Schrift als einen Versuch, die Rheinländer gegen den preußischen Staat aufzuwiegeln betrachtete.

Während also eine unklare, ziellose, ingrimmige Erbitterung in den gebildeten Klassen sich zeigte, geriethen im Verlaufe des Sommers mit einem male auch die Massen in Unruhe. Der alte Rassenhaß wider die Juden und der Groll über die schweren Wuchersünden der jüngsten Jahre brachen furchtbar aus; in Würzburg, in Karlsruhe, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt rottete sich der Pöbel zusammen, stürmte einzelne jüdische Häuser, mißhandelte die Bewohner. Weithin durch die germanische Welt, bis nach Kopenhagen und Amsterdam hinauf pflanzte sich die Bewegung fort. Es schien, als ob der alte Volksaberglaube Recht behielte und der große Komet, der in diesem heißen Sommer leuchtend am Himmel stand, Unheil und Verwirrung über die Welt brächte. Da und dort haben sich wohl einzelne teutonische Burschen an dem Unfug betheiligt, und der Spottruf Hephep, der damals zuerst erklang, scheint in gelehrten Kreisen entstanden zu sein (er sollte bedeuten: Hierosolyma est perdita). Gleichwohl ist ein Zusammenhang zwischen den christlich-germanischen Träumen der Burschenschaft und jenen wüsten Ausbrüchen einer lange verhaltenen Volksleidenschaft weder nachweisbar noch wahrscheinlich; die politischen Ideen der akademischen Jugend blieben den Massen unverständlich, in Heidelberg schaarten sich sogar die Studenten unter Thibauts Führung zusammen, um die Juden mit Lebensgefahr gegen den wüthenden Pöbel zu vertheidigen. Die Regierungen aber, erschreckt wie sie waren, sahen in diesen Tumulten nur einen neuen Beweis für die geheime Wirksamkeit einer revolutionären Partei. In höchster Angst befahl Metternich dem

Grafen Buol, nach Verabredung mit den zu Karlsbad versammelten Staatsmännern: nöthigenfalls müsse der Bundestag selbst aus den benachbarten Garnisonen Truppen herbeirufen, da der Frankfurter Senat sich gegen die Unruhstifter allzu schwach zeige.*) —

Wer die ansteckende Kraft des politischen Verbrechens kennt, wird nicht bestreiten, daß die Kronen, nach Allem was geschehen, so berechtigt wie verpflichtet waren, durch eine strenge Untersuchung die letzten Gründe der beiden Gewaltthaten zu erforschen und gegen einige Schriftsteller, welche den Meuchelmord offen vertheidigten, scharf einzuschreiten. Da beide Mörder den Unbedingten angehörten, so war auch die Schließung der Burschenschaft mindestens für einige Zeit unvermeidlich. Aber nur ein muthiges, festes, ruhiges Auftreten der Regierungen konnte die haltlose öffentliche Meinung wieder zur Besinnung bringen, und von solcher staatsmännischen Sicherheit zeigte sich an den deutschen Höfen keine Spur. Es giebt finstere Zeiten, in denen selbst edle Völker wie von einer epidemischen Geisteskrankheit ergriffen scheinen. So glaubte einst unter Karl II. ganz England steif und fest an die eingebildete papistische Verschwörung; so unterlagen jetzt fast sämmtliche deutsche Regierungen einem finsteren Verfolgungswahne. Die beiden räthselhaften Verbrechen, die aufgeregte Sprache der Zeitungen, unter denen namentlich die Isis und die Neue Stuttgarter Zeitung sich sehr thöricht äußerten, die stürmischen Verhandlungen der beiden ersten Landtage, dies Alles im Verein stimmte die kleinen Höfe ängstlich, und dazu das dunkle Gefühl, daß die Nation wahrlich keinen Grund hatte, sich der Wiener Verträge zu freuen.

Am Besorgtesten äußerten sich grade die süddeutschen Höfe, die in der Presse als Träger des constitutionellen Gedankens gefeiert wurden. König Wilhelm von Württemberg sendete dem Petersburger Hofe eine so finstere Schilderung von der revolutionären Gesinnung der deutschen Jugend, daß Stourdza laut triumphirte und selbst der hochconservative Blittersdorff diesen Hilferuf eines deutschen Fürsten an das Ausland verächtlich fand.**) Der Münchener Hof wendete sich sofort an Oesterreich und Preußen, bat dringend um gemeinsame Maßregeln gegen die Universitäten, ließ einige Lehrer, welche ihre Freude über Kotzebues Tod ausgesprochen haben sollten, ohne Weiteres suspendiren, und da Sand seinem Könige aus dem Kerker sagen ließ, er habe für sich nichts zu fürchten, so zog der furchtsame Max Joseph daraus den Schluß, daß offenbar gegen andere deutsche Fürsten gottlose Absichten gehegt würden.***) Vollends die badische Regierung, in deren Lande das Verbrechen geschehen war,

*) Metternich an Buol, 14. Aug.; Bernstorff an Goltz, 15. Aug. 1819.

**) Blittersdorffs Berichte, Petersburg 26., 30. April 1819.

***) Krusemarks Bericht, 21. Mai; Zastrows Berichte, 14. April, 4. Aug.; Ministerialschreiben an Zastrow, 23. April 1819.

hegte ganz abenteuerliche Vorstellungen von dem Umfang der demagogischen Umtriebe, wie der neu aufkommende amtliche Ausdruck lautete. Sie hatte aus der Untersuchung einiges Halbwahre gelernt; sie glaubte zu wissen, daß in der Burschenschaft ein geheimer Verein bestehe, „dessen Hauptmotto Tyrannenmord sei, und der in der Nähe von Gießen bei einem gewissen Follenius seinen Centralpunkt habe“. Doch sie erfuhr nicht, wie klein und machtlos die Schaar der Unbedingten war; sie wähnte, die deutschen Landtage wollten mit einander in Verbindung treten, ein deutsches Parlament neben den Bundestag stellen und dann die untheilbare deutsche Republik ausrufen. Mit inbrünstigem Danke empfing daher Minister Berstett „die hochgefällige Mittheilung der höchstweisen Ansichten Sr. Maj. des Kaisers“, als Metternich ihm schrieb, der österreichische Hof sei entschlossen, nunmehr mit Ernst gegen die Professoren und die verworfenen Schriftsteller einzuschreiten, welche der Jugend ihre revolutionären Grundsätze „in jeder Art und Form täglich bis zur Trunkenheit einprägten“. Sofort befahl er dem badischen Bundesgesandten, sich die Vorschläge Oesterreichs zur Richtschnur zu nehmen, und erklärte dem Petersburger Cabinet: „wir wollen bis an die Quelle jener höllischen Wühlerei vordringen, die auf nichts Geringeres als auf den Umsturz aller göttlichen und menschlichen Einrichtungen ausgeht; wir wollen den Despotismus unterdrücken, welchen die Herren Professoren unter der Aegide einer unerfahrenen und allzu leicht erregbaren Jugend über die politischen Meinungen Deutschlands auszuüben suchen.“*)

Weit folgenreicher ward der Umschwung der Meinungen am Berliner Hofe. Wie alle wichtigen Entschlüsse dieser Regierung, so ging auch die reaktionäre Wendung des Jahres 1819 von dem Monarchen persönlich aus. Jene Aachener Denkschrift Metternichs begann ihre Früchte zu tragen. Der König ward täglich unzufriedener mit seinem Staatskanzler und dessen „kurioser“ Umgebung; er schloß aus den thörichten Artikeln liberaler Blätter, welche ihm Wittgenstein geflissentlich zutrug, auf das Dasein einer mächtigen Verschwörung und sprach dem Hofbischof Eylert seinen Dank aus, als dieser beim Ordensfeste in einer donnernden Rede den rebellischen Geist der Zeit brandmarkte. Als nun Sands That kund wurde und der Mord so viele verblendete Vertheidiger fand, da fühlte sich der gewissenhafte Monarch in seinen heiligsten Empfindungen verletzt; er hielt es für Fürstenpflicht mit unnachsichtiger Strenge einzuschreiten, gab den Polizeibehörden außerordentliche Vollmachten (4. Mai) und setzte dann noch eine Ministerial-Commission ein zur Leitung der Untersuchungen gegen die Demagogen. Den in Jena studirenden Preußen befahl er diese Universität zu verlassen, und obgleich die jungen Leute anfangs viel von

*) Metternich an Berstett, 17. April; Berstett an Nesselrode, 9. Mai, an Metternich, 29. Mai 1819.

einem heroischen Widerstande gegen den tyrannischen Befehl redeten, so gehorchten doch als die Frist ablief alle bis auf den letzten Mann.

Selbst diese Erfahrung brachte den König nicht auf die Frage, ob der Geist der Widersetzlichkeit in der akademischen Welt wirklich so mächtig sei. Er meinte jetzt Alles durch den Erfolg bestätigt zu sehen, was ihm Metternich über die Umtriebe der im Dunkeln schleichenden Partei gesagt hatte; er verweigerte der neuen Turnordnung, die ihm zur Vollziehung vorlag, seine Unterschrift, ließ in Weimar wie in Karlsruhe dringend zur Strenge rathen, da „die unseligen Verirrungen der Universitäts-Jugend einen wahrhaft furchtbaren Grad erreicht haben", und befahl dem Grafen Bernstorff, mit dem österreichischen Gesandten Zichy, der sofort durch Kurier Weisung erhalten hatte, wegen außerordentlicher Bundesbeschlüsse zu verhandeln.*) Mit flammendem Eifer stürzte sich, von Wittgenstein unterstützt, der neue Direktor des Polizeidepartements, Geh. Rath Kamptz, in die Untersuchungen; als geborner Mecklenburger an ein todtenstilles öffentliches Leben gewöhnt, scheint er in der That an die große Verschwörung geglaubt zu haben, obschon er zugleich seine Rachgier an seinen literarischen Gegnern kühlen wollte. An ihn drängte sich sogleich eine Rotte verworfener Menschen, wie sie in der Sumpfluft des Mißtrauens und des Verdachtes zu gedeihen pflegen: die Räthe Tzschoppe, Grano, Dambach, gemeine Ehrgeizige, die das Handwerk der Verfolgung mit dem Eifer eines Schweißhundes trieben.

Derweil die deutschen Höfe also von blindem Schrecken überwältigt wurden, schwelgte Metternich im Gefühle befriedigter Eitelkeit: wieder einmal hatte er Alles vorausgewußt, die teuflischen Pläne der Verworfenen, die von deutscher Einheit träumten, waren aufgedeckt; nun galt es die Angst der deutschen Kronen auszubeuten, „der Sache die beste Folge zu geben, die möglichste Partie aus ihr zu ziehen." Kaiser Franz bereiste in diesem Frühjahr die italienischen Höfe. Metternich, der sich nebst dem preußischen Gesandten Krusemark im Gefolge des Monarchen befand, sendete seiner Gemahlin aus Rom und Neapel Reiseberichte, welche auf unbefangene Leser etwa den Eindruck machen, als ob ein wißbegieriger Kaufmannsdiener sie geschrieben und der selige Baron Münchhausen einige historisch-statistische Berichtigungen hinzugefügt hätte. Seinen Kunstsinn bethätigte er durch Begönnerung einiger französischer und englischer Modemaler. Dagegen ward die Ausstellung, welche die deutschen Maler zu Ehren des Kaisers im Palazzo Caffarelli veranstaltet hatten, kaum eines Blickes gewürdigt; mit dem hochfliegenden Idealismus dieser Nazarener wußten die Wiener nichts anzufangen, auch trugen die Künstler von S. Isidoro lange Haare und altdeutsche Röcke, was sie ungeachtet ihrer

*) Bernstorff an Varnhagen, 23. April; Krusemarks Bericht, 16. April; Weisungen an Krusemark, 17. Mai, 15. Juni 1819.

katholischen Gesinnung in den Augen des Kaisers hochverdächtig erscheinen ließ. Der politische Zweck der Reise wurde scheinbar erreicht. Kaiser Franz sah sich überall von der höfischen Welt als der Protector Italiens begrüßt, wohnte im Vatikan als Gast des Papstes, der den Beherrscher der ersten katholischen Macht mit Ehrenbezeigungen überschüttete und den Erzherzog Rudolf mit dem Cardinalspurpur schmückte. Dies genügte, um Metternichs Urtheil zu bestimmen; warum hätte er sich auch über die römischen Verhältnisse bei dem preußischen Gesandten Niebuhr unterrichten sollen, der trotz seinen conservativen Neigungen, trotz seiner Achtung für die Milde des Papstes und die Klugheit des Cardinals Consalvi rasch zu der Einsicht gelangt war, daß die ewige Stadt unter Napoleon sich weit glücklicher befunden hatte, als unter der wiederhergestellten Priesterherrschaft? Der österreichische Staatsmann fand die Zustände im Kirchenstaate ganz vortrefflich, die neapolitanischen Lazzaroni unter dem Segen der Bourbonenherrschaft „hundertmal civilisirter als vor zwanzig Jahren". Daß die schreienden aber muthlosen Italiener jemals eine Schilderhebung wagen könnten, erklärte er für ganz unmöglich — kaum ein Jahr bevor die Revolution in Neapel und Piemont zugleich ausbrach.

Die nämliche Sicherheit staatsmännischen Blickes bewährte er bei der Beurtheilung der deutschen Dinge. Dies ermüdete Volk schien ihm längst überreif zur Revolution; „ich stehe dafür, schrieb er seiner Gemahlin, die Welt befand sich im Jahre 1789 in voller Gesundheit, verglichen mit ihrem heutigen Zustande!" Schon nach dem Wartburgfeste hatte er mit den süddeutschen Gesandten mehrfach die Frage erwogen, ob man nicht in Wien ein gemeinsames „Foyer" zur Beobachtung der deutschen Revolution errichten solle. Jetzt kam ein Hilferuf nach dem anderen von den kleinen Höfen; alle klagten ihre eigene Sorglosigkeit an und bewunderten den durchbohrenden Scharfblick des großen Staatsmannes, der allein die ruchlosen Absichten der Burschen von vornherein durchschaut hatte. Wie hätte der eitelste der Menschen sich jetzt vor wahnsinniger Selbstberäucherung bewahren sollen? Seit der einzige Riese des achtzehnten Jahrhunderts dahingegangen war — er meinte wohl Friedrich II. — fand Metternich das Menschengeschlecht bis zur Erbärmlichkeit klein. „Mein Geist, so gestand er, begreift nichts Enges; ich beherrsche ein unendlich weiteres Gebiet, als die anderen Staatsmänner sehen oder sehen wollen. Ich kann mich nicht enthalten, mir zwanzigmal am Tage zu sagen: guter Gott, wie sehr habe ich recht, und wie sehr haben sie unrecht! Und wie leicht ist es doch, dies so klare, so einfache, so natürliche Rechte zu finden!" So trat der idealistischen Anmaßung der deutschen Jugend der kalte Dünkel eines Weltmannes entgegen, der niemals für eine Idee sich erwärmt, niemals über eines der großen Culturinteressen der Menschheit nachgedacht hatte, der die gemeinste der menschlichen Leidenschaften, die Angst als seinen natürlichen Bundesgenossen

betrachtete und mitten in den Thorheiten polizeilicher Verfolgungssucht sich noch einbildete, ein weiser Vertreter staatsmännischer Mäßigung zu sein: „die heilige Mittellinie, auf der die Wahrheit steht, ist nur Wenigen vorbehalten.“

Ohne nach Beweisen auch nur zu fragen, hielt er für ausgemacht, daß die „Jenenser Vehme“ ihre Mordgesellen nach dem Loose über Deutschland aussende; gegen eine so furchtbare Verschwörung reichte die Macht der einzelnen deutschen Staaten nicht aus. Darum gab Metternich eine ausweichende Antwort, als König Max Joseph auch den Wiener, wie den Berliner Hof wegen der Aufhebung der bairischen Verfassung befragte. Durch das gemeinsame Handeln aller Bundesstaaten, unter Oesterreichs Führung sollten die Presse, die Universitäten, die Kammern geknebelt werden; „mit Gottes Hilfe hoffe ich die deutsche Revolution zu schlagen, ganz so wie ich den Eroberer der Welt besiegt habe!“ An seinem Monarchen fand er einen festen Rückhalt. Kaiser Franz wollte, wie immer, Ruhe haben; nimmermehr durfte das Stillleben seiner Presse, seiner Postulatenlandtage und jener Schulen, die man im alten Oesterreich Universitäten nannte, durch die Tollheiten der deutschen Nachbarn gestört werden. Er billigte aus ganzer Seele die Theorie seines Ministers, daß jeder Bundesfürst „Felonie gegen den Bund“ begehe, wenn er der Presse Freiheiten gestatte, die bei der Gemeinsamkeit der Sprache auch das deutsche Oesterreich anstecken konnten. Mit cynischer Offenheit sprach er aus, daß man die Furcht dieser schwachen Regierungen benutzen müsse, und bevollmächtigte seine Staatsmänner, nöthigenfalls mit dem Austritt Oesterreichs aus dem Bunde zu drohen.

Preußen war endlich gewonnen. Auf die alten Freunde, die Hochtorys von England-Hannover, durfte man sich verlassen, da Graf Münster zu den festen Stützen der reaktionären Politik zählte und das englische Parlament sich um Deutschlands innere Angelegenheiten selten bekümmerte. Auch von Rußland stand kein Widerspruch zu befürchten. Zwar Kapodistrias, der gerade in einem italienischen Bade verweilte, erschien den Oesterreichern noch immer hochverdächtig, er hatte soeben eine Einladung Metternichs ausgeschlagen, weil er peinliche Auseinandersetzungen vermeiden wollte. Aber die Ansichten des Griechen galten in jenem Augenblicke am Petersburger Hofe wenig neben den Rathschlägen Nesselrodes, der immer mit Metternich übereinstimmte und den deutschen Gesandten beharrlich wiederholte: unbegreiflich, daß eine so geistvolle Nation die gefährliche Ausnahmestellung ihrer Universitäten fortbestehen lasse! Um ein Uebriges zu thun, schrieb Kaiser Franz persönlich an den Czaren, sprach ihm wegen der Ermordung Kotzebues sein Beileid aus, und beschwerte sich zugleich über den Erzieher Alexanders, Laharpe, weil dieser in Italien den Namen seines kaiserlichen Zöglings mißbrauche, die römischen Unzufriedenen im Namen Rußlands aufstachele. Dieser kaiserlichen Denun-

ciation wollte der Czar freilich keinen Glauben schenken; die deutschen Zustände aber beurtheilte er wie Nesselrode. Er empfand den Russenhaß, der aus den Angriffen der Jenenser gegen Kotzebue und Stourdza sprach, wie eine persönliche Beleidigung und tadelte lebhaft, daß Karl August die Untersuchungen gegen die Demagogen so schlaff betreibe.*) Genug, der österreichische Hof hatte völlig freie Hand für den Kampf wider die deutsche Revolution. —

Eine Zeit lang schien es, als ob der erste Schlag durch den Bundestag geführt werden sollte. Bei allem Wohlwollen hatte Großherzog Karl August nach Sands That seiner Hochschule einige harte Maßregeln nicht ersparen können. Er befahl eine strengere Handhabung der Disciplin und schritt endlich, da die Isis in ihrem Toben fortfuhr, auch gegen Oken ein. Der Senat mußte, nachdem er sich vergeblich dawider verwahrt, dem ehrlichen Polterer die Wahl stellen, ob er auf sein Lehramt verzichten oder die Zeitschrift aufgeben wolle. Da Oken nach seiner Weise erwiderte, er habe darauf keine Antwort, so wurde er unter lebhaften Beileidsbezeigungen seiner Amtsgenossen entlassen. Sein Blatt mußte bald darauf nach Leipzig übersiedeln; er selbst versuchte sich in Würzburg niederzulassen, was auf unmittelbaren Befehl des Königs verboten wurde,**) und verbrachte dann einige Zeit in gelehrten Arbeiten zu Paris, der erste Flüchtling der deutschen Bewegung. Um Aergeres zu verhüten und sein Jena gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen, ließ der Großherzog inzwischen am Bundestage eine Vereinbarung über gemeinsame Grundsätze der akademischen Disciplin beantragen. Aber niemals, fügte der Gesandte v. Hendrich hinzu, dürften die Universitäten, welche Graf Buol selber in seiner Eröffnungsrede ein stolzes Denkmal deutscher Entwicklung genannt habe, in Schulen umgewandelt werden: „auch Freiheit der Meinungen und der Lehre muß ihnen verbleiben; denn im offenen Kampfe der Meinungen soll hier das Wahre gefunden, gegen das Einseitige, gegen das Vertrauen auf Autoritäten soll hier der Schüler bewahrt, zur Selbständigkeit soll er erhoben werden.“ Daran schloß sich eine warme Vertheidigung der Studenten: in ihrer Burschenschaft hätten sie die schöne Idee der Einigkeit der Deutschen verwirklichen wollen; die man im Kriege als Wehrhafte gebraucht habe dürfe man nicht sogleich wieder als Unmündige behandeln. Zugleich hatte der Großherzog einen eigenen Bevollmächtigten, Geh.-Rath Conta, nach Frankfurt geschickt um mit den Gesandten der anderen Staaten, welche Universitäten besaßen, das Nähere zu verabreden.***)

Mit Entsetzen vernahmen Gentz und Nesselrode die verwegene Sprache

*) Krusemarks Berichte, 21. Mai, 30. Juni; Blittersdorffs Berichte, Petersburg 21. April, 30. Mai 1819.

**) Zastrows Bericht, 9. Okt. 1819.

***) Goltz's Bericht, Frankf. 17. Mai; Blittersdorffs Bericht, Petersburg 8. Mai 1819.

des Fürsten, der in solchem Augenblicke noch wagte, den freien Kampf der Meinungen, die Einheitsträume der deutschen Burschen zu vertheidigen. Metternich aber meinte: „Mit Verachtung straft man den Altburschen nicht, er ist sie gewöhnt.“ In solchem Tone wagte jetzt ein österreichischer Staatsmann von dem berühmtesten Manne des deutschen Fürstenstandes zu reden; die Zeiten des Friedländers drohten sich zu erneuern. Graf Buol erhielt demnach Befehl, sich auf die Berathung des Weimarischen Antrags einzulassen, um dann einen Gegenantrag durchzusetzen, welchen Gentz nach Adam Müllers Ideen ausgearbeitet hatte, ein Meisterstück polizeilicher Seelenangst. Die Reformpläne des Hauses Oesterreich für Deutschlands Hochschulen liefen wesentlich auf zwei Vorschläge hinaus: es sollten die Studenten jeder Ausnahmestellung verlustig gehen und auch in Disciplinarsachen ausschließlich der bürgerlichen Polizei unterworfen werden, da diese durch die Stiefelputzer und ähnliche Leute die Vergehen des jungen Volks am leichtesten erfahren könne; ferner sollten alle deutschen Regierungen sich verpflichten, keinen akademischen Lehrer, der wegen gefährlicher Lehren abgesetzt worden sei, jemals wieder anzustellen. Auf diesen letzteren Punkt kam es der Hofburg vornehmlich an. Gentz leitete alle Sünden der Jugend kurzweg von den ruchlosen Lehren ihrer Professoren her und versicherte mit eiserner Stirn, ganz unzweifelhaft seien Oken, Fries, Luden und Kieser die eigentlichen Mörder Kotzebues. Kaiser Franz, mißtrauisch gegen Alles was über seinen Gesichtskreis hinauslag, war derselben Ansicht; er ließ an allen Höfen die Annahme des k. k. Antrags dringend empfehlen und den König von Preußen persönlich um seine freundschaftliche Unterstützung bitten.*)

Aber die Langsamkeit der regelmäßigen Bundesverhandlungen bot doch einige Gewähr gegen Ueberraschungen. Als die übliche Instruktionseinholung begann und die Regierungen die schwierige Frage reiflich erwogen, da zeigte sich wieder, wie wenig das Oesterreich Metternichs mit der deutschen Cultur gemein hatte. Nur die medicinischen Facultäten Oesterreichs genossen der vollen Lehr- und Lernfreiheit deutscher Hochschulen. In Berlin dagegen empfand man lebhaft, wie leicht ein Gewaltschritt gegen die akademische Freiheit alle Grundlagen der deutschen Bildung zerstören könne. Selbst der furchtsame Ancillon mochte den deutschen Gelehrten doch nicht ganz verleugnen und gab der Hofburg zu bedenken: dies Alles ist für uns schwerer als für Oesterreich, da wir große Universitäten besitzen, die nur Lehr- nicht Erziehungs-Anstalten sind und nur in Freiheit gedeihen können.**) Eichhorn, der seit einem Jahre den Vortrag über die deutschen Angelegenheiten im Auswärtigen Amte erhalten hatte, verfaßte für den Bundestag eine geistvolle Denkschrift (10. Juli), die sich zwar über den

*) Krusemarks Bericht, 21. Mai 1819.
**) Ancillon, Weisung an Krusemark, 15. Juni 1819.

Dünkel des jungen Geschlechts nicht ganz so nachsichtig äußerte wie Großherzog Karl August, aber mit den praktischen Vorschlägen des Weimarischen Antrags fast vollständig übereinstimmte. Er fand die wesentlichen Institutionen der deutschen Hochschulen, wie sie sich historisch entwickelt hätten, durchaus gesund; er warnte die Regierungen vor dem Versuche, durch Drohungen und Ermahnungen in diese Welt der Freiheit einzugreifen: „die Aeußerung einer Regierung muß zugleich That sein;“ er wagte sogar den einfachen, in jenem Augenblicke sehr kühnen Gedanken auszusprechen, ob man nicht die akademischen Verbindungen unter gewissen Vorbehalten gradezu erlauben solle, da die zahllosen Verbote seit Jahrhunderten doch nichts geholfen hätten, und erklärte sich endlich sehr nachdrücklich gegen den Vorschlag, daß ein entlassener Professor niemals wieder angestellt werden dürfe: genug, wenn die Regierungen einander die Gründe solcher Entlassungen gewissenhaft mittheilten, einen Verderber der Jugend werde doch sicher kein deutscher Fürst in seine Dienste ziehen wollen. In der Commission des Bundestags drang Preußen allerdings nicht mit allen seinen Vorschlägen durch; der Antrag Oesterreichs auf Nichtwiederanstellung der entlassenen Professoren wurde von Baiern, Hannover und Baden gegen Preußens Widerspruch angenommen. Im weiteren Verlauf der Verhandlungen aber begegnete Oesterreich überall der Abneigung des Partikularismus, der nirgends so wohl berechtigt ist wie auf dem Gebiete des akademischen Lebens. Selbst diese ängstlichen kleinen Kronen wollten sich die Eigenart ihrer Hochschulen nicht ganz verkümmern lassen und verstanden sich nur zu wenigen gemeinsamen Vorschriften; ihr Widerstand war um so schwerer zu besiegen, da das Universitätswesen unzweifelhaft nicht zur Competenz des Bundes gehörte.

Metternich fühlte, daß er durch den Bundestag nie zu seinem Ziele gelangen konnte; ohnehin hatte der anarchische Zustand der Frankfurter Versammlung schon längst den Unwillen des Wiener Hofes hervorgerufen. Graf Buol mit seiner Gedankenarmuth, seiner taktlosen Heftigkeit vermochte die Versammlung nicht zu leiten. Der gutmüthige Goltz zeigte sich seiner Stellung ebenso wenig gewachsen, er hatte soeben wegen einer ungeschickten Indiskretion seine Abberufung erhalten und nur mit Mühe die Verzeihung seines Hofes wieder erlangt.*) So konnte es geschehen, daß einige Gesandte der kleineren Staaten, Wangenheim, die beiden Hessen Harnier und Lepel, der Bremer Smidt u. A., insgeheim unterstützt durch den listigen Baiern Aretin, eine liberale Oppositionspartei bildeten, welche in einer Diplomatenversammlung durchaus unberechtigt war, weil sie sich nicht auf die Instruktionen der Höfe, sondern lediglich auf die persönlichen Ueberzeugungen der Gesandten stützte. Nicht ohne Uebermuth pflegten diese Kleinen in den Commissionssitzungen den Gesandten der beiden Groß-

*) Goltz's Bericht an den König, 9. März 1819.

mächte die Ueberlegenheit ihrer Bildung und ihrer Redefertigkeit zu zeigen. Die Liberalen waren zugleich die Vorkämpfer des Partikularismus, unerschöpflich in Schlichen und Ränken um die Vollendung der Bundeskriegsverfassung zu verhindern; eben jetzt zeigte Wangenheim seinen Genossen unter der Hand eine von seinem Könige eigenhändig niedergeschriebene Denkschrift, welche, ganz im Sinne des Rheinbundes, die deutschen Souveräne gegen die militärische Dictatur der beiden Großmächte so gehässig aufzuwiegeln versuchte, daß Oesterreich und Preußen in Stuttgart ernste Vorstellungen machen mußten.*)

Rasche, durchgreifende Entschlüsse, wie sie der Wiener Hof brauchte, waren von dieser Versammlung nicht zu erlangen. Daher rieth Gentz schon im April, man solle zunächst eine vertrauliche Verständigung mit den größeren Höfen herbeiführen, und Metternich ging auf den Vorschlag ein, sobald er von dem schleppenden Gange der Frankfurter Universitätscommission Kenntniß erhielt. Seine Absicht war, im Juli in Böhmen zu erscheinen und zunächst dem König von Preußen, der um diese Zeit das Teplitzer Bad zu gebrauchen pflegte, das Programm einiger provisorischen Bundesgesetze vorzulegen; denn nur Bundesgesetze, so ließ er wiederholt nach Berlin schreiben, könnten dem so weit vorgeschrittenen Uebel der revolutionären Verschwörungen noch steuern, Maßregeln einzelner Bundesstaaten genügten längst nicht mehr.**) War man mit Preußen einig, dann sollten die Vertreter der beiden Großmächte in Karlsbad mit den Ministern der größeren Bundesstaaten die Ausnahmegesetze vereinbaren, welche der Bundestag ohne weitere Berathung anzunehmen und zu verkündigen hätte; denn wer unter den Kleinen durfte den neun mächtigsten deutschen Höfen, sobald sie sich ernstlich geeinigt hatten, zu widersprechen wagen? Nach Vollendung der Ausnahmegesetze sollten schließlich die Minister der Bundesstaaten im Winter sich zu Wien versammeln, um den Grundzügen der Bundesverfassung die seit 1815 verheißene Ergänzung, natürlich in hochconservativem Sinne, zu geben und namentlich für die landständischen Verfassungen bindende Vorschriften aufzustellen. Der Plan sah einem Staatsstreiche sehr ähnlich, er ging geringschätzig über alle verfassungsmäßigen Rechte des Bundestags hinweg und enthielt die schärfste Kritik der Bundesverfassung; denn durch andere Mittel als durch Einschüchterung und Eigenmacht ließ sich diesem Bunde allerdings kein Entschluß entreißen.

Glückselig, mit heiligem Eifer arbeitete nun Gentz die Vorschläge für die Karlsbader Versammlung aus: provisorische Ausnahmegesetze gegen die Universitäten, die Presse, die Demagogen, und dazu eine Interpretation des Art. 13, wozu die Thorheiten der badischen Kammern den

*) Krusemarks Bericht, 11. Jan. 1819.
**) Krusemarks Berichte, Rom 4. Juni, Perugia 22. Juni 1819.

hochwillkommenen Anlaß boten. Hatten die Liberalen den Art. 13 gewissenlos als eine Verheißung des Repräsentativsystems mißdeutet, so war Gentz rasch bei der Hand mit der entgegengesetzten Sophisterei, die mindestens ebenso wohlbegründet schien. Die landständischen Verfassungen des Art. 13 bedeuteten eben Stände, nichts Anderes; wollten die deutschen Staaten, so schrieb er dem Hospodar Soutzo, sich dem demokratischen Repräsentativsystem ergeben, dann gehe jede foederative Einheit in die Brüche, und Oesterreich würde es unter seiner Würde finden, an einem solchen Bunde noch länger theilzunehmen. Im tiefsten Geheimniß wurden unterdeß, außer Preußen, die kleinen Königreiche, sowie die für besonders zuverlässig geltenden Höfe von Baden, Mecklenburg und Nassau eingeladen, ihre leitenden Minister im Juli nach Karlsbad zu senden; alle erklärten sich mit Freuden bereit. Die übrigen Regierungen würdigte man keiner Mittheilung, die einen weil Eile noth that und nur ein kleiner Kreis rasche Beschlüsse fassen konnte, die anderen weil Kaiser Franz ihnen mißtraute.

Für den Großherzog von Weimar war am Wiener Hofe kein Wort mehr schlecht genug. Der Mäcenas der deutschen Schöngeister, höhnte man dort, sei jetzt zum Protector der deutschen Meuchelmörder geworden; einzelne Heißsporne erinnerten bereits an das Schicksal Johann Friedrichs. Der tapfere Fürst hielt aus so lange es anging; er dachte in diesem Frühjahr sogar daran, den gefürchteten Gagern zu seinem Bundesgesandten zu ernennen, was ihm General Wolzogen noch glücklich ausredete.*) Mittlerweile kamen ernste Mahnungen aus Rußland, offenbare Drohungen aus Oesterreich. Auf der Reise nach Karlsbad erklärte Metternich einem Staatsmanne der kleinen Höfe rund heraus: der einzige Rechtsgrund für den Bestand der kleinen Bundesstaaten sei die Bundesakte, nur als Bundesglieder hätten sie die Anerkennung der europäischen Mächte erhalten, durch Felonie gegen den Bund würden sie ihr Dasein verwirken. So gewiß diese frivole Rechtsansicht dem völkerrechtlichen Charakter des deutschen Staatenbundes, der so oft und feierlich anerkannten Souveränität aller deutschen Fürsten ins Gesicht schlug: Karl August wußte wohl, was er von seiner Souveränität zu halten hatte, er war der Thor nicht, mit dem papierenen Schwerte eines Bundesverfassungsparagraphen den Machtkampf gegen den erklärten Willen aller größeren Bundesstaaten aufzunehmen. Noch einmal, am Abend seines Lebens bekam er die Lüge der Kleinstaaterei, die ihn sein Tagelang gepeinigt, schwer zu empfinden; er mußte schweigend hinnehmen, was er nicht hindern konnte und behielt sich nur im Stillen vor, die Karlsbader Beschlüsse so mild als möglich auszuführen. Nächst Weimar war die Curie der freien Städte dem Wiener Hofe hochverdächtig; die ehrenfesten altväterischen Senate der vier Communen verdankten diesen unverdienten Ruf dem wackeren bremischen

*) Goltz's Bericht, 25. Mai 1819.

Bundesgesandten Smidt, der zwar für die Bundesverfassung und das Haus Oesterreich eine aufrichtige Bewunderung hegte, doch immerhin die Ausführung der Versprechen der Bundesakte ernstlich wünschte und durch seinen bürgerlichen Freimuth zuweilen Anstoß gab.

Gleich den kleinen Höfen blieb auch der Bundestag selbst ohne jede Nachricht von dem Karlsbader Unternehmen; er war, seit den Berathungen über die Universitäten, bei der Hofburg ganz in Ungnade gefallen, und Gentz sagte jetzt selber was vor Kurzem noch als Hochverrath gegolten hatte: diese Versammlung sei um nichts besser als der Regensburger Reichstag. Sogar Graf Buol durfte nichts erfahren, und der unglückliche Goltz mußte wieder dieselbe Rolle spielen, wie einst im Frühjahr 1813, als er mit seiner Regierungscommission in Berlin unter den französischen Truppen saß, derweil der König in Breslau den Krieg gegen Frankreich vorbereitete. Nur gerüchtweise verlautete in Frankfurt, die Badekur, welche heuer so viele deutsche Minister nach Karlsbad führte, könne vielleicht auch politische Besprechungen veranlassen.

Noch am 31. Juli sendete Smidt seinem Senate eine unschuldige Denkschrift über die Aufgabe, welche sich Deutschlands Staatsmänner auf den Karlsbader Besprechungen stellen sollten. Auch er hielt es für geboten, die aufgeregte öffentliche Meinung zu beschwichtigen, doch er wollte „die deutschen Völker" mit den bestehenden Zuständen versöhnen, damit sie nicht immer von Neuem durch den Anblick der politischen und wirthschaftlichen Wohlfahrt des besiegten Frankreichs erbittert würden, und empfahl daher dem Bundestage eine rege gemeinnützige Thätigkeit, wie der Bund sie bereits bei der Organisation des Bundesheeres, das nur leider noch gar nicht bestand, bewährt habe. Smidt hoffte, daß der Bundestag sich der Aufhebung der deutschen Binnenmauthen schrittweise nähern werde, warnte aber sorglich vor übertriebenen Hoffnungen, damit Oesterreich, das des deutschen Marktes kaum bedürfe, sich uns ja nicht entfremde; er hoffte auf ein Bundesgericht, auf eine gemeinsame, durch eine diplomatische Commission des Bundestags geleitete auswärtige Politik, und was der frommen Wünsche mehr war. So wenig ahnte er, was Metternich im Schilde führte.

Welch ein bedeutsamer Gegensatz! Hier die gestaltlosen foederalistischen Träume eines redlichen Patrioten, der, in allen bremischen Angelegenheiten das Muster eines umsichtigen praktischen Staatsmannes, von der unverbesserlichen Nichtigkeit des deutschen Bundes mit kindlichem Vertrauen das Unmögliche erwartete; dort der Cynismus einer undeutschen Politik, welche die Ruhe der Völker durch polizeilichen Druck zu erzwingen dachte, aber ihr gemeines Ziel mit durchtriebener Schlauheit und klarer Berechnung verfolgte. In einem solchen Wettstreit konnte der Sieg nicht zweifelhaft sein, selbst wenn die Ungleichheit der Macht weniger lächerlich gewesen wäre. Der hanseatische Staatsmann ließ sich's nicht träumen, daß seine harmlose Denkschrift dem Wiener Hofe verrathen und dort,

trotz der so brünstig betheuerten Unterwürfigkeit gegen das Haus Oesterreich, als ein neuer Beweis demagogischer Gesinnung übel vermerkt wurde. Vor diesen kleinen Genossen hatten die neun verschworenen Höfe sich nicht zu scheuen, und triumphirend verkündete Gentz seinem Freunde Pilat, als Metternich in Karlsbad anlangte: ein ungeheurer Moment in der deutschen Geschichte sei eingetreten! —

Mittlerweile, im Laufe des Juli, erfolgten in Berlin und Bonn die ersten Verhaftungen und Haussuchungen; am 13. erstattete Geh. Rath Kamptz dem Staatskanzler Bericht über das Ergebniß.*) Plump und roh, mit frevelhafter Leichtfertigkeit hatte er seine Meute gegen Alle losgelassen, die nur möglicherweise in einer entfernten Beziehung zu der Burschenschaft stehen konnten. Und doch blieb die Zahl der verhafteten namhaften Männer sehr gering; denn Metternich log mit Bewußtsein, wenn er Preußen als die Brutstätte der revolutionären Pläne bezeichnete. Gerade die preußischen Universitäten waren an der teutonischen Bewegung nur wenig betheiligt. Was der Oesterreicher mit seinem preußischen Anhang verfolgte, war nicht die revolutionäre Gesinnung, sondern der deutsche Nationalstolz, und dieser fand allerdings an Preußens Volk, Heer und Beamtenthum den stärksten Rückhalt. In Berlin war Jahn das erste Opfer; er wurde nach Spandau, dann nach Küstrin auf die Festung gebracht und hatte einen schweren Stand, weil sich in den Papieren der verhafteten Studenten und Schüler die „Goldsprüchlein" sowie andere närrische, für ängstliche Subalternbeamte hochbedenkliche Herzensergüsse des Turnvaters vorfanden.

Da der Staat in Gefahr sein sollte, so galt das Erbrechen, das Perlustriren der Briefe, wie der amtliche Ausdruck lautete, für erlaubt. Eine ganze Schaar junger Leute ward monatelang wegen einzelner thörichten oder auch ganz harmlosen brieflichen Aeußerungen von einem Verhör in das andere geschleppt. So mußten die beiden Schweizer Studenten Ulrich und v. Wyß eine lange Untersuchung aushalten, weil sich in einem ihrer Briefe die Bemerkung fand, Sands That werde der guten Sache schaden. Unter der guten Sache konnte ja nur eine demagogische Verschwörung gemeint sein; auf die Frage der Angeklagten, was man denn eigentlich unter „demagogisch" verstehe, gab der Untersuchungsrichter, ein blutjunger Referendar, die Antwort: demagogisch heißt jedes gewaltsame Hervorrufen einer Verfassung. Auch einer der angesehensten Bürger Berlins, der Buchhändler G. A. Reimer, ein Geschäftsmann großen Stils, kühn im Wagen und klug im Rechnen, einer der ersten Vertreter der wiedererwachenden wirthschaftlichen Thatkraft des deutschen Bürgerthums, mußte eine Haussuchung über sich ergehen lassen, weil er mit Niebuhr, Eichhorn, Schleiermacher nahe befreundet war und die

*) Hardenbergs Tagebuch, 13. Juli 1819.

Turnfreunde in seinem gastlichen Hause viel verkehrten. Grano und Dambach betheiligten sich persönlich an dem wichtigen Geschäfte. Reimer selbst war grade verreist, und da Eichhorn als Freund des Hauses sich der Frau tapfer annahm, die Commission zur Vorzeigung ihrer Vollmacht zwang, so rächten sich diese Subalternen durch einen unverschämten Bericht, worin sie deutlich zu verstehen gaben, der pp. Eichhorn — einer der ersten Beamten der Monarchie — möchte wohl auch mit zu der Verschwörung gehören. In Reimers Papieren fanden sich einige Briefe Schleiermachers aus der Zeit des Tilsiter Friedens, die von einer nahenden Volkserhebung sprachen, und diese gegen die Fremdherrschaft gerichteten Worte genügten, um auch den großen Theologen verdächtig erscheinen zu lassen. Seine Predigten wurden während der nächsten Monate polizeilich überwacht. Spione zeichneten auf, wie er von der Befreiung aller geistigen Kräfte des Menschen, die wir der Lehre Christi verdanken, sprach, wie die Gemeinde sang: „Lobsingt! Nun hat er schon Am Holz ein Fluch gehangen!" — und wie endlich gar „vier mit Bärten versehene Studenten nach erhaltenem Abendmahl kniend scheinbar inbrünstig beteten."*)

Kamptz trug kein Bedenken, zahlreiche, zum Theil entstellte, Sätze aus den Briefen der Verhafteten sofort zu veröffentlichen, obwohl er zu den eifrigsten Vertheidigern des geheimen Gerichtsverfahrens zählte; er schrieb in die Vossische Zeitung einen so beleidigenden Artikel über Jahns Verhaftung, daß der Gefangene eine Verleumdungsklage anstrengte, die nur durch die Erhebung des Competenzconflicts unterdrückt werden konnte; er suchte sogar in den „Jahrbüchern der Gesetzgebung" die preußischen Richter darüber zu belehren, daß sie, selbst wenn nur verbrecherische Theorien vorlägen, auf Hochverrath erkennen müßten. Der ehrliche Stägemann mußte die Spalten seiner Staatszeitung den lächerlichsten Enthüllungen öffnen und tröstete sich, wie manche andere rechtschaffene Beamte, mit der Meinung: ganz grundlos könne der Verdacht doch nicht sein, sonst würden die höchsten Polizeibehörden nicht so bestimmt reden. Da stand denn zu lesen, daß ein sechzehnjähriger Gymnasiast die gräßliche Aeußerung gethan: „o braver Sand, du wußtest nicht, welche Heuochsen wir waren"; derselbe junge Teufel, der sich offenbar soeben an Schillers Räubern berauscht, hatte auch geschrieben: „an jedem Baume zwischen hier und Charlottenburg sollte mir Einer hängen; o ich wollte mir Luft machen" — und weiter: „alle Achtunddreißig zu töden ist ein leichtes Ding, ein Werk des Augenblicks" — wozu die Staatszeitung weise bemerkte, damit seien offenbar die durchlauchtigen Souveräne des

*) Aufzeichnung des Stud. v. Wyß über seine Verhaftung am 7. Juli; Bericht der Commissare Grano, Dambach, Eckert über die Haussuchung bei G. A. Reimer, 11. Juli; Polizeibericht an den Polizeidirektor v. Le Coq, 14. Nov. 1819 ff. Diese und andere Papiere zur Geschichte der Demagogenverfolgung verdanke ich Hrn. G. Reimer in Berlin. Einiges Nähere in den Preuß. Jahrbüchern, Juli 1879.

Deutschen Bundes gemeint. Und diese schimpflichen Albernheiten standen in dem amtlichen Blatte der Monarchie dicht neben vortrefflichen Aufsätzen, welche die Einsicht einer wohlwollenden und gerechten Regierung bekundeten. Wenn die Affenbosheit niedriger Handlanger diesen glorreichen Staat also dem allgemeinen Hohngelächter preisgeben durfte, was Wunder, daß die öffentliche Meinung zu hoffen verlernte? Der preußische Staat glich einem von einer fixen Idee ergriffenen, doch im Uebrigen gesunden Geiste; in allen Zweigen der Verwaltung wurden die alten ehrenhaften Traditionen gewahrt, nur gegen die Demagogen erhielten die verworfenen Elemente des Beamtenthums freies Spiel.

Am Rhein hatte sich Kamptz mit dem Instinkt der Gemeinheit grade die Männer ausgesucht, welche den preußisch-deutschen Geist in der schwierigen Provinz vertraten. So ward in Köln der Procurator L. v. Mühlenfels verhaftet, ein schwärmerischer Patriot, der seinen verwegenen Muth bei Dennewitz bewährt hatte; er war mit den Gebrüdern Follen bekannt, aber nie in ihre geheimsten Pläne eingeweiht worden. Gleichzeitig ward in Bonn bei Arndt und den Brüdern Welcker Haussuchung gehalten. Umsonst verbürgte sich Humboldt für die Unschuld seines jungen Freundes, des Philologen F. G. Welcker, und legte dem Staatskanzler an's Herz, wie leicht die junge Hochschule untergehen könne, wenn man ihre soeben erst ehrenvoll berufenen neuen Lehrer so leichtfertig bloßstelle.*) Der vornehme, sinnige Kunstforscher F. G. Welcker hatte schon in Gießen durch seine nationale Begeisterung den Zorn der Rheinbündner erregt, er war dann als Göttinger Professor durch Kamptz bei der hannoverschen Regierung denuncirt worden und mußte jetzt noch sechs Jahre warten, bis Minister Schuckmann ihm erklärte, daß die Untersuchung gar nichts ergeben hätte.

Grausamer war Arndts Schicksal. Wer in einem Zeitalter anonymer Publicistik den Muth hat, mit offenem Visier seine politische Meinung zu vertheidigen, kann auf die Dauer einem ungeheuren Hasse nicht entgehen. Sobald die Bonner Haussuchungen ruchbar wurden, geriethen die zahllosen Feinde, die sich der Tapfere bei allen Parteien erworben hatte, in geschäftige Bewegung, seine Wanderfahrten im Dienste des Vaterlandes wurden dem Monarchen als Beweise abenteuerlicher Unstetigkeit verdächtigt, und der König, der noch lange von dem Dasein eines alle Ordnung der Gesellschaft bedrohenden Geheimbundes fest überzeugt blieb, untersagte ihm vorläufig die Fortsetzung seiner Collegien. Der Mann, der einst zuerst für die Wiedereroberung des deutschen Flusses seine Stimme erhoben hatte, empfand es als „eine fürchterliche Ironie“, daß er hier am befreiten Rheinstrom das Opfer eines außerordentlichen Gerichtsverfahrens werden mußte. Er schrieb dem Staatskanzler: „als

*) Humboldt an Hardenberg, 20. Juli 1819.

einen Schelm und Verräther, als einen feigen Knecht, der das Unrecht Recht nennt, sollen sie mich wahrlich nicht finden.“ Noch zwei Jahrzehnte hindurch sollte er unter einer Ungerechtigkeit leiden, die von allen Sünden dieser Demagogenjagd die häßlichste bleibt. Bald wagte sich der Spüreifer der Werkzeuge Kamptz's selbst an die Vertrauten des Staatskanzlers. Der unaufhaltsame Grano erschien selber am Rhein um Dorows Papiere zu durchsuchen. Auch Justus Gruner, der tödlich erkrankt in Wiesbaden Heilung suchte, empfing den Besuch des Spürers und sah die letzten Tage seines kurzen Lebens durch eine Kränkung getrübt, die den leidenschaftlichen Mann aufs Tiefste empörte.

Daß Hardenberg an alle Märchen der Demagogenjäger geglaubt haben sollte, scheint undenkbar. Der alte Herr zeigte auch jetzt noch zuweilen sein dankbares Herz, unterstützte die Frau des unglücklichen Jahn, dem während seiner langen Haft zwei Kinder starben, und schrieb freundschaftlich an Dorow: er möge nur getrost seine Geheimnisse aufdecken, dann werde seine Unschuld schon an den Tag kommen. Doch findet sich selbst in Hardenbergs vertrauten Briefen kein Wort des Bedauerns oder des Zweifels, vielmehr eine Menge scharfer Aeußerungen gegen die Ruchlosigkeit der Demagogen. Auch er war durch Wittgenstein, den er ja für seinen treuen Freund ansah, überzeugt worden, er glaubte an eine schwere Staatsgefahr, wenngleich er nicht jeden Schritt der Verfolger billigen mochte; und es ist nicht richtig was seine Panegyriker Benzenberg und B. Constant späterhin behaupteten, daß er sich nur zum Scheine an die Spitze der reaktionären Partei gestellt habe. Seine Verfassungspläne hielt er noch immer fest, aber sie konnten nur verwirklicht werden, wenn der König über die Sicherheit des Staates vollständig beruhigt war.

Die älteren Männer unter den Verfolgten ertrugen ihr Geschick mit einer ruhigen Würde, welche allein schon den Ungrund der Verdächtigung hätte darthun können. Weder Arndt noch F. G. Welcker und Mühlenfels ließen sich durch die erlittene Unbill jemals in ihrer monarchischen Gesinnung, ihrer preußischen Treue beirren; mit unverwüstlicher Tapferkeit predigte Reimer, aller Kränkungen ungeachtet, seinem krankhaft verstimmten Freunde Niebuhr Muth und Vertrauen.*) Nur der heißblütige Karl Theodor Welcker, ein unbedingter Bewunderer des Repräsentativsystems, der schon beim Zusammentritt des Wiener Congresses in einer Rede über „Deutschlands Freiheit“ ein deutsches Parlament gefordert hatte, bildete sich nach solchen Erfahrungen, menschlich genug, ein gehässiges Urtheil über den preußischen Staat, das bei den Liberalen des Südwestens nur zu williges Gehör fand. Von den Jüngeren dagegen wurden viele erst durch die Verfolgung dem Radikalismus zugetrieben, manche in der Blüthe

*) Den Briefwechsel von G. A. Reimer und Niebuhr habe ich mitgetheilt in den Preuß. Jahrbüchern, August 1876.

des Lebens geknickt, andere endlich dem Vaterlande gewaltsam entfremdet, so Franz Lieber, der nach langen Irrfahrten in Amerika eine neue Heimath fand und dort mit dem ganzen Gedankenreichthum der deutschen historischen Rechtsschule das Ideal der Bundesrepublik verherrlichte, der geistvollste unter allen Publicisten der modernen Demokratie.

Für Preußen und sein Verhältniß zur Nation ward der Unsinn dieser Demagogenverfolgung wahrhaft verhängnißvoll, obwohl die Mehrheit am Bundestage die heilsame Strenge der preußischen Regierung mit unterthänigem Danke anerkannte.*) Wörtlich erfüllte sich was Niebuhr weissagte: „welches Leben ohne Liebe, ohne Patriotismus, ohne Freude, voll Mißmuth und Groll entsteht aus solchen Verhältnissen zwischen Unterthanen und Regierungen!“ Hatten die particularistischen Liberalen die preußische Monarchie bisher schon ohne Grund verunglimpft, so stürzten sie sich jetzt vollends mit urkräftigem Behagen auf die offene Wunde am Leibe des deutschen Staats. Da die Deutsch-Oesterreicher der nationalen Bewegung vollkommen fremd blieben und Metternich mithin wenig Gelegenheit zu Verhaftungen fand, so galt Preußen nunmehr als die Macht der Finsterniß im deutschen Leben, und in den Köpfen der selbstgefälligen Constitutionellen des Südwestens nistete sich ein Vorurtheil ein, das, wie thöricht immer, doch eine reale Macht, ein schweres Hinderniß unserer politischen Entwickelung geworden ist. Das völlig nichtige Ergebniß der Untersuchungen gegen Arndt und Jahn rief nachher natürlich die Meinung hervor, als wäre überhaupt gar kein Grund zu polizeilichem Einschreiten vorhanden gewesen. Und doch hatte man mindestens einen wirklichen Verschwörer ergriffen, Adolf Follen in Elberfeld. Bei ihm fand sich auch jener Entwurf für die Verfassung der deutschen Republik; doch er verstand, während so viele Unschuldige leiden mußten, seine Untersuchungsrichter mit der Gewissenlosigkeit des Unbedingten zu täuschen. —

Immer lauter ward das Gerücht, daß die Karlsbader Versammlung den deutschen Landtagen feste Formen und Schranken vorschreiben werde. Um dieser Gefahr vorzubeugen versuchten noch in der zwölften Stunde zu gleicher Zeit zwei Souveräne ihre Verfassung selbständig zu ordnen. Die Fürstin-Vormünderin Pauline von Lippe-Detmold, eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, lebte seit Langem in Streit mit ihren Ständen, weil sie den alten aus 32 Rittern und 7 Städtern bestehenden Landtag umgestalten und jedem der drei Stände die gleiche Stimmenzahl gewähren wollte. Sie war die Wohlthäterin ihres Ländchens, hatte die Bürger und Bauern Mann für Mann auf ihrer Seite und redete mit einer Unbefangenheit, die in Wien übel vermerkt ward, von dem natürlichen Rechte der Völker auf Vertretung aller Klassen. Mit dem positiven Rechte aber nahm sie es nach Frauenart nicht genau; auch sie war, wie weiland König

*) Goltz's Bericht, 20. Juli 1819.

Friedrich von Württemberg, durch den Untergang des heiligen Reichs mit einem mächtigen Souveränitätsgefühle erfüllt worden und meinte, seit sie die kaiserliche Majestät nicht mehr zu fürchten hatte, auch an die Landesverträge nicht länger gebunden zu sein. Die alten Stände widerstanden hier ebenso zäh wie in Württemberg und wendeten sich klagend an den Bund; Rath Schlosser, derselbe, der die Rechtsverwahrungen der jülich-clevischen Stände verfaßt hatte, führte ihnen die Feder. Als die Karlsbader Conferenzen herannahten, ahnte die Fürstin sogleich, daß die dortigen Beschlüsse ihren liberalen Ansichten wenig entsprechen würden, und rasch entschlossen verkündete sie am 6. Juni ihrem Lande eine neue Verfassung. Aber der liberale Staatsstreich mißlang. Unterstützt von dem Bückeburger Fürsten, der eine Mit-Landesherrschaft behauptete, erschienen die alten Stände alsbald wieder beim Bunde. Nach einer tiefgeheimen Berathung, wobei Wangenheim die ganze Fülle seiner constitutionellen Gelehrsamkeit entfaltete, beschloß der Bundestag den Streitenden seine Vermittlung anzubieten und forderte die Fürstin auf, die Ausführung ihres neuen Grundgesetzes einstweilen einzustellen. Dies „Einstweilen" währte bis zum Jahre 1836; da kam endlich, aber ohne Mitwirkung des Bundestags, ein Vergleich zu Stande.

Glücklicher fuhr der König von Württemberg. Wer hätte auch die krummen Wege dieses Meisters der Falschheit berechnen und durchkreuzen können? König Wilhelm hatte einst zuerst den Gedanken aufgebracht, daß der Bund den Ansprüchen der Landstände eine feste Schranke setzen solle; er hatte, als er die Verhandlungen mit seinem Landtage abbrach, ausdrücklich erklärt, zunächst wolle er die Beschlüsse des Bundestags über die Rechte der deutschen Kammern abwarten, und seitdem war er von diesem Herzenswunsche nicht zurückgekommen. Sein neuer Premierminister v. Maucler schulte das Beamtenthum, ähnlich wie Zentner in Baiern, zu einer streng gehorsamen, unbedingt abhängigen „Garde", wie die Liberalen höhnten; auch der einflußreiche Geh.-Rath v. Gros, der sich früher als Erlanger Professor der besonderen Gunst Hardenbergs erfreut hatte, war ein gescheidter Bureaukrat von der aufgeklärten rheinbündischen Art. Graf Wintzingerode endlich, der Sohn des Ministers Friedrichs I., der soeben in das Auswärtige Amt berufen wurde, hatte sich als Gesandter in Wien durch seine Gradheit und streng monarchische Gesinnung das volle Vertrauen Metternichs erworben.*) Alles an dieser Regierung trug das Gepräge eines strengen und verständigen Absolutismus. Die lärmende Freiheit der Studenten schien dem soldatischen Monarchen entsetzlich, und Wintzingerode erwog bereits mit ihm die Frage, ob man nicht der Tübinger Universität eine neue Karlsschule mit halbmilitärischer Zucht an die Seite setzen solle. Daher war ihm die Einladung zu den Karlsbader Conferenzen

*) Krusemarks Bericht, 4. Juni 1819.

keineswegs unwillkommen. Aber andererseits wollte er doch den Namen des liberalsten deutschen Fürsten nicht verlieren und sein Verfassungswerk als souveräner Herr, unbelästigt durch den Bund, zu Stande bringen.

Seit zwei Jahren befand er sich wohl bei einem Doppelspiele, das seiner ränkesüchtigen Natur allmählich zum Bedürfniß wurde. Er gewährte seiner Presse volle Freiheit gegen den Bund und die Großmächte, nur wider ihn selber durfte sie nichts sagen. Er ließ in Frankfurt durch Wangenheim, den begeisterten Verehrer des Bundesrechts, die Gedanken des liberalen Foederalismus vertreten, und wenn es der Heißsporn zu arg trieb, dann mußte Wintzingerode, der seinerseits die Bundesakte für „eine widersinnige Conception" hielt, ihn bei der Hofburg entschuldigen und die hochconservativen Ansichten des Königs betheuern. Wie erfolgreich ließ sich diese machiavellistische Politik jetzt fortführen, wenn man gleichzeitig mit den Karlsbader Conferenzen die Verfassungsberathungen von Neuem aufnahm. Dann konnten die Landstände durch die Angst vor den Karlsbader Beschlüssen nachgiebig gestimmt werden; und wenn in Karlsbad ein Vorschlag auftauchte, der den Interessen des Stuttgarter Hofes zuwiderlief, so mochte sich der württembergische Bevollmächtigte hinter den Landtag verschanzen und wehmüthig versichern, dergleichen sei bei den hartköpfigen Schwaben nicht durchzusetzen. So wurde zugleich der Trotz der Altrechtler gebrochen und dem Könige sein liberaler Ruf gerettet.

Nicht ohne Geschick ward diese politische Falle eingerichtet. Am 10. Juni überraschte der König sein Land durch die Ausschreibung neuer Wahlen, am 13. Juli trat der Landtag in Ludwigsburg zusammen. Welch ein Umschlag der Stimmungen seit zwei Jahren! Die im Ganzen wohlthätige Wirksamkeit der königlichen Dictatur hatte manchen hitzigen Altrechtler versöhnt, das Mißtrauen gegen die Krone gemildert. Die Thorheit des verstockten Widerstandes der alten Stände war jetzt Vielen klar geworden; Alle aber beherrschte, wie der Abgeordnete Schott offen aussprach, die Furcht vor den drohenden Karlsbader Beschlüssen, die so leicht „das kostbarste Recht des Landes, den freien Vertrag gefährden könnten." Auf diesen Eckstein schwäbischer Freiheit beschränkten sich jetzt die Hoffnungen der Ernüchterten; wenn nur die neue Ordnung vertragsmäßig zu Stande kam, so war man bereit im Einzelnen nachzugeben. Ohne einen vereinbarten Grundvertrag konnten sich die Alt-Württemberger, die so lange unter dem Schutze des Tübinger Vertrags und des Erbvergleichs gelebt, die politische Freiheit nicht vorstellen; recht nach dem Herzen seiner Landsleute hatte Schiller gesungen:

Und über jedem Hause, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.

Mehrere Führer der alten Opposition, Waldeck, Massenbach, Bolley, erschienen in dem neuen Landtage nicht wieder; andere, wie der weltkluge Weishaar hatten sich inzwischen der Regierung angeschlossen. Um

seine Volksvertreter vor Verführung zu sichern, ließ der König den eifrigen Altrechtler Paulus, der auf Besuch in sein Heimathland gekommen war, kurzerhand ausweisen. Der Todfeind der württembergischen Schreiber, der freimüthige F. List, wurde durch ein ungemein einfaches Verfahren von dem Landtage ausgeschlossen. Da er am Tage der Wahl sein dreißigstes Lebensjahr noch nicht ganz vollendet hatte, so erklärte das Oberamt Reutlingen, auf Befehl der Regierung, seinen Wählern kurzweg: ihre Stimmzettel seien ungiltig, es solle ihnen aber gestattet werden „am nächsten Montag frisch zu wählen".*) Als er darauf, nunmehr unzweifelhaft wählbar, in einem anderen Bezirke gewählt werden sollte, verwickelte man ihn in eine Untersuchung wegen der revolutionären Sprache seines Wahlaufrufs, und so gelang es, den unbequemen Mann während des ganzen Landtags fern zu halten. Die Vorsicht war kaum nöthig; denn die Oligarchie der Altrechtler hatte bereits in der Stille ihren Frieden mit dem Ministerium geschlossen. Die Versammlung begann sogleich mit Beweisen der Ergebenheit, welche von dem alten Trotze seltsam abstachen und wenig geeignet waren den Monarchen von seiner cynischen Menschenverachtung zu heilen. Sie dankte dem Könige, weil er „von Neuem den Weg des Vertrages betreten, auf dem sich von jeher die Verfassung des Landes entwickelt hat," und ernannte alsbald eine Commission zur Berathung der neuen Verfassungsvorlage, welche sich von der letzten, verworfenen, wesentlich nur durch ihre gedrängtere, zweckmäßigere Form unterschied. Am 2. Sept. erstattete die Commission ihren Bericht, und hatte der alte Landtag durch pedantische Langsamkeit gesündigt, so betrieb der neue seine Arbeit in rasender Eile, weil er den Karlsbader Beschlüssen durch eine vollendete Thatsache zuvorkommen wollte.

Schon am 18. September war die Berathung beendigt, in zwei Tagen hatte man 121 Artikel erledigt. Das früher so leidenschaftlich bekämpfte Zweikammersystem wurde jetzt fast ohne Streit angenommen, weil die Frage bereits entschieden sei „durch Verhältnisse, deren Berücksichtigung unausweichlich ist." Alle Parteien fühlten, daß man den von dieser Krone so ungerecht behandelten Mediatisirten irgend ein Zugeständniß bieten müsse um gefährliche Verhandlungen am Bundestage zu vermeiden. Von solcher Furcht beherrscht, kam man dem hohen Adel sogar allzuweit entgegen und gewährte der Krone nur das Recht, höchstens ein Drittel der Mitglieder der ersten Kammer, die geheim tagen sollte, zu ernennen, so daß unlösbare Streitigkeiten zwischen den beiden Kammern sehr leicht eintreten konnten. Auch das Idol der Altrechtler, die ständische Steuerkasse ward nur noch von Uhland und einer kleinen Minderzahl matt

*) Erlaß des Oberamts Reutlingen an den Kupferschmid Peter Votteler u. A., 10. Juli 1819.

vertheidigt. Die Mehrheit hatte inzwischen gelernt, daß diese altväterische Institution sich mit der modernen Staatseinheit nicht vertrug; wir wollen, meinte Schott, keine Feudal-, sondern eine Repräsentativverfassung. Bei der Schlußabstimmung widersprach Niemand mehr, und Uhland fügte seinem Ja die feierlichen Worte hinzu: „das Wesentliche besteht, vor Allem jener Urfels unseres alten Rechts, der Vertrag.“ Eine durch F. List entworfene Adresse von Stuttgarter Bürgern, die sich scharf gegen das übereilte Verfahren der Stände aussprach, ward erst nach Schluß der Berathungen veröffentlicht. Am 24. September unterzeichnete der König den neuen Grundvertrag; die Verfassung kam noch glücklich unter Dach, einen Augenblick bevor die Karlsbader Beschlüsse im Lande bekannt wurden.

So war denn endlich verwirklicht was der schwäbische Dichter so oft gefordert hatte:

> Daß bei dem biedern Volk in Schwaben
> Das Recht besteht und der Vertrag.

Die politische Brauchbarkeit der neuen Verfassung wurde freilich durch diese vertragsmäßige Entstehung keineswegs erhöht. Statt eines Werkes aus einem Gusse hatte man ein mühseliges Compromiß zu Stande gebracht, das viele jetzt nutzlose oder gradezu unmögliche Institutionen des altwürttembergischen Ständewesens mit in die neue Zeit hinübernahm. So sollte die lutherische Kirche ihren alten reichen Kirchenkasten wieder erhalten. Die unterthänige Commission nannte diese Bestimmung „einen der schönsten und größten Gedanken, die je ein Regent faßte,“ und erklärte: „mit einer Kritik der Vorschläge, welche von dieser Restitution abmahnen, wollen wir den gegenwärtigen Augenblick nicht entweihen.“ Der große Gedanke erwies sich aber als gänzlich unausführbar, da die Kirchengüter seit Jahren eingezogen und in verschiedene Hände gelangt waren. So sollte ferner neben dem Ministerium noch ein Geheimer Rath bestehen, die Staatsschuldenkasse durch ständische Beamte verwaltet werden, ein stehender Ausschuß des Landtags in Stuttgart tagen, eine kleine ständische Kasse dem Landtage, aber nur für seinen eigenen Aufwand, zur Verfügung stehen — lauter Ueberbleibsel von altwürttembergischen Einrichtungen, welche die moderne Verwaltung nur erschweren konnten ohne die Macht des Landtags zu verstärken. Für die Ohnmacht der zweiten Kammer hatte der schwäbische Kirchthurmsgeist gesorgt. Da keines der 64 Oberämter auf einen eigenen Vertreter verzichten wollte, so ergab sich, mit den Vertretern der Ritterschaft, der Geistlichkeit, der sieben guten Städte, die gewaltige Zahl von vierundneunzig Abgeordneten, deren große Mehrheit nothwendig aus harmlosen Naturen bestehen mußte. König Wilhelm durfte sich mithin der angenehmen Hoffnung hingeben, daß er in seinem streng centralisirten Staate das gewohnte stramm bureaukratische Regiment auch fürderhin unbelästigt werde fortführen können. Die Preß-

freiheit wurde versprochen, „jedoch unter Beobachtung der gegen die Mißbräuche bestehenden oder künftig zu erlassenden Gesetze." Erst aus schmerzlichen Erfahrungen sollte das Volk lernen, daß mit solchen hochtönenden Verheißungen allgemeiner „Grundrechte" in Wahrheit gar nichts gesagt, ja selbst die Censur nicht gradezu beseitigt war. Zum Ueberfluß bestimmte der Art. 3, daß alle organischen Beschlüsse des Bundestags, wie billig, auch für Württemberg gelten sollten.

Trotz alledem ließen sich's die Württemberger nicht nehmen, daß ihr Grundgesetz das freisinnigste Deutschlands sei. Die Verfassung stand, gleich der badischen, mitteninne zwischen dem altständischen und dem Repräsentativsysteme, da mindestens die Abgeordneten der Oberämter in der zweiten Kammer das gesammte Volk, mit Ausnahme des Adels und der Geistlichkeit, vertraten; sie besaß überdies in dem stehenden Landtagsausschusse eine eigenthümliche Institution, welche sich zwar praktisch wenig bewährte, aber den Tagesmeinungen als ein furchtbares Bollwerk der Volksrechte erschien. Das Volk hatte durch zahlreiche, namentlich gegen das Zweikammersystem gerichtete Petitionen seine Theilnahme an den Arbeiten des Landtags bewiesen. Die merkwürdigste dieser Bittschriften war eine Eingabe der allezeit gut deutsch gesinnten Reutlinger, welche — zum ersten male in dieser stillen Zeit — die Einberufung eines deutschen Parlaments forderte, weil „nur so alle deutsche Staaten sich einer wirklichen Repräsentativ-Verfassung erfreuen könnten." Unter stürmischem Jubel beschwor der Monarch am 25. September die Verfassung; auch die Prägung der unvermeidlichen Denkmünze ward beschlossen, und als drei Tage nachher König und Landtag auf dem Canstatter Volksfeste erschienen, da brach die schwäbische Freiheitsbegeisterung in hellen Flammen aus. Was der Bevollmächtigte dieses volksfreundlichen Königs unterdessen in Carlsbad getrieben hatte, blieb dem arglosen Volke zum Glück verborgen.

Der nationalen Gesinnung des schwäbischen Landes brachte die seltsame Entstehungsgeschichte des neuen Grundgesetzes schweren Schaden. Die Verfassung war aus einem geheimen Kampfe gegen den deutschen Bund hervorgegangen; alle Reden der Volksvertreter liefen hinaus auf die Mahnung, daß man die schwäbische Freiheit gegen die Tyrannei des Bundes sichern müsse. Unter solchen Erlebnissen gewann der ohnehin überstarke Stammesstolz der Schwaben neue Kraft. Da in der deutschen Centralgewalt nur die Kronen, in den Einzelstaaten auch die Unterthanen vertreten waren, so schlug der junge Liberalismus fast überall eine particularistische Richtung ein, und nirgends war dieser Sondergeist mächtiger als in Württemberg, wo sich von vornherein die Ansicht bildete: das halb gegen den Willen des Deutschen Bundes entstandene Grundgesetz stehe über dem Bunde. —

---

Am 22. Juli traf Metternich zu Karlsbad ein, in dem stolzen Bewußtsein, daß „von hier entweder das Heil oder die endgiltige Vernichtung der socialen Ordnung ausgehen werde.“ Eine Bereisung seines lombardisch-venetianischen Königreichs hatte Kaiser Franz aufgegeben, weil die Bändigung der deutschen Revolution dringender schien. Die Vertrauten, mit denen sich der österreichische Staatsmann zunächst besprach, waren, außer Gentz, die beiden Freunde vom Wiener Congresse her, die Hannoveraner Graf Münster und Graf Hardenberg; auf die hochreaktionäre Gesinnung des Tory-Cabinets durfte Metternich in allen Fällen, wo kein Einspruch des Parlaments zu befürchten stand, unbedingt rechnen, und dankbar schrieb er nachher dem Prinzregenten: „Ew. K. Hoheit ist man sicher immer auf dem Wege der wahren Grundsätze zu finden.“ Doch aller andere Beistand war werthlos ohne ein unbedingtes Einverständniß mit der Krone Preußens. Um dieses zu sichern eilte Metternich nach Teplitz und hielt dort am 29. Juli mit König Friedrich Wilhelm eine geheime Unterredung, welche auf Jahre hinaus den Gang der deutschen Politik entschied. Der König zeigte sich auf's Aeußerste beunruhigt wegen der unheimlichen demagogischen Pläne, welche, nach Wittgensteins Versicherung, bei den jüngsten Haussuchungen sich enthüllt haben sollten; er war mit Recht verstimmt über die Rathlosigkeit des Staatskanzlers und die Zerfahrenheit seines Ministeriums, das ihm seit sieben Monaten noch die Antwort auf seine drängenden Fragen schuldete; er klagte: „es fehlen mir Leute“ und gab sich vertrauensvoll den Rathschlägen des Oesterreichers hin, der schon in Aachen so trefflichen Rath gegeben hatte. Metternich verstand das glühende Eisen zu schmieden. Für Preußen, so betheuerte er, sei jetzt der Tag der Entscheidung gekommen zwischen dem Princip der Erhaltung und dem politischen Tode; in Preußen habe die große Verschwörung ihren Ursprung und ihren Sitz, bis in die Reihen der höchsten Beamten reiche sie hinauf; doch könne noch Alles gerettet werden, wenn die Krone sich entschließe, ihrem Staate keine Volksvertretung in dem modernen demokratischen Sinne zu geben, sondern sich mit Ständen zu begnügen. Die Zustimmung des Königs zu diesem Vorschlage verstand sich fast von selbst, da Hardenbergs Verfassungspläne selbst immer nur eine Vertretung der drei Stände, nicht eine Repräsentation des Volks als einer ungeschiedenen Masse bezweckt hatten.

Auf Befehl des Monarchen hielten nunmehr Hardenberg, Bernstorff und Wittgenstein mit dem Oesterreicher vertrauliche Berathungen. Am 1. August unterzeichneten Hardenberg und Metternich eine, unverkennbar von Letzterem verfaßte, Punktation über die gemeinsamen Grundsätze der Bundespolitik der beiden Großmächte.*) Die Verabredung sollte auf

*) Punktation über die Grundsätze, nach welchen die Höfe von Oesterreich und Preußen in den inneren Angelegenheiten des Deutschen Bundes zu verfahren entschlossen sind. Teplitz 1. August 1819. S. Beilage III.

ewige Zeiten geheim bleiben, wegen „der Vorurtheile, welche von vielen deutschen Regierungen gegen die engere, so heilsame Vereinigung der beiden Höfe" gehegt würden. Die Vertragschließenden erinnerten zunächst an den verfassungsmäßigen Zweck des durch Europa garantirten Deutschen Bundes und erklärten sodann (Art. II), daß sie als europäische Mächte berufen seien über dem politischen Dasein des Bundes zu wachen, als deutsche Bundesstaaten aber verpflichtet für die Befestigung der Bundesverfassung zu sorgen. Daher dürften im Innern des Bundes keine mit seiner Existenz unvereinbaren Grundsätze angewendet, alle Beschlüsse des Bundestages müßten als Gesetze des Bundes unverbrüchlich ausgeführt, werden. Der Artikel der Bundesakte, welcher dem Bunde die Sorge für die innere Sicherheit Deutschlands auferlegte und unzweifelhaft nur bestimmt war der Gefahr des Landfriedensbruchs vorzubeugen, erhielt also eine ganz neue, völlig willkürliche Auslegung: er sollte dazu dienen auch die innern Verhältnisse der Bundesstaaten einer gleichmäßigen Regel zu unterwerfen. Der gegenwärtige Augenblick, da die revolutionäre Partei das Dasein aller Regierungen bedrohe — so sagte die Punktation weiter — müsse benutzt werden, um eine engere Verbindung der deutschen Höfe herbeizuführen und am Bundestage die Herrschaft der Mehrheit zu sichern Dazu bedürfe es zunächst einer Verabredung über den Art. 13 der Bundesakte, und hier folgte eine erstaunliche Zusage, welche für Metternich den Kern der Punktation bildete. „Preußen, hieß es im Art. VII, ist entschlossen, erst nach völlig geregelten inneren und Finanz-Verhältnissen den Artikel 13 in seinem reinen Begriffe auf seine eigenen Staaten anzuwenden, d. h. zur Repräsentation der Nation keine allgemeine, mit der geographischen und inneren Gestaltung seines Reichs unverträgliche Volksvertretung einzuführen, sondern seinen Provinzen landständische Verfassungen zu ertheilen und aus diesen einen Central-Ausschuß von Landesrepräsentanten zu bilden."

Dieser Satz enthielt der Sache nach freilich eine gegenseitige Verpflichtung, da Kaiser Franz unzweifelhaft ebenfalls entschlossen war, keine allgemeine Volksvertretung einzuführen; er sagte im Grunde auch nichts Neues, denn Hardenberg war längst gewillt, die Verfassung erst nach der Vollendung der neuen, dem Abschluß nahen Finanzgesetze zu verkündigen, und daß die Landesrepräsentation aus den Provinzialständen hervorgehen sollte, war durch die Verordnung vom Mai 1815 ausdrücklich vorgeschrieben. Um so schmählicher erschien die Form des Versprechens. Wie ein reuiger Sünder, ohne jede förmliche Gegenleistung gab die Monarchie Friedrichs des Großen einer fremden Macht eine Zusage über innere Angelegenheiten, deren Regelung jeder selbstbewußte Staat sich selber vorbehalten muß; und frohlockend meldete Metternich seinem Kaiser „das Engagement Preußens, keine Volksvertretung zu geben." Es war die schimpflichste Demüthigung, welche Hardenberg jemals über Preußen ge-

bracht hat; die Politik des friedlichen Dualismus bestand jetzt ihre Probe und sie erwies sich als die Unterwerfung Preußens unter Oesterreichs Leitung. Der Staatskanzler unterschrieb, weil er kein anderes Mittel sah um sich das erschütterte Vertrauen seines Monarchen zu erhalten, und weil das Versprechen, wörtlich genommen, allerdings nichts enthielt, was den bisherigen Grundsätzen der preußischen Politik zuwiederlief. Beide Theile aber hegten bei der Abrede ihre Hintergedanken. Hardenberg verstand unter dem Central-Ausschuß, wie er bald durch die That beweisen sollte, einen mächtigen Allgemeinen Landtag, Metternich hingegen dachte, wie schon in Aachen, nur an einen kleinen Ausschuß von etwa einundzwanzig Mitgliedern und hoffte insgeheim, selbst dies Schattenbild einer preußischen Centralvertretung, das seinem Kaiser hochbedenklich vorkam, dereinst noch zu vereiteln. Preußen hatte sich also die neue Wiener Doctrin, wonach der Art. 13. nur Stände, nicht Volksvertreter verheißen sollte, vollständig angeeignet. Beide Mächte verpflichteten sich, „den Staaten welche unter dem Namen von Ständen bereits Volksvertretungen eingeführt haben, zur Rückkehr zu einem, dem Bunde mehr angemessenen Verhältniß behilflich zu sein“ und deßhalb zunächst die Anträge dieser Regierungen selbst abzuwarten.

Den zweiten Gegenstand der Karlsbader Berathungen sollte die Presse bilden. Die beiden Großmächte vereinigten sich über die Grundsätze einer Gentzischen Denkschrift, die mit grellen Farben schilderte, wie bei der Gleichheit der Cultur und dem vielfältigen Verkehre der Deutschen kein einzelner Staat sich vor Ansteckung schützen könne und mithin jeder Fürst, welcher den Preß-Unfug in seinem Lande dulde, Hochverrath gegen den Bund begehe. Darum ist ein strenges Bundes-Preßgesetz nothwendig, insbesondere „müssen die deutschen Regierungen sich wechselseitig verbinden, keinem der heute berüchtigten Redacteurs den Eintritt in neue Zeitungs-Redactionen zu gestatten und überhaupt die vielen Zeitungsblätter zu vermindern“.

Zum Dritten sollte sich die Conferenz mit den Universitäten und Schulen beschäftigen. Metternich dachte zwar sehr niedrig von der politischen Befähigung der Professoren und begründete dies Urtheil, bezeichnend genug, mit der Behauptung, daß kein Gelehrter den Werth des Eigenthums zu schätzen wisse; aber mittelbar schien ihm die politische Wirksamkeit dieser unpraktischen Leute sehr gefährlich, da sie „die Vereinigung der Deutschen in ein Deutschland“ lehrten und das heranwachsende Geschlecht „zu diesem verruchten Zweck“ erzögen. Darum lag ihm so viel an der schleunigen Absetzung demagogischer Lehrer, und Hardenberg war schwach genug, alle die verständigen Grundsätze jener Eichhorn'schen Denkschrift, welche Graf Bernstorff erst vor wenigen Tagen dem Bundestage übersendet hatte, sofort über Bord zu werfen. Er verstand sich zu der Abrede, „daß notorisch schlechtgesinnte und in die Umtriebe des heutigen Studenten-Unfugs verflochtene Professoren alsbald von den Lehrstühlen

entfernt werden, und daß kein ähnliches von einer deutschen Universität entferntes Individuum auf den Universitäten in anderen deutschen Staaten Anstellung erhalte". Zum Schluß ward noch ausbedungen, daß diese Maßregeln auch auf das Schulwesen erstreckt werden sollten.

So der Inhalt des unseligen Vertrags. Es war, als ob ein finsteres Verhängniß diesem unglücklichen, so mühsam aus der Zersplitterung emporsteigenden Volke jede Möglichkeit der Selbsterkenntniß, jeden Weg zur politischen Macht gewaltsam abschneiden wollte. Manche traurige Verirrungen der deutschen Patrioten in späteren Jahren lassen sich nur erklären aus der vollkommenen Verwirrung aller politischen Begriffe, welche der unnatürliche Bund der beiden Großmächte nothwendig hervorrufen mußte. Die beiden Mächte beabsichtigten der Gewalt des Deutschen Bundes die unzweifelhaft dringend nöthige Verstärkung zu bringen; sie erweiterten seine Befugnisse weit über die Vorschriften der Bundesakte hinaus; sie gestatteten ihm Eingriffe in das innere Leben der Einzelstaaten, welche sich mit dem Wesen eines völkerrechtlichen Staatenbundes nicht mehr vertrugen; sie sprachen sogar von einer Felonie deutscher Fürsten gegen den Bund, als ob die Souveränität von Napoleons Gnaden bereits vernichtet und die Majestät des alten Reichs wieder hergestellt wäre. Aber diese unitarische Politik entsprang nicht der nationalen Gesinnung, sondern dem österreichischen Partikularismus: nur darum sollte der Deutsche Bund die Machtbefugnisse einer Staatsgewalt erhalten, damit den Deutschen die Lust „sich in ein Deutschland zu vereinigen" für immer verginge, damit der Seelenschlummer der Völker Oesterreichs von der höheren Cultur, den regeren geistigen Kräften ihrer deutschen Nachbarn ungestört bliebe. Auf das Bestimmteste, auf wiederholten Befehl seines Monarchen, sprach Metternich aus, er wolle den Deutschen Bund durch Oesterreichs Mitwirkung retten oder die k. k. Staaten von Deutschland trennen, um Oesterreich allein zu retten; und noch fand sich Niemand in der Nation, der das namenlose Glück dieser Trennung begriffen und den befreienden Ruf erhoben hätte: los von Oesterreich!

Verderblich, undeutsch wie die Ziele dieser Politik waren auch ihre Mittel. Der deutsche Bund besaß noch weder ein Bundesheer, noch ein Bundesgericht, überhaupt keine gemeinsame nationale Institution außer dem Bundestage; und ein solcher Bund, der die Deutschen nicht einmal gegen das Ausland zu schützen verstand, sollte jetzt — nach den Worten der Teplitzer Verabredung — „im reinen Begriffe der Foederation" befugt sein, das Allerheiligste der Nation Martin Luthers, die freie Bewegung der Gedanken durch Verbote und Verfolgungen zu stören. So sank die deutsche Politik, wie ein treffendes Wort sagt, zur deutschen Polizei herab; Jahrzehntelang ging fast das gesammte Leben des Bundestags in polizeilichen Nothmaßregeln auf. Der natürliche Gegensatz zwischen der absolutistischen Centralgewalt und den constitutionellen Gliederstaaten

verschärfte sich bis zur unversöhnlichen Feindschaft; wer den Glauben an die politische Freiheit nicht aufgab, sah sich fortan genöthigt den deutschen Bundestag zu bekämpfen, und so ward die liberale Partei, die doch fast allein den Gedanken der nationalen Einheit mit Begeisterung ergriffen hatte, wider Wissen und Willen dem Partikularismus in die Arme getrieben. Auf dem Wiener Congresse hatten alle Parteien gefühlt, daß man der Nation einige „Rechte der Deutschheit“, ein von Bundeswegen gewährleistetes bescheidenes Maß politischer Freiheit zugestehen müsse, und nur weil sich der Dünkel der rheinbündischen Souveränität über dies Minimum nicht zu einigen vermochte, war die Bundesakte bei einigen allgemein gehaltenen Versprechungen stehen geblieben. Jetzt ward mit einem male Alles auf den Kopf gestellt. Nicht ein geringstes, sondern ein höchstes Maß politischer Rechte festzusetzen sollte dem Bunde obliegen; er sollte der Nation nicht mehr der Bürge ihrer Freiheit sein, sondern ihr vorschreiben, welche Grenze die Rechte der Landtage, der Presse, der Universitäten niemals überschreiten dürften. Und mit welcher unerhörten Frivolität dachte man kurzerhand „die heute berüchtigten Redacteurs, die notorisch schlechtgesinnten Lehrer“ ihrer gesetzlichen Rechte zu berauben, als ob die Gewaltstreiche des Wohlfahrtsausschusses wider die Verdächtigen auf dem friedlichen deutschen Boden sich erneuern sollten!

Und warum dies finstere Mißtrauen gegen ein treues, gesetzliebendes Volk? Die Landtage von Baiern und Baden hatten im Eifer ihrer jugendlichen Unerfahrenheit einige thörichte Anträge angenommen; und doch lehrte soeben die zahme Haltung der württembergischen Stände, daß die Regierungen nur die Zügel etwas straffer anzuziehen brauchten, um den Uebermuth ihrer harmlosen Volksvertreter zu bändigen. Die Presse sodann hatte durch zielloses Poltern und Schelten schwer gesündigt, und es war nicht ganz unrichtig, was Gentz in seiner Denkschrift über den Preß-Unfug behauptete: „daß es heute nicht eine einzige als Privatunternehmung erscheinende Zeitschrift in Deutschland giebt, welche die Wohlgesinnten als ihr Organ betrachten könnten, ein Fall, der selbst in dem Zeitpunkte der blutigsten Anarchie in Frankreich ohne Beispiel ist.“ Aber die Presse war in Deutschland unzweifelhaft nicht die öffentliche Meinung, die Masse der Nation nahm an der Entrüstung der Journalisten wenig Antheil, und wer die Tadelsucht der Deutschen kannte, mußte furchtlos voraussehen, daß die große Mehrheit ihrer Zeitungen zu allen Zeiten der Opposition angehören würde. Die schwächlichen Urtheile so vieler gebildeter Männer bewiesen freilich, daß ein Theil der höheren Stände an der bestehenden Ordnung zu verzweifeln begann; doch eine Politik blinder und roher Verfolgung war sicherlich das beste Mittel, um diese Verzweiflung noch zu steigern. Die radikalen Tollheiten der akademischen Jugend endlich verdienten unleugbar strenge Ahndung, aber sie beschränkten sich auf drei oder vier Universitäten und auch da nur auf kleine Kreise,

und es hieß den patriotischen Geist der jungen Leute muthwillig auf Abwege treiben, wenn man jetzt amtlich die Hochschulen als die Pflanzstätten des Hochverraths bezeichnete.

Das Entsetzlichste blieb doch, daß der Staat, der den Deutschen ihre Freiheit wiedergewonnen, der von der nationalen Einheit Alles zu hoffen, nichts zu fürchten hatte, jetzt zuerst und freiwillig das Joch der österreichischen Fremdherrschaft auf seinen Nacken nahm und also dem Theile der Nation, der nicht über den nächsten Tag hinaus sah, als ein geschworener Feind erschien. Das lichte Gestirn des fridericianischen Staates war verdunkelt durch das Gewölk des Argwohns; die Besorgniß eines edlen, durch verblendete Rathgeber belogenen Monarchen und die altersschwache Rathlosigkeit Hardenbergs lenkten ihn ab von den Bahnen, auf denen er zur Größe aufgestiegen war; und zufrieden erklärte Metternich dem russischen Gesandten, nachdem Oesterreich die Teplitzer Ernte eingeheimst: „Preußen hat uns einen Platz überlassen, welchen ein Theil der Deutschen dem preußischen Staate zudachte!" —

Sobald die beiden Großmächte sich ohne Vorbehalt geeinigt hatten, war der Sieg der österreichischen Politik entschieden. In der Karlsbader Versammlung fand sie keinen einzigen grundsätzlichen Gegner. Zu den beiden Hannoveranern war inzwischen noch der Sachse Graf Schulenburg hinzugekommen, gleich ihnen ein strenger Anhänger des altständischen Staatswesens; der Mecklenburger Frhr. v. Plessen, ein ungleich freierer, beweglicherer Kopf mußte sich, nach den Traditionen seiner Heimath, dieser Richtung im Wesentlichen anschließen. Auch die Vertreter der sogenannten constitutionellen Staaten zeigten eine tadellose Gefügigkeit. Graf Rechberg, der eigentliche Urheber der bairischen Staatsstreichspläne, hegte zwar nach Münchener Brauch einiges Mißtrauen gegen Oesterreich, aber noch weit mehr Furcht vor der Revolution. Frhr. v. Berstett erging sich in so gräßlichen Schilderungen von der Verworfenheit der Karlsruher Landstände, daß Gentz meinte: ihn zu hören sei zugleich ein Gräuel und ein Fest. Der Nassauer Marschall überbot noch den reaktionären Fanatismus des Badeners, und selbst Graf Wintzingerode ließ mindestens an Feindseligkeit gegen die Demagogen nichts zu wünschen übrig, wenngleich ihm die dornige Aufgabe zufiel, den Ruhm des constitutionellen Musterkönigs nicht ganz bloßzustellen.

Die Versammelten bestärkten einander wechselseitig in ihrer Angst vor der großen Verschwörung, und Metternich verstand sie so geschickt zu behandeln, daß Bernstorff dem Staatskanzler schreiben konnte: „Hier ist Alles durchzusetzen, später nichts mehr!" Sie lebten sich in die österreichische Anschauung der deutschen Dinge so gänzlich ein, daß sie zuletzt fast allesammt ein großes und gutes Werk zu verrichten glaubten und sich der schönen patriotischen Einigkeit der deutschen Kronen aufrichtig freuten. „Der Erfolg steht in Gottes Hand, schrieb Bernstorff nach voll-

brachter Arbeit, aber immer scheint es ein Großes zu sein, daß die deutschen Fürsten dahin gelangt sind in dem Sturme der Zeit ihre Grundsätze und Absichten offen, bestimmt und einmüthig auszusprechen."*) Das Gefühl der Befriedigung war um so stärker, da die deutschen Staatsmänner ganz unter sich blieben und keine auswärtige Macht auch nur versuchte einen Einfluß auf die Karlsbader Verhandlungen zu gewinnen. Noch ließ sich's Niemand träumen, daß dies schöne Schauspiel nationaler Selbständigkeit und Eintracht nichts anderes war als die Unterwerfung der deutschen Nation unter die Fremdherrschaft Oesterreichs.

Dafür war freilich in der Mannichfaltigkeit des deutschen Lebens gesorgt, daß jedes Gewicht irgendwo ein Gegengewicht finden und selbst dieser glänzende Triumph des Hauses Oesterreich durch einen kleinen Mißerfolg erkauft werden mußte. Die beiden Großmächte waren übereingekommen, der Karlsbader Versammlung zunächst nur drei Gegenstände aus dem Programme der Teplitzer Punktation zu sofortiger Beschließung vorzulegen: es sollten die Nothgesetze wider die Presse, die Universitäten, die Demagogen alsbald vereinbart, dagegen die anderen Maßregeln zur Verstärkung der Bundesgewalt, und namentlich die Auslegung des Art. 13 bis zu den Minister-Conferenzen des nächsten Herbstes verschoben werden. In diesem Sinne sprach sich Metternich aus, als er am 6. August die erste der dreiundzwanzig Conferenzen, welche fortan bis zum 31. August fast allabendlich gehalten wurden, mit einer langen Rede eröffnete; er legte der Versammlung zugleich eine Punktation vor, welche mehrere Sätze der Teplitzer Verabredung wörtlich wiederholte, aber Alles, was sich auf die beiden Großmächte allein bezog, wohlweislich verschwieg. Alle Anwesenden erklärten mit lebhaftem Dank ihre Zustimmung; nur Wintzingerode beantragte, auch die Auslegung des Art. 13 unter die dringenden Gegenstände der Berathung aufzunehmen. Sein König war gern bereit, eine von Bundeswegen festzustellende „Grenzlinie" für die Rechte der Landtage, wie er sie früher selbst in Frankfurt beantragt, auch jetzt noch anzunehmen und also die Ansprüche seines Ludwigsburger Landtags herabzustimmen; nur sollte diese Grenzlinie den besonderen Interessen Württembergs entsprechen.

Mit Freuden ging Metternich auf diesen unerwarteten Antrag ein. Er faßte die Hoffnung, wie er seinem preußischen Freunde gestand, „womöglich der Abschließung eines übereilten Vertrages zwischen dem König von Württemberg und den Ständen seines Landes vorzubeugen," und entwickelte ausführlich die neue österreichische Doctrin, wonach der Art. 13 nur Stände, nicht Repräsentativverfassungen erlauben sollte; eigne sich der Bund diese allein richtige Auslegung förmlich an, dann seien auch Baiern und Baden verpflichtet, ihre Verfassungen im ständischen Sinne

*) Bernstorff an Hardenberg, 2. Sept. 1819.

abzuändern. Die große Mehrzahl stimmte eifrig zu; selbst Baiern und Baden schienen anfangs geneigt, sich die Wiener Auslegungskünste gefallen zu lassen;*) und im Rausche des Sieges, „in einer Art von Inspiration", wie er selbst bekennt, verfaßte Gentz am 19. August eine große Denkschrift „über den Unterschied zwischen den landständischen und Repräsentativ-Verfassungen" — das Aeußerste vielleicht, was die federgewandte Gewissenlosigkeit politischer Sophistik je geleistet hat.

Mit geschickter Benutzung einiger Sätze Hallers und Adam Müllers führte er darin aus, wie die alten deutschen Landstände auf den von Gott selbst gestifteten Standes- und Rechtsunterschieden beruhten, das fremdländische Repräsentativsystem auf dem revolutionären Wahne der Volkssouveränität und der allgemeinen Rechtsgleichheit; dort eine starke, nur in der Ausübung einzelner Rechte beschränkte monarchische Gewalt, hier die Unterwerfung der Krone unter die Willkür der Volksvertreter, eine Anarchie, die mit den Rechten des Bundes völlig unvereinbar, schließlich zur Bildung einer Volksdeputirten-Kammer neben dem Bundestage, mithin zur allgemeinen Revolution führen müsse. Wird den deutschen Fürsten, die bei der Bildung ihrer Verfassungen den einzig zulässigen Sinn des Art. 13 verfehlten, nicht zu einer anständigen Rückkehr die Hand geboten, „so bleibt uns allen nichts übrig als dem Bunde zu entsagen." Kein Satz in dieser Arbeit, der nicht allbekannten historischen Thatsachen dreist ins Gesicht schlug; denn unzweifelhaft hatte sich die moderne deutsche Monarchie nur in beständigem Kampfe mit den alten Ständen ihre Stärke erworben, die Macht der Krone stand in den neuen constitutionellen Staaten ungleich höher als in den altständischen Territorien Sachsen, Hannover, Mecklenburg, wo das ganze Staatswesen einen oligarchischen Charakter trug; und ebenso gewiß waren die Landtage der süddeutschen Staaten nicht allgemeine Volksvertretungen, sondern halbständische Körperschaften, höchstens die badische zweite Kammer konnte als eine Repräsentation im neufranzösischen Sinne gelten. Gleichwohl verbarg sich hinter der scheinbar so willkürlich ausgeklügelten Doctrin eine sehr bestimmte politische Absicht. Wenn Gentz wider das revolutionäre Repräsentativsystem eiferte, so hatte er die Theorie Rottecks im Auge, der allerdings die Rechte der Volksvertretung aus dem Grundsatze der Volkssouveränität ableitete; und wenn er die alten deutschen Landstände feierte, so dachte er dabei nicht an die stürmischen Zeiten der ständischen Libertät, sondern an die wohlgezähmten Postulatenlandtage des neuen Oesterreichs; dies Stillleben der k. k. Kronlande sollte für ganz Deutschland das Muster werden.

Gentz's Denkschrift wirkte in der Geschichte der deutschen Parteikämpfe lange nach; sie bezauberte damals schon den erregbaren Geist des Kron-

*) Bernstorff an Hardenberg, 8., 13. August 1819.

prinzen von Preußen, der hier endlich eine meisterhafte Formulirung seiner eigenen Ideen fand, und bildete späterhin, als sie auch weiteren Kreisen bekannt wurde, lange Zeit hindurch das große Arsenal, aus dem sich die altständische Partei in Preußen ihre Waffen holte. In jenem Augenblicke aber war sie ein schwerer politischer Fehler, nachtheilig für Metternichs eigene Pläne. Die Vertreter von Baiern und Baden wetteiferten mit dem Grafen Münster in scharfen Anklagen wider den Uebermuth der Kammern. Wintzingerode empfahl dringend, durch ein Bundesgesetz das Wahlrecht auf die ansehnlichen Grundbesitzer zu beschränken und vornehmlich die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen zu untersagen, diese ausländische Erfindung, die von allen Staatsmännern in Karlsbad einstimmig als schlechthin demagogisch gebrandmarkt wurde; er beantragte dies, sicherlich nicht ohne Ermächtigung, in demselben Augenblicke, da sein König dem Landtage in Ludwigsburg die Oeffentlichkeit und ein wenig beschränktes Wahlrecht anbieten ließ. Bei solcher Gesinnung der süddeutschen Höfe ließ sich ein Bundesgesetz, das die Rechte der Landtage zu Gunsten der Kronen beschränkte, unfehlbar durchsetzen, wenn Oesterreich klug verfuhr.

Statt dessen verlangte Metternich die Rückkehr zu den alten Landständen, und dies war für den Württemberger „der Uebel ärgstes“, eine schlechthin unannehmbare Zumuthung. In seinem langen Streite mit den Altrechtlern hatte König Wilhelm nur zu schmerzlich erfahren, daß die gerühmten altdeutschen Stände leicht gefährlicher werden konnten als eine moderne Volksvertretung. Hier blieb er fest, nicht aus Liberalismus, sondern weil er für die Macht seiner Krone fürchtete. Eine ganze Reihe württembergischer Denkschriften, zweideutig, widerspruchsvoll, in allen Farben schillernd, wie die Politik des Schwabenkönigs selber, bekämpfte den Vorschlag Oesterreichs. Einmal verstieg sich Wintzingerode zu der kühnen Behauptung: der Grundsatz der Volkssouveränität sei bereits zugestanden: „die Partie ist angefangen, die Regierungen haben diesen Point vergeben zu können geglaubt; wie sehr sie es bereuen mögen, die Partie muß ausgespielt werden.“ Ein andermal wollte er umgekehrt dies gefährliche Princip von Bundeswegen verboten wissen. In allen diesen Windungen und Wendungen blieb nur Eines sicher: daß der württembergische Minister die Wiederherstellung der alten Landstände unter keinen Umständen zugeben durfte. Inzwischen war es ihm auch gelungen, die Minister von Baiern, Baden und Nassau zu sich hinüberzuziehen; alle diese rheinbündischen Höfe kannten keinen schlimmeren Feind ihrer monarchischen Vollgewalt als den Adel, der durch die Erneuerung der alten Landstände unvermeidlich an Macht gewinnen mußte. So trat die modern-bureaukratische Staatsansicht des Südens mit einem male den altständischen Anschauungen Oesterreichs und der norddeutschen Mittelstaaten scharf und bestimmt gegenüber. Der preußische Minister, der sich lebhaft

gegen das Repräsentativsystem, dies fremde auf einen alten Stamm gepfropfte Reis ausgesprochen hatte, fand es jetzt doch räthlich, um der Eintracht willen „die Verlegenheiten der württembergischen Regierung nach Möglichkeit zu berücksichtigen“.*)

Man beschloß endlich, wie Oesterreich ursprünglich beabsichtigt hatte, die bundesgesetzliche Auslegung des Art. 13 auf die Wiener Conferenzen zu verschieben und sich vorderhand mit der Aufstellung eines allgemeinen Grundsatzes zu begnügen, welchem alle Bundesstaaten beistimmen könnten. Gentz mußte seine Denkschrift vorläufig zurücklegen und arbeitete nunmehr einen Präsidialvortrag aus, der als Einleitung der Karlsbader Beschlüsse dem Bundestage vorgelesen werden sollte: darin ward feierlich Verwahrung eingelegt gegen die demokratischen Grundsätze, mit denen man das unzweideutige landständische Princip fälschlicherweise verwechselt habe, und die Erwartung ausgesprochen, daß die deutschen Regierungen, bis zum Erlaß eines Bundesgesetzes, dem Art. 13 nur eine „der Aufrechterhaltung des monarchischen Princips und des Bundesvereins vollkommen angemessene Auslegung“ geben würden. Diese neue Formel fand einstimmige Annahme und sie entsprach auch, trotz ihrer gefährlichen Dehnbarkeit, den gegebenen Zuständen besser als die alte, da dieser Bund mit seiner absolutistischen Centralgewalt nur bestehen konnte, wenn in seinen Gliederstaaten die monarchische Macht lebendig blieb. Dergestalt ward der Versuch einer gänzlichen Umdeutnng des Art. 13 für diesmal vereitelt, allerdings durch den Widerspruch der süddeutschen Höfe, aber wahrlich nicht durch ihre Verfassungstreue, sondern durch ihre Furcht vor den alten Ständen.

Die anderen Verhandlungen dagegen verliefen so leicht und schnell, daß Bernstorff selbst durch dies Uebermaß der Einmüthigkeit in Verlegenheit gerieth und dem österreichischen Minister erklärte: sein König sei nur an die Teplitzer Punktation gebunden und müsse sich für alles Weitere die Genehmigung vorbehalten.**) Das Geheimniß der Berathungen blieb unverbrüchlich bewahrt. Buol und Goltz in Frankfurt empfingen nur den lakonischen Befehl, den Beginn der Ferien des Bundestags für jetzt noch hinauszuschieben. Erst am 18. August, als die Verhandlungen sich schon dem Ende zuneigten, sendeten Metternich und Bernstorff an den König von Dänemark, als Herzog von Holstein, eine kurze vertrauliche Mittheilung über den Zweck der Conferenzen und baten zugleich das Kopenhagener Cabinet, seinen Bundesgesandten zur unbedingten Annahme der bevorstehenden Präsidialanträge anzuweisen: Eile sei nöthig, wegen der nahenden Ferien des Bundestags, desgleichen volle Einträchtigkeit, wegen des Eindrucks auf die Nation; also „werden Ew. Exc. Sich durch

*) Bernstorff an Hardenberg, 25. August 1819.
**) Bernstorff an Hardenberg, 13. Aug. 1819.

jeden Tag, um den früher Sie den k. Gesandten ermächtigen werden, ein wahres Verdienst um Deutschland erwerben.“ Beigelegt war diesem Schreiben nichts weiter als der Entwurf des provisorischen Bundes-Preßgesetzes.*) Wenn ein königlicher Hof mit so kärglichen Nachrichten abgespeist wurde, so nahm man vollends auf die kleinen Staaten gar keine Rücksicht. Den meisten traute man den Muth des Widerstandes nicht zu und versagte ihnen jede Mittheilung. Andere wurden unter der Hand bedroht; „gegen ungeziemende Bemerkungen der freien Städte haben wir uns vorgesehen,“ meldete Bernstorff dem Staatskanzler.**) Um den störrischen Kurfürsten von Hessen nicht allzu sehr zu reizen, lud man nachträglich dessen Wiener Gesandten, Frhr. v. Münchhausen ein, der sich dann noch an den sechs letzten Sitzungen betheiligen durfte. Minister v. Fritsch dagegen ward mit offenbarem Hohne behandelt, als er im Auftrage des Großherzogs Karl August zu Karlsbad erschien, um zu erfahren, was dort vorgehe. Metternich ließ ihn nur als Gast einer einzigen, wenig bedeutsamen Sitzung beiwohnen und schickte ihn dann ohne jede weitere Auskunft wieder heim; Gentz aber schrieb zufrieden in sein Tagebuch: die unschuldige Gesellschaft habe jetzt Karlsbad verlassen.

Um die Ausführung der Nothgesetze wider die Demagogen zu sichern, wurde zunächst eine provisorische Executionsordnung beschlossen, welche den Bundestag ermächtigte, die Vollziehung aller Bundesbeschlüsse durch eine Commission zu überwachen und nöthigenfalls gegen einen widersetzlichen Bundesstaat militärische Zwangsmittel zu gebrauchen. Bernstorff, der eine so weite Ausdehnung der Rechte des Bundes bedenklich fand, erhielt aus Berlin die bestimmte Weisung zur Annahme des Gesetzes: „ohne kräftige executive Maßregeln, schrieb ihm der Staatskanzler, werden wir keinen Bundesbeschluß durchsetzen,“ sonst könnte selbst ein Staat wie Bremen jede Wirksamkeit des Bundes vereiteln.***) So erhielt denn der Bundestag eine Befugniß zugewiesen, welche scharf gehandhabt wohl zur Bändigung des Partikularismus führen konnte; aber selbst diese an sich heilsame Verstärkung der Centralgewalt erregte im Volke nur Unwillen, weil sie lediglich den Zwecken der Demagogenverfolgung dienen sollte.

Darauf folgte der zweite Gesetzentwurf über die Universitäten. Gentz hatte dazu einen einleitenden Präsidialvortrag ausgearbeitet, der von frivolen Anschuldigungen überfloß. Er behauptete, die Hochschulen seien ihrem ursprünglichen Charakter, ihrem in besseren Zeiten erworbenen Ruhme fremd geworden, und beschuldigte „einen großen Theil der akademischen Lehrer“, daß sie die Köpfe der Jugend mit dem Phantom einer sogenannten weltbürgerlichen Bildung erfüllt hätten — wahrlich das

*) Metternich und Bernstorff an Minister Rosenkrantz in Kopenhagen, 18. Aug. 1819.
**) Bernstorff an Hardenberg, 2. Sept. 1819.
***) Hardenberg an Bernstorff, 17. August 1819.

Letzte, was sich den christlich-germanischen Hitzköpfen vorwerfen ließ. Auf solche Erwägungen gestützt, verlangte das Gesetz an jeder deutschen Universität die Anstellung eines außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten, der die Ordnung zu überwachen, den Geist der Lehrer zu beobachten und ihm „eine heilsame Richtung zu geben" hätte. Wer wegen Pflichtverletzung oder Verbreitung verderblicher Lehren vom Katheder entfernt würde, sollte — gemäß dem alten Lieblingsgedanken Metternichs — in keinem deutschen Staate jemals ein Lehramt erhalten. Endlich wurden die alten Gesetze gegen die akademischen Verbindungen wieder eingeschärft und insbesondere auf die Burschenschaft ausgedehnt, da „diesem Verein die schlechterdings unzulässige Voraussetzung einer fortdauernden Gemeinschaft und Correspondenz zwischen den verschiedenen Universitäten zum Grunde liegt". Also ward der naturgemäße Verkehr zwischen den einzigen Staatsanstalten Deutschlands, welche noch nicht gänzlich dem Partikularismus anheimgefallen waren, jetzt von Bundeswegen verboten. Das Gesetz war nach Form und Inhalt eine rohe Beleidigung der deutschen Universitäten und würde die akademische Freiheit vernichtet haben, wenn ihm nicht die meisten Regierungen, ihren guten alten Traditionen getreu, eine ziemlich milde Auslegung gegeben hätten.

Bernstorff, neben Gentz der Bestgebildete unter den Karlsbader Staatsmännern, wollte diese schwierige Frage nicht so über das Knie gebrochen sehen; er beantragte, man solle hier nur einige allgemeine disciplinarische Grundsätze vereinbaren und das Weitere den gründlicheren Berathungen des Bundestags überlassen. Aber alle seine Genossen erwiderten einstimmig, daß Gefahr im Verzuge sei, und da auch Hardenberg, der jetzt ganz in Wittgensteins Fahrwasser segelte, die Ansicht der Mehrheit theilte, so konnte Bernstorff nur noch die eine Milderung durchsetzen, daß die Rechte des Regierungsbevollmächtigten unter Umständen auch dem bisherigen Curator übertragen werden durften, also doch nicht alle Universitäten förmlich unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurden. Im Uebrigen nahm man die österreichischen Vorschläge fast unverändert an; der maßvolle und sachkundige Bericht der Bundestagscommission über die Universitäten, der noch während der Conferenzen dem Fürsten Metternich zuging, blieb unbeachtet liegen.*)

Die treibende Kraft der Conferenzen, die Angst des Kaisers Franz vor jeder Beunruhigung seiner Erblande, verrieth sich am deutlichsten in dem dritten Entwurfe, dem provisorischen Preßgesetze. Auch zu diesem Gesetze, wie zu allen übrigen, hatte Gentz einen einleitenden Präsidialvortrag ausgearbeitet, der in grellen Farben schilderte, wie jeder Bundesstaat durch

*) Bernstorff an Hardenberg, 25. Aug.; Goltz's Bericht an Bernstorff, Frankfurt 28. August 1819.

die Preßfreiheit seiner deutschen Nachbarlande gefährdet sei, und wie diese Gefahr neuerdings durch die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen noch gesteigert werde. Noch unzweideutiger sprach sich Metternich in den Sitzungen aus: es liege im Wesen des Bundes, daß seine Glieder einander ihre moralische und politische Unverletzlichkeit, auch gegen Angriffe von Seiten der Presse, verbürgten; die Preßfreiheit sei aber unzweifelhaft schädlicher für die großen Staaten, die in Deutschland von dreißig Mittelpunkten zugleich angegriffen werden könnten, als für die kleinen, deren Schriftsteller stets bereit sein würden die heimische Regierung zu schonen, wenn sie nur gegen die mächtigen Nachbarn freies Spiel behielten. Also um sich selber vor den Angriffen der deutschen Presse zu schützen, beantragte Oesterreich, daß „die Nothwendigkeit vorbeugender Maßregeln", die Censur, als Regel anerkannt würde — der Sache nach eine offenbare Verletzung des Art. 18 der Bundesakte, der zwar die Censur nicht ausdrücklich verbot, aber die Preßfreiheit als Grundsatz aufstellte. Alle Zeitschriften und alle Bücher unter zwanzig Bogen sollten während der nächsten fünf Jahre der Censur unterliegen, doch stand es jedem Bundesstaate frei, auch größere Werke der Censur zu unterwerfen; auch hier wollte man nicht ein mindestes Maß der Freiheit, sondern eine unüberschreitbare letzte Grenze vorschreiben.

Da mithin die Zeitungen fortan nichts ohne Genehmigung der Staatsgewalt veröffentlichen durften, so zog das Preßgesetz sofort den Schluß, daß jede deutsche Regierung dem Bunde wie den einzelnen Bundesstaaten für das Wohlverhalten ihrer Presse verantwortlich sei: auf Anrufen einer beleidigten Regierung oder nach freiem eigenen Ermessen sollte der Bundestag auch seinerseits Zeitschriften und Bücher verbieten; der Herausgeber einer also unterdrückten Zeitung aber durfte — gemäß der Teplitzer Abrede — binnen fünf Jahren nicht wieder zu einer Redaktion zugelassen werden. Diese Verantwortlichkeit der souveränen deutschen Fürsten vor einer Gesandtenconferenz war allerdings eine staatsrechtliche Ungeheuerlichkeit; aber da die Karlsbader Staatsmänner allesammt die Presse als ihren gemeinsamen Feind betrachteten, so nahmen sie selbst diesen Eingriff in das Heiligthum der Souveränität ohne Widerspruch hin, sie hielten für selbstverständlich, daß jede wohlgesinnte Regierung unter allen Umständen die Unterdrückung einer Zeitung freudig begrüßen würde. Hardenberg zeigte auch diesmal, wie vollständig ihn die Partei Wittgensteins jetzt beherrschte. Auf seinen ausdrücklichen Befehl mußte Bernstorff durchsetzen, daß die Censurfreiheit erst für Schriften von mehr als zwanzig Bogen erlaubt wurde; Oesterreich hatte schon die Schriften von mehr als fünfzehn Bogen frei geben wollen.*)

Auch für ein anderes Gebiet unseres politischen Lebens wurden diese

*) Hardenberg an Bernstorff, 25. Aug. 1819.

Preßverhandlungen folgenreich. Unter den Gründen nämlich, welche die Nothwendigkeit der Censur erweisen sollten, hob Metternich mit besonderem Nachdruck hervor, daß die Demagogen die Aburtheilung der Preßvergehen ganz folgerichtig den Geschworenen anheimzugeben hofften. Das Schwurgericht aber, sammt dem öffentlichen und mündlichen Verfahren, ward von sämmtlichen Mitgliedern der Conferenzen als ein Axiom der Revolution, wie Gentz sich ausdrückte, unbedingt verworfen. Die thörichten Lobpreisungen, welche der badische Landtag dem Palladium der Volksfreiheit gespendet hatte, fanden jetzt die unvermeidliche Antwort. Es war der Fluch dieser Tage des Hasses und des Argwohns, daß beide Parteien sich nunmehr einen Katechismus starrer politischer Dogmen bildeten, die von beiden Seiten mit der ganzen Verbissenheit deutschen Parteihasses festgehalten, auf Jahrzehnte hinaus jede Verständigung verhinderten. Das geheime Gerichtsverfahren, das doch nur dazu diente, den im Ganzen höchst achtungswerthen deutschen Richterstand unverdienten Verdächtigungen auszusetzen, erschien den Doktrinären der Reaktion als eine Stütze des „monarchischen Princips“.

Etwas lebhafter, aber auch keineswegs unfriedlich verliefen die Verhandlungen über das vierte Gesetz, das die Unterdrückung der demagogischen Umtriebe bezweckte. Obwohl bisher noch kein Anzeichen einer revolutionären Bewegung entdeckt worden war, zu deren Bändigung die bestehenden Gerichte nicht ausgereicht hätten, so stimmten doch alle Theilnehmer der Conferenzen überein in der Ansicht, daß die ungeheuere über ganz Deutschland verzweigte Verschwörung nur durch eine außerordentliche Bundes-Centralbehörde bewältigt werden könne. Zweifelhaft blieb nur, ob der Bund blos die Untersuchungen leiten oder auch richten solle. Durch die Einsetzung eines außerordentlichen Bundesgerichts wäre die bestehende Gerichtsverfassung aller Bundesstaaten schwer verletzt und der allgemein anerkannte Grundsatz, daß Niemand seinem natürlichen Richter entzogen werden dürfe, gebrochen worden. Daher wünschte Bernstorff, daß man sich mit einer Central-Untersuchungscommission begnüge.*) Der Staatskanzler aber fragte Kircheisen und Kamptz um Rath, und dieser, noch im ersten wilden Eifer der Demagogenjagd, fürchtete nichts so sehr wie eine mögliche Freisprechung der Bonner Demagogen durch die rheinischen Schwurgerichte, von denen in diesem Falle allerdings kein unparteiischer Wahrspruch zu erwarten stand. Als tüchtiger Jurist wußte Kamptz aber auch bessere Gründe für seine Ansicht anzuführen. Glaubte man im Ernst an eine schwere den ganzen Bund bedrohende Gefahr — und dieser Wahn bestand leider am preußischen Hofe — so war die Einsetzung einer Bundes-Untersuchungscommission unbestreitbar eine gefährliche halbe Maßregel; denn bei der Mannichfaltigkeit der deutschen Ge-

*) Bernstorff an Hardenberg, 8. Aug. 1819.

richtsverfassungen konnte es gar nicht ausbleiben, daß die Urtheile der Gerichte über die Demagogen einander widersprachen, und die Bundesbehörde, welche die Untersuchungen leitete, also dem allgemeinen Haß und Spott verfiel. Darum erwiderte Hardenberg, die Bundes-Centralcommission sei nur dann wirksam, wenn sie auch richten dürfe; auch im alten Reiche hätten die Reichsgerichte den Landfriedensbruch stets unmittelbar vor ihr Forum gezogen.*) Er übersendete zugleich einen Entwurf für die Errichtung eines provisorischen Bundesgerichts, welchen Bernstorff nunmehr vertheidigen mußte.

Die meisten der Karlsbader Staatsmänner zeigten sich anfangs dem preußischen Vorschlage geneigt, auch Metternich stimmte aus vollem Herzen bei. Da erhob sich ganz unerwartet ein mächtiger Gegner: Kaiser Franz. Es war wohl der einzige menschlich versöhnende Zug in der Politik dieses starren Despoten, daß er die bestehende Ordnung gegen Hoch und Niedrig mit Ernst zu wahren suchte; seine Schmeichler nannten Gerechtigkeit, was im Grunde nur ein pedantisches Haften am Althergebrachten war. Wenn sich Rebellen wieder ihn selber erhoben, dann schrak er vor Kriegsgerichten und grausamen Ausnahmemaßregeln keineswegs zurück; aber so lange ihm die Gefahr nicht nahe auf den Leib rückte, sollte die Justiz ihren gewohnten Gang gehen. Dazu kam sein altes Mißtrauen gegen die unruhigen Deutschen draußen im Reich; auf seine k. k. Gerichte konnte er sich verlassen, deutschen Richtern wollte er einen österreichischen Hochverräther nicht anvertrauen. Dazu kam endlich — und dies war der Humor der Sache — daß er an die große deutsche Verschwörung selber nicht recht glaubte und nur die Angst der anderen Höfe ausbeuten wollte; darum befürchtete er, ein außerordentliches Bundesgericht werde vielleicht gar kein ernstes Ergebniß bringen und also lächerlich werden. Sein oberster Richter, Freiherr v. Gärtner, ein alter Reichsjurist aus Kamptz's Schule, mußte für die Conferenzen ein Gutachten abfassen, das unter Berufung auf die privilegia de non evocando der Kurfürsten ausführte, die Souveränitätsrechte der deutschen Fürsten blieben nur dann gewahrt, wenn die Bundes-Centralcommission sich auf die Leitung der Untersuchungen beschränke.

Umsonst versuchte Kamptz seinen alten Schüler zu belehren. „Die in Karlsbad ausgesprochenen laudes Gaertnerianae — schrieb er ihm mit gewohnter Aufgeblasenheit — waren mir um so angenehmer als sie größtentheils mir gebühren, weil, wie Du hoffentlich noch jetzt dankbar erkennst, Du meinem Beispiel und meinen guten Lehren das was Du weißt verdankst.“ Dann setzte er ihm auseinander, wie gefährlich es sei, wenn man das Urtheil über die Demagogen so vielen subalternen Richtern überlasse, ihrer Schwäche, ihrem Buhlen um die Volksgunst, ihrer Furcht

*) Hardenberg an Bernstorff, 13. Aug. 1819.

vor den Zeitungen; das heiße das coimperium der Schreier, das doch jetzt vernichtet werden solle, von Neuem befestigen.*) Vergeblich sendete Hardenberg dies Schreiben nach Karlsbad und gab den Conferenzen zu erwägen, daß man ein vom Deutschen Bunde eingesetztes Tribunal doch nicht als ein fremdes Gericht betrachten dürfe; eine blos untersuchende Centralcommission, das sagte er voraus, werde sich als völlig nutzlos erweisen und nur böses Blut erregen.**) Kaiser Franz ließ sich nicht überzeugen. Am 28. August gab er seine letzte Entscheidung: „Ich werde mich nie entschließen zu bestimmen: wer soll richten? — bis ich nicht genau gesehen habe: was soll gerichtet werden? Was wäre es, wenn die gemeinschaftliche Commission nicht sehr erhebliche oder wenige Data von Wichtigkeit fände? Was wäre es, wenn die Glieder dieser Commission selbst nicht gleiche Ansichten hegten?"***) Diese Haltung des Kaisers genügte, um die Mehrheit in Karlsbad umzustimmen.†)

Auch Metternich hatte, sehr ungern, im Sinne seines Monarchen reden müssen und ganz so cynisch wie dieser ausgesprochen: man wisse ja noch gar nicht, „wie viele Hochverräther sich als Resultat der Commission ergeben würden"; ein feierliches Bundesgericht „mit einem kleinen Resultate könne weit eher compromittirend als heilbringend sein". So blieb es denn dabei, daß die Central-Commission nur die Untersuchung gegen die Demagogen leiten sollte; doch behielt man dem Bundestage das Recht vor, ihr nöthigenfalls auch richterliche Befugnisse beizulegen. Auf das Dringendste bat Metternich den preußischen Minister, sich in das Mißgeschick zu fügen und die Streitfrage nicht am Bundestage nochmals anzuregen: „so würden wir unser Spiel verlieren;" je nach dem Ergebniß der Untersuchung bleibe es ja noch immer möglich, die Centralcommission zu einem Bundesgerichte zu erweitern.††) Vierzehn Tage nach gefaßtem Bundesbeschlusse sollte die Commission in Mainz zusammentreten, sofort den gesammten Thatbestand der demagogischen Umtriebe festzustellen suchen, Weisungen an die Untersuchungsbehörden der Einzelstaaten ertheilen, die Akten von ihnen einfordern, auch nach Gutdünken einzelne Verdächtige selber verhören und schließlich zur Aufklärung der Nation einen umfassenden Bericht über die Ergebnisse erstatten. Um die Ernestiner und die freien Städte fern zu halten, einigte man sich in Karlsbad zugleich über die sieben Staaten, welche die sieben richterlichen Mitglieder der Centralcommission ernennen sollten; man wählte Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Nassau und dazu noch Darm-

*) Kamptz an Gärtner, 31. Aug. 1819.
**) Hardenberg an Bernstorff, 25. Aug., 1. Sept. 1819.
***) Allerhöchste Entschließung, Schönbrunn, 28. Aug. 1819.
†) Bernstorff an Hardenberg, 7. Sept. 1819.
††) Metternich an Bernstorff, 5. Sept. 1819, mit einer Denkschrift über die Central-Untersuchungscommission.

stadt, damit die von den Conferenzen ausgeschlossenen Höfe doch auch einen Vertreter fänden.

Dergestalt ward durch den Kaiser Franz verhindert, daß dieselben Höfe, welche auf dem Wiener Congresse das von Preußen vorgeschlagene ordentliche Bundesgericht verworfen hatten, vier Jahre darauf ein außerordentliches Bundestribunal zur Abstrafung der Demagogen einsetzten. Was man statt dessen beschloß war freilich fast noch ärger. Ein Tribual bot durch die Formen des gerichtlichen Verfahrens doch immerhin einige Sicherheit gegen die Willkür; die neue Central-Untersuchungscommission hingegen, die nur durch Anzeigen, Befehle und Verhaftungen in die regelmäßige Rechtspflege eingreifen durfte, erschien von Haus aus als ein Werkzeug der Tyrannei, sie erhielt im Volke sogleich den Namen der schwarzen Commission, wurde durch die widersprechenden Urtheile der Landesgerichte Tag für Tag Lügen gestraft und verfiel, wie Hardenberg vorhergesehen, dem allgemeinen Abscheu. —

Die vier Gesetze waren allesammt genehmigt, und was zur Auslegung des Art. 13 noch fehlte, konnte auf den Wiener Conferenzen, zu denen man sich im November wieder zusammenfinden wollte, leicht nachgeholt werden, da alle Theile über „die Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips" einig waren. Selbst eine Erweiterung der Rechte der Mehrheit am Bundestage, wie sie die beiden Großmächte in Teplitz geplant hatten, ließ sich in Wien vielleicht noch erreichen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen Metternichs;*) niemals, so ließ er sich vernehmen, hat eine musterhaftere Eintracht und Unterwürfigkeit geherrscht als auf unseren Conferenzen. Als man am 1. Sept. noch einmal zum Abschied zusammen trat, war Alles glückselig, und einer der Minister fühlte sich so hoch begeistert, daß er den Genossen vorschlug, den Ambrosianischen Lobgesang anzustimmen. Natürlich ward am Schlusse „dieser auf immer denkwürdigen Vereinigung" dem Meister der Staatskunst, der Alles so wohl geleitet, „der vereinte Ausdruck unbegrenzter Verehrung und Dankbarkeit" dargebracht und auch dem großen Talente des Hofraths v. Gentz das verdiente Lob gezollt. Wunderbar in der That, was in wenigen Tagen gelungen war. Dieser schwerfällige Bund, der zu jeder Entwickelung unfähig schien, riß plötzlich mit revolutionärem Ungestüm politische Rechte an sich, welche dem alten Reiche nie zugestanden hatten; er maßte sich die Herrschaft an selbst über solche Zweige des inneren Staatslebens, welche die kraftvolle Centralgewalt des heutigen Deutschen Reichs den Territorien unverkümmert überläßt; er schritt über die Schranken seines Grundgesetzes so rücksichtslos hinaus, daß scharfsinnige Staatsrechtslehrer wie Albrecht behaupten konnten, seit den Karlsbader Beschlüssen habe der deutsche Bund den Charakter eines völkerrechtlichen Staatenbundes auf-

---

*) Bernstorff an Hardenberg, 2. Sept. 1819.

gegeben und sich in einen Bundesstaat verwandelt — eine Ansicht, welche auch von manchen Gehilfen Metternichs, namentlich von Ancillon, getheilt wurde. Und alle diese Beschränkungen ihrer Souveränität ließen sich Deutschlands Fürsten ohne Widerspruch durch Oesterreich auferlegen. Triumphirend schrieb Metternich: „Wenn der Kaiser bezweifelt, daß er Kaiser von Deutschland ist, so irrt er sich sehr."

Niemals seit es eine preußische Großmacht gab, niemals mehr seit den Tagen Karls V. und Wallensteins hatte das Haus Oesterreich der deutschen Nation den Fuß so hart auf den Nacken setzen dürfen. Ganz so herrisch wie einst Kaiser Karl auf dem geharnischten Reichstage den besiegten Schmalkaldenern das Augsburger Interim aufzwang, rief jetzt Metternich einer neuen nationalen Bewegung der Deutschen sein Halt zu; ebenso verächtlich wie damals Granvella über die peccata Germaniae lachte, höhnte Gentz über die Bedrängniß des Weimarischen Altburschen und seines liberalen Anhangs; und fast so ergeben wie damals der schwache Joachim II. stand jetzt wieder ein Hohenzoller neben dem österreichischen Herrscher. Und doch mußte Oesterreich bald erfahren, daß jene Krone, welche sich Kaiser Franz einst selber vom Haupte gerissen hatte, durch die Gaunerkünste einer verlogenen Diplomatie nicht wieder zu gewinnen war. Auch in früheren Zeiten war Oesterreichs Herrschaft für die Deutschen immer ein Unheil gewesen; je lichter das Gestirn der Habsburger erglänzte, um so tiefer stets lag die deutsche Nation darnieder. Jener große Kaiser, der einst in Augsburg den Protestantismus bändigen wollte, bot den Deutschen immerhin einen Ersatz für die verlorene Freiheit, einen mächtigen Gedanken, der einen Julius Pflugk begeistern konnte, die grandiose Idee des katholischen Weltreichs. Was aber vermochten diese kleinen Seelen, die jetzt in Kaiser Karls Fußtapfen zu treten versuchten, der Nation zu bieten? Nichts als Druck und Zwang, nichts als eine gewissenlose Verbildung des Bundesrechts, welche den Deutschen ihre einzige nationale Institution zum Ekel machen mußte, und in den Kauf noch die Lüge, daß Deutschland vor einer eingebildeten Gefahr gerettet worden sei.

Für die realen Interessen der Nation hatte Metternich nur ein spöttisches Lächeln. Eine Mahnung der kleinen Höfe an das noch immer ungelöste Versprechen der deutschen Verkehrsfreiheit fertigte der österreichische Staatsmann mit einigen leeren Redensarten ab. Dem preußischen Minister hatte er versprechen müssen, daß der widerliche Streit über die Bundesfestungen jetzt endlich zum Abschluß kommen solle; auf Preußens Verlangen waren auch Langenau und Wolzogen bereits in Karlsbad erschienen, der Letztere zum Schrecken der strengen österreichischen Partei, die ihn als einen Sendling der deutschen Revolutionäre beargwöhnte. Aber Metternich fand über so vielen wichtigeren Geschäften keine Zeit, um mit den beiden Generalen die verabredete Berathung zu halten.*) Was galt

*) Bernstorff an Hardenberg, 25. Aug., 2. Sept. 1819.

auch dieser Staatskunst die Sicherung der deutschen Grenzen neben den großen Culturaufgaben der Censur und der Studentenverfolgung? Und wie die neuen Beherrscher Deutschlands unvergleichlich kleiner und nichtiger waren als weiland die habsburgischen Helden des Schmalkaldener und des dreißigjährigen Krieges, wie sie ihren Erfolg nicht der Macht siegreicher Waffen, sondern allein der thörichten Angst der deutschen Höfe verdankten, so trat auch der unvermeidliche Rückschlag nicht jäh und gewaltsam ein, wie einst in den Tagen Moritz's und Gustav Adolfs; er erfogte langsam, unmerklich, aber um so sicherer. Oesterreich hatte den Deutschen einen Stein statt eines Brotes gereicht. Sobald dann Preußen den Entschluß faßte, sich der Noth dieses Volkes ehrlich anzunehmen und ihm die wirthschaftliche Einheit zu bringen, welche allein Preußen schaffen konnte, von diesem Augenblicke an versank das Gespenst des deutschen Dualismus, das jetzt noch einmal seine grinsenden Züge gezeigt hatte, nach und nach im Nebel, und der denkende Theil der Nation begann zu erkennen, daß der in Karlsbad so übermüthig angedrohte Austritt Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde die einzig mögliche Rettung des Vaterlandes war.

Bis dahin war noch ein weiter Weg. Vorderhand schwelgte die Hofburg im Siegesjubel. In einem zärtlichen Handbillet dankte Kaiser Franz dem Könige von Preußen für das kräftige gemeinsame Wirken „gegen die Störer der Ordnung der Dinge, auf welcher der Bestand der Throne ruht."*) Gentz rühmte „diese größte retrograde Bewegung, die seit dreißig Jahren in Europa stattgefunden," und Metternich sprach dem Gesandten in London die Hoffnung aus, daß diese rettende That in ganz Europa ihren Widerhall finden würde. Und wirklich hatten die Ideen der reinen Reaktion bisher nur in Spanien einen so durschlagenden Erfolg errungen. Unter den großen Culturvölkern gab Deutschland zuerst das Beispiel eines Staatsstreichs von oben, ein Beispiel, das elf Jahre nachher den französischen Juli-Ordonnanzen zum Vorbilde gedient hat. Die Politik der Mäßigung, welche der Vierbund bis zum Aachener Congresse eingehalten, ging zu Ende; die Macht, welche die Führerstelle in der europäischen Allianz errungen hatte, bekannte sich fortan offen zu den Grundsätzen der Unterdrückung. —

Noch blieb eine schwere geheime Arbeit übrig, bis — nach Metternichs Worten — die Bombe in Frankfurt platzen konnte. Was man in Karlsbad erreicht hatte war nur eine nach Bundesrecht ungiltige Verabredung von neun Bundesstaaten, die allerdings über die Mehrheit des engeren Raths geboten. Zu einer Erweiterung und Veränderung der Bundesakte, wie sie in den Karlsbader Beschlüssen enthalten war, bedurfte man aber der Einstimmigkeit. Es galt also, dreißig Bundesstaaten zur schweigenden Unterwerfung unter die Befehle der Neun zu vermögen, die zu Teplitz

*) Kaiser Franz an König Friedrich Wilhelm, 29. August 1819.

beabsichtigte Ministerialherrschaft im engeren Rathe des Bundestags thatsächlich zu erzwingen. Die Hebel der Angst und der Einschüchterung, welche in Karlsbad so gute Dienste gethan, mußten in Frankfurt nochmals angesetzt werden. Metternich wünschte jede Berathung am Bundestage zu verhindern; eine kritische Beleuchtung konnten die Beschlüsse der Karlsbader Verschwörung allerdings nicht ertragen. Seine hochmüthige Schlauheit bemerkte nicht, wie thöricht es war, die deutsche Centralgewalt also vor dem ganzen Volke zu entwürdigen in demselben Augenblicke, da man ihr erweiterte und der öffentlichen Meinung verhaßte Befugnisse übertragen wollte. Noch am 1. Sept. theilte Metternich die Karlsbader Beschlüsse dem Präsidialgesandten mit, befahl ihm für schleunige Annahme derselben zu sorgen und dann sogleich die Ferien eintreten zu lassen. Dieselbe Weisung erging gleichzeitig an Graf Goltz, der nunmehr endlich durch Berst., Plessen und Marschall in die Karlsbader Geheimnisse eingeweiht wurde.*) Andere der Karlsbader Verschworenen hielten nicht einmal für nöthig ihre eigenen Bundesgesandten aufzuklären. Der Karlsruher Hof sendete seinem Bundesgesandten erst am 13. Sept. den lakonischen Befehl: „da nach eingegangenen Nachrichten in einer der nächsten Sitzungen der k. k. Gesandte über die Karlsbader Conferenzen einen Vortrag erstatten werde“, so solle der Badener „der k. k. Abstimmung sich ohne Weiteres anschließen“ und zu Mitgliedern der Central-Untersuchungscommission die sieben in Karlsbad bezeichneten Staaten wählen.**)

Den von den Conferenzen ausgeschlossenen Regierungen wurde auch jetzt noch jede genaue Nachricht vorenthalten. Bernstorff begnügte sich, den preußischen Gesandtschaften an den kleinen Höfen eine kurze Uebersicht über die Ergebnisse der Conferenzen zu schicken, die ganz ebenso summarisch gehalten war wie unlängst die vorläufige Mittheilung an den dänischen Hof.***) Unbesehen wie einst die Rheinbundsakte von den Getreuen Napoleons sollten die Karlsbader Beschlüsse von den Vasallen Oesterreichs genehmigt werden. In schönem Wetteifer erklärten die Diplomaten der neun Eingeweihten an allen kleinen Höfen, nur die Eintracht aller Regierungen könne Deutschland aus seiner schweren Bedrängniß erretten; und wo es noth that, da spielte der k. k. Gesandte noch seinen letzten Trumpf aus und drohte mit dem Austritt Oesterreichs. Einzig der Darmstädter Hof, dem man ja einen Platz in der Central-Untersuchungscommission zugedacht hatte, ward einer gründlicheren Mittheilung gewürdigt. Die Gesandten der beiden Großmächte, Handel und Otterstedt, begaben sich zu dem Großherzoge, erzählten ihm das Wesentliche und beschworen ihn „das Heil des gemeinsamen Vaterlands durch die unbedingte Ein-

*) Bernstorff an Goltz, 1. Sept.; Goltz's Bericht, 7. Sept. 1819.

**) Ministerialinstruktion an den badischen Bundesgesandten, 13. Sept. 1819.

***) Bernstorff, kurze Uebersicht über die Resultate der Karlsbader Verhandlungen (ohne Datum, vermuthlich vom 9. Sept. 1819).

müthigkeit aller Bundesglieder" zu sichern. Der würdige alte Herr zeigte sich wenig erfreut über die drohende Beschränkung seiner Souveränität, aber auch er glaubte an die große Demagogengefahr und behielt sich nur vor, bei der Verkündigung der Karlsbader Beschlüsse seinem Lande zugleich zu versprechen, daß die Verfassung bis zum 1. Mai 1820 erscheinen solle; die Regierungen, so warnte er, dürfen sich nicht den Anschein geben, als ob sie Anderer Willkür beschränken wollten, nur ihre eigene nicht.*)

Also war Alles für den großen Schlag vorbereitet. Am 14. September gab Buol dem Bundestage die erste vertrauliche Mittheilung über die Karlsbader Conferenzen. Am 16. verlas er den ihm von Metternich zugesendeten großen Präsidialvortrag und beantragte sodann die schleunige Annahme der verabredeten Bemerkungen über den Art. 13, sowie der vier Gesetze. Die meisten der Bundesgesandten lernten jetzt zum ersten male den Text der Karlsbader Beschlüsse kennen. Es war die wichtigste und umfangreichste Vorlage, welche dem Bundestage je unterbreitet worden, und für die Erledigung dieser Aufgabe setzte Buol, ohne daß ein Widerspruch laut ward, eine Frist von vier Tagen, eine Frist, welche bei den Verkehrsverhältnissen jener Zeit nicht einmal zur Einholung der Instruktion ausreichte. Am 20. September sollte die Abstimmung stattfinden, während die Geschäftsordnung eine Frist von mindestens vierzehn Tagen verlangte; die große Mehrzahl der deutschen Regierungen war also von dem Wortlaut der Beschlüsse noch gar nicht unterrichtet, als sie in Frankfurt durchgingen. Auch die verfassungsmäßige Berathung der Anträge unterblieb gänzlich, und kein Gesandter unterstand sich dies zu rügen.

Am Tage der Abstimmung wagte zwar Niemand förmlich zu widersprechen; aber zum Schrecken Oesterreichs ergab sich, daß trotz allen Drohungen doch nur ein Theil der Gesandten zur unbedingten Genehmigung bevollmächtigt war. Viele warteten noch auf Instruktionen, Andere hatten nach deutscher Weise allerhand Bedenken und Wünsche kundzugeben. So fand der Dresdner Hof die Karlsbader Beschlüsse noch zu liberal und ließ die Hoffnung aussprechen, daß überall in Deutschland, wie im Königreich Sachsen, alle Druckschriften ohne Ausnahme der Censur unterworfen würden. Auch Wangenheim brachte eine ganze Reihe von Ausstellungen vor — ein neuer Beweis für die Treulosigkeit des württembergischen Hofes, nachdem Wintzingerode in Karlsbad allen vier Gesetzen freudig zugestimmt; er hatte partikularistische Bedenken gegen die Executionsordnung, er fand es zu hart, daß jeder Bundesstaat für die Haltung seiner Presse verantwortlich sein sollte u. s. w. Desgleichen Kurhessen konnte eine Klage über die Executionsordnung, die so tief in die Rechte der Souveränität einschneide, nicht unterdrücken.

---

*) Bernstorff, Weisung an Otterstedt 1. Sept.; Otterstedts Berichte, Darmstadt 11., 13. Sept. 1819.

Mit der höchsten Spannung sah die Versammlung darauf der Abstimmung des luxemburgischen Gesandten entgegen. Jedermann wußte, daß sein königlicher Herr, der alle deutschen Dinge mit geflissentlicher Geringschätzung behandelte, ihn ohne Instruktion gelassen. Aber Buol und Goltz hatten ihm zugeredet, und Graf Grünne erklärte unbefangen: obwohl ohne Vollmacht „wolle er sich von einem förmlich verfaßten Beschluß nicht länger ausschließen" — worauf dann einige nichtssagende Vorbehalte zu Gunsten der luxemburgischen National-Eigenthümlichkeiten folgten. Jetzt erst war, wie Goltz seinem Könige meldete, das Spiel gewonnen, „weil nur dadurch scheinbare Einstimmigkeit erlangt und der fünfzehnten und sechzehnten Curie sowie den freien Städten der Vorwand zu abweichenden Aeußerungen benommen werden konnte."*) Wenn der Vertreter des Königs der Niederlande sich so sanftmüthig fügte, wie sollten die Kleinen widerstehen? Die Gesandten der ernestinischen Häuser und der sechzehnten Curie sprachen ihr Ja, obgleich sie gestehen mußten, daß sie erst von einigen ihrer Committenten Weisungen erhalten hätten. Unter den ausdrücklich Zustimmenden war auch Weimar. Der Stimmführer der fünfzehnten Curie scheute sogar eine Lüge nicht und versicherte von Ihren Hochfürstlichen Durchlauchten zur Beistimmung angewiesen zu sein, obwohl er nachweislich von den beiden Schwarzburg keine Instruktion empfangen hatte. Nach Alledem blieb auch den Gesandten der freien Städte nichts übrig als „sich in Ermangelung einer besonderen Instruktion der bereits ausgesprochenen Einstimmigkeit anzuschließen".

Die Stimmeneinheit war erzielt, der Bundestag hatte sich den Beschlüssen der Neun unterworfen. Aber konnte man es wagen, diese seltsame Abstimmung, wie sie vorlag, mit allen ihren Clauseln und Vorbehalten, der Ordnung gemäß in den Protokollen zu veröffentlichen? Sie bewies doch nur zu deutlich — Goltz selbst gestand es seinen Monarchen — „daß die Bereitwilligkeit sich nicht überall auf Ueberzeugung, sondern mehr auf Ergebung in die Umstände gründete." Sollte die öffentliche Meinung, auf deren Unwillen man allerseits gefaßt war, durch eine großartige Kundgebung des Einmuths der deutschen Kronen zum Schweigen gebracht werden, dann durfte Oesterreich nach allen den Schlichen und Lügen dieses unsauberen Handels auch vor einer letzten Fälschung nicht mehr zurückschrecken. Von Goltz und Plessen lebhaft unterstützt, stellte Buol den Genossen vor, daß es „zur Erhöhung des zu machenden Eindrucks" unumgänglich sei, das öffentliche Protokoll von allen Bemerkungen frei zu halten.**) Alle fügten sich ohne Zaudern. So ward denn die wirkliche Abstimmung in einer tiefgeheimen Registrande vergraben, die „nur als ein Beleg der Akten" dienen und vielleicht bei späteren Berathungen

*) Goltz's Bericht an den König, 28. Sept. 1819.
**) Goltz's Berichte an den König und an Bernstorff, 18., 22., 28. Sept. 1819.

noch benutzt werden sollte.*) Das veröffentlichte Protokoll aber erzählte von der „einmüthigen" Annahme der Karlsbader Beschlüsse und bestimmte, daß alle vier Gesetze „sogleich in allen Bundesstaaten in Vollziehung treten" sollten. Erschütternd war der Eindruck, als die Deutschen plötzlich erfuhren, daß der Bundestag, der für alle dringenden Anliegen der Nation immer taub gewesen, die zur Knebelung ihres geistigen Lebens bestimmten Zwangsgesetze in so würdeloser Hast, mit offenbarer Mißachtung der Vorschriften der Bundesakte, angenommen hatte. Die kleinen Höfe selbst empfanden die Vergewaltigung so lebhaft, daß der preußische Gesandte seiner Regierung dringend rieth, den Bogen nicht zu überspannen und zu den Wiener Conferenzen alle Regierungen ohne Ausnahme einzuladen. Nach vollbrachtem Werke gab der Präsidialgesandte seinen Genossen ein glänzendes Festmahl. Graf Goltz aber empfing Verzeihung für frühere Mißgriffe und die warme Anerkennung seines Hofes für die glückliche Lösung der schwierigen Aufgabe.**)

Unter solchen Anzeichen, mit einer gefälschten Abstimmung, begann die Herrschaft des Hauses Oesterreich am Deutschen Bundestage. Mit einer anderen gefälschten Abstimmung, mit der erschlichenen Kriegserklärung gegen Preußen sollte sie im Jahre 1866 ihr würdiges Ende finden. —

*) Zuerst veröffentlicht im Jahre 1861 in der Schrift von K. L. Aegidi, Aus dem Jahre 1819.

**) Bernstorff an Goltz, 9. Okt. 1819.

## Zehnter Abschnitt.

---

### Der Umschwung am preußischen Hofe.

Auf den Zorn der liberalen Parteien war Fürst Metternich von Haus aus gefaßt, als er, nach seinem bescheidenen Geständniß, „in drei Wochen vollendet hatte, was dreißig Jahre der Revolution nicht zu Stande bringen konnten". Den Charakter des deutschen Volkes kennen zu lernen, hatte er freilich nie der Mühe werth gehalten; er ahnte nicht, wie hoch diese idealistische Nation die Freiheit des Gedankens schätzte und wie furchtbar sie grade durch einen Angriff auf die Presse und die Hochschulen gekränkt werden mußte. Die Karlsbader Beschlüsse verwirrten und verwüsteten die öffentliche Meinung von Grund aus. Die Hoffnung auf eine friedliche Fortbildung der deutschen Dinge ging auch den Gemäßigten verloren. Republikanische Gedanken, denen in unserer monarchischen Geschichte jeder Boden fehlte, begannen überhand zu nehmen, seit Deutschlands Fürsten als die verschworenen Feinde der Volksfreiheit auftraten; die bisher nur theoretische Begeisterung für den großen Freistaat Amerikas ward bei Vielen zur praktischen Parteigesinnung. Das wüste Lied der Unbedingten „Fürsten zum Land hinaus!" drang jetzt erst in weitere Kreise.

Die Nation ward irr an ihrem Staate, an ihren schönsten historischen Erinnerungen. Die edle vaterländische Begeisterung der letzten Jahre verrauchte. Von Aller Lippen klang die bittere Klage, das Blut von Leipzig und Belle Alliance sei umsonst geflossen. Wenn die deutschen Liberalen vorher nur halb unbewußt einzelne jakobinische Grundsätze bei sich aufgenommen hatten, so zogen sie jetzt, da man ihnen unter dem Namen des alten deutschen Rechtes Druck und Verfolgung bot, mit fliegenden Fahnen in das französische Lager hinüber und berauschten sich an einer constitutionellen Theorie, welche das republikanische Ideal kaum noch nothdürftig verbarg. Die Sieger sammelten begierig jeden Brocken politischer Afterweisheit, der von dem Tische der Besiegten abfiel; die deutsche liberale Politik beugte sich vor den französischen Ideen so knechtisch wie einst die Dichtung in den Tagen Ludwigs XIV. Die neuen, aus den Tiefen des germanischen Lebens geschöpften Gedanken der historischen Rechtsschule fielen in Mißachtung, und wer die Verirrungen der entarteten conservativen Partei

bekämpfte, wendete sich jenen revolutionären Naturrechtslehren zu, die von der deutschen Wissenschaft längst überwunden waren. Im Zorn über das erlittene Unrecht gerieth der deutsche Liberalismus recht eigentlich außer sich; er vergaß des unschätzbaren Segens der Befreiungskriege, er begann die Helden jener Kämpfe als Betrogene oder Betrüger gering zu schätzen und verfiel nach und nach einer weltbürgerlichen, radikalen Schwärmerei, die für ein werdendes Volk schlechthin verderblich werden mußte.

Obwohl die Presse unter der Obhut der sofort in Wirksamkeit tretenden Censur nur wenig sagen durfte, so konnte doch selbst der Diplomatie der allgemeine Zorn nicht entgehen. In Frankfurt, in Stuttgart, in München, überall äußerte sich die Entrüstung der gebildeten Stände in heftigen Reden, überall verglich man die neue schwarze Commission mit dem Wohlfahrtsausschusse des Convents.*) Niemand aber empfand die Unbill schwerer als die Professoren, die sich wegen der Thorheiten einiger Jenenser jetzt allesammt von Bundeswegen geschmäht und verleumdet sahen. Was mußten Dahlmann und Falck, die beiden Vorkämpfer des deutschen Rechts in Kiel empfinden, als Holstein und zugleich auch das nicht zum Bunde gehörige Schleswig jetzt als erstes Geschenk von dem befreiten Deutschland die Censur empfingen, nachdem sie fünfzig Jahre lang, seit den Tagen Struensees, unter der absoluten Herrschaft der dänischen Alleingewalt-Erbkönige sich der unbeschränkten Preßfreiheit erfreut hatten. Die Kieler Blätter gingen ein, weil sie sich keinem Censor unterwerfen wollten. Dahlmann aber, der noch so oft für die Empfindungen des empörten nationalen Gewissens das rechte Wort finden sollte, nannte die deutschen Universitäten durch jene Bundesbeschlüsse „unvergeßlich herabgewürdigt und beleidigt". Er kündigte dem Freiherrn vom Stein die Mitarbeiterschaft an den Monumenta Germaniae auf, so lange an der Spitze des Unternehmens jene Bundesgesandten stünden, welche an der Beschimpfung des deutschen Gelehrtenstandes Theil genommen: „Mein guter Name ist mir mehr werth als ein wissenschaftliches Unternehmen. Ich möchte nicht, daß es gelänge, auf dem mit Unterdrückung und Verfolgung — und womit vielleicht bald? — befleckten Boden edle Früchte der Wissenschaft durch gebundene Hände zu ziehen." Zum Geburtstage des König-Herzogs trat er sodann in akademischer Festrede unerschrocken als Anwalt der verläumdeten Universitäten auf; er nannte das Majestätsverbrechen „das einzige und eigenthümliche Verbrechen derer, welche nie ein Unrecht gethan"; er vertheidigte das Recht der neuen Zeit sich ihre eigenen politischen Formen zu finden: „ein Neuerer ist auch wer das Veraltete herzustellen sucht" — und sagte voraus, die neuen Bundesgesetze würden, da sie den leeren Formen des Friedens sein inneres Wesen opferten, nur polizeiliche Ruhe, nicht den Frieden begründen.

*) Berichte von Goltz aus Frankfurt 22., 28. Sept., 26. Okt., von Zastrow aus München 9. Okt., von Küster aus Stuttgart 12. Okt. 1819.

Selbst in den höchsten Kreisen der Gesellschaft fehlte es nicht an scharfem Tadel. Hans von Gagern richtete an seinen Freund Plessen einen warnenden Brief, der neben vielen Wunderlichkeiten auch manche beherzigenswerthe Mahnung aussprach: „Hintergehen Sie Ihre Herren nicht, bringen Sie ihnen nicht den Glauben bei, als ob Alles das, was jetzt vorgeht, Neuerung und Neuerungssucht, von ihrer Seite nur Langmuth und Gnade sei!" Sogar Stein, der über die Thorheiten der Jenenser Professoren und der Karlsruher Adelsfeinde sehr streng urtheilte, verdammte die Einsetzung der neuen Regierungsbevollmächtigten als eine Beleidigung der Universitäten; und als die Spürer der Demagogenjagd nun gar den Freiherrn selber der Theilnahme an der großen Verschwörung bezichtigten, da brach sein Zorn furchtbar los. „Vox faucibus haeret, rief er aus, über eine solche viehische Dummheit oder eine solche teuflische Bosheit oder einen solchen nichtswürdigen und aus einem durchaus verfaulten Herzen entstehenden Leichtsinn." Auch den Fürsten, die ihr Haupt unter das Joch gebeugt, fiel es nachher schwer auf die Seele, daß niemals ein deutscher Kaiser den geringsten seiner Reichsfürsten so schmählich behandelt hatte, wie jetzt der Wiener Hof den gesammten Bundestag. „Dieser Eingriff in die noch junge Constitution Deutschlands, schrieb der Herzog von Oldenburg, hat nur die Unbefangenen erschreckt, die öffentliche Meinung beleidigt und den Tadel gereizt." Die Verstimmung der kleinen Höfe begann recht bedenklich zu werden; nach alledem hielt es Metternich doch für gerathen, die Warnung des preußischen Bundesgesandten zu beherzigen und verabredete mit dem Berliner Kabinet, daß von den Ministerconferenzen des Winters kein deutscher Hof ausgeschlossen werden solle.*)

In der Presse des Auslands fand der allgemeine Groll lauten Widerhall. Nur die französischen Ultras frohlockten und deuteten vernehmlich an, daß auch für Frankreich ein Karlsbader Staatsstreich heilsam werden könne. Aber schon der Moniteur wagte die Thaten Oesterreichs nicht offen zu billigen: in Frankreich, so ließ er sich vernehmen, seien solche Gesetze unanwendbar, für den Despotismus biete Europa keinen Raum mehr. Die liberalen Publicisten vollends überboten einander in stürmischer Entrüstung. Zuerst natürlich war der unvermeidliche Erzbischof de Pradt wieder zur Stelle mit einer jener umfänglichen Schriften, die man, nach Gentz's Urtheil, beliebig von vorn, von hinten oder aus der Mitte heraus lesen konnte; schon im August, noch bevor er von den Verhandlungen in Böhmen ein Wort kannte, ließ er das erste Heft seiner Schrift über „den Karlsbader Congreß" erscheinen und verkündete, die Zeiten von Pillnitz und Brunswic kehrten wieder. Noch lauter tobte Etienne in der Minerva, desgleichen der Censeur, der Independant, fast alle liberalen Blätter Frankreichs und Englands. Die Deutschen, hieß es da, seien durch

*) Krusemarks Bericht, Wien 16. Okt. 1819.

eine schimpfliche Sklaverei „aus der Menschheit ausgestoßen“, den Proscriptionen des Sulla, der Tyrannei des Tiberius verfallen; überall sonst suche die Willkür nach einer Verkleidung, nur in Deutschland schreite sie schamlos, ohne Larve einher.

Der also angeschlagene Ton ward seitdem treulich eingehalten. Das den Nachbarn so unbequeme Erstarken Mitteleuropas schien jetzt nicht mehr gefährlich seit der deutsche Bund sich schweigend dem Hause Oesterreich unterworfen hatte. Dreißig Jahre lang blieb Deutschland fortan für die Presse des Westens das classische Land aller politischen Erbärmlichkeit, der Beachtung freier Briten und Franzosen völlig unwerth, und die Nation, welche zweimal binnen zwei Jahren ihre siegreichen Fahnen auf dem Montmartre aufgepflanzt hatte, ward von ihren besiegten Nachbarn mit geringschätzigem Wohlwollen als ein gutmüthiges Philistervolk behandelt, das bei Bier, Tabak und Philosophie die Zeit verträume und in richtiger Selbsterkenntniß auf alle Pläne politischer Macht und Freiheit gemächlich verzichtet habe. Die Deutschen aber hatten sich in das Bewußtsein des hoffnungslosen „deutschen Elends“ bald so gründlich eingelebt, daß sie solche Kundgebungen urtheilslosen Hochmuths als Beweise der Ueberlegenheit westeuropäischer Kultur willig hinnahmen und sich in ihrer weltbürgerlichen Bruderliebe nicht mehr stören ließen.

Trotz dem Unwillen der Nation wurden die Karlsbader Beschlüsse überall mit einer Pünktlichkeit vollzogen, wie seit unvordenklichen Zeiten kein Reichs- oder Bundesgesetz. Die Central-Untersuchungscommission trat sofort zusammen. Ihr bösartigstes Mitglied war der Baier Hörmann, jener fanatische Bonapartist, der seit Jahren in der Alemannia die Borussomanen verfolgte und nun sie gänzlich auszurotten hoffte. Der Badener Pfister und der Nassauer Musset gingen mit ihm Hand in Hand. Preußen hatte anfangs den elenden Grano bevollmächtigt, aber bald regte sich in Berlin die Scham über eine solche Vertretung; man rief den Menschen zurück und ersetzte ihn durch den Präsidenten v. Kaisenberg, einen ausgezeichneten Juristen, der sein widerwärtiges Amt mit großer Umsicht und Mäßigung führte, unter fortwährenden Kämpfen mit Hörmann viel Unheil und Willkür abwendete.

Unverzüglich begannen die Censoren und die Universitätsbevollmächtigten überall ihre Thätigkeit. Die Jenenser Burschen sprachen dem Großherzog in einem ruhig gehaltenen Briefe ihr Bedauern aus, daß man sie öffentlich verkannt habe, und lösten am 26. November gehorsam ihre Verbindung auf. Beim Scheiden erklangen die Verse von Binzer:

> Das Band ist zerschnitten,
> War schwarzrothundgold.
> Und Gott hat es gelitten.
> Wer weiß was er gewollt! —

sentimentale Klagen, die wahrhaftig nicht auf revolutionäre Entschlüsse deuteten. Einige der Getreuesten traten noch in der nämlichen Nacht zu-

sammen, um den aufgelösten Bund von Neuem zu schließen. Diese neuen geheimen Burschenschaften, die sich nunmehr fast auf allen Universitäten zusammenthaten, trugen, da sie mit der Polizei in beständigem Kampfe lebten, von Haus aus eine radikalere Färbung als der alte allgemeine Burschenbund und waren doch im Grunde noch ungefährlicher. Denn die ernsthaften Soldaten des Befreiungskriegs verließen jetzt allesammt die Hochschulen; der junge Nachwuchs bestand wieder aus gewöhnlichen Schulfüchsen, die sich die Freuden des Burschenlebens nicht verkümmern ließen und die Raufhändel mit ihren Gegnern, den überall neu entstehenden Corps und Landsmannschaften, zumeist weit eifriger betrieben als die politische Redekunst. Aber die heilsame sittliche Wirkung der burschenschaftlichen Bewegung blieb den Universitäten unverloren; die entsetzliche Roheit der guten alten Zeit kehrte in solchem Maße niemals wieder. Die Jenenser Lehrer blieben nach Okens Entlassung unbelästigt; nur Fries mußte, in Folge jenes thörichten Briefes über die hochwohlgebornen französischen Affen, einige Jahre lang seine Vorlesungen einstellen. Welch ein klägliches Ergebniß, nachdem der österreichische Präsidialgesandte den gesammten deutschen Professorenstand vor aller Welt mit Anklagen überschüttet hatte!

Die Ausführung der neuen Bundesgesetze erfolgte überall unter der unmittelbaren Aufsicht der Gesandten Oesterreichs und Preußens. Dem Bundestage wollten die beiden Großmächte diese Ueberwachung nicht überlassen. Er war durch Zank und Unthätigkeit und zuletzt noch durch die erzwungene Abstimmung vom September gänzlich entwürdigt; in Wien und an den befreundeten Höfen erwog man schon seit Monaten die Frage, ob es nicht gerathen sei, alle wichtigen Bundesgeschäfte unmittelbar durch die Regierungen zu erledigen und die Bundesversammlung als eine bescheidene Tagsatzung alljährlich nur auf drei Monate nach Mannheim einzuberufen.*) Die k. k. Gesandten erhielten demnach gemessenen Befehl, die Handhabung der Censur und der akademischen Disciplin in den kleinen Staaten sorgsam zu beaufsichtigen. In seinen eigenen Bundeslanden konnte Kaiser Franz freilich für die Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse gar nichts thun; in dieser friedsamen österreichischen Welt war weder ein Demagog noch ein Burschenschafter noch eine liberale Zeitung aufzutreiben. Nur um ihren guten Willen zu beweisen, veranstaltete die Wiener Polizei im Oktober ein Treibjagen auf die zahlreichen Hauslehrer aus der Schweiz; doch da sich bei den Verhafteten nur „einige Briefe mit schlechten Grundsätzen“ vorfanden, so mußte sich der Kaiser begnügen, sie noch eine Weile gefangen zu halten und dann über die Grenze abschieben zu lassen.**)

Fast noch eifriger zeigte sich der Berliner Hof. Der König war und blieb von der Nothwendigkeit der Ausnahmegesetze tief durchdrungen, befahl allen seinen Gesandten in Deutschland die Ausführung zu überwachen

*) Berkheims Berichte, Frankfurt 2. April 1819 ff.
**) Krusemarks Bericht, 30. Okt. 1819.

und ließ den größeren Bundesstaaten mittheilen, daß er fest auf ihre thätige Mitwirkung zähle. Nur das treu verbündete England-Hannover bedurfte keiner solchen Mahnung. Die verdächtigen thüringischen Höfe dagegen wurden gleich den Hansestädten blos auf die ernste Willensmeinung des Königs verwiesen, aber ausdrücklich keines vertrauensvollen Wortes gewürdigt.*) An die Gesandten im Auslande erging (28. September) ein von Ancillon verfaßtes Circularschreiben, das mit theologischer Salbung schilderte, wie die vier Mächte die Legitimität und das Eigenthum wieder hergestellt, Deutschland aber diese Politik jetzt von Neuem befestigt hätte: „durch seine geographische Lage ist Deutschland der Mittelpunkt oder, besser gesagt, das Herz Europas, und das Herz kann nicht schadhaft oder krank sein, ohne daß man dies bald bis in die äußersten Glieder des politischen Körpers fühlen müßte.“ Als dies Aktenstück von Paris aus widerrechtlich veröffentlicht wurde, erscholl durch die gesammte liberale Presse Europas ein Weheruf über Preußen.

Bald nachher, am Jahrestage der Leipziger Schlacht, befahl der König die Bekanntmachung der Karlsbader Beschlüsse. Am nämlichen Tage genehmigte er das Censur-Edikt, das der Staatskanzler in höchster Eile hatte ausarbeiten lassen. Die beiden magnetischen Zauberer Schöll und Koreff, dieselben nichtigen Gesellen, welche Wittgenstein als Hardenbergs liberale Verführer zu verdächtigen pflegte, waren ihrem Gönner dabei dienstwillig zur Hand gegangen;**) die im Frühjahr zur Ausarbeitung des Preßgesetzes berufene Commission wurde nicht einmal befragt. Das neue Edikt, im Wesentlichen eine Umarbeitung der Wöllner'schen Censurordnung vom Jahre 1786, ging noch weit über die Karlsbader Vorschriften hinaus und bestimmte gleich im Eingang, daß alle Druckschriften ohne Ausnahme, wie bisher, der Censur unterliegen sollten; sogar die alte Censurfreiheit der Akademie und der Universitäten ward für die fünfjährige Dauer des Edikts aufgehoben. Einige Gewähr gegen die Willkür bot nur das neu errichtete Ober-Censur-Collegium; aber diese Recurs-Instanz erlangte unter der schlaffen Leitung des Legationsraths v. Raumer niemals eine kräftige Wirksamkeit. Unterdessen arbeiteten Ancillon, Nicolovius und Köhler, die Mitglieder der alten Preßgesetz-Commission, unverdrossen weiter; sie hielten an den Grundsätzen ihres mittlerweile verstorbenen Berichterstatters Hagemeister fest und überreichten am 9. November dem Staatsministerium einen Entwurf, der, im schärfsten Gegensatze zu dem Censur-Edikt, die Preßfreiheit als Regel aussprach, nur für politische Zeitschriften die Censur vorbehielt.***)

---

*) Weisung an die Gesandten in Dresden, München, Stuttgart, Darmstadt 2. Okt.; desgleichen an Gf. Keller in Erfurt und die Geschäftsträger in Hamburg und Frankfurt, 2. Okt. 1819.

**) Hardenbergs Tagebuch, 4. Okt. 1819.

***) Veröffentlicht von F. Kapp, die preuß. Preßgesetzgebung unter Fr. Wilhelm III. (Archiv f. Gesch. d. d. Buchhandels VI. 185).

Das wohlgemeinte Werk blieb nunmehr unbeachtet liegen, ein redendes Zeugniß für den plötzlichen Umschwung der Hardenbergischen Politik. Bedeutsamer noch war die Haltung Ancillons, der es über sich gewann, gleichzeitig dies liberale Preßgesetz auszuarbeiten und der Diplomatie die strenge Vollziehung der Karlsbader Beschlüsse einzuschärfen. Auch über die Disciplin der Universitäten ergingen einige scharfe Verordnungen, denen Altensteins Wohlwollen zum Glück durch milde Auslegung die Spitze abbrach.

Seit den Verhaftungen des Juli hatten Kamptz's Werkzeuge im ganzen Bereiche des Staates nur noch zwei namhafte Demagogen aufspüren können. Jener unbegreifliche Brief von de Wette an Sands Mutter wurde bekannt und dem Könige vorgelegt. Sobald der Thatbestand erwiesen war, verfügte Friedrich Wilhelm, unbeirrt durch die Bitten der Berliner Universität, die Absetzung des Theologen: „es würde, ließ er dem Entlassenen schreiben, Sr. Majestät Gewissen verletzen, wenn Sie einem Manne, der den Meuchelmord unter Bedingungen und Voraussetzungen für gerechtfertigt hält, den Unterricht der Jugend ferner anvertrauen wollten.“ De Wette ertrug die harte, aber gerechte Strafe mit einer christlichen Ergebung, die nur von Neuem bewies, wie wenig revolutionäre Kraft in dem theoretischen Radicalismus dieser Gelehrtenkreise lag; in dem Augenblicke, da man ihn aus Preußen vertrieb, erflehte er noch Gottes Segen für diesen König und diesen Staat, denen er mit seiner besten Kraft gedient habe.

Trotziger trat Görres auf. Von seinem Freunde Willemer rechtzeitig gewarnt entzog er sich, als sein Buch über Deutschland und die Revolution erschienen war, der drohenden Verhaftung durch die Flucht und forderte dann von Straßburg aus freies Geleit: nur vor den Geschworenen seiner rheinischen Heimath wolle er Rede stehen. Auf solche Verhandlungen mit einem Angeklagten durfte die Krone sich nicht einlassen; aber auch das Schwurgericht wollte ihm der König nicht bewilligen, denn nachdem die Stadt Coblenz sich soeben in einer recht anmaßenden Bittschrift für ihren Mitbürger verwendet hatte, ließ sich unschwer voraussehen, daß die Rheinländer diesen Proceß zu einer gehässigen Kundgebung gegen die preußische Herrschaft mißbrauchen würden. Nach den Anschauungen des alten Absolutismus hielt sich der König berechtigt, in Fällen politischer Gefahr selber die Richter zu bezeichnen und ward auch nicht anderen Sinnes, als die rheinischen Staatsprocuratoren erklärten, zu einer Criminaluntersuchung liege kein Anlaß vor; er meinte seine Befugnisse nicht zu überschreiten, da er den Flüchtigen durch Hardenberg bedeuten ließ: zuerst habe Görres dem Haftbefehle zu gehorchen und dann abzuwarten, vor welches Gericht der Monarch ihn stellen werde. Görres aber sah in dem Verfahren des Königs einen Eingriff in die rheinische Freiheit und weigerte sich Straßburg zu verlassen.

Die ohnehin verstimmte öffentliche Meinung brauste in hellem Zorne auf, als der Herausgeber des Rheinischen Merkurs dergestalt — zwar

nicht ohne Grund, aber doch nur wegen unbedachter Worte und unter Verletzung der Rechtsformen — von dem preußischen Staate ausgestoßen und von seinen alten Todfeinden, den Franzosen, denen er jetzt freilich nicht mehr schaden konnte, mit unverhohlener Schadenfreude großmüthig beschützt wurde. Im Verkehr mit den Straßburger Jesuiten ward Görres bald gänzlich für jene clericalen Bestrebungen gewonnen, denen er sich schon in Coblenz genähert hatte; der unstete Romantiker, der einst in mächtigen Dithyramben die Siegesflüge des schwarzen Adlers gefeiert, entwarf sich jetzt, durch kirchlichen und politischen Haß verblendet, ein gräßliches Zerrbild von der preußischen Monarchie, dem Staate der protestantischen Verstandesdürre und der todten bureaukratischen Regel. Diesen „ungestalten starren Knochenmann“ im Namen deutscher und katholischer Freiheit zu bekämpfen blieb fortan sein Stolz.

Außer Görres hatten sich auch C. Th. Welcker und gegen fünfzig von der Demagogenverfolgung bedrohte Schriftsteller, Studenten, Buchdrucker in Straßburg eingefunden. Dies Elsaß, das die Deutschen vor vier Jahren vom wälschen Joche hatten befreien wollen, bot jetzt den deutschen Unzufriedenen ein Asyl, und mancher der Vertriebenen gestand seinen radikalen Straßburger Freunden, sie hätten doch recht gethan bei dem freien Frankreich auszuhalten! Es war im Plane, dort an der Grenze eine freie deutsche Zeitung zu gründen, jedoch die hilflose Armuth der Flüchtlinge und ein strenges von Berlin ausgehendes Verbot aller im Auslande erscheinenden deutschen Zeitschriften vereitelten die Absicht. Die Central-Untersuchungscommission erstattete dem Bundestage sofort Bericht über die gefährlichen Straßburger Umtriebe, und beide Großmächte forderten den Karlsruher Nachbarhof zu scharfer Wachsamkeit auf. Mit Feuereifer entledigte sich Minister Berstett seines Auftrags; er trat mit dem legitimistischen Maire von Straßburg in Verbindung, ließ auch de Wette, der soeben nach Heidelberg kam, polizeilich überwachen, betheuerte mit unterthänigster Begeisterung, Baden betrachte sich als den Vorposten Deutschlands und setze seine Ehre darein, das Vaterland vor den schwarzen Anschlägen „unserer teutonischen Jakobiner“ auf dem linken Rheinufer zu behüten.*) —

Nur zwei deutsche Staaten, Baiern und Württemberg versuchten eine schwächliche Opposition gegen die Bundesgesetze; aber da beide Regierungen Allem was geschehen schon unbedingt zugestimmt hatten, so waren ihre nachträglichen Widerstandsversuche von Haus aus unredlich, kleinlich, aussichtslos. In München offenbarte sich wieder jene schimpfliche Schwäche, welche diesen Hof seit Montgelas' Fall auszeichnete. Graf Rechberg wurde, als er aus Böhmen heimkehrte, von seinen Amtsgenossen Lerchenfeld und

*) Berstett an Metternich 2., 22. Okt., an Schuckmann 26. Nov.; Metternich an Berstett 30. Okt.; Schuckmann an Berstett 1. Nov. 1819.

Reigersberg mit Vorwürfen überhäuft. Jener befürchtete den Untergang der politischen Freiheit und hatte bereits in einem leidenschaftlichen Briefe an seinen Freund Wangenheim seinen liberalen Unwillen über die Karlsbader Beschlüsse ausgesprochen*); dieser zitterte für Baierns europäische Machtstellung und meinte stolz, Baiern sei sich selbst genug, könne des Bundes entrathen. Auch Montgelas half in der Stille nach; der alte Gegner Oesterreichs hoffte jetzt wieder an's Ruder zu kommen. Als die Karlsbader Beschlüsse dem Ministerrathe vorgelegt wurden, beschuldigten Lerchenfeld und Reigersberg den Minister des Auswärtigen, daß er seine Instructionen überschritten habe. Und allerdings hatte Rechberg die Weisung erhalten nichts zu bewilligen was der Souveränität und der Verfassung des Königreichs zuwiderliefe; die bairische Constitution war die einzige unter den neuen Verfassungen, welche die Rechtsverbindlichkeit der Bundesgesetze nicht förmlich aussprach.

König Max Joseph aber war, soweit er einen Entschluß zu fassen vermochte, durchaus erfüllt von der Furcht vor den Demagogen, und da der Einzige, der ihn vielleicht hätte belehren können, der Kronprinz grade in Italien weilte, so nahm er sich Rechbergs an. Aergerlich über den Zwiespalt seiner Räthe hatte er dem Ministerrathe nicht selber beiwohnen wollen und statt seiner den getreuen Wrede entsendet. Der legte, sobald Rechberg angegriffen wurde, rasch entschlossen die Hände auf die Akten und erklärte im Namen des Königs: das Vergangene sei abgethan, nur über die Annahme der Karlsbader Beschlüsse dürfe jetzt noch berathen werden.**) Dergestalt war der Angriff auf Rechberg abgeschlagen, und nach neuem lebhaftem Streite einigten sich die beiden Parteien des Ministeriums über ein kümmerliches Compromiß. Die Karlsbader Beschlüsse wurden veröffentlicht, aber mit dem Zusatze: sie sollten gelten „mit Rücksicht auf Unsere Souveränität, nach der Verfassung und den Gesetzen Unseres Königreichs."

Wenn dieser Vorbehalt überhaupt einen Sinn haben sollte, so bedeutete er die Lossagung Baierns von jenen Beschlüssen, welchen der Münchener Hof bereits zweimal, in Karlsbad wie in Frankfurt, feierlich zugestimmt hatte. Sofort rüsteten sich die beiden Großmächte zur Abwehr; und nach den Staatsstreichsplänen, welche die bairische Krone ihnen kürzlich vorgelegt, erschien dieser Vorbehalt in der That unehrenhaft. Kaiser Franz sprach dem bairischen Gesandten persönlich sein Befremden aus***), sendete seinem Schwiegervater einen eigenhändigen Brief um ihn vor den Umtrieben „der Partei" zu warnen, gab seinem Gesandten in München strenge Weisungen. Noch kräftiger legte sich Bernstorff ins Zeug.

*) Abgedruckt bei F. v. Weech, Correspondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der Ministerconferenzen von Karlsbad und Wien. S. 16.

**) Zastrows Berichte 9., 20. Okt., 23. Dec. 1819.

***) Krusemarks Bericht 30. Okt. 1819.

„Wenn die bairische Regierung daran zurückdenkt — so schrieb er am 1. November an Zastrow — in welchem Gedränge sie sich noch vor wenig Monaten befand, welchen Rath sie damals von uns begehrte, und in welchem Maße der Wunsch, ihr für die Zukunft einen festen Standpunkt gegen unbefugte Anmaßung zu geben, bei den Karlsbader Beschlüssen mitgewirkt hat", so wird sie unsere Verwunderung begreifen; will sie sich „von dem Bunde trennen und sich für künftige Fälle auf ihre eigene, vielleicht nicht immer zureichende Kraft beschränken", so müssen wir mit den gleichgesinnten Bundesstaaten zu Rathe gehen um „diesem ersten Abweichen von den Bundesbeschlüssen" entgegenzutreten. Als General Zastrow diese gleichzeitig nach Wien mitgetheilte und dort mit freudiger Dankbarkeit begrüßte Weisung dem bairischen Minister vorlas,*) da fühlte sich Graf Rechberg tief zerknirscht und bat den Preußen, ihm eine Note zu übergeben, die er seinen Amtsgenossen vorlegen könne. Zastrow willfahrte der Bitte (8. Nov.), und nunmehr brach der bairische Heldenmuth jählings zusammen. In einer demüthigen Antwort erklärte Rechberg, sein König „habe nie dem Gedanken Raum gegeben sich von dem Bunde zu trennen" und durch die Form der Bekanntmachung „blos die Beruhigung der königlichen Unterthanen" bezweckt.**)

Die Thaten entsprachen den Worten. Die Censur und die Beaufsichtigung der Universitäten wurde in Baiern mit der äußersten Strenge gehandhabt, und die Absendung Hörmanns in die Mainzer Commission gestattete vollends keinen Zweifel mehr über die Gesinnungen des Münchener Hofes. Eine Petition des unermüdlichen Hornthal gegen die Karlsbader Beschlüsse fand bei den Ministern eine scharfe Abfertigung. Einige Offiziere, die in Regensburg und Kehlheim zusammentraten, um das bairische Verfassungsrecht gegen die Angriffe des alten Landesfeindes Oesterreich zu verwahren, wurden von dem wackeren Oberst Zoller an die Pflichten der militärischen Mannszucht erinnert und bald zum Schweigen gebracht.***) Zur Herzstärkung der reuigen Sünder sendete Ancillon dann noch (7. December) eine wohlgesalbte Denkschrift: „Die Wahrheit hat eine eigene Gewalt, der man sich am Ende doch unterziehen muß. Alles, was Deutschlands Einigkeit vermehrt, befördert seine Einheit. Die Souveränität hat keine andern Feinde als gerade diejenigen, die eine argwöhnische Ehrfurcht für dieselbe heucheln, zu bekämpfen."†) Zugleich versicherte Ancillon, daß sein König die Beseitigung der bairischen Verfassung nicht im Entferntesten wünsche; genug, wenn sie im streng monarchischen Sinne gehandhabt werde. Preußen widerrieth also die Einführung einer bairischen Provincial-

*) Bernstorff, Weisung an Zastrow, 1. Nov., an Krusemark, 2. Nov.; Krusemarks Bericht, 10. Nov. 1819.

**) Rechberg an Zastrow, 13. Nov. 1819.

***) Zastrows Bericht, 17. Nov. 1819.

†) Ancillon an Zastrow, 7. Dec. 1819.

ständische Verfassung, welche der Gesandte in Petersburg, Graf Bray, auf Metternichs Rath dem Münchener Hofe soeben empfohlen hatte.*)

Nunmehr fühlte sich der schwankende Max Joseph völlig beruhigt; er wußte jetzt, daß er mit dem preußischen Hofe Hand in Hand gehen konnte, ohne seinen Verfassungseid zu verletzen. Auch Wrede, der sich in seiner fahrigen Weise eine Zeit lang für die bairische Souveränität sehr besorgt gezeigt hatte, wurde durch ein schmeichelhaftes Handschreiben Metternichs bekehrt und betheuerte dem preußischen Gesandten seinen tiefen Abscheu gegen die liberalen Ansichten Lerchenfelds. Dieser selbst hatte Mühe sich auf seinem Posten zu behaupten, da sein demagogischer Brief an Wangenheim dem Könige in die Hände gespielt wurde und den äußersten Zorn des Monarchen erregte.**) Die Demüthigung des Münchener Hofes war vollständig, und um den Sieg der beiden Großmächte auch für die Zukunft zu sichern, weigerte sich Rechberg nunmehr zu den Wiener Ministerconferenzen zu gehen. Er wollte in München bleiben, um den unberechenbaren König nicht aus den Augen zu lassen. In Wien sollte Zentner die bairische Krone vertreten, und Rechberg sagte mit seiner Menschenkenntniß voraus, dieser des Liberalismus verdächtigte Bureaukrat werde als ein warmer Verehrer Metternichs von der Donau heimkehren.***)

Die Unredlichkeit des bairischen Hofes erschien immerhin noch achtungswerth neben dem Verhalten der Krone Württembergs. König Wilhelm ließ schon am 1. Oktober die Karlsbader Beschlüsse ohne Vorbehalt veröffentlichen und noch am selben Tage die Censur einführen; gleichwohl hatte er wenige Tage zuvor die neue Verfassung beschworen, welche die Preßfreiheit verhieß und auch sonst den Karlsbader Erklärungen des Ministers Wintzingerode vielfach widersprach. Mit gewundenen Versicherungen suchte man diese Zweizüngigkeit vor den beiden Großmächten zu entschuldigen. Nach Allem was geschehen, betheuerte Wintzingerode dem preußischen Gesandten, sei die Krone ihrem Volke einen Beweis des Vertrauens schuldig gewesen; dem Kaiser Franz aber, der ihn in einem eigenhändigen Briefe an die Karlsbader Zusagen gemahnt hatte, antwortete der König: wenn man ihm die Mittel dazu biete, so wolle er gern das übereilte Verfassungswerk wieder zurücknehmen.†) Als die Stadt Eßlingen sich in einer Bittschrift gegen die Karlsbader Beschlüsse aussprach, ertheilte Witzingerode dem Censor, welcher dies gefährliche Aktenstück durchgelassen hatte, einen scharfen Verweis. Derselbe Minister bereitete gleichzeitig einen diplomatischen Feldzug für die Wiener Conferenzen vor und ließ, um seinem Hofe einen Anhang unter den Kleinen zu werben, zunächst die Karlsbader Conferenzprotokolle,

*) Blittersdorffs Bericht, Petersburg 25. Okt. 1819.

**) Zastrows Berichte, 23. Dec. 1819, 9. Januar 1820.

***) Zastrows Bericht, 27. Okt. 1819.

†) Küsters Bericht, Stuttgart 12. Okt.; Krusemarks Berichte, Wien 22. Sept., 2. Okt. 1819.

deren Geheimhaltung angelobt war, für mehrere der ausgeschlossenen kleinen Höfe abschreiben.

Mittlerweile suchte König Wilhelm auch noch das Einzige zu zerstören was in dieser düstern Epoche unserer Geschichte erfreulich war, den Einmuth der deutschen Kronen gegenüber dem Auslande. Im Oktober ging er nach Warschau, um seinen kaiserlichen Schwager gegen die beiden deutschen Großmächte aufzuwiegeln; Metternich aber befahl sofort dem Gesandten Lebzeltern, sich ebenfalls in der polnischen Hauptstadt einzufinden.*) Die Vorsicht war kaum nöthig. Czar Alexander empfing seinen Schwager sehr kühl; dies Uebermaß der Falschheit ekelte ihn doch an, obwohl er selber die krummen Wege nicht immer verschmähte. Er scheute sich nicht vor den fremden Diplomaten offen auszusprechen: erst zweimal die Karlsbader Beschlüsse förmlich annehmen, dann ihnen zuwiderhandeln und schließlich noch meine Hilfe anrufen, das nenne ich ein schlechtes Handwerk (de la mauvaise besogne); den Feinen zu spielen ist immer die übelste Politik.**) Der Württemberger mußte unverrichteter Dinge abziehen und versuchte dann noch einmal bei einem Besuch in Karlsruhe, den badischen Hof zu einem liberalen Sonderbunde zu verleiten; aber weder der Großherzog, noch der hochconservative Berkheim, der ihm jetzt zur Seite stand, wollte sich auf diese Zettelungen einlassen. Zur selben Zeit ließ König Wilhelm die bairische Regierung dringend bitten, daß sie doch ja bei der Ausführung der Karlsbader Beschlüsse keine unnützen Bedenklichkeiten zeigen möge; denn nachdem er selber jene Beschlüsse ohne Vorbehalt bekannt gemacht, durfte kein anderer deutscher Fürst liberaler scheinen als er.***)

Und diesen König, der so würdelos zwischen despotischen Neigungen und liberalisirendem Ehrgeiz schwankte, pries sein treues Völkchen, in harmloser Unkenntniß, als den Hort und Halt germanischer Freiheit. „Nie hat Württemberg eine ruhmwürdigere Stellung gehabt“, schrieb Wangenheim glückselig, „und wird sie ganz begriffen und einsichtsvoll behauptet, so gewinnt es eine innere Stärke, die jeder äußeren gewachsen bleibt.“†) Als König Wilhelm aus Warschau heimkehrte, erwarteten ihn die Bürger Stuttgarts in hellen Haufen draußen am Thor, spannten ihm die Pferde aus, zogen den Wagen selber vor das Schloß. Dort standen die Schulkinder und sangen „Nun danket Alle Gott!“ Alles Volk stimmte mit ein, ernste Männer vergossen Thränen der Rührung. Am Abend flammten die Freudenfeuer auf den Bergen, und im Theater ward Uhlands Ernst von Schwaben aufgeführt. Das Haus erdröhnte von Beifall, als ein

*) Weisung an Krusemark, 1. Okt. 1819.

**) Lebzelterns Bericht aus Warschau (in Krusemarks Bericht, Wien 8. Dec.), Blittersdorffs Bericht, Petersburg 7. Nov. 1819.

***) Berstett an Großherzog Ludwig, Wien 12. Dec.; Zastrows Bericht, München 6. Nov. 1819.

†) Wangenheim an Hartmann, 6. Nov. 1819.

schwunghafter Prolog den Fürsten feierte, der in wildverworrener Zeit hochherzig seinem Volk die Hand reiche: „Noch steigen Götter auf die Erde nieder." Um dem Glanze schwäbischer Freiheit einen wirksamen Hintergrund zu geben, schilderte der Dichter auch die tiefe Finsterniß der preußischen Zustände und sagte, mit Anspielung auf Görres:

> Das ist der Fluch des unglücksel'gen Lands,
> Wo Freiheit und Gesetz darniederliegt,
> Und die noch jüngst des Landes Retter hießen
> Sich flüchten müssen an des Fremden Heerd.

So feierte ein deutscher Stamm einen Fürsten, der soeben die Russen auf seine deutschen Bundesgenossen zu hetzen versucht hatte; des gemeinsamen Vaterlands gedachte Niemand mehr in dem Rausche württembergischer Freiheitsbegeisterung. Seit der Deutsche Bund sich dem Volke entfremdet hatte, erhob der Partikularismus wieder frech sein Haupt. In Ulm trat eine große Anzahl württembergischer Offiziere unter der Führung des Generals Hügel zusammen und sendete dem Könige eine von rheinbündlerischem Größenwahnsinn überströmende Adresse.*) Die Bittsteller verherrlichten zunächst ihre „von dem Geiste der Wahrheit gezeugte, von der Liebe des Rechts empfangene" Verfassung und ergingen sich sodann in wüthenden Schimpfreden gegen jene „fremden Regierungen, welche das Glück des württembergischen Volkes mit Schmähsucht betrachten und sich in thörichtem Wahne vermessen, den Württemberger vor eine fremde Inquisition in das Ausland zu schleppen, um ihn dort nach unwürttembergischen Gesetzen zu richten." Sie forderten schließlich — noch deutlicher als einige Monate zuvor die Liberalen der bairischen Kammer — gradezu den Krieg gegen die beiden Großmächte, „den rühmlichsten Kampf für die heiligsten Güter eines mündigen Volkes: das ganze Volk wird begeisterungsvoll unsere Reihen verstärken!" Wie kindisch auch diese Prahlereien klangen, in Wien und Berlin ward der Vorfall doch sehr ernst genommen; denn was sollte aus dem deutschen Bundesheere werden, wenn jener zuchtlose politische Parteigeist, der sich bereits im bairischen Heer mehrmals geäußert hatte, nun auch in andere der kleinen napoleonischen Contingente hinüberdrang? Beide Großmächte verlangten in Stuttgart strenges Einschreiten gegen die Unterzeichner der Adresse. König Wilhelm gehorchte, aber die Strafen fielen so mild aus, daß man seine wahre Meinung leicht errathen konnte. Eine solche Politik, unwahr und widerspruchsvoll in jedem Worte, konnte den Triumphzug Oesterreichs wahrlich nicht aufhalten. —

Die Warschauer Reise König Wilhelms erschien um so thörichter, da die russische Politik jenen Zustand rathloser Unsicherheit, dem sie seit dem Frühjahr 1818 verfallen war, noch immer nicht überwunden hatte. Nesselrode zeigte sich nach wie vor als ergebener Schüler Metternichs, billigte

*) Zastrows Bericht, 17. Nov. 1819.

unbedingt Alles was in Karlsbad vorging;*) Kapodistrias sprach ebenso lebhaft dawider; der Czar selbst war im Grunde mit Nesselrode einverstanden, aber nicht fest genug um die liberalen Ansichten seines griechischen Freundes kurzweg zurückzuweisen. Sofort nach den Karlsbader Conferenzen hatte Kaiser Franz dem Czaren in einem Handschreiben dargelegt, wie schwer die Ruhe Europas gefährdet sei durch die sträfliche Nachsicht der kleinen deutschen Kronen „gegen die Narren und Schreier". Beide deutsche Großmächte legten sodann nach vollbrachter Arbeit die neuen Bundesbeschlüsse dem Czaren vor und fanden warmen Dank. Alle auswärtigen Diplomaten meldeten übereinstimmend, wie tief Alexander von der Gefahr einer allgemeinen revolutionären Schilderhebung überzeugt sei; nur deshalb, äußerte er wiederholt, bleibe das russische Heer auf Kriegsfuß.**)

Unterdessen trieb Kapodistrias liberale Politik auf eigne Hand. Er stellte die Vertreter Baierns und Badens ernstlich zur Rede, warum ihre Höfe die Souveränität so leichtsinnig preisgegeben hätten? Wie nun, fragte er den Badener Blittersdorff, wenn der Bundestag einmal der Krone Baiern die Execution gegen Baden übertrüge! „Die Furcht ist immer ein schlechter Rathgeber, und sie scheint die Karlsbader Beschlüsse diktirt zu haben. Sind die deutschen Fürsten darum Souveräne um sich irgend einer Autorität zu unterwerfen, nun wohl, so sollen sie sich ein Oberhaupt wählen, aber eines, nicht achtunddreißig." Möge der Karlsruher Hof, so schloß er, sich's zweimal überlegen bevor er auf den Wiener Conferenzen neuen Beschlüssen zustimmt, welche den Deutschen Bund in einen Bundesstaat verwandeln werden!***) Die russischen Gesandten an den kleinen Höfen, Anstett in Frankfurt, Pahlen in München, Koselowsky in Stuttgart vermochten sich in diesen seltsamen Widersprüchen nicht zurechtzufinden: sie hielten sich also an den altmoskowitischen Grundsatz, daß der Unfriede in Deutschland für Rußland heilsam sei, und versäumten nichts, was den Widerstand gegen die deutschen Großmächte ermuthigen konnte.

Am 30. November trat Kapodistrias endlich etwas kühner auf und versendete gleichzeitig vier umfangreiche Denkschriften: eine Antwort an den österreichischen Gesandten Lebzeltern, eine Verbalnote an die beiden deutschen Großmächte, eine Circulardepesche an die russischen Gesandten in Deutschland und endlich noch ein Memoire über die Folgen der letzten Bundesbeschlüsse.†) Der gewaltige Wortprunk dieser Aktenstücke bewies nur zu klar, daß der Grieche seine ganze Meinung nicht sagen durfte. Kaiser Alexander — das war der langen Rede kurzer Sinn — begrüße in den

---

*) Blittersdorffs Berichte, Petersburg 14. Aug. 1819 ff.

**) Krusemarks Bericht, 8. Dec. 1819. Bericht des schwedischen Gesandten Löwenhjelm (Beilage zu Krusemarks Bericht, 2. Jan. 1820).

***) Blittersdorffs Bericht, Petersburg 4. Nov. 1819.

†) Kapodistrias an Lebzeltern, 30. Nov. 1819. Die drei anderen Schriftstücke bei F. v. Weech, Correspondenzen S. 19 f.

Karlsbader Beschlüssen einen neuen Beweis der hochherzigen Absichten seiner Alliirten. Aber er vermöge dem Geschehenen nicht so unbedingt seinen Beifall zu geben, wie der preußische Hof erwarte; denn er bemerke mit tiefem Schmerz, daß unter den deutschen Regierungen selber kein Einmuth bestehe; manche von ihnen „mißbilligen heute durch die That was sie gestern im Grundsatz angenommen haben". Angesichts dieser Zwietracht und der schweren Krankheit Deutschlands, die sich auch in der beginnenden Auswanderung bekunde, könne der Kaiser keine bestimmte Meinung aussprechen bevor er den Hof von St. James um Rath gefragt habe.

Also Rußland suchte Rath bei seinen geschworenen Feinden, den englischen Torys, und dies England stand unerschütterlich auf Oesterreichs Seite! Graf Münster, noch immer der einzige Rathgeber Lord Castlereaghs in allen deutschen Fragen, betrieb die Karlsbader Politik fast noch freudiger als Metternich selber, er hatte noch von Böhmen aus den Geheimen Räthen des Herzogthums Braunschweig, das unter der vormundschaftlichen Regierung des Prinzregenten stand, die neue correcte Doctrin von den deutschrechtlichen Landständen nachdrücklich eingeschärft. Einen so namenlos ungeschickten Fechterstreich abzuschlagen konnte den deutschen Großmächten nicht schwer fallen. Hardenberg schrieb sogleich an Castlereagh (30. Dec.), forderte ihn freundschaftlich auf, diesem Sophisten Kapodistrias, „der uns schon in Aachen soviel Noth gemacht", ernstlich heimzuleuchten; der Czar selber sei durchaus gutgesinnt. Aehnlich schrieb Metternich.*) Der Lord beeilte sich natürlich seinen alten Freunden zu erwidern, daß er alle ihre Unternehmungen mit seinen glühenden Wünschen begleite, und sendete dem russischen Hofe eine Antwort (14. Januar), welche „die Visionen des Grafen Kapodistrias" gründlich zerstörte. In der Form war seine Erwiderung freilich sehr vorsichtig gehalten. Er durfte die Whigs im Parlamente nicht reizen, die ihm soeben wieder, in einer donnernden Rede Lord Minto's „den Bund der Höfe gegen die Völker" vorgeworfen hatten; daher weigerte er sich auch mit den anderen Höfen des Vierbundes gemeinsame Maßregeln für den Fall von Ludwigs XVIII. Tode zu verabreden, wie Metternich ihm vorgeschlagen, und gab seinem Schreiben an den russischen Gesandten die Wendung, daß England den Grundsatz der Nichteinmischung festhalten müsse.**) Doch in der Sache sprach er sich entschieden für Oesterreich aus, er billigte den Kampf gegen die Revolution und fand keinen Anlaß zu irgend welchen Beschwerden. Auch die badische Regierung hielt sich verpflichtet die Warnungen des Griechen scharf zurückzuweisen: „die Bundesakte, schrieb ihm Berstett, ist heute für Deutschland das Gesetz und die Propheten."***)

*) Krusemarks Bericht, 2. Jan. 1820.
**) Krusemarks Berichte, 2. Jan., 10. April 1820.
***) Berstett an Kapodistrias, 10. Dec. 1819.

Seitdem ward Kapodistrias ganz still, Nesselrode gewann wieder für einige Zeit die Oberhand.*) Aus den Tuilerien verlautete auch kein Wort des Widerspruchs.

Ungestört, in stolzer Sicherheit durfte Metternich seines Weges ziehen. Ueberall in Europa meinte er bereits die segensreichen Folgen seiner „diplomatischen Contrerevolution“ zu bemerken: scharf wie seit Langem nicht mehr traten die französischen Minister den Independenten entgegen, und im englischen Parlament erfocht das Tory-Cabinet einen Sieg nach dem andern.**) Gentz hatte niemals stolzer, zuversichtlicher geschrieben als in diesem gesegneten Winter. Auf die Angriffe der französischen Presse erwiderte er höhnisch: „der Augenblick ist vielleicht nicht ferne, wo alle guten Väter in Deutschland erkennen werden, daß das, was Verblendung oder Erbitterung den Todesstreich der deutschen Universitäten nannte, der Anfang ihrer Wiedergeburt war.“ Als die französischen Abgeordneten in einem Anfall zügelloser Parteiwuth den Königsmörder Gregoire darauf aus der Kammer verstießen, da feierte der Oesterreichische Beobachter die preiswürdige That mit dem staatsmännischen Ausspruch: „das Resultat muß für die Wünsche der Gutgesinnten heilbringend sein, weil es die Gegner in Trostlosigkeit versenkt hat.“ Adam Müller aber rief dem Freunde zu: „Nunmehr besteht diesseits und jenseits des Rheines eine solidarisch verbundene Gemeinde für die Sache Gottes und der Wahrheit, und sie ist Ihr Werk.“ Was man in Wien unter der Sache Gottes und der Wahrheit verstand, darüber wurden die Deutschen in der Weihnachtszeit noch einmal gründlich belehrt. Eben in diesen Tagen, da die deutschen Demagogen in den Kerker wanderten, setzte Kaiser Franz den General Mack, der einst bei Ulm capitulirt hatte, in alle seine Ehren und Würden wieder ein. Durch „ein Uebermaß kaiserlicher Gnade“ — wie General Krusemark nicht umhin konnte zu bemerken — wurde dem Helden auch noch der gesammte Gehalt, den man ihm seit dem Ulmer Ruhmestage vorenthalten, nachträglich ausbezahlt.***) —

---

Ungleich werthvoller als die freundliche Haltung der fremden Mächte wurde für die Hofburg ein Kampf im preußischen Ministerium, der zwar nur mittelbar mit den Karlsbader Beschlüssen zusammenhing, aber mit einem Siege der österreichischen Partei endigte. Frohen Muthes war der Staatskanzler am 5. August nach Glienicke zurückgekehrt; er meinte sich durch den Teplitzer Vertrag das Vertrauen des Königs von Neuem gesichert zu haben und schritt jetzt hoffnungsvoll an die Vollendung seiner

*) Krusemarks Berichte, 17. Jan., 12. Febr. 1820.
**) Krusemarks Bericht, 26. Dec. 1819.
***) Krusemarks Bericht, 13. Dec. 1819.

Reformpläne. Die neuen Steuer- und Staatsschuldengesetze waren dem Abschluß nahe; Hardenberg wünschte auch Steins Urtheil darüber zu vernehmen, erkannte ihn in einem gewinnenden Briefe willig als seinen Meister im Finanzfache an und bat ihn freundlich: „Warum können wir nicht zusammen arbeiten?" Der stolze Reichsfreiherr aber blieb unwandelbar in seinem Hasse, überschüttete die Hardenbergischen Entwürfe, die er gar nicht kannte, mit leidenschaftlichem Tadel. Mittlerweile erhielt auch der Verfassungsplan seine endgiltige Gestalt. Die bösen Zungen der Hauptstadt erzählten freilich mit großer Zuversicht, der Staatskanzler denke längst nicht mehr an seine constitutionellen Pläne; man versicherte allgemein, auf die erste Nachricht von Kotzebues Ermordung hätte er ausgerufen: „nun ist eine Verfassung für Preußen unmöglich!" Einen Ohrenzeugen wußte jedoch Niemand zu nennen; das geflügelte Wort war entweder erfunden oder nur ein unwillkürlicher Ausruf des ersten jähen Schreckens. Sicher bleibt, daß Hardenberg grade jetzt, unter den ungünstigsten Verhältnissen, die Verfassungsarbeit wieder aufnahm. Am 11. August legte er dem Könige seinen letzten Entwurf vor, und nach neuen vertraulichen Berathungen in Charlottenburg, zu denen auch Witzleben zugezogen wurde, befahl Friedrich Wilhelm, daß aus der Verfassungscommission des Staatsraths ein Ausschuß gebildet werden sollte um die Verfassung nach Hardenbergs Vorschlägen auszuarbeiten. Mitglieder waren außer dem Staatskanzler selbst: Humboldt, Schuckmann, Ancillon, Daniels, Eichhorn.*) Wieder vergingen sechs Wochen, da Daniels durch die Geschäfte der rheinischen Justiz-Organisation daheim zurückgehalten wurde. Endlich am 12. Oktober hielt der Ausschuß seine erste Sitzung, und Hardenbergs Entwurf — „Ideen zu einer landständischen Verfassung in Preußen" — trat aus dem Dunkel hervor.

Die Arbeit bewies, daß die Jahre dem greisen Staatsmanne wohl die Kraft des Willens, doch nicht die Kühnheit und Schärfe der Gedanken hatte schmälern können.**) Ganz nach der gründlichen alten preußischen Weise, in scharfem Gegensatze zu den improvisirten Verfassungen des Südens, wollte er die parlamentarischen Rechte aufrichten auf der breiten Unterlage der Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz. Der Siebzigjährige traute sich noch die Kraft zu, für einen Umbau der gesammten Staatsverwaltung von unten nach oben. Von jenen bureaukratisch-liberalen Ansichten, die er einst beim Erlaß des Gensdarmerie-Edikts bekundet, zeigte sich jetzt keine Spur mehr, und nichts konnte ungerechter sein als der Vorwurf Steins: dieser Mann biete nur „liberale Phrasen und despotische Realitäten, ohne Rücksicht auf das Bestandene". Vielmehr ging Hardenberg, ganz wie Stein selber, von dem Grundsatze

*) Cabinetsordre an den Staatskanzler, 23. Aug. 1819.

**) Hardenberg, Ideen zu einer landständischen Verfassung in Preußen. S. Beilage IV.

aus: „Wir haben lauter freie Eigenthümer;" an den freien Grundbesitz sollten sich alle ständischen Rechte anschließen. Daher ward eine Communal-Ordnung, welche den Gemeinden die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten übertragen sollte, als das nächste dringende Bedürfniß bezeichnet. Aus indirekten Wahlen der ländlichen sowie der städtischen Gemeinden und aus direkten Wahlen der Rittergutsbesitzer geht sodann der Kreistag hervor, eine Vertretung von drei (oder wo sich Standesherren vorfinden, von vier) Ständen, die aber eine ungetheilte, nicht an Mandate gebundene Versammlung bilden. Also nicht der Landadel, sondern der gesammte Großgrundbesitz soll eine besondere Vertretung erhalten; die Rittergutsbesitzer heißen zwar Kreisstände, doch sie erhalten nicht Virilstimmen, sondern blos das Wahlrecht für die Kreistage. Wählbar ist jeder mündige, unbescholtene christliche Grundbesitzer. Auf den Kreistagen werden dann die Vertreter der drei Stände für den Provinziallandtag gewählt, zu denen die Standesherren und die Bischöfe hinzutreten; eine Vertretung der Universitäten hatte der König selbst, sofern sie nicht Grundbesitzer seien, für bedenklich erklärt. Alle diese ständischen Körperschaften befassen sich wesentlich mit der Verwaltung ihrer Communalanstalten, dem Schuldenwesen, der Steuervertheilung. Dagegen soll der aus Provinziallandtagen gewählte Allgemeine Landtag gar keine eigene Verwaltung haben, sondern lediglich jährliche Uebersichten über den Gang der Verwaltung, vornehmlich über den Stand der Finanzen, von den Ministern erhalten und die neuen Gesetze für die gesammte Monarchie berathen.

Hier zeigte sich's nun, wie anders als Metternich der preußische Staatskanzler die Zusagen des Teplitzer Vertrages verstand: er wollte im Ernst einen angesehenen, wenn auch nicht allzu zahlreichen preußischen Landtag, nicht einen kümmerlichen Centralausschuß, und gab der Verfassungscommission zu erwägen, ob das Ein- oder das Zweikammersystem für diese Gesammtvertretung der drei Stände vorzuziehen sei. Auch die schwierigen Fragen der Initiative, der Oeffentlichkeit, der Verantwortlichkeit der Minister hielt er noch vorsichtig offen. Desgleichen die Frage, ob die Provinziallandtage sich an die neugebildeten Provinzen oder an die altständischen Territorien anschließen sollten. Die auswärtigen Angelegenheiten und die militärischen Verhältnisse, soweit sie nicht persönliche Verpflichtungen beträfen, sollten den Berathungen der Stände entzogen bleiben. Dann folgte noch die Aufzählung einiger Grundrechte: Gleichheit vor dem Gesetz, Gewissensfreiheit u. s. w. Auch Vorschriften über die Preßfreiheit und die öffentliche Rechtspflege waren in Aussicht genommen. Und Alles dies in dem nämlichen Augenblick, da Hardenberg die Karlsbader Politik förderte; in seinen Augen waren die neuen Bundesgesetze nur Ausnahmegesetze für wenige Jahre der Noth. Zum Schluß betonte der Staatskanzler nachdrücklich die Befestigung des monarchischen Princips und erinnerte an den Grundsatz: salus publica suprema lex esto.

Der Entwurf bot der anfechtbaren Stellen genug. Eine einzige Communalordnung für die gesammte Monarchie war bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der socialen Zustände des flachen Landes offenbar unmöglich. Noch bedenklicher erschien die ausschließliche Wahlberechtigung des Grundbesitzes, die in den Städten zu widersinnigen Verhältnissen führen mußte; sodann die als möglich angenommene Wiederherstellung der alten Territorien, deren verwickeltes Schuldenwesen allerdings nicht ohne Mühe in eine neue Provinzialverfassung eingefügt werden konnte; endlich und zu allermeist das unglückliche System der vierfach indirekten Wahlen. Die Gefahr lag nahe, daß ein also — nicht gewählter, sondern delegirter Allgemeiner Landtag sich der Nation entfremdete, die Monarchie den Charakter eines Föderativstaats annähme. Und dennoch, wie die Dinge lagen, kam Alles darauf an, daß ein Parlament für die gesammte Monarchie berufen wurde; an den Formen lag wenig. Hardenbergs Vorschläge liefen im Wesentlichen hinaus auf einen Vereinigten Landtag, wie er im Jahre 1847 zusammentrat; unmöglich war es nicht, daß eine ähnliche Versammlung, um das Jahr 1820 berufen, den Staat binnen eines Menschenalters allmählich und friedlich in die Bahnen des reinen Repräsentativsystems hätte hinüberführen können.

Jeder Satz der Denkschrift verrieth den ernsten und ehrlichen Entschluß des Staatskanzlers. Umsichtig hatte er Alles entfernt was den König bedenklich stimmen konnte und darum namentlich das Heerwesen sowie die auswärtige Politik der Einwirkung der Stände entzogen. Auch den Begehren der altständischen Partei war er so weit als möglich entgegengekommen, und doch enthielt der Entwurf, in dem unscheinbaren Abschnitt über die Kreistage, eine tief einschneidende, kühne Reform: wurde die Ritterschaft ihrer Virilstimmen auf den Kreisversammlungen beraubt und auf eine mäßige, den wirthschaftlichen Machtverhältnissen der Gegenwart entsprechende Stimmenzahl beschränkt, so war eine der schwersten und bestberechtigten Klagen der Bauern im Osten beseitigt, die ständische Herrschaft des Adels auf dem flachen Lande brach zusammen, und an ihre Stelle trat eine Interessenvertretung von drei socialen Gruppen, welche der Ritterschaft zwar noch ein starkes Uebergewicht, doch nicht mehr die alleinige Entscheidung gewährte. Was Hardenberg plante war in der That der Abschluß der Reformen von 1807—12, die Zerstörung der letzten Trümmer des feudalen Gemeinwesens; und mit begreiflichem Zorne schalt die altständische Partei am Hofe auf den alten Jakobiner: hatte er denn nicht selber in dem ungeschickten Schlußwort seiner „Ideen“ verrathen, daß er das salut public als das höchste der Gesetze verehre?

Freilich, der Staatskanzler bot dem Ausschusse nur den Entwurf eines Entwurfs, nur eine leichte Skizze, die sich zu Humboldts Verfassungsdenkschrift verhielt wie ein Skelett zu einem lebendigen Körper. Alles kam darauf an, wie der Ausschuß diese Umrisse ausfüllen würde. Ein grund-

sätzlicher Widerspruch schien von keinem seiner Mitglieder zu erwarten. Eichhorn und Daniels stimmten den Hauptsätzen des Entwurfs willig zu. Humboldt fand in den kurzen Monaten seiner Ministerlaufbahn nur zweimal die Gelegenheit, sich über die Prinzipienfragen des Verfassungsstreites auszusprechen und bewies in beiden Fällen, daß Hardenbergs vermittelnde Richtung auch die seine war. Als zwei verfallene Landarmenhäuser, welche der Staat vor Zeiten den kurmärkischen Ständen zur Benutzung überlassen, wieder eingezogen werden sollten und die Stände, nach ihrer Gewohnheit, sich wider die angebliche Rechtsverletzung verwahrten, da antwortete Humboldt: er leugne nicht, „daß meinem Gefühle nach Alles, was nur entfernt mit ständischer Verfassung zusammenhängt, jetzt einer sehr großen Schwierigkeit unterliegt“, und rieth dem Monarchen einen Mittelweg einzuschlagen: die Regierung möge die unaufschiebliche Reform des kurmärkischen Landarmenwesens sogleich selber vornehmen, aber den Ständen versprechen, daß sie nachträglich gehört werden sollten, sobald die neue Provinzialvertretung bestehe. Den Ständen der Grafschaft Mark, die nochmals um die Herstellung der markanischen Verfassung baten, erwiderte er fest und freundlich: die Provinzen würden nicht ohne ständische Vertretung bleiben; aber das Bedürfniß der Staatseinheit mache es unmöglich „dasjenige, was bisher unter ganz verschiedenen Umständen obwaltete, auch jetzt noch einzeln und unverändert stehen zu lassen.“*) Es war als ob Hardenberg selbst die Antwort diktirt hätte. Auch Ancillon zeigte sich dem Plane des Staatskanzlers noch günstig; er hatte soeben in seinem Buche „über die Staatswissenschaft“ die Vorzüge des Zweikammersystems lebhaft empfohlen. Selbst Schuckmann war bisher noch immer für den Verfassungsplan aufgetreten.

Sobald sich die Nachricht, daß Humboldt in einem neuen Verfassungsausschuß thätig sei, im Publikum verbreitete, begannen die bald erloschenen Hoffnungen der Liberalen wieder aufzuleben. Regierungsrath Grävell, der alte unermüdliche publicistische Vorkämpfer der Verfassung, gab im November jenes berufene Sendschreiben des jungen Gentz an König Friedrich Wilhelm wieder heraus und meinte in seinem geharnischten Vorwort: „Zwei große Tage erscheinen im Leben der Völker: der Tag der Thronbesteigung, wo die Zeit — und der Tag der Verfassungsverleihung, wo die Weisheit einen neuen Bund schließt zwischen Fürst und Volk. Friedrich Wilhelms Volk erlebt jetzt den zweiten großen Tag, das Jahr 1820 bringt ihm das Evangelium der Zukunft, den Tag der Gründung einer ständischen Verfassung.“ Sogar das radikale Weimarische Oppositionsblatt weissagte noch im December, daß im nächsten Jahre eine preußische Constitution den kühnsten Wünschen entsprechend erscheinen werde.

Die herausfordernde Sprache der alten Stände, die seit den Karls-

---

*) Humboldt an Schuckmann 24. Okt.; an Bodelschwingh-Plettenberg 22. Sept. 1819.

daher Beschlüssen immer dreister auftraten, bestärkte den Staatskanzler nur in seinen constitutionellen Plänen. „Durch die neuesten Beschlüsse der hohen deutschen Bundesversammlung mit Trost und Hoffnung erfüllt", wendete sich die westhavelländische Ritterschaft an den König (17. November), um ihre Entrüstung über „die unanständige Vermessenheit der sogenannten Volksrepräsentanten anderer deutschen Länder" auszusprechen. „Bekannt mit der Stimmung des kräftigsten Theiles der Nation, des Landvolks, dürfen wir behaupten, daß dieser im Allgemeinen weit davon entfernt sei, den überall verbreiteten volksverführenden Umtrieben Gehör zu geben, sondern vielmehr das Fortbestehen früherer Einrichtungen, aus denen das Günstige seiner bisherigen Lage erwächst, eifrig wünscht. Alle deutschen Länder verdanken ihr Glück seit einem halben Jahrtausend dem Bestand von landständischen Verfassungen, an denen nur durch Vertrag geändert werden konnte." Darauf die Bitte um Wiederherstellung des alten Rechts, und dazu noch ein trotziges Begleitschreiben an Hardenberg, das die Aufhebung der ständischen Vorrechte als einen Eingriff in das Eigenthum verdammte. Bald nachher verlangten die Stände der Grafschaft Ruppin, die Krone möge erwählte Deputirte der alten Stände aus den einzelnen Provinzen nach einander in den Verfassungsausschuß berufen — eine Bitte, die bald praktische Bedeutung erhalten sollte. Beide Eingaben wies der Staatskanzler scharf zurück.*)

Gleichwohl gewann seine neue Verfassungscommission kein kräftiges Leben. Sie beschloß zunächst einen allgemeinen Plan für das Ganze der ständischen Einrichtungen zu entwerfen, alsdann schrittweise aufsteigend zu der Communalordnung, dann zu den Kreis-, den Provinzial- und den Reichsständen überzugehen. Aber sie hielt bis zum Jahresschlusse nur zwei Sitzungen, und nur zwei ihrer Mitglieder, Ancillon und Eichhorn, äußerten sich schriftlich über den allgemeinen Plan; Beide forderten das Zweikammersystem und für die Reichsstände „nicht allein eine berathende, sondern eine gesetzgebende Stimme".**) Die Wirksamkeit des Ausschusses ward von Haus aus gelähmt durch die Feindschaft Hardenbergs und Humboldts, die eben jetzt in einem erbitterten Ringen sich mit einander maßen. —

Nach Beendigung seiner Frankfurter Geschäfte war Humboldt erst am 12. August in das Ministerium eingetreten und hatte vom ersten Tage an das beleidigende Mißtrauen Hardenbergs ertragen müssen. Der Minister für die ständischen Angelegenheiten erfuhr wochenlang kein Wort von den „Ideen" des Staatskanzlers und war als der Verfassungsplan endlich zu Tage kam ganz ebenso überrascht wie die übrigen Mitglieder des Ausschusses. Diese kränkende Haltung Hardenbergs hatte freilich gute

*) Eingabe der Ritterschaft des westhavelländischen und zauchischen Kreises an den König, 17. Nov.; desgl. der Stände der Grafschaft Ruppin, 21. Dec. 1819.

**) Protokolle der Verfassungscommission, 12., 28. Okt. Ancillon und Eichhorn, Ideen zu der landständischen Verfassung.

Gründe; denn seit dem Tage der Uebernahme seines Amts arbeitete Humboldt unablässig darauf hin, sich und den übrigen Ministern die selbständige, verantwortliche Stellung zu erobern, welche nach seiner Ueberzeugung nothwendig aber mit den Rechten des Staatskanzlers unvereinbar war. Sein letztes Ziel blieb der Sturz Hardenbergs; er verbarg es kaum noch, daß er den Staatskanzler für einen unheilvollen Mann hielt, und alsbald bot sich ihm die Gelegenheit den Kampf zu eröffnen. Am 9. August hatte der König dem Ministerium sein berechtigtes Mißfallen kundgegeben, weil die Cabinets-Ordre vom 11. Januar noch immer nicht beantwortet war.*) Der Ministerrath trat zusammen um dem königlichen Befehle endlich zu genügen, und es gelang dem neu eingetretenen Mitgliede, die weit auseinander gehenden Meinungen seiner Amtsgenossen auf einen bestimmten Gedanken zu vereinigen.

Humboldt fand den tiefsten Grund der vorhandenen Mißstände in der Machtstellung des Staatskanzlers und gewann die Mehrheit der Minister für sich, da Bernstorff und Klewiz abwesend waren, Wittgenstein den Sitzungen behutsam fern blieb. Umsonst versuchte Hardenberg abzumahnen; kaum acht Tage nach Humboldts Eintritt war die Stimmung im Ministerium schon so schwierig, daß der Staatskanzler bereits die Nothwendigkeit eines Ministerwechsels voraussah.**) Am 26. August unterzeichnete das Staatsministerium ein von Humboldt verfaßtes Antwortschreiben an den König, das von den früher abgegebenen Gutachten der einzelnen Minister seltsam abstach. Die Hauptfragen der Cabinetsordre vom 11. Januar, hinsichtlich des Erziehungswesens, der Presse, der Unbotmäßigkeit der Beamten, berührte Humboldts Bericht nur obenhin; der Kern seiner Ausführungen lag in der mehrfach wiederholten Behauptung, daß in Folge der Stellung des Staatskanzlers „von dem Begriff einer Centralisirung der Verwaltung im Staatsministerium mit gemeinsamer Verantwortlichkeit kaum eine Spur zu erkennen sei". Er verlangte demnach völlige Verschmelzung des Staatskanzleramts mit dem Ministerium, so daß der Staatskanzler den Vorsitz im Staatsministerium führen, über Alles Auskunft erhalten, in dringenden Fällen auch unmittelbar verfügen sollte; die Protokolle des Staatsministeriums seien fortan dem Könige einzureichen, und kein Vorschlag dürfe an den Monarchen gelangen ohne Vorwissen des betheiligten Ministers.

Im Uebrigen wußten die Minister nur wenig positive Vorschläge aufzustellen. Sie deuteten leise an, daß „Einige von uns" mit noch stärkerer Zuversicht als Se. Majestät auf den gesunden Sinn der Mehrheit der Nation vertrauen; sie sprachen die Hoffnung aus, über die letzten polizeilichen Untersuchungen noch näher unterrichtet zu werden, und wünschten,

---

*) Cabinetsordre an das Staatsministerium, 9. Aug. 1819.

**) Hardenbergs Tagebuch, 19. Aug. 1819.

daß die geheime Polizei „in dem was sie gethan hat das Licht nicht scheuen müsse". Dazwischen hinein dann einige ganz unbestimmte Klagen über „das Schwankende der Haupt-Verwaltungsgrundsätze" und manche völlig ungerechte oder gradezu frivole Beschwerden. So ward im Voraus der Stab gebrochen über die unumgängliche Steuerreform: „neue Auflagen, die sehr bedenklich sind, sollten vermieden werden." So ward der König gebeten die Verfassung nicht ohne den Rath des Staatsministeriums dem Lande zu verleihen; und doch gehörten sämmtliche Minister zu der großen Verfassungscommission vom Jahre 1817, welcher die Entwürfe des neuen kleinen Ausschusses selbstverständlich noch vorgelegt werden sollten.*)

Der Bericht mußte, falls er die Genehmigung des Monarchen fand, unvermeidlich den Rücktritt des Staatskanzlers herbeiführen, obgleich von allen Ministern wohl nur Humboldt selbst diese Wirkung beabsichtigte. Da Hardenberg kein Fachministerium mehr bekleidete und wegen seiner Taubheit den Vorsitz im Staatsministerium schlechterdings nicht führen konnte, so wurde er durch Humboldts Vorschläge jeder Macht beraubt, und an die Stelle der bestehenden Einheit, deren schwere Gebrechen sich allerdings nicht verkennen ließen, trat ein vielköpfiges collegialisches Regiment ohne Willen, ohne Leitung. Wer konnte einen solchen Wechsel wünschen nach allen den kläglichen Beweisen von Zwietracht und Rathlosigkeit, welche dies Ministerium in den letzten Monaten gegeben? Auch dieser neueste Bericht war, obgleich er selbst das Gegentheil behauptete, erst nach lebhaftem Streite zu Stande gekommen.

Hardenberg setzte sich sofort zur Wehr. Er versicherte nochmals, daß er gern bereit sei, auf den Befehl des Königs sich „mit dem dankbarsten Herzen in die Einsamkeit zurückzuziehen", und bat den Monarchen, „dem Ministerium alle von ihm gewünschte Selbständigkeit zu geben", auch die Einsendung der Ministerial-Protokolle zu genehmigen; aber dem Staatskanzler müsse der regelmäßige Vortrag bei dem Monarchen verbleiben, „nach den mir zuzusendenden Berichten der Minister." Sichtlich gereizt wies er sodann darauf hin, wie der Bericht alles Uebrige leicht abfertige und die Beschränkung der Macht des Staatskanzlers als „die einzige Panacee" betrachte. Die Auflegung neuer Steuern erklärte er für „unvermeidlich und nothwendig zum Besten des Staates". Mehrmals warf er den Ministern vor, daß sie „die Verirrungen des Zeitgeistes, die Gefahr einer künftigen Generation von Revolutionsmännern" viel zu leicht nähmen; und mit Entrüstung nahm er sich schließlich seines Freundes Wittgenstein an, „welcher in den sieben Jahren wo er die geheime Polizei leitete keinen Schritt gethan, den ich nicht genau weiß."

Das Zerwürfniß zwischen den beiden Nebenbuhlern war jetzt offen-

*) Bericht des Staatsministeriums an den König 26. Aug., mit Randbemerkungen des Staatskanzlers vom 10. Sept. 1819.

kundig und verschärfte sich dermaßen, daß Bernstorff und Wittgenstein für nöthig hielten sich von dem regelmäßigen Besuche der Sitzungen des Staatsministeriums entbinden zu lassen. General Witzleben, der den beiden Streitenden persönlich nahe stand und beide für unentbehrlich hielt, bemühte sich umsonst für einen Ausgleich.*) Hardenberg drohte mit seinem Rücktritt und erreichte, nachdem der König einen allzuscharfen Entwurf zurückgewiesen hatte, am 21. Oktober den Erlaß einer immerhin noch sehr ungnädigen Cabinetsordre, welche dem Ministerium das Befremden des Monarchen über die Oberflächlichkeit des letzten Berichts aussprach und den Staatskanzler in allen seinen Befugnissen bestätigte: in Zukunft sollten die Berichte der Minister zwar unmittelbar an die Krone gesendet werden, aber dem Kanzler gebühre das Recht zu bestimmen, über welche dieser Berichte er selber Vortrag halten wolle.**) Die Minister verblieben mithin in einer abhängigen Stellung, welche ihnen selber lästig und der raschen Erledigung der Geschäfte vielfach nachtheilig, aber so lange das Staatskanzleramt bestand schlechthin unvermeidlich war. Zum Schluß rügte der König noch, daß ihm die Abstimmungen der einzelnen Minister, seinem Befehle vom 11. Januar zuwider, nicht eingereicht worden seien. Die Uebersendung dieser Gutachten hatten die Minister bisher wohlweislich unterlassen; auf den wiederholten Befehl des Monarchen mußten sie jetzt das Versäumte nachholen,***) und nunmehr ergab sich unwidersprechlich, daß der Kampf gegen den Staatskanzler allein durch Humboldt veranlaßt war. In ihren früheren Gutachten hatten nur drei der Minister über Hardenbergs Vormundschaft geklagt,†) erst seit Humboldts Eintritt war ihnen allen plötzlich die Erkenntniß gekommen, daß der Urgrund des Uebels in der Machtstellung des Staatskanzlers zu suchen sei. In solcher Lage konnte ein neuer Vermittlungsversuch des wackeren Witzleben zu keinem Ergebniß führen.††) Humboldt mußte zurücktreten, nachdem Hardenberg zum zweiten male seine Angriffe abgeschlagen hatte. —

Mit diesem Machtkampf verkettete sich nunmehr der ungleich wichtigere Streit über die jüngste Wendung der Bundespolitik. Am 8. September brachte Humboldt die Demagogenverfolgung zur Sprache und bewog die Minister, gegen den Widerspruch Bernstorffs und Schuckmanns, bei dem Monarchen anzufragen, ob die ergriffenen Sicherheitsmaßregeln als gesetzliche oder als außerordentliche Maßregeln zu behandeln seien. Eine strenge Mahnung zum

*) Zwei Cabinetsordres an Wittgenstein und Bernstorff 7. Okt. Witzleben, Denkschrift über den Bericht des Staatsministeriums und die Randbemerkungen des Staatskanzlers, Sept. 1819.

**) Zwei Cabinetsordres an den Staatskanzler und das Staatsministerium, 21. Okt. Hardenbergs Tagebuch, 12., 14. Okt. 1819.

***) Bericht des Staatsministeriums an den König, 10. Nov. 1819.

†) S. o. S. 494.

††) Witzleben, Denkschrift über die Cabinetsordre vom 21. Okt. 1819.

Gehorsam war die Antwort (16. September). Darauf wurden die neuen Bundesbeschlüsse dem Staatsministerium vorgelegt und in drei Sitzungen erwogen (5. 27. Okt., 3. Nov.).*) Es kam zu stürmischen Auftritten; die Berliner wollten wissen, daß Humboldt die Karlsbader Beschlüsse „schändlich, antinational, ein denkendes Volk beleidigend" genannt habe. Von solcher Kühnheit war in dem langen Berichts-Entwurfe, welchen er am 5. Oktober dem Ministerium vorlegte, keine Spur zu finden. Seine Bedenken stützten sich ausschließlich auf die gefährdete Souveränität Preußens. „Wir verkennen gewiß, so führte er aus, das wohlthätige Band nicht, welches Preußen an Deutschland knüpft; aber das Gefühl, einer selbständigen und Deutschland nicht einverleibten Monarchie anzugehören, ist immer vorherrschend in uns gewesen." Durch die Karlsbader Beschlüsse erlange der Bundestag das gefährliche Recht sich in die inneren Angelegenheiten der Monarchie einzumischen; überdies werde Preußen, da Alles auf Oesterreichs Antrag beschlossen sei, „in die ganze Reihe der sich gewissermaßen leidend verhaltenden Staaten gestellt". Der Art. 13 der Bundesakte berühre den preußischen Staat nicht, da der König schon vorher seiner gesammten Monarchie, auch den nichtdeutschen Provinzen eine Verfassung versprochen habe. Die Polizeiberichte über die Demagogen bewiesen, „daß weder die Zahl dieser Menschen groß noch ihre Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft bedeutend sei." Auf solche Erwägungen gestützt beantragte Humboldt: es solle am Bundestage die Verkündigung der Karlsbader Beschlüsse als außerordentlicher Maßregeln für zwei Jahre verlangt werden; es solle ferner der Minister des Auswärtigen die Vollmacht erhalten, über Bundesbeschlüsse, welche innere Angelegenheiten beträfen, mit den betheiligten Ministern Rücksprache zu nehmen.

Der zweite Antrag erschien ganz müßig, da der Minister des Auswärtigen die gewünschte Vollmacht bereits besaß; aber auch der erste Antrag war ebenso ungeschickt als schwächlich. Denn als Humboldt seinen Bericht vorlegte, hatte der Bundestag die Karlsbader Beschlüsse, mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs, schon längst angenommen, und während das Ministerium noch berieth, wurden sie in Preußen, abermals auf Befehl des Monarchen, förmlich verkündigt. Nach dem Staatsrechte der absoluten Monarchie lag eine vollendete Thatsache vor; konnte man nicht den König selbst zum Abfall von der österreichischen Politik bewegen — und dazu reichten Humboldts gewundene Sätze wahrlich nicht aus — so ließ sich an dem Geschehenen nichts mehr ändern. Die offenbare Aussichtslosigkeit des Kampfes stimmte die übrigen Minister bedenklich, obwohl sie fast allesammt gegen Form und Inhalt der Karlsbader Beschlüsse ernste Einwendungen zu erheben hatten. Nur Zwei, der Kriegsminister und der Groß-

*) Protokoll der Sitzungen des Staatsministeriums vom 5., 27. Okt., 3. Nov. 1819 (von Humboldt).

kanzler Beyme schlossen sich den Anträgen Humboldts an. General Boyen war in seinem preußischen Stolze den Wahngebilden des friedlichen Dualismus immer fremd geblieben; der gradsinnige Soldat fühlte sich angeekelt durch das lichtscheue Treiben der Demagogen, die sogar Gneisenau und den christlichen Romantiker Gröben nicht mit ihren Verdächtigungen verschonten. Der greise Beyme hatte in den letzten Jahren seine Sympathien ganz dem Liberalismus zugewendet, obgleich er in seinem Departement nie eine praktische Reform zu Stande brachte, und sich neuerdings eng an Humboldt angeschlossen.

So brachte die Politik plötzlich drei Männer zusammen, die im Grunde sehr wenig mit einander gemein hatten. Beymes altmodische weichliche Philanthropie war das genaue Gegentheil von Humboldts hellenischer Weltanschauung; auch Boyen und Humboldt liebten sich nicht, noch auf dem Wiener Congresse hatten sie ein Duell mit einander ausgefochten. Leider führten die beiden Bundesgenossen ihre Sache nicht glücklicher als Humboldt selbst. Der Kriegsminister reichte ein gedankenreiches Gutachten ein, das in markigen Zügen den natürlichen Gegensatz der beharrenden, katholischen Macht Oesterreich und der frei aufstrebenden Politik Preußens schilderte. Das Verhältniß zu Oesterreich wollte Boyen womöglich auf ein einfaches Vertheidigungsbündniß beschränken, obgleich wir wegen der Schwerfälligkeit des k. k. Staatshaushalts und Heerwesens „den ersten Feldzug wahrscheinlich allein tragen müßten". Die Verstärkung der Bundesgewalt hielt er für bedenklich, so lange Preußen am Bundestage keinen überwiegenden Einfluß besitze und der Bund ihm nicht einmal die Sicherheit seiner außerdeutschen Provinzen verbürge; „niemals richtete eines Nassauers Stimme über den treuen oder verirrten Sinn eines Preußen." Es war das freimüthige Glaubensbekenntniß eines fridericianischen Patrioten, aber zur Entscheidung der vorliegenden Frage trugen diese Betrachtungen nichts bei. Auch Beyme ging von der Souveränität der Krone Preußen aus und erörterte, wie stark der völkerrechtliche Charakter des Bundes durch die jüngsten Beschlüsse verändert werde. Den Kern der Sache berührte keiner der drei Minister; keiner sagte frei heraus, daß die Karlsbader Politik einer thörichten Angst entsprungen war und die Kräftigung der Bundesgewalt nur darum verderblich wirkte, weil sie nicht der nationalen Macht, sondern der Unterjochung der Geister dienen sollte.

Bernstorff vertheidigte sich sehr gewandt gegen Humboldts versteckte Angriffe. Er gestand offen ein: „daß der Bundesvertrag im Drange des Augenblicks als eine unreife Frucht aus übereilten Verhandlungen hervorging und streitende Ansichten und Interessen auf eine Niemand befriedigende Weise ausglich, darüber war sich sogleich ganz Deutschland einig." In solcher Lage bleibe eben nichts übrig als den unfähigen Bundestag durch eine vertrauliche Verständigung zwischen den beiden Großmächten zu leiten. Seien die Karlsbader Beschlüsse gerechtfertigt — was Humboldt selbst nicht

gradezu bestritten hatte — so dürfe man auch ihre Wirksamkeit nicht lähmen und am Wenigsten den König mit sich selber in Widerspruch bringen. Alle übrigen Minister erklärten sich bedingt oder unbedingt gegen Humboldts Entwurf; Altenstein in einem charakteristischen Gutachten, das den Unmuth des feinen Gelehrten über die Beschimpfung der Universitäten sehr deutlich verrieth. „Alles was ich besorge ist einiger Druck — so lautete der deutsche Trost des wohlmeinenden Mannes — allein ist er nur nicht ganz vernichtend, so schadet er wohl nicht viel. Die Wissenschaft erträgt solchen und gedeihet oft unter demselben gleich der Palme.“*)

Mittlerweile war Bernstorff zu den Wiener Conferenzen abgereist. Ohne ihn noch einmal zu befragen schritt das Ministerium am 3. November zur Abstimmung. Humboldts Bericht ward verworfen, aber auch über die förmliche Billigung der Karlsbader Beschlüsse konnten sich die Minister nicht einigen. Das klägliche nunmehr seit Monaten anhaltende Schauspiel rathloser Uneinigkeit fand endlich damit seinen würdigen Schluß, daß man einfach das Protokoll dieser drei Ministerialsitzungen nebst einigen der vorgelesenen Gutachten, aber ohne einen Beschluß und ohne einen Bericht, dem Könige übersendete. Eine solche Regierung durfte nicht dauern, ein Wechsel, der ihr wieder Kraft und Einheit gab, war unabweisbar geboten.

Hardenberg erkannte, daß er ein Ende machen mußte. Um den König für einen strengen Entschluß zu gewinnen, rief er Ancillon zu Hilfe (11. November), sendete ihm die Protokolle des Ministeriums und schrieb: unter dem Vorwand die Souveränität der Krone und die Rechte ihrer Bürger zu vertheidigen, stelle sich die Partei Humboldts thatsächlich auf die Seite der Revolutionäre; sie versuche die Grundlagen unserer auswärtigen Politik umzustoßen, den Staatskanzler und Bernstorff zu stürzen. Er selber sei entschlossen, nicht bei halben Maßregeln stehen zu bleiben, denn „schwanken wir, so rennen wir unzweifelhaft in unser Verderben und wir werden Deutschland, vielleicht Europa mit hineinreißen“. Aber um nicht Richter in eigener Sache zu sein, bitte er Ancillon um „das Gutachten eines aufgeklärten und unparteiischen Patrioten“. Also Ancillon als unparteiischer Schiedsrichter über Bernstorff! Es war genau das Nämliche, wie wenn man Bernstorff selber angerufen hätte. Mit welchem faunischen Lächeln mag der schlaue alte Staatskanzler die Antwort gelesen haben, welche ihm Ancillon nach vier Tagen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit übersendete. Den Inhalt kannte er im Voraus.

Bernstorffs Mentor gab sich kaum die Mühe, die Maske des Unparteiischen beizubehalten. Er redete geradezu in Bernstorffs Namen: „der Graf zählt auf die Festigkeit des Königs und auf die Unterstützung Ew. Durchlaucht. Vereinigt sind Sie unbesiegbar, und Deutschlands böser

*) Humboldts Bericht, 5. Okt. Vota von Bernstorff, Anfang Okt., von Beyme 20. Okt., von Boyen 26. Okt., von Altenstein 3. Nov. 1819.

Genius wird beschworen werden." Die Einwände der Opposition, „die zugleich ein Unglück und ein Skandal ist," fand er so kläglich, daß man kaum noch an die ehrliche Ueberzeugung der drei Minister glauben könne. Um „der Sache der Wahrheit zum Triumphe zu verhelfen", hatte er überdies noch „con amore" eine ungeheure Denkschrift angefertigt und, wie gewöhnlich, das Wasser nicht halten können. Die Arbeit war ihm „unter der Feder angewachsen". Auf dreiunddreißig eng beschriebenen Seiten gab er eine gräßliche Schilderung von dem Geiste der Beweglichkeit, der sich erst in Parteigeist, dann in revolutionären Geist umgesetzt habe. Zum Glück hätten Oesterreich und Preußen rechtzeitig jene finsteren Pläne durchschaut, welche auf die Errichtung einer großen deutschen Bundesrepublik hinausliefen. Die Karlsbader Beschlüsse sind, als dauernde oder als vorübergehende Maßregeln betrachtet, gleich weise. Hardenberg beendet, Bernstorff beginnt damit glorreich eine große Laufbahn.*) — Auch der Bischof Eylert sendete ein Gutachten ein, ganz in Ancillons Sinne. Die Entscheidung ließ sich nicht länger hinausschieben, da die auswärtigen Diplomaten bereits von dem Streite erfahren hatten und über die revolutionären Gefahren, welche den ehrwürdigen Staatskanzler bedrohten, Schreckliches zu erzählen wußten.**) —

Um die Verwirrung zu vollenden, brachen jetzt noch in zwei Departements Zwistigkeiten aus, die, an sich ohne politische Bedeutung, doch auf die Ministerkrisis zurückwirkten. Die unnatürliche Zerspaltung des Justizministeriums in zwei Departements hatte schon längst zu widerwärtigen Reibungen geführt. Kircheisen leitete in den neuen Provinzen des Ostens die Organisation der Gerichte ganz im Geiste eines conservativen altländischen Juristen, aber mit Geschick und Erfolg. Beyme dagegen begutachtete alle Vorschläge seines Amtsgenossen ungünstig und versuchte einzelne Institutionen des rheinischen Rechts, das ihm als ein Ideal galt, in die östlichen Provinzen zu übertragen; zudem hatte er soeben von den rheinischen Staatsprocuratoren ein Votum über die Strafbarkeit von Görres' neuester Schrift eingefordert und sich ihrem verneinenden Ausspruch angeschlossen. Des ewigen Haders müde, wendete sich Kircheisen jetzt an den König (27. November) mit der Anfrage: ob dem Minister Beyme eine Controle über die Provinzen der altpreußischen Gerichtsverfassung zustehe? sei dies der Fall, dann müsse er um seinen Abschied bitten.***)

Auch der Kriegsminister fühlte sich auf seinem Posten nicht mehr sicher. Der König bestand jetzt auf der Durchführung jenes militärischen Planes, mit dem er sich schon seit Jahren trug: er wollte die Landwehr fester mit

*) Hardenberg an Ancillon 11. Nov., Ancillons Antwort 15. Nov. 1819, mit Beilage: Considérations sur les derniers décrets de la Diète.

**) Bericht des schwedischen Gesandten v. Taube an Graf Engeström in Stockholm, Berlin 9. Nov. 1819.

***) Kircheisens Bericht an den König, 27. Nov. 1819.

der Linie verbinden, ihr schon im Frieden die für den Krieg bestimmte Formation geben. Boyen aber konnte sich mit dem zweckmäßigen, durchaus unverfänglichen Unternehmen nicht befreunden; er meinte, dadurch werde „der eigentliche Geist, der die Landwehr halte", verloren gehen. Aufgeregt durch die Kämpfe im Staatsministerium, erbittert über die schlechten Künste der Demagogenverfolger, begann er den finsteren Gerüchten Glauben zu schenken, welche von der nahen Aufhebung der Landwehr erzählten. Im diplomatischen Corps glaubte man allgemein, daß der Wiener Hof insgeheim gegen die verhaßte demokratische Truppe arbeiten lasse;*) und wahrscheinlich hat auch Herzog Karl von Mecklenburg mit seinem Anhang diese günstige Zeit der reaktionären Springfluth benutzt, um seine alten Bedenken gegen das Landwehrsystem noch einmal geltend zu machen. Andererseits hatten die Parteiphrasen des Liberalismus das Ihrige gethan, um eine streng sachliche Beurtheilung der Fragen der Heeresverfassung zu erschweren. Wohl lag ein kühner demokratischer Gedanke dem preußischen Wehrgesetze zum Grunde; eine Nation mit solchem Heerwesen konnte nicht gegen ihren entschiedenen Willen regiert werden, auch die unmittelbare Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung ließ sich ihr auf die Dauer nicht versagen. Aber wie verzerrt und entstellt erschienen diese Wahrheiten in allen den thörichten Zeitungsartikeln, welche das Volksheer der Landwehr als ein Bollwerk gegen den Miethlingsgeist der Linienoffiziere verherrlichten. Die wohlgemeinte Schrift des Hauptmanns v. Schmeling über Landwehr und Turnkunst erklärte die Kreisausschüsse, welche das Ersatzgeschäft besorgten, gradezu für den ersten Keim der preußischen Verfassung und veranlaßte die Gegner zu der entrüsteten Frage, ob ein großer Staat mit hunderten kleiner Kreisparlamente noch regiert werden könne.

Der König selbst ließ sich von den Verirrungen des Parteigeistes nicht anfechten; er hielt die Landwehr, um der Sicherheit des Staates willen, für unentbehrlich, nur auf die Erhöhung ihrer Kriegstüchtigkeit war sein Plan berechnet. Aber in diesen schwülen Tagen lag das Mißtrauen in der Luft. Die österreichische Partei hatte den Kriegsminister schon seit langem verdächtigt, nun übermannte ihn selber ein grundloser Argwohn. Der Organisator des preußischen Volksheeres befürchtete, der neuen Formation der Landwehr werde die Zerstörung seines großen Werkes folgen, und forderte erzürnt seine Entlassung. Er wollte, wie er dem Staatskanzler (13. Dec.) gestand, „aus Verhältnissen heraustreten, in denen es mir zuweilen schwer sein könnte meine Grundsätze mit dem Wechsel der Begebenheiten zu vereinigen", und beschwor den leitenden Staatsmann zum Abschied noch einmal, bei allen Veränderungen der Landwehrverfassung mit der größten Behutsamkeit zu verfahren, „da sie für die besondere Lage unseres Staates, für die Erhaltung des Wohlstands der Gewerbe und für

*) Bericht des badischen Gesandten General v. Stockhorn, Berlin 21. Dec. 1819.

das gute Einverständniß mit den Civilbehörden von der höchsten Wichtigkeit sind und eigentlich das Ministerium des Innern am mehrsten betreffen."*)

Sobald Boyen die Hoffnung aufgab, ließ auch sein Freund Grolman dem lange verhaltenen Mißmuth die Zügel schießen. Der Chef des Generalstabs hatte in der kurzen Zeit seiner Amtsführung eine großartige Thätigkeit entfaltet; er hatte den Entwurf für die Befestigung der östlichen Provinzen ausgearbeitet, im Verein mit Baurath Crelle einen Plan für den Chausseebau in der ganzen Monarchie festgestellt, die trigonometrische Vermessung des Staatsgebietes begonnen und seinem Departement, das noch eine Abtheilung des Kriegsministeriums bildete, einen so bedeutsamen selbständigen Wirkungskreis geschaffen, daß die vollständige Abtrennung des Generalstabs von dem Kriegsministerium nur noch eine Frage der Zeit war. Inmitten dieser mannichfaltigen Arbeiten war er dem Gange der Tagespolitik mit dem ganzen Eifer seiner leidenschaftlicher Natur gefolgt. Der geniale Mann hielt sein Lebtag alle seine Grundsätze mit eiserner Strenge fest; weder 1814 noch 1815 hatte er das wälsche Babylon, das er mit seinem guten Degen zu bezwingen geholfen, betreten mögen. So blieb er auch im Frieden dem idealistischen Pathos der Befreiungskriege treu und vermochte die Erschlaffung, welche nach dem Kampfe die gewöhnlichen Menschen heimsuchte, schlechterdings nicht zu begreifen. Die ganze Zeit erschien ihm matt, klein, erbärmlich, und als Boyen sich zurückzog, erklärte auch er dem König (17. December), „die jetzt eingetretenen Zeitumstände und die traurigen Jahre, die er seit 1815 erlebt", nöthigten ihn um seine Entlassung zu bitten. Die schroffe, fast trotzige Fassung dieses Schreibens mußte den König verstimmen; er hatte das Entlassungsgesuch Boyens anfangs wohlwollend aufgenommen, jetzt muthmaßte er, daß die beiden Freunde in geheimem Einverständniß handelten und ertheilte beiden sichtlich unzufrieden den Abschied. Dem Kriegsminister sagte er zwar ein Wort der Anerkennung für seine früheren Verdienste, dem General Grolman aber verhehlte er nicht, daß ihm ganz unklar sei was er unter den traurigen Jahren seit 1815 verstehen solle.**)

Welch ein Unheil, daß zwei der treuesten und einsichtigsten Diener des Königs also im Unmuth die Flinte ins Korn warfen, eben jetzt, da alle Guten fest zusammenhalten mußten. Der Wiener Hof begrüßte „diesen neuen Triumph der guten Sache" mit lauter Freude; dort war Boyens fridericianische Gesinnung immer verrufen gewesen.***) In der Armee ward der schwere Verlust allgemein beklagt. Clausewitz hielt sogar für nöthig in einer geistvollen Denkschrift die politische Nothwendigkeit des Landwehr-

*) Boyen an Hardenberg, 13. Dec. 1819.

**) Witzleben an Hardenberg 18. Dec., Grolmans Eingabe an den König 17. Dec., Cabinetsordre an Grolman 20. Dec., an Boyen 25. Dec., Boyen an Hardenberg 17., 27. Dec., Hardenberg an Boyen 25. Dec. 1819.

***) Bernstorff an Hardenberg, Wien 25. Dec. 1819.

systems darzulegen. Er zeigte, wie gering in Deutschland die Gefahr einer Revolution sei, wie nahe dagegen die Möglichkeit eines feindlichen Angriffs von zwei Seiten her, und verhehlte nicht, daß die Krone früher oder später die Vertreter der Nation um sich versammeln müsse wenn sie die neue Heeresverfassung behaupten wolle. Nachdrücklich warnte er die Männer von 1806 „vor der Zertrümmerung eines Gebäudes, auf dem unser großartiges Schicksal in den Jahren 13, 14, 15 wie eine Siegesgöttin auf ihrem Streitwagen geruht hat".

Schon die nächsten Tage lehrten, daß alle solche Besorgnisse eitel waren und die beiden Generale voreilig gehandelt hatten. In einer Cabinetsordre v. 22. December erkannte der König mit herzlichen Worten an, wie glücklich die Landwehr bisher gediehen sei, wie willig das Volk die ihm auferlegten Opfer getragen habe, und befahl darauf eine neue Eintheilung der Landwehr, welche „das Wesen des Instituts nicht im Mindesten ändern" sollte: sechzehn Landwehrbrigaden wurden gebildet und dem Divisionsverbande der Linie einverleibt. Die Division (diesen Namen führten die alten gemischten Brigaden seit 1818) bestand fortan, außer den technischen Truppen, aus einer Brigade Linieninfanterie, einer Brigade Landwehrinfanterie und einer Cavalleriebrigade. Damit wurde die Formation der Landwehr geschaffen, welche im Wesentlichen bis auf die Tage des Prinzregenten bestanden hat. Die beiden Hälften der Armee traten in eine etwas engere Verbindung, die nur leider noch immer nicht fest genug war; durch die gemeinsamen Uebungen der Divisionen hoffte man den Unterschied einigermaßen auszugleichen. Die unklare Vorstellung, als ob die Landwehr ein Dasein für sich führen könne, ward wenigstens im Grundsatz aufgegeben. Tags darauf stellte eine zweite Cabinetsordre die Friedenspräsenzstärke der Linie und ihre Cadres gesetzlich fest; bei dem raschen Wachsthum der Bevölkerung eröffnete sich mithin die Aussicht auf ein allmähliges Sinken der Militärlast. Die Reform erwies sich im Ganzen als heilsam, da die Landwehr nunmehr ohne eine wesentliche Veränderung ihrer Formation in den Krieg geführt werden konnte. Durchgreifende Entschlüsse verhinderte leider die Rücksicht auf den Staatshaushalt; der gefährlichste Uebelstand des neuen Heerwesens, die Schwäche der Linienarmee, die nur 136,000 Mann betrug, blieb unverändert. Sparen hieß jetzt die allgemeine Losung; die Staatsschuld sollte sofort geschlossen werden, das Deficit für immer verschwinden.

Für dies System ängstlicher knapper Sparsamkeit war Boyens Nachfolger General von Hake wohlgeeignet, derselbe, der in Scharnhorsts Tagen schon zweimal auf kurze Zeit die Kriegsverwaltung geleitet hatte, ein fleißiger, gewissenhafter Arbeiter, aber pedantisch, beschränkt, ohne Ideen, ohne Schwung der Seele. Während seiner Amtsführung erlangten die Anschauungen des Civilbeamtenthums wieder, wie in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms III., einen ungebührlichen Einfluß auf das Heerwesen.

Manche unverkennbare Mißstände wucherten fort weil man jedes Geldopfer scheute; ein Glück nur, daß der König die Armee unter seine unmittelbare Obhut nahm und durch persönliches Eingreifen den militärischen Geist wach hielt. Auf den genialen Begründer des Wehrgesetzes folgte ein Mann der gewöhnlichen militärischen Routine; kein Wunder, daß sich die Masse der Unkundigen über die Gründe dieses Wechsels täuschte und den finstersten Gerüchten Glauben schenkte. Erst nach Jahren kam an den Tag, daß General Boyen sich diesmal in der That geirrt und einer nothwendigen Reform widerstrebt hatte. —

Der Rücktritt des Kriegsministers brachte die Kugel ins Rollen, denn natürlich waren die Vorgänge im Ministerrathe nicht ohne Einfluß auf Boyens Entschluß gewesen. Hardenberg betrachtete den Sturz des Generals als die erste Niederlage der Opposition.*) Mit Ancillons unparteiischem Gutachten bewaffnet, hatte er sogleich die Entlassung der drei Minister beantragt, und da der König, noch immer auf eine Versöhnung hoffend, die Entscheidung über Humboldt und Beyme hinausschob, so stellte der Staatskanzler am 28. December förmlich die Cabinetsfrage. Es war die höchste Zeit. Denn Humboldt und Beyme waren inzwischen noch einen Schritt weiter gegangen; sie hatten im Staatsministerium, ohne Vorwissen des Staatskanzlers, den Beschluß durchgesetzt, daß die sämmtlichen Oberpräsidenten sofort nach Berlin berufen werden sollten. Gelang dies, so ließ sich mit Gewißheit vorher sehen, daß die Vorstände der Provinzialverwaltung, geführt von dem allezeit unzufriedenen Schön, wieder wie vor zwei Jahren**) eine Masse berechtigter und unberechtigter Beschwerden vor den Thron bringen würden. Eine solche Opposition war in diesem Augenblicke schlechthin staatsgefährlich. Der Staat stand am Vorabend einer heilsamen aber höchst unpopulären Reform, die nur einer starken und einigen Regierung gelingen konnte. Hardenbergs letztes großes Werk, die Gesetze über die neuen Steuern und die Schließung der Staatsschuld, sollten in den nächsten Tagen im Staatsrathe beendigt werden. Nimmermehr durfte der alte welterfahrene Steuermann erlauben, daß ihm das hohe Beamtenthum seinen Kurs störte inmitten des Sturmes allgemeiner Entrüstung, der bei der Verkündigung der neuen Auflagen im Volke loszubrechen drohte. Humboldt hatte bereits in seinen beiden Ministerialberichten eingestanden, daß er an das Vorhandensein des Deficits noch immer nicht glaubte und darum die neuen Steuern für unnöthig hielt — eine grundfalsche, ganz unbegreifliche Ansicht, die aber von einer großen Anzahl der kritiklustigen hohen Beamten getheilt wurde; denn nach der guten altpreußischen Ueberlieferung betrachteten sich die Häupter des Beamtenthums als berufen, das Volk gegen fiskalischen Druck zu schützen. Durfte der Staatskanzler

*) Hardenbergs Aufzeichnungen, Weihnachten 1819. S. Beilage V.
**) S. o. S. 201.

neben sich einen Minister dulden, der also über die Lebensfrage der nächsten Zukunft dachte?

Wie begründet immerhin der Unmuth der drei Minister über die Karlsbader Beschlüsse war, Hardenberg befand sich doch im Zustande gerechter Nothwehr; er kämpfte nicht blos für seine Macht, sondern auch für die wohldurchdachten Reformpläne, welche allein einen Ersatz für die aufgehobene Accise schaffen und das Gleichgewicht im Staatshaushalt wiederherstellen konnten, wenn er jetzt dem Könige dringend vorstellte: ein Zusammenwirken mit Humboldt und Beyme sei unmöglich. Manches gehässige Wort floß dabei mit unter. Der Staatskanzler erinnerte an Beymes Parteinahme für Görres, er behauptete bestimmt zu wissen, daß Humboldt im Staatsrathe den Steuergesetzen widersprechen, dann „mit einer erschwungenen Popularität glänzen und den Dienst verlassen wolle“; den Bericht über die geplante Berufung der Oberpräsidenten versäumte er nicht beizulegen. Fester denn je glaubte er an die gefährlichen Umtriebe der revolutionären Partei. Auch den Oberpräsidenten von Schlesien wollte er entfernen, weil ihm Merckel zu nachsichtig gegen die Turner erschien; auch die Militär-Bildungsanstalten sollten einen neuen Direktor erhalten, damit die jungen Offiziere nicht den teutonischen Jakobinern anheimfielen.*) So wunderbar hatten sich die Dinge verschoben: die Neuordnung des preußischen Staatshaushalts hing in jenem Augenblicke mit der Politik der Karlsbader Beschlüsse unzertrennlich zusammen.

Für den König bestand nun keine Wahl mehr, auch wenn er nicht so fest an die Heilsamkeit der Karlsbader Politik geglaubt hätte. Konnte Friedrich Wilhelm dem Rathe Humboldts folgen und in Frankfurt nachträglich beantragen, daß die Giltigkeit des provisorischen Preßgesetzes von fünf auf zwei Jahre herabgesetzt werde? Durfte er um einer solchen aussichtslosen Halbheit willen die Grundlagen seiner europäischen Politik verändern? In diesen Tagen der Tendenzpolitik der Legitimität war das System der europäischen Allianzen unlösbar mit den inneren Verhältnissen der Staaten verkettet, und eine Großmacht konnte nicht, wie die Scheinstaaten des Rheinbundes, zwischen ihrem eigenen Volke und den auswärtigen Mächten ein unredliches Spiel treiben. Ein nachträglicher Kampf gegen die Karlsbader Beschlüsse, das bedeutete: Trennung von Oesterreich, Auflösung oder doch Lockerung jenes großen Vierbundes, welchem die Monarchie während der letzten Jahre ihre Sicherheit, ihr europäisches Ansehen verdankte. Getrennt von seinen alten Bundesgenossen stand der Staat völlig vereinsamt; er fand an dem liberalisirenden Particularismus der deutschen Kleinstaaten weder mächtigen noch treuen Beistand, sah sich vielleicht bald auf die Seite Frankreichs hinübergedrängt, jedenfalls ge-

*) Hardenberg an den König, 28. Dec. 1819; Hardenbergs Aufzeichnungen, Weihnachten 1819. S. Beilage V.

zwungen zu rüsten, auf der Wacht zu stehen; das will sagen: er mußte brechen mit jener Politik des Sparens, der stillen Sammlung der Kräfte, die ihn allein wieder erheben konnte, und sich bereit halten, die große Machtfrage der deutschen Zukunft vor der Zeit zu lösen. Und durfte die so lange geplante Wiederherstellung der Ordnung im Finanzwesen jetzt nochmals verschoben werden — aus Rücksicht auf eine Opposition, welche den vorhandenen Nothstand einfach ableugnete und bisher nichts vorgebracht hatte als unfruchtbare Verneinungen?

Der König that nur das Nothwendige, als er am 31. December die beiden Minister mit kurzen Worten von den Geschäften des Staatsraths und des Staatsministeriums dispensirte. Schuckmann und Kircheisen erhielten wieder die ungetheilte Leitung der Ministerien des Innern und der Justiz. Zugleich wurde General Pirch zum Direktor der Militär-Erziehungsanstalten ernannt.*) Beyme war schmerzlich überrascht und unterwarf sich „mit zerrissenem Herzen". Humboldt ertrug den Schlag mit seiner gewohnten philosophischen Ruhe, und da er nach dem Kriege eine Dotation erhalten hatte, so verzichtete er auf seinen Ruhegehalt, was der König dankbar anerkannte. Er schied, wie er dem Monarchen schrieb, „mit dem Bewußtsein, immer nur des Königs und des Staates Wohl vor Augen gehabt zu haben".**) Und gewiß ward der Mann, der politische Macht und politischen Ruhm so niedrig schätzte, nicht allein durch persönlichen Ehrgeiz geleitet, wie ihm Hardenberg und Gneisenau vorwarfen. Er hielt die Macht des Staatskanzlers für verderblich und durchschaute die Sünden der Karlsbader Politik; aber einfach, groß und kühn hat er sich in diesem Kampfe nicht gezeigt.

Der Staatskanzler frohlockte über das gewonnene Spiel. Humboldts Uebermuth hatte nach dem Staatskanzleramte getrachtet und war dabei zu Falle gekommen — in dieser Färbung wurde der Ministerwechsel den auswärtigen Diplomaten geschildert. Die Bahn schien frei. Sofort legte Hardenberg dem Könige seine Steuer-Entwürfe vor und nach dem ersten Vortrage schrieb er stolz in sein Tagebuch: Nascitur novus ordo.***) War der Staatshaushalt erst wieder in Ordnung, dann fiel das schwerste Bedenken gegen die Verfassung hinweg, und der Staatskanzler schloß eine Laufbahn, die in der Geschichte Preußens ohne Gleichen war, mit der Eröffnung der preußischen Reichsstände. Erstaunlich, welche weitaussehenden Entwürfe der Greis noch in Angriff nahm. Und doch, wie voreilig war seine Siegesfreude. Mit dem Sturze der drei Minister verlor der Ver-

*) Drei Cabinets-Ordres v. 31. Dec. 1819 an das Staatsministerium, an Beyme, an Humboldt.

**) Beyme an den König 1. Jan., Humboldt an den König 1. Jan., Cabinetsordre an Humboldt 6. Jan. 1820.

***) Stockhorns Bericht, 19. Febr., Bernstorff an Hardenberg, Wien 12. Jan., Hardenbergs Tagebuch, 10. Jan. 1820.

fassungsausschuß sein größtes Talent, der Ministerrath die einzigen seiner Mitglieder, welche den Abschluß der Verfassung ernstlich wollten. Nicht Hardenberg war der Sieger in diesem verworrenen Kampfe, sondern Wittgenstein, der immer aus dem Dunkel heraus mitgeholfen hatte, und hinter ihm Metternich. Noch eine Weile, und die österreichische Partei, welche der Staatskanzler gegen seinen Nebenbuhler aufgerufen hatte, wendete sich wider ihn selber, um ihm sein Verfassungswerk zu zerstören, das jetzt nirgends mehr am Hofe eine Stütze fand. —

---

Alles historische Werden entspringt der beständigen Wechselwirkung zwischen dem bewußten Menschenwillen und den gegebenen Zuständen. Wie die Vernunft, die in den Dingen liegt, nur durch die Willenskraft eines großen, die Zeichen der Zeit verstehenden Mannes verwirklicht werden kann, so finden auch die Sünden und Irrthümer der Politiker ihre Schranke an dem Charakter der Staaten, an der Macht der Ideen, die sich im Verlaufe der Geschichte angesammelt haben. Schwer hatte die Krone Preußen gefehlt, als sie in Karlsbad sich den lebendigen Kräften des jungen Jahrhunderts entgegenstemmte; und doch war dieser Staat modern von Grund aus, er konnte sich der neuen Zeit nicht gänzlich entfremden und begann eben jetzt eine Reform seines Haushalts, welche ihn befähigte in seiner wirthschaftlichen Entwicklung alle anderen deutschen Staaten zu überflügeln. Nachgiebig bis zur Selbstvergessenheit war Hardenberg in Teplitz allen Wünschen Oesterreichs entgegengekommen, der Glaube an die unbedingte Interessengemeinschaft der beiden Großmächte beherrschte ihn ganz und gar; und doch war der Gegensatz der beiden Mächte in einer alten Geschichte begründet und, so lange die Machtfrage der deutschen Zukunft ungelöst blieb, durch menschlichen Willen nicht mehr beizulegen. Fast in dem nämlichen Augenblicke, da der Berliner Hof sich gänzlich der Führung Oesterreichs zu überlassen schien, that er wieder einen Schritt vorwärts auf den Bahnen der fridericianischen Politik und begann die deutschen Nachbarlande in seine Zollgemeinschaft aufzunehmen. Es war ein winziger, nach dem Maße der Gegenwart fast lächerlicher Erfolg, aber der unscheinbare Beginn einer Staatskunst, welche die deutschen Staaten durch das Band wirthschaftlicher Interessen unlösbar an Preußen ketten und die Befreiung von Oesterreich vorbereiten sollte.

Seit das preußische Zollgesetz in Kraft gesetzt und den kleinen Nachbarn zunächst nur durch seine Härten fühlbar wurde, erhob sich überall mit erneuter Stärke der Ruf nach Aufhebung aller Binnenmauthen, und es begann eine leidenschaftliche Agitation für die deutsche Handelseinheit, der Vorläufer und das Vorbild der späteren Kämpfe um die politische Einheit. Die ganze Nation schien einig in einem großen Gedanken; gleich-

wohl gingen die Ansichten über die Mittel und Wege nach allen Richtungen auseinander, und das Einzige was retten konnte, der Anschluß an die schon vorhandene Einheit des preußischen Marktgebietes ward in unseliger Verblendung so lange verschmäht, bis schließlich nur die bittere Noth das Unvermeidliche erzwang.

Gleich nach dem Frieden begann eine regelmäßige Einwanderung in das verarmte Preußen einzuströmen, etwa halb so stark als der Ueberschuß der Geburten; sie bestand überwiegend aus jungen Leuten der deutschen Nachbarschaft, die in dem Lande der socialen Freiheit ihr Glück suchten. Als nunmehr die Binnenzölle in der Monarchie hinwegfielen, da ließen sich die Vortheile, welche der preußische Geschäftsmann aus seinem ausgedehnten freien Markte zog, zumal an den Grenzplätzen bald mit Händen greifen: so siedelte ein Theil der Bingener Weinhändler auf das preußische Ufer der Nahe über, da die Preise in Preußen oft dreimal höher standen als auf dem überfüllten hessischen Markte. Das Beamtenthum der kleinen Höfe war noch gewöhnt an das Zunftwesen, an die Erschwerung der Niederlassung und der Heirathen, an die tausend Quälereien einer kleinlichen socialen Gesetzgebung; von der Ueberlegenheit der preußischen Handelspolitik ahnte man hier noch gar nichts. Manchem wohlmeinenden Beamten in Sachsen und Thüringen erschienen die preußischen Steuergesetze als eine überflüssige fiscalische Härte, weil sein eigener Staat für das Heerwesen nur Geringes leistete, also mit bescheidenen Einnahmen auskommen konnte. So entstand unter dem Schutze der kleinen Höfe an den preußischen Binnengrenzen ein Krieg Aller gegen Alle, ein heilloser Zustand, von dem wir heute kaum noch eine Vorstellung haben. Das Volk verwilderte durch das schlechte Handwerk des Schwärzens. In die zollfreien Packhöfe, welche überall dem preußischen Gebiete nahe lagen, traten alltäglich handfeste braune Gesellen, die Jacken auf Rücken und Schultern ganz glatt gescheuert, manch' einem schaute das Messer aus dem Gürtel; dann packten sie die schweren Waarenballen auf, ein landesfürstlicher Mauthwächter gab ihnen das Geleite bis zur Grenze und ein Helf Gott mit auf den bösen Weg. Der kleine Mann hörte sich nicht satt an den wilden Abenteuern verwegener Schmuggler, die das heutige Geschlecht nur noch aus altmodischen Romanen und Jugendschriften kennt. Also gewöhnte sich unser treues Volk die Gesetze zu mißachten. Jener wüste Radicalismus, der allmählich in den Kleinstaaten überhand nahm, ward von den kleinen Höfen selber gepflegt: durch die Sünden der Demagogenjagd wie durch die Frivolität dieser Handelspolitik.

Als die Urheber solchen Unheils galten allgemein nicht die Kleinstaaten, die den Schmuggel begünstigten, sondern Preußen, das ihn ernsthaft verfolgte; nicht jene Höfe, die an ihren unsauberen fiscalischen Kniffen, ihren veralteten unbrauchbaren Zollordnungen träge festhielten, sondern Preußen, das sein Steuersystem neugestaltet und gemildert hatte. Unfähig,

die Lebensbedingungen eines großen Staates zu verstehen, stellten die kleinen Höfe alles Ernstes die Forderung, Preußen müsse jene reiflich erwogene, in alle Zweige des Gemeinwesens tief einschneidende Reform sofort wieder rückgängig machen, noch bevor sie die Probe der Erfahrung bestanden hatte — und halb Deutschland stimmte dem thörichten Ansinnen zu.

Außerhalb der preußischen Beamtenkreise wagten in diesen ersten Jahren nur zwei namhafte Schriftsteller das Werk Maassens unbedingt zu vertheidigen. Der unermüdliche Benzenberg bewährte in seinem Buche „über Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem" wieder einmal seinen praktischen Takt. Im Verkehre mit Hardenberg hatte er gelernt, den Staatshaushalt von oben, vom Standpunkte der Regierenden zu betrachten. Er wußte, daß jede ernsthafte Kritik eines Steuersystems beginnen muß mit der Frage: welche Ausgaben dem Staate unerläßlich seien? — einer Frage, die von den meisten Publicisten jener Zeit gar nicht berührt wurde. So gelingt ihm nachzuweisen, daß Preußen seiner Zolleinkünfte nicht entbehren könne. Er scheut sich nicht das Wehrgesetz und die neuen Steuergesetze als die größten Wohlthaten der jüngsten Epoche Friedrich Wilhelms III. zu loben; er verlangt, daß man sie gegen jeden Widerstand aufrecht halte, fordert die Nachbarstaaten auf, der Einladung des Königs zu folgen und mit Preußen wegen gegenseitiger Aufhebung der Zölle zu verhandeln. Dem Traumgebilde der Bundeszölle geht er hart zu Leibe. Er richtet an F. List (August 1819) einen offenen Brief und fragt, wie denn der Bundestag, „der keine Art von Legislation hat", eine solche Reform schaffen oder gar die Zollverwaltung leiten solle? und sei denn die Aufhebung der Binnenmauthen möglich ohne gleichmäßige Besteuerung des inneren Consums? Die Stimme des nüchternen Mannes verhallte in dem allgemeinen Toben; war er doch längst schon den Liberalen verdächtig, weil er ein offenes Auge für die Eigenart des preußischen Staates besaß.

Auch einer der tüchtigsten Kaufleute Deutschlands, E. W. Arnoldi in Gotha begrüßte das preußische Zollgesetz schon im Januar 1819 als den ersten Keim eines Vereines aller deutschen Staaten. Nur herzhaft eingeschlagen in die dargebotene Hand: — so sprach er sich im Allgemeinen Anzeiger aus — Preußen stellt ja den Grundsatz der Gegenseitigkeit an die Spitze seines Gesetzes und erklärt sich bereit zu Verträgen mit den Nachbarn. Der treffliche Mann hatte einst in Hamburg noch zu den Füßen des alten Büsch gesessen und sich dort eine freie Ansicht vom Welthandel gebildet, welche der binnenländischen Kleinlebigkeit der Mehrzahl seiner Standesgenossen noch ganz fremd war. Ihn wurmte die kindliche Unmündigkeit dieser Geschäftswelt, die so gar nichts that um sich das Joch einer widersinnigen Handelsgesetzgebung vom Nacken zu schütteln. Schon seit Jahren trug er sich mit dem Gedanken eines Bundes der deutschen Fabrikanten zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen. Dann stiftete er in

seiner Vaterstadt unter dem Namen Innungshalle eine Handelskammer und eine rasch aufblühende Handelsschule. Endlich fand er ein weites Gebiet fruchtbarer Thätigkeit in dem Versicherungswesen, das noch ganz in der Botmäßigkeit des Auslandes stand. Fast an allen größeren deutschen Plätzen unterhielt der mächtige Londoner Phönix seine Agenturen und beutete die Deutschen durch unbillige Prämien aus, da die kleinen heimischen Versicherungsgesellschaften, die in einzelnen Städten des Nordens bestanden, ihre Wirksamkeit auf die Vaterstadt beschränkten. Da wendete sich Arnoldi (1819) an die Nation mit der Frage, wie lange sie noch ihr Geld in die englische Sparbüchse legen wolle, und entwarf den Plan für eine deutsche, das gesammte Vaterland umfassende, auf Gegenseitigkeit beruhende Feuerversicherungsbank. Zwei Jahre darauf trat diese Anstalt zu Gotha ins Leben, der erste Anfang der großartigen Entwickelung unseres nationalen Versicherungswesens. Der allgemeine Haß gegen Englands Handelsherrschaft kam dem kühnen Unternehmer zu statten. Ueberall im Binnenlande schalt man auf England und die Hansestädte, die den Süddeutschen nur als englische Contore galten; der wiedererwachende Napoleonscultus und die französischen Sympathien der Liberalen des Südens wurden durch solche erregte Stimmungen gefördert. Ueber die Waffen freilich, welche den deutschen Gewerbfleiß vor einer erdrückenden ausländischen Mitwerbung sichern konnten, hatten die Wenigsten auch nur nachgedacht. Nur so viel schien Allen unzweifelhaft, daß sämmtliche neu eingeführte Zölle sofort wieder aufgehoben und die im Art. 19 der Bundesakte verheißene Verkehrsfreiheit durch den Bundestag angeordnet werden müsse.

Selbst jener hochherzige, geistvolle Agitator, der mit dem ganzen Ungestüm seiner Thatkraft gegen die Binnenmauthen auftrat, auch Friedrich List theilte den allgemeinen Irrthum. Wie Görres einst im Rheinischen Mercur die Idee der politischen Macht und Einheit des Vaterlandes vertrat, so verfocht List die Idee der handelspolitischen Einheit — eine verwandte Natur, feurig, hochbegeistert, ein Meister der bewegten Rede, voll tiefer und echter Leidenschaft, leicht hingerissen zu phantastischen Verirrungen. Ein echter Reichsstädter war er im freiheitsstolzen Reutlingen aufgewachsen, unter ewigen Händeln mit den württembergischen Schreibern; er zählte zu jenen geborenen Kämpfern, denen das Schicksal immer neuen Hader sendet auch wenn sie den Streit nicht suchen. Seine Mutter, seinen einzigen Bruder sah er plötzlich sterben in Folge der Roheit brutaler Beamten; und als er dann selber einige Jahre in der geisttödenden Scheinthätigkeit der württembergischen Schreibstuben verbracht hatte, da ward sein Haß gegen die Herrschsucht des rheinbündischen Beamtenthums grenzenlos, und er setzte sich zum Ziele seines Lebens den Bürger und Bauersmann zur Selbstthätigkeit zu erwecken, ihn aufzuklären über seine nächsten Interessen, die Volkswirthschaftslehre von den Formeln des Katheders zu befreien und sie die Sprache des Volkes reden zu lassen. Schon durch die

Geburt ein Deutscher schlechtweg, gleich dem Reichsritter Stein, ging er mit seinen kühnen Entwürfen sogleich über die Grenzen der schwäbischen Heimath hinaus, so daß er den verschwiegerten und verschwägerten Württembergern bald als ein wildfremder Störenfried verdächtig wurde: eine neue Zeit handelspolitischer Größe, dauerhafter als einst die Herrlichkeit der Hansa, sollte dem deutschen Vaterlande tagen. Eine seltene Kunst die Massen zu befeuern und zu erregen stand ihm zu Gebote, ein agitatorisches Talent, dessen gleichen unsere an großen Demagogen so arme Geschichte seither nur noch zweimal, in Robert Blum und Lassalle gesehen hat. Im April 1819 stiftete List mit mehreren Industriellen der Kleinstaaten, Miller aus Immenstadt, Schnell aus Nürnberg, E. Weber aus Gera den Verein deutscher Kaufleute und Fabrikanten, dem sich bald die Mehrzahl der großen Firmen in Süd- und Mitteldeutschland anschloß, und legte rasch entschlossen seine Tübinger Professur nieder, da die württembergische Regierung das Amt eines Consulenten des Handelsvereins als unverträglich mit der Beamtenwürde betrachtete.

Der neue Handelsverein richtete sogleich an den Bundestag eine Bittschrift um Ausführung des Art. 19, Beseitigung aller Binnenmauthen und Erlaß eines deutschen Zollgesetzes, das den Zöllen des Auslands mit strengen Retorsionen begegnen sollte, bis sich ganz Europa über allgemeine Handelsfreiheit verständigt hätte — denn noch bekannte sich List, gleich den meisten Süddeutschen jener Zeit, im Grundsatz zu den Lehren des Freihandels. In Frankfurt abgewiesen, bestürmte List sodann die Höfe, die Geschäftsmänner und wen nicht sonst mit seinen Gesuchen, geißelte in seiner Zeitschrift, dem „Organ des deutschen Handels- und Gewerbstandes", unermüdlich und unerbittlich die Gebrechen deutscher Handelspolitik. Also hat er in rastloser Arbeit mehr als irgend einer der Zeitgenossen dazu beigetragen, daß die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des Bestehenden tief in die Nation drang. Große verwegene Träume, die erst das lebende Geschlecht in Erfüllung gehen sieht, regten sich in seinem stürmischen Kopfe: er dachte an eine gemeinsame Gewerbegesetzgebung, an ein deutsches Postwesen, an nationale Industrieausstellungen, er hoffte die romantischen Kaiserträume des jungen Geschlechts durch die Arbeit der praktischen nationalen Politik zu verdrängen und sah die Zeit voraus, da eine freie Verfassung, ein deutsches Parlament aus der Handelseinheit hervorgehen würde. Als der Schöpfer des Zollvereins, wie er selber im Uebermaße seines Selbstgefühls sich genannt hat, kann List gleichwohl keinem Unbefangenen gelten.

Ein klares Programm, einen bestimmten, durchgebildeten politischen Gedanken aufzustellen und festzuhalten lag überhaupt nicht in der Weise der Patrioten jener Zeit. Nur im Innern der süddeutschen Mittelstaaten begann die constitutionelle Bewegung bereits feste, deutlich ausgesprochene Parteimeinungen hervorzurufen. Wer über den deutschen Gesammtstaat

schrieb, begnügte sich noch immer der elenden Gegenwart ein leuchtendes Idealbild gegenüberzuhalten und dann im raschen Wechsel Einfälle und Winke für den praktischen Staatsmann hinzuwerfen. Wie Görres im Rheinischen Mercur ein ganzes Geschwader deutscher Verfassungspläne harmlos veröffentlichte, so eilte auch List in jähen Sprüngen von einem Plane zum andern über. Bald will er die deutschen Bundesmauthen an eine Aktiengesellschaft verpachten; bald soll Deutschland sich anschließen an das österreichische Prohibitivsystem; dann überfällt ihn wieder die Ahnung, ob nicht Preußen den Weg zur Einheit zeigen werde. In seiner Eingabe an den Bundestag gestand er: „Man wird unwillkürlich auf den Gedanken geleitet, die liberale preußische Regierung, die der Lage ihrer Länder nach vollkommene Handelsfreiheit vor allen andern wünschen muß, hege die große Absicht, durch dieses Zollsystem die übrigen Staaten Deutschlands zu veranlassen, endlich einer völligen Handelsfreiheit sich zu vergleichen. Diese Vermuthung wird fast zur Gewißheit, wenn man die Erklärung der preußischen Regierung berücksichtigt, daß sie sich geneigt finden lasse, mit Nachbarstaaten besondere Handelsverträge zu schließen." Leider vermochte der Leidenschaftliche nicht an dieser einfach richtigen Erkenntniß festzuhalten. Er war ein Gegner der preußischen Handelspolitik, soweit aus seinem unsteten Treiben überhaupt eine vorherrschende Ansicht erkennbar wird; denn nach allen Abschweifungen lenkte er immer wieder auf jenen Weg zurück, welchen Preußen längst als unmöglich erkannt hatte, auf die Idee der Bundeszölle. Von den preußischen Zuständen besaß List nur sehr mangelhafte Kenntniß; sein Verein ward durch die Hoffnung auf baldige Wiederaufhebung des preußischen Zollgesetzes zusammengehalten und besaß Correspondenten in allen größeren deutschen Staaten, aber, bezeichnend genug, keinen in Preußen.

Nur der Zauber, der an dem Namen Deutschlands haftete, erklärt das Räthsel, daß so viele wackere und einsichtige Männer noch immer auf eine Handelspolitik des Deutschen Bundes hoffen konnten. Seinerseits hatte der Bundestag Alles gethan, um die Schwärmer zu enttäuschen. Die Berichterstattung über Lists Bittschrift wurde dem Hannoveraner Martens übertragen, der gleich den meisten dieser „deutschen Großbritannier" die englische Handelsherrschaft auf deutschem Boden hocherfreulich fand. Mit dem ganzen Feuereifer polizeilicher Seelenangst fragte er zunächst, woher dieser Verein das Recht nehme, sich zum Vertreter des deutschen Handelsstandes aufzuwerfen, und überließ es den hohen Regierungen, auf ihre betheiligten Unterthanen ein wachsames Auge zu richten. Zur Sache selbst brachte er nicht viel mehr vor als eine drastische Schilderung der ungeheueren Schwierigkeiten, welche sich, seit die deutschen Staaten souverän geworden, der Handelseinheit entgegenstellten (24. Mai). Einige Bundesgesandte wünschten mindestens die Einsetzung einer Commission; aber dann hätten ja die Bittsteller wähnen können, dieser Schritt sei auf ihre Ver-

anlassung geschehen!*) Um einer so frevelhaften Mißdeutung vorzubeugen, beschloß die Bundesversammlung nur, daß man sich späterhin einmal mit dem Art. 19 beschäftigen wolle. Einige Wochen nachher (22. Juli) erinnerten die ernestinischen Höfe den Bundestag nochmals an den unglücklichen Artikel; Lists Freund E. Weber und die Fabrikanten des Thüringer Waldes ließen ihnen keine Ruhe. Diesmal ergingen sich Baden, Württemberg, beide Hessen und die Ernestiner in wohlgemeinten, aber auch sehr wohlfeilen Reden zum Preise der deutschen Verkehrsfreiheit und begeisterten die Versammlung dermaßen, daß sie nunmehr wirklich beschloß, nach den Ferien, also 1820, solle eine Commission eingesetzt werden. Das war die Hilfe, welche Deutschlands Handel in Frankfurt zu erwarten hatte. Der preußische Gesandte aber fand es mit Recht unbegreiflich, daß diese Versammlung sich's zutraue, so schwierige Arbeiten auch nur in die Hand zu nehmen.**)

Trotz solcher Erfahrungen sollten noch viele Jahre vergehen, bis die Unausführbarkeit der leeren Versprechungen des Art. 19 allgemein erkannt wurde. Mit großer Hartnäckigkeit hielt namentlich die badische Regierung an dem Traumbilde des Bundeszollwesens fest; ihr langgestrecktes, auf die Durchfuhr angewiesenes Land litt unter dem Jammer der Binnenmauthen besonders schwer, und nicht ohne Besorgniß betrachtete Minister Berstett die wachsende Erbitterung im Volke. Der beschränkte Mann hoffte durch wirthschaftliches Gedeihen die Nation mit ihrer schimpflichen Zersplitterung zu versöhnen, ihr „einen materiellen Ersatz für den Verlust mancher chimärischen, aber liebgewordenen Ideen“ zu geben. Darum empfahl er auf den Karlsbader Conferenzen in einer langen Denkschrift (15. August) die Einführung eines Bundes-Douanensystems, das für dreißig Millionen Menschen freien Verkehr schaffen müsse; über die große Frage, wie es möglich sein sollte, Hannover, Holstein, Luxemburg, Deutsch-Oesterreich einem nationalen Zollwesen einzufügen, ging das überaus unklare, widerspruchsvolle Schriftstück schweigend hinweg. Metternich wurde durch diesen Antrag, welchem Oesterreich sich schlechterdings nicht fügen konnte, unangenehm überrascht und versuchte sogar die Competenz des Bundes in Zweifel zu ziehen. „Der Handel — so behauptete er — seine Ausdehnung wie seine Beschränkung gehört zu den ersten Befugnissen der Souveränität.“ Zur Mißhandlung der Universitäten, von denen die Bundesakte kein Wort sagte, war der Bund, nach der k. k. Doctrin, unzweifelhaft befugt; aber die Verkehrsfreiheit, welche der Bundesvertrag ausdrücklich in Aussicht stellte, verstieß gegen die Souveränität der Bundesstaaten. Drastischer konnte das Verhältniß der Hofburg zu den Lebensfragen der deutschen Nation unmöglich bezeichnet werden. Auf das wiederholte Andrängen Badens und Württembergs erklärte sich der österreichische Staatsmann zuletzt

*) Berkheims Bericht, Frankfurt 25. Juni 1819.
**) Goltz's Bericht, 20. Juli 1819.

doch bereit, die Zollfrage auf die Tagesordnung der bevorstehenden Wiener Conferenzen zu setzen. Er wußte wohl, was von solchen Berathungen zu erwarten sei.

Unterdessen hatte auch der beste Kopf unter den badischen Finanzmännern, Nebenius seine Gedanken über die Bedingungen der deutschen Verkehrsfreiheit in einer geistvollen Denkschrift niedergelegt, einer Privatarbeit, welche zwar niemals, auch nicht mittelbar, auf die Entwicklung des Zollvereins irgend einen Einfluß ausgeübt hat, aber durch Klarheit und Bestimmtheit Alles übertraf was damals von Privatleuten über deutsche Handelspolitik geschrieben wurde. Der gelehrte Verfasser der badischen Constitution errang sich schon in jenen Jahren durch seine Schrift über die englische Staatswirthschaft ein wissenschaftliches Ansehen, das späterhin, seit dem Erscheinen seines Werkes „der öffentliche Credit“ noch höher stieg; dies classische Buch kann niemals ganz veralten, es wird, wie Ricardos Werke, dem angehenden Nationalökonomen immer unschätzbar bleiben als eine Schule strengen methodischen Denkens. Auch seine um Neujahr 1819 verfaßte handelspolitische Denkschrift verräth überall den sicheren Blick des gewiegten Kenners. Sie wurde im April 1819 vertraulich den badischen Landtagsmitgliedern mitgetheilt und dann im Winter den Wiener Conferenzen durch Berstett als ein beachtenswerthes Privatgutachten überreicht. Maaßen freilich, Klewiz und die anderen Urheber des preußischen Zollgesetzes konnten aus den Rathschlägen des badischen Staatsmannes nichts lernen. Für sie war das Richtige in seiner Denkschrift nicht neu, das Neue nicht richtig.

Die Denkschrift tritt, in den behutsam schonenden Formen, welche Nebenius liebte, entschieden gegen das preußische Zollgesetz auf. Sie hebt die Uebelstände dieses Systems scharf heraus, ohne die Lichtseiten zu erwähnen. Sie stellt den Satz hin: „kein deutscher Staat, Oesterreich ausgenommen, vermag sein Gebiet gegen überwiegende fremde Concurrenz wirksam zu schützen“ — eine Behauptung, welche Preußens Staatsmänner soeben durch die That zu widerlegen begannen. Die Urheber des Gesetzes vom 26. Mai gingen aus von den Bedürfnissen des preußischen Staatshaushalts, Nebenius hebt an mit der Betrachtung der Leiden des deutschen Verkehrs. Darum steht Jenen der finanzielle, Diesem der staatswirthschaftliche Gesichtspunkt obenan. Darum wollen Jene die allmähliche Erweiterung des preußischen Zollwesens unter den Bedingungen, welche das Interesse der preußischen Finanzen vorschreibt. Nebenius hingegen fordert, ganz im Sinne der Durchschnittsmeinung der Zeit, ein System deutscher Bundeszölle, eine vom Bundestage abhängige Zollverwaltung. Er will mithin genau das Gegentheil der Politik, welche den wirklichen Zollverein geschaffen hat; der erste Schritt auf dem von Nebenius vorgeschlagenen Wege mußte offenbar zur Aufhebung des preußischen Zollgesetzes führen, also grade die Grundlage des späteren Zollvereins vernichten.

Der handelspolitische Kampf jener Jahre bewegte sich um die eine Frage: soll das preußische Zollgesetz aufrecht bleiben oder nicht? Und in diesem Streite stand Nebenius auf der Seite der Irrenden. Will man eine Denkschrift, welche also den leitenden politischen Gedanken der preußischen Handelspolitik bekämpft, als den bahnbrechenden Vorläufer des Zollvereins preisen, so muß man, kraft derselben Logik, auch Großdeutsche und Kleindeutsche für Gesinnungsgenossen erklären. Beide Parteien erstrebten bekanntlich die deutsche Einheit, nur leider auf entgegengesetzten Wegen.

Der staatsmännische Sinn des geistvollen Badeners steht keineswegs auf gleicher Höhe mit seiner volkswirthschaftlichen Einsicht. Er hegt wohl Zweifel, ob Oesterreich dem Zollvereine beitreten könne, zu einem sicheren Schlusse gelangt er dennoch nicht. Noch im Jahre 1835 hat er den Eintritt Oesterreichs für möglich gehalten; dann werde der Zollverein „den schönsten aller Märkte bilden". Die schwerwiegenden politischen Gründe, welche einen solchen Gedanken für Preußen unannehmbar machten, sind ihm niemals klar geworden. Ebenso wenig will er begreifen, warum Preußen als eine europäische Macht die Selbständigkeit seiner Zollverwaltung unbedingt aufrecht halten mußte; er verlangt eine in der Hand des Bundes centralisirte Zollverwaltung, die Mauthbeamten sollen allein dem Bunde vereidigt werden. Auch bei der Erörterung von Nebenfragen vermag er nicht immer hinauszublicken über den engen Gesichtskreis seines heimischen Kleinstaats. So will er, mit wenigen Ausnahmen, die gesammte Zollerhebung allein an den Grenzen stattfinden lassen, weil, nach der Ansicht des badischen Beamtenthums, diese Einrichtung dem Grenzlande Baden besonderen Vortheil bringen sollte. Maassen dagegen ließ in allen größeren preußischen Plätzen Packhöfe und Zollstellen errichten, da ohne solche Erleichterung ein schwunghafter Speditionshandel offenbar nicht gedeihen konnte.

Neben diesen Irrthümern der Denkschrift steht freilich eine lange Reihe tief durchdachter, praktisch brauchbarer Vorschläge, doch ist kein einziger darunter, welchen das preußische Cabinet nicht schon damals gekannt und angewendet hätte. Mit großer Klarheit entwickelt Nebenius den Satz, daß ohne Zollgemeinschaft die Freiheit des Verkehrs nicht möglich sei. Dieser Gedanke, der uns heute trivial und selbstverständlich erscheint, war der Diplomatie der Kleinstaaten jener Zeit völlig neu. Den Berliner Staatsmännern war er wohlbekannt; denn nur jenen Staaten, die sich dem preußischen Zollsystem einfügen wollten, hatte Preußen freien Verkehr angeboten. Ebenso tief durchdacht waren die Grundzüge des Zolltarifs, welche Nebenius entwarf. Er will mäßige Finanzzölle, namentlich auf die Gegenstände allgemeinen Gebrauchs, auf die Colonialwaaren, legen; die dem heimischen Gewerbfleiß nothwendigen Rohstoffe giebt er frei, die Fabrikwaaren schützt er durch Zölle, die ungefähr der üblichen Schmuggelprämie entsprechen; feindselige Schritte des Auslands sollen mit Repressalien er-

widert werden. Treffliche Gedanken, ohne Frage; aber als Nebenius schrieb, war bereits der preußische Tarif veröffentlicht, der durchaus auf denselben Grundsätzen beruhte. Selbständiges Nachdenken hatte den Süddeutschen genau auf dieselben staatswirthschaftlichen Ideen geführt, welche Eichhorn oftmals als den Eckstein des preußischen Systems bezeichnete: „Freiheit, Reciprocität, Ausschließung der Prohibition.“ War es nicht ein seltsames Zeichen der allgemeinen Unklarheit jener Tage, daß ein so ungewöhnlicher Geist so dicht heranstreifte an die Ideen des preußischen Zollsystems und doch nicht einmal die Frage aufwarf, ob nicht der Bau der deutschen Handelseinheit auf dem festen Grunde dieses Systems aufgerichtet werden solle? — Nebenius stellt ferner den Grundsatz auf, daß die Vertheilung der Zolleinnahmen nach der Kopfzahl der Bevölkerung erfolgen solle. Aber als seine Denkschrift in Berlin bekannt wurde, da hatte Preußen denselben folgenschweren Gedanken schon in einem Staatsvertrage praktisch durchgesetzt. Er erörtert sodann, die Zollgemeinschaft sei unmöglich, wenn nicht auch der innere Consum nach gleichen Grundsätzen besteuert werde; bis dies Ziel erreicht sei, müsse man sich mit Uebergangsabgaben behelfen. Auch diese Einsicht bestand in Berlin schon längst; eben weil Eichhorn und Maassen die weit abweichenden Steuersysteme der Nachbarstaaten kannten, wollten sie nicht zu einer vorschnellen Einigung die Hand bieten. Sie wußten desgleichen so gut wie Nebenius, daß es genüge einen Zollvertrag für einige Jahre abzuschließen; gleich ihm hofften sie zuversichtlich, der unermeßliche Segen der Verkehrsfreiheit werde die Wiederaufhebung eines einmal geschlossenen Zollvereins verhindern.

Wenn der deutsche Durchschnittsbiograph über den Charakter seines Helden nicht viel zu berichten weiß, dann pflegt er stets die anspruchslose Bescheidenheit des Mannes zu preisen. Diese Phrase ist bereits aufgenommen in das Ceremoniell der historischen Kunst, sie kehrt ebenso unvermeidlich wieder, wie die anmuthige Behauptung, daß jeder große Plebejer von armen aber ehrlichen Eltern abstamme. Auch Nebenius ist mit solchem Lobe überschüttet worden. Wer mit ihm Staatsgeschäfte zu verhandeln hatte, urtheilte anders; er galt in der Diplomatie allgemein als ein bedeutender Kopf und als ein höchst unbequemer Unterhändler. Er zählte zu jenen stillen Gelehrtennaturen, die unter schmuckloser Hülle ein sehr reizbares Selbstgefühl hegen, den Widerspruch ungern, noch schwerer die Widerlegung ertragen. Weit entfernt von der lauten Prahlsucht Friedrich Lists war er doch mit nichten gesonnen sein Licht hinter den Scheffel zu stellen. Er gab wohl zu, kein einzelner Mann könne als Urheber des Zollvereins gelten. Doch er rühmte sich, seine Denkschrift habe den Gedanken eines allgemeinen Zollverbandes zum ersten male entwickelt, sie habe, bis auf einen einzigen Irrthum, die Verfassung des späteren Zollvereins im voraus richtig gezeichnet. Er übersah, daß dieser einzige Irrthum grade die Lebensfrage der deutschen Handelspolitik betraf; er

übersah nicht minder, daß der beste Theil seiner Denkschrift lediglich als Wunsch aussprach, was Preußen durch die That schon vollzogen hatte. Ihm gebührt nur das große Verdienst, daß er, gleichzeitig mit den preußischen Staatsmännern und unabhängig von ihnen, für einige wichtige Fragen deutscher Handelspolitik die rechte Lösung erdachte; jedoch die entscheidende Frage: „Bundeszölle oder Anschluß an das preußische System?" wurde in Berlin richtig, von Nebenius falsch beantwortet. Nebenius kam der Wahrheit näher als List. Darf man diesen mit Görres vergleichen, so läßt sich von Jenem sagen, er habe von dem Zollvereine der Zukunft etwa so viel geahnt wie Paul Pfizer von dem heutigen deutschen Reiche.

Eine klare Vorstellung von dem Handelsbunde, der anderthalb Jahrzehnte später ins Leben trat, hegte im Jahre 1819 noch Niemand. „Die Idee hatte sich noch gar nicht entwickelt", pflegte Eichhorn späterhin zu sagen. Der Aufzug des großen Gewebes war bereits ausgespannt. Es bestand das preußische Zollsystem, es bestand der ausgesprochene Wille Preußens, dies System zu erweitern und den deutschen Nachbarn ohne Kleinsinn reichlichen Antheil an den gemeinsamen Zolleinkünften zu gewähren. Noch fehlte der Einschlag. Es fehlte der gute Wille der Nachbarstaaten; es fehlte hüben wie drüben ein deutlicher Begriff von den losen und lockeren bündischen Formen, welche allein einen dauernden Handelsbund zwischen eifersüchtigen souveränen Staaten — dies noch niemals gewagte Unternehmen ermöglichen konnten. Jenen guten Willen hat nachher die Noth gezeitigt. Diese Verfassungs-Formen des Zollvereins sind nicht von Nebenius, noch von irgend einem Denker im Voraus ersonnen worden, da die Theorie solche Aufgaben niemals lösen kann; sie sind gefunden worden auf den Wegen praktischer Politik, durch Verhandlungen und gegenseitige Zugeständnisse zwischen den deutschen Staaten. Der badische Denker schrieb als ein unverantwortlicher Privatmann, er durfte kühn sofort die Einheit des ganzen Vaterlandes ins Auge fassen. Er hat an diesem Ideale unverbrüchlich festgehalten, und weil er so hohen Flug nahm, verfiel er auf den unmöglichen Plan der Bundeszölle. Preußens Staatsmänner hatten ein köstliches Gut zu hüten: die schwer errungene und noch immer hart bedrohte handelspolitische Einheit ihres Staates. Sie mußten sich von den Schwärmern bald des zaghaften Kleinsinns, bald des selbstzufriedenen Dünkels zeihen lassen, und indem sie bedachtsam auf dem Bestehenden fortbauten, erreichten sie das hohe Ziel. —

Zur rechten Stunde fanden die Urheber des preußischen Zollgesetzes einen mächtigen diplomatischen Bundesgenossen an dem neuen Referenten für die deutschen Angelegenheiten, J. A. F. Eichhorn, den sein Chef Graf Bernstorff auf dem Gebiete der Handelspolitik völlig frei schalten ließ. Unter den Helden der Arbeit, welche in müden Tagen die großen Ueberlieferungen Preußens muthig aufrecht hielten, in friedlichem Schaffen den Grund legten für seine neue Größe, steht Eichhorn in vorderster Reihe.

Sein ganzer Lebensgang hatte ihn vorbereitet auf die Rolle des friedlichen Bändigers der Kleinstaaterei. Im Löwensteinischen Wertheim war er aufgewachsen, an der lieblichen Ecke des Mainthales und des Taubergrundes, so recht im Herzen der verkommenen Staatenwelt des alten Reichs, und sein tagelang blieb es ihm unvergeßlich, wie er dort noch den Boten des Reichskammergerichts in seiner altfränkischen Tracht die Befehle von Kaiser und Reich hatte vollstrecken sehen. Begeistert von den Thaten Friedrichs war er dann gen Norden gegangen, um dem Staate seiner Wahl zu dienen, und auch an ihm bewährte sich, daß Preußen die wärmste Liebe bei jenen Deutschen findet, die sich dies Gefühl erst erarbeitet haben. Er mußte in Cleve den Zusammenbruch der preußischen Herrschaft, dann in Hannover 1806 die fiscalischen Künste einer kleinlichen Annexionspolitik mit ansehen und ward trotz alledem nicht irr an seinem Staate. Dann nahm er theil an Schills abenteuerlichem Zuge und trat zu Berlin mit Stein und Gneisenau, mit Humboldt, Altenstein, Kircheisen in vertrauten Verkehr; sie Alle ließen den unbekannten jungen Fremdling sofort als einen Ebenbürtigen gelten. Ein Schüler Spittlers, gründlich und vielseitig gebildet, ward er als erster Syndicus der Berliner Universität auch persönlich mit der gelehrten Welt näher bekannt; mit Schleiermacher verband den tief religiösen Mann eine treue Freundschaft, der großen Theologenfamilie der Sack gehörte er durch seine Heirath an. Die Zeiten des Befreiungskrieges verlebte er gehobenen Herzens erst als Offizier in Blüchers Stabe, dann als Mitglied von Steins Centralverwaltung; hier fand er reiche Gelegenheit den kleinen deutschen Regierungen bis in das Innerste der Seele zu blicken. Unerschüttert trug er die Begeisterung jener großen Jahre hinüber in die stille Zeit des Friedens.

Als er in seinem vierzigsten Jahre die wichtige Stellung im Auswärtigen Amte erhielt, da beseelte ihn die Hoffnung, eine solche Verbindung, wie sie einst unter der Centralverwaltung nur zeitweilig, unfertig, unbeliebt bestanden hatte, auf die Dauer zu begründen, die deutschen Staaten durch die Bande des Rechts, des Vertrauens, des Interesses für immer an die Krone Preußen anzuschließen. Dies galt ihm als die Vollendung, als die Läuterung der Träume von 1813. Er erkannte in dem Art. 19 der Bundesakte „die gutgemeinte Absicht der deutschen Fürsten, daß unbeschadet ihrer Souveränität den deutschen Unterthanen die Wohlthat eines gemeinsamen Vaterlandes gewährt werden müsse", und er traute seinem Preußen die Kraft zu, die dem Bunde fehlte, diese Wohlthat eines Vaterlandes den Deutschen zu spenden. Neben der schneidigen Kühnheit, die man oft an den großen Epochen unserer Geschichte bewundert hat, übersieht man leicht jene kalte, zähe, ausdauernde Geduld, welche der preußischen Staatskunst in den endlos langweiligen Händeln deutscher Kleinstaaterei zur anderen Natur geworden war. Wohl keiner unserer Staatsmänner hat diese altpreußische Tugend mit solcher Meisterschaft

geübt wie Eichhorn. Da watet der geistvolle Mann jahraus jahrein durch den zähen Schlamm armseliger Verhandlungen, die schon beim Durchlesen körperlichen Ekel erregen. Nichts schwächt ihm die Frische des Geistes; immer bleibt ihm der Gedanke gegenwärtig, welch großes Ziel hinter den kleinen Händeln winkt; immer wieder rafft sich sein gebrechlicher Körper nach schweren Krankheitsanfällen zu rastloser Thätigkeit auf. Ueberall hat er seine Augen; wie der Arzt am Krankenbette überwacht er die Stimmung der kleinen Höfe, ihre Bosheit, ihre Selbstsucht, ihre rathlose Thorheit. Zuweilen hilft er sich mit einem scharfen Witze über die Langeweile hinaus. „Was wohl die herzoglich sächsischen Häuser beabsichtigen? — schreibt er einmal — Ja, wenn sie es nur selber wüßten!" Und nach allem Jammer, den ihm die Kleinfürsten zu kosten geben, bewahrt er ihnen doch Achtung und Wohlwollen, kommt bereitwillig, mit bundesfreundlicher Gesinnung, jedem billigen Wunsche entgegen. Oftmals schlugen die schmutzigen Wellen der Demagogenverfolgung gegen seinen ehrlichen Namen an; er blieb sich selber treu, trat tapfer ein für seine verfolgten Freunde und behauptete sich doch im Vertrauen des Königs. Dann hat Fürst Metternich viele Jahre hindurch alle seine schlechten Künste spielen lassen gegen den verhaßten Patrioten, der in Wien als der böse Dämon Preußens galt. Zugleich schmähte die liberale Presse auf den Servilen. Er aber trug gelassen Stein auf Stein zu dem unscheinbaren Bau deutscher Handelseinheit und duldete schweigend die Unbilden der öffentlichen Meinung, denn jeder Versuch einer lauten Rechtfertigung wäre sein sicherer Sturz gewesen. Nachher kam doch eine Zeit, da mindestens die Höfe sein Verdienst erkannten; sämmtliche Orden des deutschen Bundes, nur kein österreichischer, wurden dem anspruchslosen Geheimen Rathe verliehen, und die Staatsschriften der dankbaren Zollverbündeten priesen ihn als „die Seele des preußischen Ministeriums". Die Nation aber erfuhr niemals ganz was sie ihm schuldete.

Seine Hoffnung war, das preußische Zollsystem durch Verträge mit den deutschen Nachbarstaaten allmählich zu erweitern. Für die Formen und Grenzen dieser Erweiterung hat er nicht im Voraus einen festen Plan entworfen; er stellte sie, da er die Schwierigkeit des Unternehmens richtig würdigte, dem unberechenbaren Gange der Ereignisse anheim. Die Frage, ob Preußens Zollschranken dereinst am Main oder am Bodensee stehen würden, war im Jahr 1819 noch nicht praktisch; sie konnte den Leiter der preußisch-deutschen Politik vielleicht in seinen Träumen, sie durfte ihn nicht bei seiner Arbeit beschäftigen. Nur das Eine war ihm sicher, daß das neue Zollsystem aufrecht bleiben, den festen Kern bilden müsse für die Neugestaltung des deutschen Verkehrs. Er verlangte freie Hand für Preußens Handelspolitik, wies von diesem Gebiete die Einmischung Oesterreichs entschieden zurück. Aber jede Feindseligkeit gegen die Hofburg lag ihm fern; der Gedanke, den Deutschen Bund von Oesterreich abzutrennen, blieb ihm, dem Conservativen, der in den Ideen von 1813 lebte, völlig fremd. Noch

als Greis hat er Radowitz's Unionspläne als unausführbare Träume bekämpft. —

Einen widerwärtigen Uebelstand, der sofort beseitigt werden mußte, bot die Lage der zahlreichen Enclaven. Die Zolllinien wurden alsbald soweit vorgeschoben, daß sie die anhaltischen Herzogthümer fast ganz und auch einen Theil der kleinen thüringischen Gebiete, die mit Preußen im Gemenge lagen, umfaßten. Alle nach diesen Ländern eingeführten Waaren unterlagen ohne Weiteres den preußischen Einfuhrzöllen. Erst nachdem die neue Grenzbewachung in Kraft getreten, ließ Eichhorn, zu Anfang 1819, diesen Staaten die Einladung zugehen, mit dem Berliner Cabinet wegen des Zollwesens zu verhandeln. Der König sei bereit, nach billiger Uebereinkunft den Landesherren der eingeschlossenen Gebiete das Einkommen zu überweisen, das seinen Staats-Kassen aus den Enclaven zufließe. Dies kurz angebundene Verfahren, das in den Papieren des Finanzministeriums als „unser Enclavensystem" bezeichnet ward, mußte allerdings die kleinen Höfe befremden; doch die Nothwendigkeit gebot, diesen Nachbarn zu zeigen, daß sie in ihrer Handelspolitik von Preußen abhängig seien. Nur gutmüthige Schwäche konnte das Gelingen der großen Zollreform abhängen lassen von der vorausgehenden Zustimmung eines Dutzends kleiner Herren, die nach deutscher Fürstenweise allein für die Beredsamkeit vollendeter Thatsachen empfänglich waren. Lediglich die Eitelkeit der Nachbarfürsten ward gekränkt; den wirthschaftlichen Interessen der Enclaven gereichte Preußens Vorgehen offenbar zum Segen. Eine selbständige Handelspolitik blieb in diesen armseligen Gebietstrümmern ja doch undenkbar. Das Gedeihen ihrer Volkswirthschaft wurde sofort vernichtet, wenn Preußen sie von seinem Zollsystem ausschloß und sie mit seinen Schlagbäumen rings umstellte; auch der Handel innerhalb der Provinz Sachsen erlitt ärgerliche Störung, wenn alle durch das Anhaltische oder das Schwarzburgische gehenden Waaren verbleit und der Controle der Zollämter unterworfen werden mußten. Ebenso wenig durfte Preußen den Verkehr der Enclaven völlig unbeaufsichtigt lassen. Was diese Ländchen selbst an Zolleinkünften aufbrachten, bildete freilich nur den achtzigsten Theil der preußischen Zolleinnahmen; doch durch den Schmuggel konnten sie den Finanzen Preußens hochgefährlich werden.

Durch die heilsame Rücksichtslosigkeit der Berliner Finanzmänner erhielten die Enclaven freien Verkehr auf dem preußischen Markte, ihre Staatskassen die Zusage eines gesicherten reichlichen Einkommens, das sie aus eigener Kraft niemals erwerben konnten. Die preußische Regierung handelte in gutem Glauben; sie war bereit ihr eigenes Enclavensystem auch gegen preußisches Gebiet anwenden zu lassen; mehrmals erklärte sie, wenn ein süddeutscher Zollverein zu Stande komme, so müsse der enclavirte Kreis Wetzlar sich diesem Zollsystem unterwerfen.*) Ganz unhaltbar war vollends

*) So u. A. in einer Denkschrift des Finanzministeriums vom 28. Dec. 1824.

die von den gekränkten Kleinfürsten oft wiederholte Anklage, Preußens Enclavensystem verletze das Völkerrecht. Alle nach den Enclaven bestimmten Waaren unterlagen von Rechtswegen den preußischen Durchfuhrzöllen; und wenn der Berliner Hof für gut fand, die Transitabgaben auf gewissen Straßen bis zur Höhe der Einfuhrzölle hinaufzuschrauben, so ließ sich rechtlich dawider nichts einwenden.

Indem Eichhorn die Kleinstaaten einlud zu freundnachbarlichen Verträgen über die Behandlung der Enclaven, erklärte er zugleich die Bereitwilligkeit des Königs, auch über den Anschluß nicht-enclavirter Gebiete zu verhandeln. Er betonte den nationalen Charakter des Zollgesetzes, er hob hervor, dies Gesetz sei im Sinne des Art. 19 der Bundesacte gedacht, sei bestimmt, zunächst in einem Theile von Deutschland die Binnenmauthen aufzuheben, sodann auch anderen Bundesstaaten den Anschluß zu erleichtern; der König verdiene den Dank der Bundesgenossen, da er begonnen habe, den deutschen Markt von der Herrschaft des Auslandes zu befreien. An dieser nationalen Richtung hat Preußens Handelspolitik seitdem unerschütterlich festgehalten; die in späteren Jahren oft auftauchenden Vorschläge, etwa Belgien oder die Schweiz in den Zollverein aufzunehmen, wurden in Berlin stets kurzerhand zurückgewiesen. Nicht kosmopolitische Verkehrsfreiheit war Preußens Ziel, sondern die Handelseinheit des Vaterlandes. Der König, sagt eine von Bernstorff unterzeichnete Note an das Collegium der Geheimen Räthe zu Gotha (v. 13. Juni 1819), beabsichtige durch das Gesetz vom 26. Mai „hauptsächlich den Handel mit außerdeutschen Landeserzeugnissen zu besteuern und die Mitbewerbung außerdeutscher Fabriken von Ihren Staaten und von denjenigen Ländern abzuwehren, welche sich hierin an Ihre Maßregeln anschließen wollen.“ Er hege „den lebhaften Wunsch, die nur zur Besteuerung außerdeutscher Verbrauchsartikel und zum Schutze der preußischen Landesindustrie gegen die außerdeutschen Fabriken ergriffenen Maßregeln bundesverwandten deutschen Staaten, soweit es ihre Lage irgend gestattet, nicht zum Nachtheil gereichen zu lassen.“ Hierauf räth die Note, einen thüringischen Handelsverein zu bilden, der alsdann mit Preußen in Zollverbindung treten solle; sie zeichnet also genau den Weg vor, welcher vierzehn Jahre später zu der handelspolitischen Vereinigung Preußens und Thüringens geführt hat.

Im selben Sinne versicherte die Staatszeitung amtlich, „daß Preußen schon seiner Lage wegen, mehr aber noch, weil die Vereinigung des Einzel-Interesses der deutschen Bundesstaaten zu einem Gesammt-Interesse für Preußen vorzüglich wünschenswerth sei, zu dem Plane einer völligen Handelsfreiheit zwischen den Bundesstaaten die Hand zu bieten am ehesten geneigt sei, und daß es am liebsten die Schwierigkeiten gehoben sehen werde, die sich der Ausführung entgegenzustellen schienen.“ Und als gegen Weihnachten 1819 Abgeordnete des List'schen Vereins nach Berlin kamen, um die Regierung für einen deutschen Mauthverband zu gewinnen, da er-

hielten sie von Hardenberg und drei Ministern die Versicherung: „daß die preußische Regierung, weit entfernt, durch einseitige Maßregeln den Wohlstand der deutschen Nachbarstaaten untergraben zu wollen, sich freuen würde, wenn alle Regierungen Deutschlands über die Grundsätze eines gemeinschaftlichen, die Wohlfahrt aller Theile fördernden Handelssystems sich vereinigen könnten, wozu die preußische Regierung sehr gern die Hände bieten werde, um ihrerseits mitzuwirken, daß dem ganzen Deutschland die Wohlthat eines freien, auf Gerechtigkeit gegründeten Handels zu theil werde. Es ist ihnen aber auch nicht verhehlt worden, daß der Zustand und die Verfassung der einzelnen deutschen Staaten noch keineswegs zu gemeinsamen Anordnungen vorbereitet erscheine; wozu auch besonders gehöre, daß die gemeinsamen Anordnungen in einem gemeinsamen Sinne von Allen gehalten würden. Die Sache scheine daher jetzt nur darauf zu führen, daß einzelne Staaten, welche sich durch den jetzigen Zustand beschwert glaubten, mit denjenigen Bundesgliedern, von denen nach ihrer Meinung die Beschwerden veranlaßt werden, sich zu vereinigen suchten und daß auf diesem Wege übereinstimmende Anordnungen von Grenze zu Grenze weiter geleitet würden, welche den Zweck hätten, die inneren Scheidewände mehr und mehr wegfallen zu lassen." *)

Damit war rund und nett der Grundgedanke einer nationalen Handelspolitik ausgesprochen, welche bei der Nichtigkeit des Bundestags die einzig mögliche war. Deutlicher als Preußen sprach, konnte eine Regierung über noch unfertige Entwürfe schlechterdings nicht reden. Aber in der epidemischen Verblendung, die nunmehr über die öffentliche Meinung hereinbrach, in dem donnernden Lärm der Anklagen, die auf das absolutistische Preußen herniederprasselten, wurden die offenkundigen Worte und Thaten des Berliner Cabinets völlig vergessen. Man redete sich hinein in den Wahn, daß Preußen sich selbstgefällig von dem großen Vaterlande absondere. Alles schalt auf den Berliner Hochmuth und Partikularismus, am Lautesten jene kleinen Höfe, welche das Enclavensystem ertragen mußten. Selbst Karl August von Weimar betrachtete es als eine höchst anmaßende Zumuthung, daß er seine rings von Preußen umschlossenen Aemter Allstedt und Oldisleben dem preußischen Zollsystem einfügen sollte, und ließ dem Berliner Hofe schreiben: „Eine strenge Durchführung des Gesetzes vom 26. Mai scheint mit dem Geiste und den Grundsätzen der Bundesacte so wenig in Einklang zu stehen, daß nicht zu bezweifeln steht, es werde diese Angelegenheit Gegenstand der nächsten Verhandlungen des Bundestags werden und S. K. Majestät von Preußen als Bundesfürst selbst geruhen, conciliatorische Anträge deshalb an den Bund gelangen zu lassen." **)

Auf so naive Vorschläge konnte Eichhorn sich nicht einlassen. Er durfte

*) Preußische Staatszeitung 1819 Nr. 131. Ebendaselbst, 28. Dec. 1819.

**) Schreiben der Geh.-Räthe Edling und Conta an Graf Bernstorff, Weimar 26. Januar 1819.

das Zollwesen der Provinz Sachsen nicht dem Belieben Oesterreichs und der Bundestagsmehrheit preisgeben, sondern gab sich der Hoffnung hin, die Erkenntniß des eigenen Vortheils würde die kleinen thüringischen Dynasten bestimmen auf das Anerbieten Preußens einzugehen und ihre enclavirten Gebietstheile durch Verträge dem preußischen Zollsystem anzuschließen. In der That wendeten sich die kleinen Nachbarn allesammt sogleich an den Berliner Hof, aber nur um zu fordern, daß Preußen sein Enclavensystem alsbald wieder aufhebe; wie dies möglich sein sollte, wußten sie freilich nicht anzugeben. Besonders hart fühlte sich der wohlmeinende Fürst Anton Günther von Schwarzburg-Sondershausen getroffen. Die Hauptmasse seines Reiches, die Unterherrschaft mit der Hauptstadt, ein Land von fast 30,000 Einwohnern, war von preußischem Gebiet umschlossen und dem preußischen Zollwesen einverleibt; da die Krone Preußen als Rechtsnachfolgerin von Kursachsen hier überdies das Postregal und einige andere Hoheitsrechte ausübte, so blieb dem Fürsten von seiner theueren Souveränität allerdings wenig übrig. Mit dringenden Bitten mußten also erst der vielgeplagte gemeinsame thüringische Gesandte General Lestocq, dann das Sondershausener Geheime Consilium selbst den preußischen Hof bestürmen um „Zurücknahme einer Anordnung, in welche man schwarzburg-sonderhausenscher Seits sich nie zu fügen entschlossen ist."

Minister Klewiz erwiderte verbindlich, durch einen Vertrag könne die Angelegenheit ohne Schwierigkeit geordnet werden; er gewährte auch dem Fürsten freundnachbarlich Freipässe für die Verzehrung seines Hofhalts, aber eine Abänderung des Gesetzes schlug er rundweg ab, da die Gefahr des Schmuggels aus den kleinen Nachbarlanden gar zu groß sei.*) In Sondershausen wollte man den Wink nicht verstehen. Mehrere Monate hindurch wurde die preußische Regierung immer von Neuem mit der Anfrage belästigt, ob sie nun endlich bereit sei eine Verfügung aufzuheben, welche so gröblich in die Rechte der Sondershausener Souveränität eingreife. Der Fürst selber richtete an den König die „devoteste Bitte", ihn „durch einen neuen Beweis Allerhöchstdero allgemein verehrter und gepriesener Liberalität und Großmuth zum unbegrenztesten und devotesten Danke zu verpflichten."**) Alles war vergeblich; die unterthänige Form konnte über den anmaßenden Inhalt der Bittschriften nicht täuschen. Dann kam der Kanzler v. Weise selbst nach Berlin, ein wackerer alter Herr, der im Verein mit seinem Sohne, dem Geheimen Rath, das Sondershausener Ländchen patriarchalisch regierte. Auch er richtete nichts aus.

Mittlerweile hatte sich Vicepräsident v. Motz in Erfurt des Streites

*) Lestocq an Bernstorff 22. Jan.; Schreiben des Sondershausener Geh. Consiliums an Bernstorff 27. Febr., an Klewiz 9. Febr.; Klewiz an Kanzler v. Weise 30. Jan., an Bernstorff 18. März 1819.

**) Kanzler v. Weise an Hoffmann, 23. April; Fürst Anton Günther an König Friedrich Wilhelm, 29. Juli 1819.

angenommen. Er kannte alle Herzensgeheimnisse der Kleinstaaterei, da sein Regierungsbezirk mit fast einem Dutzend kleiner Landesherrschaften im Gemenge lag; er war mit den beiden Weise als guter Nachbar vertraut geworden und erwarb sich jetzt um Deutschlands werdende Handelseinheit, die ihm bald noch Größeres verdanken sollte, sein erstes Verdienst, indem er den Freunden vorstellte, wie kindisch es sei an einer Zollhoheit festzuhalten, die doch niemals in Wirksamkeit treten konnte.*) Der kunstsinnige Fürst wünschte längst, im freundlichen Thale der Wipper ein Sondershausener Nationaltheater zu gründen, aber die Mittel fehlten; schloß er sich dem preußischen Zollwesen an, so war ihm aus der Noth geholfen. Diese Erwägung wirkte.

Gegen Ende September erschien der alte Weise wieder in Berlin, und da er diesmal ernstlich verhandeln wollte, so ward er mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Maassen und Hoffmann führten die Unterhandlung, unter beständiger Rücksprache mit Eichhorn. Noch unbekannt mit der Nebenius'schen Denkschrift stellte Hoffmann zuerst den Gedanken auf: das Einfachste sei doch, die gemeinsamen Zolleinnahmen ohne fiscalische Kleinlichkeit nach der Volkszahl zu vertheilen.**) Damit war jener Bevölkerungsmaßstab gefunden, der allen späteren Zollverträgen Preußens zur Grundlage gedient hat. Weise ging sofort auf das günstige Anerbieten ein, und am 25. Okt. 1819 wurde der erste Zollanschluß-Vertrag unterzeichnet, kraft dessen der Fürst von Sondershausen „unbeschadet seiner landesherrlichen Hoheitsrechte" seine Unterherrschaft dem preußischen Zollgesetz unterwarf und dafür nach dem Maßstabe der Bevölkerung seinen Antheil an den Zolleinnahmen — vorläufig eine Bauschsumme von 15,000 Thlr. — erhielt. Eine Mitwirkung bei der Zollgesetzgebung wurde dem kleinen Verbündeten nicht zugestanden; er mußte die Handelsverträge Preußens und alle anderen Aenderungen, welche das Finanzministerium beschloß, einfach annehmen. Im Uebrigen waren seine Hoheitsrechte sorgsam, fast ängstlich gewahrt; selbst die Steuervisitationen auf schwarzburgischem Gebiet sollten nur durch die fürstlichen Beamten vollzogen werden.

Im Wipperthale herrschte laute Freude. Der Fürst dankte tief gerührt für dies neue Zeichen königlicher Hochherzigkeit***); nun konnte er endlich sein berühmtes Rauchtheater eröffnen, wo er mit den Bürgern seiner Residenz um die Wette den Musen des Dramas und der Rauchkunst huldigte. Finanziell betrachtet war das Abkommen unzweifelhaft ein Löwenvertrag zu Gunsten Sondershausens; Preußen brachte um des politischen Zweckes willen ein Geldopfer, denn das wenig bemittelte Thüringer Bergländchen verzehrte von den einträglichsten Zollartikeln, den Colonialwaaren weit weniger als der Durchschnitt der östlichen Provinzen.

*) Nach den Aufzeichnungen von Motz's Tochter, Frau v. Brinken.
**) Hoffmann an Maassen, 10. Okt. 1819.
***) Weise jun. an Hoffmann, Nov. 1819.

Um so berechtigter schien die Erwartung, daß die übrigen Kleinen dem Beispiel Sondershausens folgen würden. Im Eingange des Vertrags hatte der König nochmals erklären lassen, daß er bereit sei ähnliche Abkommen mit anderen Bundesfürsten zu schließen. Rudolstadt begann schon zu verhandeln. Auch mit Braunschweig, Weimar, Gotha dachte Hoffmann binnen Kurzem ins Reine zu kommen und bereits ging er mit seinen Entwürfen über die Grundsätze des Enclavensystems hinaus. Die unglückliche zerrissene Gestalt seines Gebietes zwang den preußischen Staat, auch wenn er auf alle Eroberungspläne verzichtete, mindestens zum handelspolitischen Ehrgeiz; er konnte sein Steuersystem kaum durchführen, wenn er nicht außer den Enclaven auch noch einige nur halb umschlossene Nachbarlandschaften seinem Zollgesetze unterwarf. Da lag Anhalt-Bernburg, das auf eine kleine Strecke Weges nicht an Preußen grenzte und also gewissenhaft als Ausland behandelt wurde. Was war der Dank? Ein ungeheuerer Schmuggel, der von Monat zu Monat anwuchs und die Zolleinnahme der Provinz Sachsen zu verschlingen drohte. Schon im Oktober wurden 4023 Centner, zumeist Colonialwaaren, in die anhaltischen Harzstädtchen bei Ballenstedt eingeführt um alsbald spurlos zu verschwinden. Mindestens dies Vorland, meinte Hoffmann, müsse sogleich in die Zolllinie eintreten; werde der Vertrag mit Sondershausen nur erst bekannt, dann könnten sich die kleinen Nachbarn nicht länger mehr wider ihren eigenen Vortheil sträuben.*)

Die Hoffnung trog. Jener Zoll-Vertrag, der uns heute so selbstverständlich erscheint, sollte während mehrerer Jahre der einzige bleiben. Kaum ward er ruchbar, so erscholl an allen Höfen ein Schrei des Zornes. Fürst Anton Günther mußte von seinen durchlauchtigen Genossen ernste Vorwürfe hören, weil er das Kleinod der Souveränität so würdelos preisgegeben; die anderen kleinen Nachbarn, die seinem Vorgange bereits folgen wollten, traten, eingeschüchtert durch die allgemeine Entrüstung, von den Verhandlungen zurück. An die Spitze der Gegner Preußens stellte sich der Herzog von Cöthen. Der erklärte im Namen der kleinen Fürsten: „freiwillig können und werden sie sich nicht unterwerfen, wenn sie nicht die heiligsten Pflichten gegen ihre Unterthanen, gegen ihre Häuser und gegen ihre eigene Ehre verletzen wollen;“ dann forderte er getrost, Preußen solle ihm einen fünf Stunden breiten Streifen zollfreien preußischen Gebietes bis zur sächsischen Grenze zur Verfügung stellen, damit das Haus Anhalt freien Zugang zum Welthandel erlange. Gemüthlich lauernd und im Stillen schürend stand hinter den erbitterten Kleinen der treue Bundesgenosse Preußens, Oesterreich. Die Höfe beschlossen insgeheim, auf den Wiener Conferenzen mit vereinter Kraft die Aufhebung des preußischen Zollgesetzes durchzusetzen; nur wenn der vorhandene Anfang deutscher Zolleinheit vom Erdboden verschwand, konnte der Bundestag die nationale Handelspolitik begründen! Und an

*) Lestocq an Bernstorff 29. Okt., Hoffmann an Bernstorff 18. Dec. 1819.

dieser Raserei partikularistischer Leidenschaft nahm die gesammte Nation außerhalb Preußens willig theil. Alle die Lieder und Reden zum Preise der deutschen Einheit waren vergessen, sobald Preußen sich anschickte, den Deutschen „die Wohlthat eines gemeinsamen Vaterlandes zu gewähren“.

Preußens Staatsmänner hatten gehofft, schon in dem ersten Jahre, da das neue Gesetz bestand, einige der deutschen Nachbarn für die Politik der praktischen deutschen Einheit zu gewinnen. Jetzt sahen sie sich in die Vertheidigung zurückgeworfen. Der siegreiche Kampf um die Behauptung, dann um die Erweiterung des Zollgebietes blieb auf Jahre hinaus die wichtigste Aufgabe der preußischen Staatskunst. Durch die friedlichen Eroberungen dieses Kampfes hat König Friedrich Wilhelm gesühnt was in Karlsbad gefehlt war und die Marksteine gesetzt für das neue Deutschland. Er war der rechte Mann für dies unscheinbare und doch so folgenschwere Werk deutscher Geduld. Gleichmüthig und immer bei der Sache, treu und beharrlich, von einer Rechtschaffenheit, die jedes Mißtrauen entwaffnete, stets bereit dem belehrten Gegner mit aufrichtigem Wohlwollen entgegenzukommen — so hat er nach und nach die Trümmer Deutschlands befreit aus den Banden eigener Thorheit und ausländischer Ränke, den Weg bereitend für größere Zeiten. Die Gegenwart aber soll nicht undankbarer sein als Friedrich der Große war, der von dem glanzlosen Arbeitsleben seines Vaters sagte: „der Kraft der Eichel danken wir den Schatten des Eichbaums, der uns deckt.“ —

# Beilagen

zu den zwei ersten Bänden.



## I. E. M. Arndt und Wrede.

Zu Bd. I S. 610. (613 der 3. Aufl.)

E. M. Arndt erzählt in seinem bekannten Buche „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein" (S. 218) Folgendes: „Steins Zorn gegen Wrede hatte noch seinen besonderen Haken. Von allen deutschen Truppen unter französischem Kommando hatten in Norddeutschland die Baiern und die Darmstädter durch Roheit, Zuchtlosigkeit und Plünderungssucht den schlechtesten Ruf hinter sich gelassen. Wrede ward wohl mit Recht beschuldigt, den Seinigen nicht nur Vieles nachgesehen, sondern ihnen auch selbst das böseste Beispiel gegeben zu haben. Bei einem solchen Beispiel hatte ihn nun Stein erfaßt und zwar recht tüchtig angefaßt. Wrede war in Schloß Oels in Schlesien einquartiert, im Schlosse des Herzogs von Braunschweig. Hier hatte er es ganz den gierig unverschämten französischen Räubern nachgemacht, den Soult, Massena und Ihresgleichen, welche das Silber (Löffel, Teller), womit sie von ihren Wirthen bedient wurden, nach der Tafel gewöhnlich einpacken und mit ihrem Gepäck wandern ließen. So hatte Wrede in Oels ganz nach französischer Marschallsweise bei seinem Abzuge alles herzogliche Schloßsilber mit zu seinem Feldgepäck legen lassen. Der arme Schloßvogt hatte dem nicht wehren gekonnt, hatte aber, damit er selbst nicht für den Räuber und Dieb des herzoglichen Silberschatzes gehalten würde, den Marschall um einen Schein gebeten, daß er in Kraft des Kriegsbefehls es sich habe ausliefern lassen. Und wirklich hatte der Feldmarschall ihm den genau specificirten vorgelegten Schein bei seinem Abmarsch in einfältiger deutscher Ueberraschung unterschrieben. Dieses Papierchen war nun im Jahre 1813 Steins Händen übergeben, und Wrede hatte den Werth des Raubs im folgenden Jahre mit einer hübschen Summe Geld zurückzahlen müssen."

Die Form des Berichts erweckt den Eindruck, als ob er aus Mittheilungen Steins, also eines unmittelbar Betheiligten, herrührte; er enthält nichts Unwahrscheinliches und stammt aus der Feder eines Mannes, dessen strenge Wahrheitsliebe ebenso anerkannt ist, wie die erstaunliche, bis ins hohe Alter bewahrte Frische seines Gedächtnisses. In Schlesien wurde die häßliche Geschichte, wie ich aus bester Quelle versichern kann, lange bevor Arndts Buch erschien, in den Kreisen der älteren Männer, welche die Franzosenzeit erlebt hatten, häufig erzählt. Es lag also kein Grund vor, an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

Die „Wanderungen" erschienen in der Blüthezeit jenes mittelstaatlichen Uebermuthes, der bald nachher auf den Schlachtfeldern des Mainfeldzugs seine Strafe finden sollte. Die bairische Regierung dachte nicht vornehm genug, um die Ereignisse einer längst abgeschlossenen, fünfzig Jahre zurückliegenden Vergangenheit allein der historischen Wissenschaft zu überlassen, sondern ließ den Verfasser anklagen wegen Beleidigung der bairischen Armee u. s. w. Viele meiner Leser werden sich noch entsinnen, welches peinliche Aufsehen dieser Proceß in ganz Deutschland erregte. Arndt konnte in der Einleitung des Strafverfahrens nur eine beabsichtigte Gehässigkeit sehen; er weigerte sich vor dem bairischen Gerichte zu erscheinen und wurde im December 1858 von dem Zweibrückener Assisengerichte in contumaciam zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Das Gericht

that nur was sich von selbst verstand: denn wer für eine ehrenrührige Behauptung nicht selber vor Gericht den Beweis der Wahrheit erbringt, muß ohne Weiteres der Verleumdung schuldig erklärt werden. Für den Historiker aber, den die Formen des Strafprocesses nicht binden, war dies Urtheil werthlos.

Arndt selbst hielt die Wahrheit seiner Erzählung unerschütterlich aufrecht und stellte im Verlaufe des langen Zeitungsstreites, der sich an jenen Proceß anknüpfte, einmal die Vermuthung auf: die That Wredes möge vielleicht gegen Ende Februar 1807 geschehen sein, da um diese Zeit, nach neueren Mittheilungen aus Schlesien, bairische Truppen in Oels arg gehaust hätten. Diese hingeworfene Vermuthung benutzte nun ein bairischer Offizier (angeblich Major Ehrhard) um in einer anonymen Schrift (Die Beschuldigung Wredes durch E. M. Arndt. München 1860) die Schuldlosigkeit seines Helden zu erweisen. Er wies nach, daß allerdings die Division Wrede am 23. Februar 1807, auf dem Durchmarsch nach Polen, durch Oels gekommen ist, Wrede selbst aber zur selben Zeit noch krank in Baiern lag. Auch hiermit war die Erzählung Arndts offenbar noch nicht widerlegt. Denn da über den Zeitpunkt des Raubes nur unerwiesene Vermuthungen aufgestellt wurden, so blieb die Möglichkeit offen, daß Wrede die That etwas später im Jahre 1807 begangen hätte. Wrede hat sich nachweislich zweimal während jenes Jahres in Schlesien aufgehalten. Zuerst zu Ende März, als er, von seiner Krankheit genesen, der Armee nachreiste: nach den Aufzeichnungen eines Zeitgenossen, die sich in der Breslauer Stadtbibliothek befinden, ist er am 26. März in Breslau eingetroffen. Sodann lag er nach dem Tilsiter Frieden bis zum 2. Decbr. mehrere Monate lang mit seinen Truppen in Schlesien, und da die Franzosen und ihre Bundesgenossen während jener friedlichen Occupation bekanntlich fast eben so übermüthig auftraten, wie vorher im Kriege, so konnte der Raub auch wohl in dieser Zeit sich ereignet haben. Arndt ließ sich daher durch die mangelhaften Argumente der Ehrhard'schen Schrift nicht beirren: er meinte auf sein gutes Gedächtniß bauen zu können und wiederholte seine Erzählung in den späteren Auflagen der „Wanderungen" unverändert. Wie ich meinen geliebten alten Lehrer kannte, hielt ich es für unzweifelhaft, daß er seine guten Gründe gehabt haben müßte, einen so lebhaft bestrittenen Bericht so entschieden festzuhalten, und trug mithin kein Bedenken, in einer beiläufigen Bemerkung dieses Buches die Erzählung Arndts als unzweifelhaft zu erwähnen.

Inzwischen hat der bairische Generalmajor Heilmann eine Biographie Wredes herausgegeben, ein lehrreiches, dankenswerthes Buch, das freilich einen erfreulichern Eindruck hinterlassen würde, wenn der Verfasser nicht versucht hätte, einen verdienstvollen tapferen Landsknecht mit unseren nationalen Helden, mit Scharnhorst, Blücher, Gneisenau in eine Reihe zu stellen. General Heilmann geht auch auf diese Episode aus dem Leben seines Helden ausführlich ein, bringt aber nichts Neues bei, sondern wiederholt einfach die Behauptungen Ehrhards: er nimmt, ohne irgend einen Grund dafür anzuführen, kurzweg an, daß der Raub zwischen dem 23. Februar und dem 5. März geschehen sein müßte, und erweist dann ohne Mühe das Alibi Wredes. Die Lücken dieser seltsamen Beweisführung verdeckt er jedoch, indem er über den alten Arndt eine Fülle schmähender Beiwörter ausschüttet, welche mit den landesüblichen Formen militärischer Höflichkeit wenig gemein haben. Wenn Arndt ein in Fragen der historischen Wahrheit sorgloser, in seinen Vorurtheilen leichtgläubiger, ungestümer alter Mann genannt wird, dem „seine politischen Gebilde noch vollends den Kopf verdreht" hätten, so habe ich nichts dawider einzuwenden, daß auch ich mit einigen mehr kräftigen als anmuthigen Ausdrücken bedacht werde.

Als ich kürzlich eine neue Ausgabe des ersten Bandes vorbereitete, unterwarf ich natürlich alle von der Kritik angefochtenen Stellen einer neuen Prüfung, so auch jene Bemerkung über Wrede. Das Heilmann'sche Buch gab mir keine genügende Auskunft: ich entschloß mich daher selber zu thun, was der Biograph Wredes leider unterlassen hatte, und hielt in Schlesien Nachfrage. Nachdem ich an verschiedenen Stellen vergeblich

angeklopft, erhielt ich endlich aus Breslau durch die Güte des Herrn Archivdirectors Grünhagen, und gleichzeitig aus Oels mehrere Mittheilungen, welche, im Wesentlichen übereinstimmend, den Bericht Arndts vollständig widerlegen. Daß der Alte seine so zuversichtlich vertheidigte Erzählung nicht einfach aus der Luft gegriffen haben kann, wird jedem Unbefangenen einleuchten. Wenn irgend wer, so darf doch sicherlich Arndt die Vermuthung der bona fides für sich in Anspruch nehmen. Man lese nur in Heilmanns Werke die unglaublich brutalen Briefe, in denen Wrede seine Wuth gegen diesen Teufel, diesen Narren von Stein ausspricht; ein so maßloser Haß läßt sich aus der politischen Gegnerschaft der beiden Männer allein kaum erklären. Aber wie ist Arndt zu seinem Irrthum gelangt? Hat Wrede an anderen Orten Gewaltthaten verübt, welche ihm den in Schlesien einst weit verbreiteten Beinamen des Löffeldiebs verschafften? Oder war er ganz schuldlos an diesem üblen Leumund, und Arndt hätte etwa zwei verschiedene Personen verwechselt? Ich vermag das nicht zu entscheiden. Genug, die gegen Wrede erhobene Beschuldigung ist, wie sie vorliegt, durchaus falsch.

Ich habe vor mir das Promemoria eines verstorbenen herzoglich braunschweigischen Beamten, der die Zeit seit 1806 als junger Mann im Oelser Schlosse verlebte und im Juli 1858, in Folge des durch Arndts „Wanderungen" erregten Zeitungslärms, amtlich vernommen wurde. Nach diesem Berichte, der durch die Aussagen anderer gleichzeitig verhörter Beamten durchweg bestätigt wird, haben Prinz Jerome Napoleon und General Lefevre im Dezember 1806, zu der Zeit, da die Belagerung von Breslau begann, einige Tage lang im Schlosse Oels ihr Hauptquartier gehalten; mit ihnen kamen französische und bairische Truppen. In diesen Tagen — also nicht im Februar 1807 — wurden ein Theil des Silberzeugs und der Schimmelzug des Herzogs geraubt. Die Thäter blieben unbekannt. Alle Berichte klagen übereinstimmend über die Roheit der bairischen Truppen, aber keiner weiß anzugeben, ob Franzosen oder Baiern bei dem Raube betheiligt waren. Gewiß ist nur, daß Wrede damals noch in Baiern weilte. Die nämliche Denkschrift versichert sodann auf das Bestimmteste, daß seitdem niemals mehr ein bairischer General auf dem Schlosse im Quartier gelegen hat. Damit fällt Arndts Erzählung zusammen.

So lebhaft ich bedauere, daß der Sachverhalt erst jetzt bekannt wird, in einem Augenblicke, da Arndt sich über die Gründe seines Irrthums nicht mehr erklären kann, ebenso willkommen ist es mir, dem Biographen Wredes einen kleinen Beitrag für eine neue Ausgabe seines Buchs zu bieten. Vielleicht erkennt er jetzt, daß wir preußischen Wilden doch bessere Menschen sind. Er sagt nach seiner sanften Weise, Arndts „infame Lüge werde aller historischen Wahrheit und aller Moralität zum Hohn" immer wiederholt werden. Mit Verlaub, sie wird es nicht — seit die Grundlosigkeit der Beschuldigung endlich erwiesen ist. So lange aber der Erzählung Arndts nichts weiter entgegenstand als die willkürliche und — falsche Behauptung, daß der Raub im Februar 1807 geschehen sein sollte: ebenso lange war jeder Historiker berechtigt, den Bericht eines Buches, das zu den besten und zuverlässigsten Werken unserer Memoiren-Literatur zählt, für wahr zu halten. Die Schuld jener napoleonischen Tage ist durch treue Waffenbrüderschaft längst gesühnt; wir haben die Wiederkehr der alten Bruderkämpfe nicht mehr zu fürchten. Es wird hohe Zeit, daß wir Alle eine für immer überwundene Vergangenheit mit einigem Gleichmuth betrachten. Auch die Baiern sollten endlich lernen über die Sünden ihrer Rheinbundszeit ebenso unbefangen zu sprechen, wie schon längst jeder verständige Preuße über das Jahr 1806 redet. Daran fehlt leider noch viel. Als Gustav Freytag vor Kurzem in dem letzten Bande seiner „Ahnen" das Verhalten der Baiern in Schlesien durchaus der historischen Wahrheit gemäß darstellte, da mußte er von der bairischen Presse die gröbsten Beleidigungen hinnehmen. So hat sich auch General Heilmann durch seinen bairischen Uebereifer um einen Erfolg gebracht, den ich einem so tüchtigen Forscher gern gönnen würde. Hätte er bei der Erörterung jener schlesischen Episode etwas weniger Entrüstung und etwas mehr Forscherfleiß aufgewendet, so konnte er selber den Beweis

erbringen, den ich nun an seiner Stelle erbringen mußte: daß Wrede an dem Oelser Raube nicht betheiligt war.

---

## II. Blücher über die Lütticher Meuterei.

Zu Bd. I S. 734. (738 der 3. Aufl.)

### Generalfeldmarschall Fürst Blücher an König Friedrich August von Sachsen.

Euere Königliche Majestät

haben durch Ihre früher ergriffenen Maßregeln Ihre Unterthanen, einen geachteten deutschen Völkerstamm, in das tiefste Unglück gestürzt.

Durch Ihre späteren Maßregeln kann es dahin kommen, daß er allgemein mit Schande bedeckt wird.

Die Rebellion, welche von Friedrichsfelde und Preßburg aus in der Armee organisirt wurde, ist ausgebrochen, in einer Zeit ausgebrochen, wo ganz Deutschland gegen den allgemeinen Feind auftritt. Die Verbrecher haben Bonaparte als ihren Beschützer öffentlich proclamirt und mich, der ich in einer fünfundfünfzigjährigen Dienstzeit in der glücklichen Lage gewesen bin, nur das Blut meiner Feinde zu vergießen, genöthigt, zum ersten Male Hinrichtungen in meiner eigenen Armee vornehmen zu müssen.

Aus der Anlage*) werden Ew. Maj. ersehen, wie ich es bis jetzt noch versucht habe, die Ehre des sächsischen Namens zu retten, aber es ist der letzte Versuch.

Wird meine Stimme nicht gehört, so werde ich, nicht ohne Schmerz, aber mit der Ruhe meines guten Gewissens und erfüllter Pflicht, die Ordnung mit Gewalt herstellen, und sollte ich genöthigt sein, die ganze sächsische Armee niederschießen zu lassen.

Das vergossene Blut wird dereinst vor Gottes Gericht über den kommen, der es verschuldet hat, und vor dem Allwissenden wird Befehle geben und Befehle dulden, als ein- und dasselbe geachtet werden müssen.

Ew. Maj. wissen, daß ein Greis von dreiundsiebzig Jahren keine anderen irdischen Absichten mehr haben kann, als daß die Stimme der Wahrheit gehört werde und das Rechte geschehe.

So haben Ew. Königl. Maj. dieses Schreiben aufzunehmen.

Hauptquartier Lüttich, 6. Mai 1815.

Blücher.

---

## III. Die Teplitzer Punktation.

Zu Bd. II S. 550.

Einige Sätze der Teplitzer Punktation sind, wie oben erwähnt, wörtlich aufgenommen in die „Punktation für die Hauptgegenstände dieser Verhandlungen", welche Fürst Metternich in der ersten Conferenz zu Karlsbad vorlegte (abgedruckt bei Welcker-Klüber, Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation, S. 185 f.). Ich gebe im Folgenden den vollständigen Text und bezeichne in den Noten die Abweichungen von der Karlsbader Punktation.

---

*) Beigelegt war die bekannte Proclamation Blüchers an die Soldaten des sächsischen Armeecorps vom 6. Mai 1815.

**Punktation über die Grundsätze, nach welchen die Höfe von Oesterreich und Preußen in den inneren Angelegenheiten des Deutschen Bundes zu verfahren entschlossen sind.**

## Allgemeine Grundsätze.

1. Der Deutsche Bund besteht als ein politischer Körper, dessen wesentliche Bestimmungen in den Art. 1 u. 2 der Bundesakte rein ausgesprochen sind.

Er besteht als eine für die Erhaltung des Gleichgewichtes und der allgemeinen Ruhe wesentliche und wahrhafte europäische Institution und er genießt die allgemeine Garantie, welche die Existenz jedes europäischen Staates in Folge der Wiener Congreßakte sichert.*)

2. Oesterreich und Preußen sind europäische unabhängige Mächte und durch ihre deutschen Länder zugleich deutsche Bundesstaaten. In der ersten Eigenschaft und insbesondere als vorzügliche Theilnehmer an dem Wiener Congreß-Werke und an den sämmtlichen politischen Verhandlungen der letzten Jahre sind sie berufen, über die politische Existenz des Deutschen Bundes zu wachen und auf selbige zu bestehen. In der zweiten Eigenschaft ist es ihre Pflicht, der gehörigen Ausbildung und Befestigung des inneren Bundeswesens ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen.**)

3. Sobald der Deutsche Bund besteht und als eine europäische politische Institution bestehen muß, dürfen in seinem Inneren keine Grundsätze in Anwendung gebracht werden, welche mit dessen Existenz unvereinbar wären [oder sogar im offenen Widerspruch ständen].***)

4. Der Deutsche Bund wird als Gesammtheit durch die Bundes-Versammlung repräsentirt.

Die Bundes-Versammlung ist demnach, in Beziehung auf den Bund und dessen inneres Wesen und mit specieller Berücksichtigung auf die Art. 1 u. 2 der Bundesakte, die oberste politische Behörde in Deutschland. Ihre legalen Beschlüsse müssen als Gesetze des Bundes unverbrüchlich ausgeführt und gehandhabt werden.†)

## Specielle Anwendung dieser Grundsätze.

5. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Föderativ-Band bisher durch ein unglückliches Mißtrauen sowohl von Seiten einiger deutscher Regierungen, als durch manche der Föderation entgegenstrebende Nebenabsichten nicht die Festigkeit erhalten hat, welche dasselbe im reinen Begriffe der Föderation haben sollte. Diesem Uebelstande kann nur durch die enge Vereinigung der Höfe abgeholfen werden, und die Höfe von Oesterreich und Preußen sind entschlossen [den Augenblick zu benutzen, in welchem das systematische Treiben einer revolutionären Partei, nebst der Auflösung der Föderation, zugleich die Existenz aller deutschen Regierungen bedroht, um diese Vereinigung zu bewirken].††)

6. Die Anwesenheit der Minister der bedeutenden deutschen Höfe soll zu der näheren Uebereinkunft benutzt werden. Sollte der Versuch zu glücklichen ersten Resultaten führen, so wäre diese Uebereinkunft durch das Zusammentreten der deutschen Kabinette in der kürzest möglichen Zeit zu vervollständigen [und insonderheit in Absicht auf die Stimmenmehrheit und insbesondere auf die Fälle, wo diese nicht entscheidend sein soll, eine scharfe, möglichst beschränkte Bestimmung zu geben, desgleichen eine Anordnung von kräftigen Executions-Mitteln zu geben].†††)

---

*) Wörtlich gleichlautend mit Nr. 1 der Karlsbader Punktation

**) Fehlt in der Karlsbader Punktation.

***) Steht als Nr. 2 in der Karlsbader Punktation, mit Ausnahme der eingeklammerten Stelle.

†) Steht, bis auf einige kleine stilistische Aenderungen, als Nr. 3 in der Karlsbader Punktation.

††) Fehlt in der Karlsbader Punktation. Nur der eingeklammerte Satz steht daselbst, etwas verändert, als Nr. 4.

†††) Steht als Nr. 5 in der Karlsbader Punktation, mit Ausnahme der eingeklammerten Stelle.

7.*) Die dringendsten Gegenstände, über welche die erste Uebereinkunft zu treffen wäre, sind die folgenden:

A. Die Berichtigung der Begriffe in Ansehung des Art. 13 D. B. A.

Preußen ist entschlossen, erst nach völlig geregelten inneren und Finanz-Verhältnissen diesen Artikel in seinem reinen Begriff auf seine eigenen Staaten anzuwenden, d. h. zur Repräsentation der Nation keine allgemeine, mit der geographischen und inneren Gestaltung seines Reichs unverträgliche Volksvertretung einzuführen, sondern seinen Provinzen landständische Verfassungen zu ertheilen und aus diesen einen Central-Ausschuß von Landes-Repräsentanten zu bilden.

Welche Maßregeln zu ergreifen sein dürften um den deutschen Staaten, welche unter dem Namen von Ständen bereits Volksvertretungen eingeführt haben, zur Rückkehr zu einem, dem Bunde mehr angemessenen Verhältniß behilflich zu sein, hierüber sind vor Allem die Anträge dieser Regierungen selbst zu erwarten; welche Anträge sodann von den beiden Höfen zu würdigen und unter Erwägung der Vielseitigkeit der Rücksichten, welche dieser Gegenstand fordert, in gemessene Ueberlegung zu nehmen sein werden.

B. Allgemeine Verfügungen über den Art. 18 D. B. A.

Die beiden Höfe vereinigen ihre Ansichten auf die Grundsätze des anliegenden Projekts**) und sie werden selbe zur allgemeinen Annahme bei ihren Mitverbündeten und zu ihrer Anwendung auf ein Bundesgesetz unterstützen.

Dies Gesetz, durch die Bundes-Versammlung ausgesprochen, muß wo möglich noch vor Anwendung der diesjährigen Vacanzen in Anwendung gebracht werden.

Als eine zur Ausführung des Zwecks — der täglichen Volks-Verführung auf möglichst ausgiebigen Wegen Schranken zu setzen — nöthige Maßregel müssen die deutschen Regierungen sich wechselseitig verbinden, keinem der heute berüchtigten Redacteurs den Eintritt in neue Zeitungs-Redactionen zu gestatten und überhaupt die vielen Zeitungsblätter zu vermindern.

C. Maßregeln in Hinsicht auf die Universitäten, Gymnasien und Schulen.

Um diese mit voller Rücksicht auf das Beste der Wissenschaften und die moralische Bildung der Jugend zu ergreifen, möchte eine eigene aus bewährten Männern derjenigen Staaten, welche Universitäten haben, zusammengesetzte Commission berufen werden, einen gründlichen Vortrag über diejenigen Verfügungen auszuarbeiten, welche zu dem obgenannten Zwecke führen könnten. Diese Verfügungen möchten nicht nur die Disciplin in Absicht auf Studenten, sondern auch ganz besonders in Absicht auf die Lehrer umfassen.

Als eine unumgängliche Maßregel werden die beiden Höfe bei ihren Verbündeten den Satz der Nothwendigkeit unterstützen, daß notorisch schlechtgesinnte und in die Umtriebe des heutigen Studenten-Unfugs verflochtene Professoren alsbald von den Lehrstühlen entfernt werden, und daß kein ähnliches von einer deutschen Universität entferntes Individuum auf den Universitäten in anderen deutschen Staaten Anstellung erhalte. Das Uebel muß aber auch an der Wurzel angegriffen werden, und daher diese Maßregeln auch auf das Schulwesen zu erstrecken sind.

In Berücksichtigung der Vorurtheile, welche von vielen deutschen Regierungen gegen die engere, so heilsame Vereinigung der beiden bedeutendsten deutschen Höfe gehegt werden, versprechen sich dieselben wechselseitig, die gegenwärtige Punktation auf ewige Zeiten geheim zu halten und sich dahin zu beschränken, die unter ihnen aufgestellten Grundsätze nicht nur zur Richtschnur ihres eigenen Benehmens zu erheben, sondern denselben durch

*) Alles Nachfolgende fehlt in der Karlsbader Punktation.

**) D. h. der in Karlsbad vorgelegten „Grundlinien" eines Beschlusses über die Presse (bei Welcker S. 193).

vereinte Kraft die möglichste Ausbildung in Vereinigung mit ihren deutschen Mitverbündeten zu geben.

In Folge dieses, und zur möglichsten Bekräftigung haben die Unterzeichneten die gegenwärtige Punktation eigenhändig unterfertigt.

Teplitz, 1. August 1819. C. F. v. Hardenberg.
F. v. Metternich.

---

## IV. Hardenbergs Verfassungsplan.

Zu Bd. II S. 589.

### Ideen zu einer landständischen Verfassung in Preußen.

Das königliche Edict vom 22. Mai 1815 ist die Vorschrift, von der wir ausgehen.

Wir haben lauter freie Eigenthümer.

Das beste Fundament der Verfassung ist eine zweckmäßige Municipal- und Communal-Ordnung. Sie ist also das nächste dringende Bedürfniß.

Jede Commune verwaltet ihre eigenen Angelegenheiten nach derselben.

Jedes Landkirchspiel wählt unter Leitung einer obrigkeitlichen Person einen Deputirten aus seiner Mitte. Bedingungen der Wahlfähigkeit: Von einer der christlichen Confessionen — Grundbesitz — Majorennität — unbescholtener Ruf.

Die Kirchspielsdeputirten kommen in einem bestimmten Orte im Kreise zusammen und wählen unter der Leitung des Landraths eine kleine, näher zu bestimmende Anzahl Deputirte zum Kreistage.

Jede kleine im Kreise belegene Stadt verfährt ganz wie die Kirchspiele.

Jeder Besitzer eines im Kreise belegenen Ritterguts, der Besitzer sei von Adel oder nicht, oder eines Gutes von näher zu bestimmender Größe, wenn es auch bisher nicht Rittergut war, ist Kreisstand und kann in der Kreisstadt erscheinen, um dort eine Anzahl Deputirte zum Kreistage zu wählen. Diese müssen ebenfalls aus der Mitte der Gutsbesitzer sein. Jeder Standesherr hat das Recht, persönlich oder durch einen Bevollmächtigten auf dem Kreistage sich einzufinden.

Der Kreistag

besteht also: unter dem Vorsitze des Landraths

1. aus den Standesherren, die zum Kreise gehören,
2. aus den Deputirten der im Kreise belegenen Gutsbesitzer,
3. aus den Deputirten der im Kreise belegenen kleinen Städte,
4. aus den Deputirten der im Kreise belegenen Landkirchspiele.

Die Kreistage haben zum Gegenstande alle Communal-Angelegenheiten des Kreises nach der zu revidirenden Instruction für die Landräthe und übrigen Kreisbeamten.

Auf solchen werden zugleich gewählt: von den Ständen 2, 3 und 4 eine bestimmte, möglichst beschränkte Anzahl von Deputirten zur Provinzial-Versammlung oder

dem Provinzial-Landtage.

Dieser besteht also: unter dem Vorsitz des Chefs der Provinz

1. aus den Standesherren der Provinz,
2. aus den Erzbischöfen, Bischöfen, wo sie sind.
3. Ob die Universitäten zu den Ständen gewählt werden sollen, soll nach S. Maj. des Königs Befehl näher in Erwägung gezogen werden, da sie als Unterrichtsanstalten so wenig dazu gehören dürften, als die Gymnasien und Schulen, und S. Maj. dafür halten, daß sie, insofern sie Grundbesitzer sind, als solche erscheinen müßten.

4. Aus den großen Städten, die einen eigenen Kreis bilden,
5. aus den Deputirten der Gutsbesitzer,
6. aus den Deputirten der kleinen Städte,
7. aus den Deputirten der Landkirchspiele.

Die Zahl der Deputirten ad 5, 6 und 7 muß nach der Zahl der in der Provinz vorhandenen Standesherren, Prälaten, Universitäten und großen Städte abgemessen und zweckmäßig regulirt werden.

Der Gegenstand der Provinzial-Landtage ist Alles, was die Provinzen besonders betrifft, z. B. das Provinzial-Schuld- und Creditwesen, die Repartition quotisirter Abgaben und die Verwaltung gewisser Institute und Anstalten, als der Armen-, Kranken- und Irrenhäuser, Besserungs-Anstalten, der Wegebau, insofern er nicht große Landstraßen angeht u. s. w.

Die Einrichtung braucht nicht in allen Provinzen gleich zu sein und richtet sich nach den Lokal-Umständen.

Gesetze und Einrichtungen, die das Ganze der Monarchie betreffen, gehören nicht vor die Provinzialstände, sondern können nur in der allgemeinen ständischen Versammlung berathen werden. Aber der Fall kann vorkommen, daß die Provinzial-Landtage von jener zu Gutachten aufgefordert werden, oder daß diese solche unaufgefordert an den allgemeinen Landtag bringen.

Ob die Provinzen nach den älteren Verhältnissen anzuordnen sind oder nach der Eintheilung in Oberpräsidenturen, ist näher zu erwägen. Ersteres scheint wenigstens vorerst in Absicht auf die Schulden räthlich zu sein.

Die Provinzial-Versammlungen wählen, jeder Stand aus seiner Mitte, die Deputirten zum

Allgemeinen Landtag,

welcher aber nie mit den Provinzial-Versammlungen zugleich, sondern — außer dem ersten male, wo die Wahlen geschehen müssen — vorher zusammenkommen muß.

Der allgemeine Landtag hat gar keine Verwaltung und beschäftigt sich mit den allgemein, für die ganze Monarchie bindenden Gegenständen.

Die Deputirten zum allgemeinen Landtag sind in möglichst geringer Anzahl zu bestimmen, desgleichen wäre noch zu erwägen, ob es räthlich sei, sie in einer Versammlung oder in zwei Kammern zusammentreten zu lassen; Letzteres würde vielleicht eine zu große Anzahl veranlassen und den Geschäftsgang erschweren. Sollten zwei Kammern bestimmt werden, so ist zu bestimmen, wie die erste Kammer zusammengesetzt werden müsse.

Sowohl die Deputirten der Kreis-Versammlungen als der Provinzial-Landtage und die zum allgemeinen Landtage folgen blos ihrer eigenen Ueberzeugung und dürfen sich an Mandate und Instructionen ihrer Wähler nicht halten.

Die Kreistage und Provinzial-Landtage müssen alle Jahre wenigstens einmal zusammenkommen. Wie oft dieses in Absicht auf den allgemeinen Landtag der Fall sein müsse, wird näher zu bestimmen sein; desgleichen wie lange die Gewählten in Function bleiben sollen; ob sie bei einer neuen Wahl wieder gewählt werden können; endlich wie gestimmt und ein Beschluß gewonnen werden soll.

Wählbar sind alle Staatsbürger ohne Unterschied des Standes oder Gewerbes, insofern sie zu den obengenannten Kategorien gehören.

Soll die Initiative zu neuen Gesetzen dem König vorbehalten werden, oder können sie auch vom allgemeinen Landtag in Antrag gebracht werden?

Vorschläge zu solchen kann Jedermann, es sei durch Druckschriften oder schriftlich, dem König oder den Staatsbehörden machen; Unterbehörden bei ihren Vorgesetzten.

Die Minister bearbeiten die Gesetze, entweder auf des Königs Befehl oder aus eigenem Antriebe. Nach Seinem Gutbefinden senden S. Maj. den Entwurf dem Staatsrath zum Gutachten, und wenn der Entwurf vollendet ist, wird er den Ständen von dem betreffenden Minister vorgelegt, und die Gründe, welche das Gesetz motiviren, werden von ihm auseinandergesetzt, doch hat er keine Stimme bei der Berathschlagung.

Sind die Stände damit einverstanden oder genehmigen ihn mit Modificationen, so geht er an den König zurück. Nur durch königliche Sanction kann der Entwurf zum Gesetz erhoben werden. Er kann sie zu jeder Zeit ganz versagen oder Aenderungen zur neuen Erwägung vorstellen.

Wie es gehalten werden soll, wenn die Stände ein vorgeschlagenes Gesetz verwerfen, ist zu bestimmen.

Die Kreistage und Provinzial-Landtage haben in ihren Communal-Angelegenheiten Verwaltungs-Geschäfte; der allgemeine Landtag hat deren keine und gar keine Einmischung in die Administration. Diese bleibt der Regierung ausschließlich vorbehalten; jedoch sollen den allgemeinen ständischen Versammlungen jährliche Uebersichten der Verwaltung von den Ministern vorgelegt werden, besonders die Finanzen betreffend.

Nach dem Edict vom 22. Mai 1815 erstreckt sich die Competenz der Stände hauptsächlich auf die Gesetzgebung, insonderheit auf solche Gesetze, welche die persönlichen Rechte der Staatsbürger und ihr Eigenthum, neue Auflagen u. s. w. angehen. Auswärtige Verhältnisse, Polizei-Verordnungen und militärische Verhältnisse gehören nicht für sie, insofern letztere nicht persönliche Verpflichtungen oder das Eigenthum betreffen.

Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz; Gleichheit der christlichen Confessionen und Duldung und Freiheit aller Religionsübungen; gleiche Pflichten gegen den König und den Staat; das Recht eines Jeden, auf einen unparteiischen richterlichen Urtheilspruch zu provociren und binnen einer bestimmten Zeit verhört und jenem Urtheilsspruche unterworfen zu werden; die in der preußischen Monarchie schon lange bestehende Unabhängigkeit der Gerichte in Absicht auf ihre richterlichen Aussprüche; die Befugniß eines Jeden, seine Bitten und Beschwerden in geziemenden Ausdrücken an den Thron zu bringen — Alles dieses sind Dinge, die in die Verfassung aufzunehmen sind.

Desgleichen wird näher zu prüfen sein, was in Absicht auf die Verantwortlichkeit der Minister und Staatsbeamten, auf die Preßfreiheit und ihre Mißbräuche, auf die öffentliche Erziehung, auf die Oeffentlichkeit der Gerichte und der ständischen Versammlungen zu bestimmen sei.

Alles wird dahin gerichtet sein müssen, daß das monarchische Princip recht befestigt werde, mit dem wahre Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums ganz vereinbar sind, und durch solches am Besten und Dauerhaftesten mit Ordnung und Kraft bestehen. Und der Grundsatz werde aufrecht erhalten:

salus publica suprema lex esto!

---

## V. Hardenberg über die Ministerkrisis vom Jahre 1819.

Zu Bd. II S. 604.

Hardenbergs Tagebücher sind bekanntlich für die Jahre 1805—13 eine werthvolle, zuerst von Duncker, dann von Ranke, Oncken, Hassel u. A. benutzte Geschichtsquelle. In der späteren Zeit werden sie immer lückenhafter, obgleich sie auch dann noch dem Sachkundigen einzelne wichtige Aufschlüsse gewähren. Zuweilen hat der Staatskanzler monatelang kein Wort eingetragen oder auch seine Notizen erst nachträglich niedergeschrieben (so steht im Jahre 1815 unter dem 16. Juni Ligny, unter dem 18. Belle-Alliance verzeichnet). Ueber den Ministerwechsel von 1819 sagt das Tagebuch nahezu nichts. Dagegen finden sich in Hardenbergs Nachlaß auf einem losen Blatte einige, offenbar in den Weihnachtstagen 1819 niedergeschriebene Bemerkungen, welche klar erkennen lassen, wie der Staatskanzler jene Krisis auffaßte. Hier der wesentliche Inhalt.

---

Partei im Ministerium gebildet — seitdem die Cabinets-Ordre v. 11. Jan. d. J. dem Zeitgeiste entgegengewirkt, das Turnen, das Erziehungswesen gerügt hat.

Boyen und Beyme. Nachher durch Humboldt Dazwischenkunfte ohnerachtet meiner freundschaftlichen Warnungen.

Festes Zusammenhalten dieser Partei, besonders bei der Untersuchungssache und den Karlsbader Beschlüssen.

Humboldts Berichtsentwurf. Votum von Bernstorff: ditto Boyen und Beyme Protokoll ad Regem ohne Conclusum und Bericht. Bernstorff ist nicht wieder gehört.

Der Plan liegt tief. Die Partei will die gegenwärtige Administration stürzen und sich an die Stelle setzen, angeblich die Finanz-Verlegenheit und Steuergesetze dazu benutzen.

Ancillons Gutachten über die Karlsbader Sache.

Sehr schlimm. Es ist die höchste Zeit. Entweder oder. Die Beamten, viele Offiziere, Lehranstalten angesteckt. Oberpräsident Merckel und Schön. Die Jugend wird verdorben.

Componiren läßt sich nicht. Eylerts Gutachten.

Der Tadel wird bekannt, wirkt demoralisirend. Man sehe nur auf alle Flugblätter der revolutionären Partei. Es ist einerlei Sprache.

In der größten Gefahr stand ich allein mit dem königlichen Vertrauen. Nur weil ich allein konnte ich etwas leisten. Jetzt wieder.

Der Kriegsminister ist fort. Ist viel, hilft aber nichts, wenn Beyme und Humboldt zusammenbleiben. B. und H. müssen dispensirt werden.

Finanz- und Steuerpläne.

Schulwesen reformiren (die Personen). Merckel zu entlassen.

Pirch erhält die Militär-Erziehungsanstalten.

Niederrhein — Bülow.

Sachsen — Schönberg.

Schlesien — Ingersleben.

---

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.









